ERLEBNISSE: NACH ERINNERUNGEN UND...

Friedrich Wilhelm Gubitz

Digitized by Google

KPD
7965

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE FUND GIVEN
IN MEMORY OF
GEORGE SILSBEE HALE
AND
ELLEN SEVER HALE

Digitized by Google

Erlebnisse

von

F. W. Gubitz.

Nach Erinnerungen und Aufzeichnungen.

Erster Band.

Berlin.
In der Vereins-Buchhandlung.
1868.

Digitized by Google

KPD 2965

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
MAR 16 1954

Hale

Digitized by Google

Seit Jahren schon wurde mir nicht nur im Familienkreise, nicht nur von Freunden und Bekannten, sondern auch in Zeitschriften gesagt: ich solle meine Erlebnisse der Lesewelt mittheilen. Fast immer hörte und las ich dies schweigend, innen aber sagte ich mir: ja, wäre das in erster Hälfte meiner Vergangenheit mir glaubhaft oder auch nur muthmaßlich gewesen, dann könnte mir die Aufgabe durch mehr schriftliche Hülfsmittel sehr erleichtert seyn; jetzt hätt' ich zu wünschen, das Sprüchwort: „wer Anfang macht, hat halb vollbracht", beweise sich diesmal als gründlich wahr. — Mir wollte es nicht so scheinen, wenn ich jenem Anmahnen zu folgen mir vornahm; denn frühzeitig in mich hineinlebend, ohne sonderliche Aufsicht und Leitung stillem Betrachten überlassen, scheint's mir, ich hätte vom Kindeswesen und seinem Glück weithin mehr geträumt als erfahren. So unklar hinsichtlich meines Einschreitens in das Wirkliche des Lebens, finde ich mich bald in seltsamer Abtrennung, in einsamer Selbstständigkeit, auch mitten

Digitized by Google

unter Anderen, wobei mir aber Begriff und Absicht mangelten; denn in meinem Empfinden war ich überschwenglich und schwärmend, wie dies gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts noch in der geistigen und gemüthlichen Nahrungsluft des deutschen Volkes lag. Bei dem Rückblick auf damalige Verbindung meiner gradaus strebenden Gedanken mit der Zerfahrenheit des Gefühls sehe ich ein, es sey rathsam, von der durch Entbehrnisse bedrückten Jugend vor den Jahren, ehe mein Name öffentlich genannt wurde, nicht viel mehr als das Unerläßliche zu erwähnen,— so weit man selbst zu beurtheilen vermag, was etwa hierin unerläßlich ist, oder mindestens irgend eine Bezüglichkeit hat für den Zweck dessen, was geschildert oder berichtet werden soll.

Wie schon angedeutet, hatte ich bis über die Hälfte meiner Jahre keine Ahnung davon, daß man jemals mich selbst mitbetreffende Gedenkblätter für die Oeffentlichkeit von mir begehren würde; ich erließ mir also bei stets hinlänglichster, nicht selten kaum zu überwindender Beschäftigung fast alles Aufzeichnen von Begebnissen und Einwirkungen. Da ist mir mein Anton, mein noch im ersten Mannesalter (am 3. Dezember 1857) gestorbener zweiter Sohn zu Hülfe gekommen. In seinem Nachlaß fand sich eine kurze Geschichte meiner Erlebnisse, wie er sie Familiengesprächen und öffentlich Zerstreutem entnahm. Seine handschriftlichen Umrisse will ich zuerst benutzen und sie ausführlicher entwickeln aus meinem Gedächtniß, das nur ärmlich unterstützt wird von auffindbaren

Digitized by Google

Hinweisungen, die allmälig mir ergiebiger werden müssen durch Briefe, Hand- und Druckschriften. — Voraus sey aber bemerkt — mit der Bitte, es nicht zu vergessen — daß ich diese Aufzeichnungen im Jahre 1864 begonnen habe, und sie wegen anderweitig verwickelter Geschäftigkeit nur allmälig fortsetzen konnte.

Leipzig ist meine Geburtsstadt, der 27. Februar 1786 mein Geburtstag. Getauft bin ich lutherisch, mag hiezu den Beisatz „protestantisch" nicht entbehren, aber zugleich hege ich Achtung und Duldsamkeit für jede auf diese Eigenschaften begründete, das Edle fördernde Glaubenslehre.

Mein Vater, Johann Christoph, war zur Zeit meiner Geburt in Leipzig Schriftsetzer in der Buchdruckerei des durch mannigfache Thätigkeit nach Verdienst sehr geschätzten Johann Gottlob Immanuel Breitkopf. Dieser beschäftigte ihn meist bei Werken in fremder Sprache, weil er zum erwählten Beruf mehr als gewöhnliche Vorkenntnisse mitbrachte.

Es sey mir erlaubt, vorweg hier des Vaters zu gedenken, überhaupt der Herkunft unserer Familie einen kurzen Bericht zu gönnen. — Erst seit dem dreißigjährigen Kriege lebten unsere Vorfahren in Deutschland; nach der ältesten Ueberlieferung hatte sich ein schwedischer Offizier Gubitsteen in eine schöne und wohlhabende Schneiderstochter aus Gotha verliebt, sie wider Willen seiner Eltern geheirathet, und sey enterbt worden. Er studirte dann die Rechte in Jena, wohnte als Advokat in Schleusingen; seinen Namen hatte er in Gubitß abgekürzt. Zu Anfang

Digitized by Google

des achtzehnten Jahrhunderts beweisen vorhandene Druckschriften die Verwandlung in Gubitz. Mein Ur-Urgroßvater war Rent-Amtmann im Weimarschen, in der Nähe von Capellendorf, mein Ur-Großvater Pfarrer in Goldlauter, zugleich Schriftsteller. Die Familie besitzt nur ein Buch von ihm: „Emblematischer Zeitvertreiber"*), mit einer geharnischten Vorrede gegen „des Momi Geschlecht", gegen die „Recensenten." Davon darf ich in der Folge mir selbst etwas widmen als Strafpredigt, wenn ich zu erwähnen habe, daß ich, trotz der scharfen mit biblischen Zeugnissen bewaffneten Warnung meines Vorfahren, mich doch „des Momi Geschlecht" beigesellte — beigesellen mußte. — Mein Großvater war Arzt und Kreis-Physikus im Henneberg'schen, wohnhaft in Suhl. Er hatte in Jena studirt, und ich erfuhr während meiner dortigen Studentenzeit im Anfange jetzigen Jahrhunderts, daß er als einst „bemoostes Haupt" und geschickter Schläger sogar noch einen Nachhall burschenschaftlichen Rufs vererbte, weil er höchst willfährig die Waffe ergriff für jeden beleidigten Freund, daneben auch dienstbereiter Fechtmeister war. Er starb, wenig über vierzig Jahr alt, ohne Vermögen zu hinterlassen; meine Großmutter, eine kraftmächtige heißblütige

*) Der vollständige Titel ist: „Emblematischer Zeitvertreiber, das ist: auserlesene Sinnbilder, mit Sprüchen, Historien, Gleichnissen und anderen Realien, sowohl aus heiliger Schrift als Profan-Scribenten; erkläret, mit Kupfern gezieret und zu nützlichem Gebrauch und Uebung im Christenthum zum Druck befördert von Caspar Christoph Gubitz, Pfarrer in Goldlauter. — Schleusingen 1726."

Digitized by Google

Thüringerin, die den Reichthum des in der Nähe belegenen ehemaligen Weinhändler-Dorfes Benshausen anstaunte, entschloß sich, Mittel zur Pflegung ihrer drei Kinder ebenfalls durch den Weinhandel zu erzielen, „en gros“, wie man zu sagen beliebte, obwohl fast nur Frankenweine lagerten in den geräumigen Kellern des Hauses, das sie sich später, um es den Benshausern nachzuthun, in dem Marktflecken Heinrichs bei Suhl stattlich genug mit selbsterworbenem Gelde erbauen ließ. Ihren ältesten Sohn Christoph brachte sie in Zucht und Belehrung nach Coburg zu dem Herzoglichen Pagen-Hofmeister Martini, mit dessen Zöglingen zugleich empfing er denselben Unterricht, und dadurch jene Befähigung, die ihn als Schriftsetzer in der Folge auszeichnete. In seinem funfzehnten Jahre mußte er sich des Weinhandels annehmen, wozu er keine Neigung in sich spürte, und da er das Unglück hatte, während des Geschäftsbetriebs durch einen Sturz mit dem, derzeit für Reisen sehr gebräuchlichen Pferde einen Kniescheibenbruch zu erleiden, wollte er eine andere Lebensbahn erwählen. Da die Mutter mit ihrer starren, vielleicht durch den kostspieligen Bau von ihren Zuständen verstärkten Strenge sich dem Entschluß widersetzte, flüchtete er nach Schleusingen, und der nun Sechzehnjährige ward Lehrling in der dortigen Buchdruckerei. Seine Selbsthülfe bewirkte bei der Mutter eine so unüberwindliche Aufregung, daß sie sich fast gar nicht mehr um diesen Sohn bekümmerte, ihn auch nicht wiedergesehen hat, obwohl sie bei manchem wi-

Digitized by Google

drigen Schicksal ein hohes Alter erreichte, das endlich doch eine briefliche Versöhnung herbeileitete.

Begreiflich ging nun der Sohn mühevoller Zukunft entgegen, leicht und gern täuscht aber darüber der jugendliche Muth, der ihn auch hinweg trug über zagende Betrachtung, als er schon im Anfange seiner zwanziger Jahre sich verheirathete mit der eben so schönen als wackeren Agathe Goll, Tochter eines armen Webermeisters in Schleiz. Mein Vater lernte sie kennen in der Häuslichkeit des Schleusinger Lehrherrn, und erzählte oft, sie habe in den, durch wüthende Hungersnoth berüchtigten Jahren 1770 und 1771 die Woche hindurch alle Brosamen gesammelt, sie dann Sonnabends in der Nacht von Schleusingen nach Schleiz zu ihren Eltern getragen, und Montag Morgens sey sie doch stets wieder bei der Wirthschafts-Arbeit gewesen. Dies und Desgleichen ist auch gar nicht zu bezweifeln, denn meine durch sparsamste Wirthschaftlichkeit sich auszeichnende, jedes Hülfsmittel emsig benutzende Mutter war nach kampfes- und mühereichem Leben noch in ihren achtziger Jahren voll herzhaftester Kräftigkeit. — Von Schleusingen wandten sich die Verheiratheten nach Leipzig; der junge Ehemann fand schnell seinen Platz als Schriftsetzer, miethete jedoch anfangs in Naundorf eine ländliche Wohnung, der Wohlfeilheit wegen, was um so nothgedrungener war, weil meine bedürftigen Großeltern mütterlicher Seits nachfolgten.

Bei meinem ersten Bewußtseyn schon etwas vom Kümmerlichen fühlend in einer mit nicht hinläng-

Digitized by Google

lichem Erwerb zu ernährenden alljährlich zahlreicher werdenden Familie, habe ich wenig Genaues von ihren Verhältnissen auf dem Dorf und in Leipzig erfahren, weiß darüber nicht viel mehr, als was mich selbst betrifft, und da ich schon im fünften Altersjahre meiner Geburtsstadt fern war, knüpft sich auch dies nur an geringe Erinnerungen. Die eine führt es in mein Gedächtniß, wie zwei ältere Brüder, um vor unserer Leipziger, an der Endtiefe eines Hofes belegenen, durch einen offenen Wagenschuppen verdunkelten Wohnung eine Rasenbank zu haben, das dazu Erforderliche von einer Wiese holten. Damit unbekannt, daß dies verboten war, wurden uns die Rasenstücke am Thor unter allerlei Bedrohungen abgenommen. Auch ich trug etwas von der sündlichen Beute auf dem Kopf, und der heftig scheltende Thorbewacher stieß mich an zu der Rede: „Un Er, kleener Knirps, schmeiß' Er nur ooch weg, un weeß Er was, Er soll zur Strafe Querpfeifer wer'n!" Das war mir ein unbekanntes Wort, und lange habe ich mir unter „Querpfeifer" das Entsetzlichste gedacht. — Eine andere Erinnerung leitet mich hin nach dem mir lieben Kirchhof, wo ich Gellert's Denkstein sah, jedes Grabgewölbe hinter eisernem Gitter mich schauerlich geheimnißvoll anwehte. Weinend verließ ich ihn im Herbst 1790, da mein Vater mit der Mutter, mehreren Kindern und jenen Großeltern nach Berlin übersiedelte. Stetigen Fleißes hatte sich der Vater, von Breitkopf angeregt, versuchsweise in Sonntags- und Sommerabend-Stunden mit dem Holzschnitt, dann

Digitized by Google

mehr mit dem Stahlschnitt beschäftigt, und dieser wurde begünstigt durch einen Zeitzweck. — Bald nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts verehrten Schulgelehrte die lateinischen Buchstabenzeichen so sehr, daß sie mit zäher Ausdauer in öffentlichen, mit vielen Fremdwörtern verputzten Erklärungen verlangten, man solle auch das Deutsche nur mit lateinischen, nicht mit den „abnormen und abominablen" deutschen Buchstaben drucken. Breitkopf widerrieth dies eifrigst, bemühte sich aber, weil der Streit durch die Verlateinerten ein hitzig hartnäckiger wurde, um thatsächliche Ausgleichung, indem er durch Abrunden die deutschen Buchstaben den lateinischen nähern ließ, was jedoch rechts und links nur befremdlich wirkte. Nun mischte sich der Berliner Buchhändler und Buchdruckereibesitzer Johann Friedrich Unger ein. Er hatte sich für den damaligen völlig gesunkenen Zustand der Holzschneidekunst, in ihrer altherkömmlichen Weise, andern Betheiligten gegenüber hervorgethan, und befand sich im Jahr 1789 während der Ostermesse in Leipzig. In ähnlicher Weise wie Breitkopf beabsichtigte er, die deutsche Druckschrift annehmlicher zu ändern; da er sich aber mit dem Stahlschnitt, oder, um den eigentlichen Ausdruck zu gebrauchen, mit dem Stempelschneiden erfolglos plagte, beredete er meinen Vater, der bei dem hohen Alter Breitkopf's — er starb 1794 — Einschränkung im Geschäft befürchtete, nach Berlin zu kommen, wo er wöchentlich fünf Thaler empfing. Die ersten neuen Schriften entstanden nach Unger's Angaben: sie waren in ihrer halb bauchi-

Digitized by Google

gen, halb geeckten Geſtalt weder lateiniſch noch deutſch, nur geſucht ſeltſam, mißfielen auch allgemein, und nun übertrug es Unger meinem Vater, nach eigenem Ermeſſen zu arbeiten. Die dann brauchbar und Vielen beliebt gewordenen, nachmals aber doch durch geſteigerten Veränderungstrieb anders umgeſtalteten ſogenannten „Unger'ſchen Schriften" müßten alſo nach billigem Recht mit dem Namen meines Vaters bezeichnet ſeyn, was ich noch bei deſſen Lebzeiten ſchon vor mehr als funfzig Jahren öffentlich auszuſprechen für Sohnespflicht erachtete.

Mit vier Geſchwiſtern, die ſich mehrten, durch frühzeitiges Hinſterben aber wieder verminderten — ſonſt wären wir zuſammen Dreizehn geweſen — war ich nah am Ende meines fünften Jahres in Berlin, wo bei der Mutter regſamſten Aushülfsmitteln das geringe Einkommen nicht zureichte. Der älteſte Bruder wurde Setzer-Lehrling in der Langhoff'ſchen Buchdruckerei, die andern Kinder waren allmälig erwerbsmäßig beſchäftigt, die Großeltern machten ſich nützlich durch Spinnen für das Lagerhaus, und weil viele Sorgen ſich doch meiſt überwinden ließen, überwand man ſie ſelber zuweilen durch Sorgloſigkeit. Wir hatten anfangs ſehr enge Hofwohnungen, dann aber eine der beſſeren in Unger's Hauſe, und da war dem Vater noch eine abgetrennte Werkſtätte eingeräumt.

In meinem ſechsten Jahre wurde ich Freiſchüler in einer Bürgerſchule, auch ein Bruder und eine Schweſter fanden dort unentgeltliche Annahme, und für den Vorſteher, Michaelis, werden Dank und

Digitized by Google

Liebe in mir nie enden. Denn nicht nur nahm er sich bald im Vorzuge meines Unterrichts an, uns drei Geschwistern erwies er auch manche Wohlthat. Da unsere Eltern weitab wohnten, wir Mittags in der Schule blieben, täglich nur neun Pfennige empfingen, Jedem von uns zu einem Dreierbrode bestimmt, stillte er uns oft mit Speiseresten den Hunger, und wenn nach damaligem Uebereinkommen in den Jahrmarkts-Tagen Süßigkeiten, zum erlaubten Vortheil des Schullehrers doppelt bezahlt, den Schülern und Schülerinnen gereicht wurden, konnte sein gutes Herz nicht zulassen, daß wir leer ausgingen: wir erhielten umsonst Dasselbe, was die Andern für erhöhten Preis erkauften. — Er war ehedem Schneidergesell, hatte sich aber durch Lerndrang und umsichtige Bestrebsamkeit für die Leitung einer damaligen Bürgerschule zu einem tüchtig wissensreichen, sehr geschätzten Lehrer erhoben, und es hat mich im Jahr 1862 innigst gefreut, daß bei einer in der „Spener'schen Zeitung" enthaltenen „Geschichte des Berliner Schulwesens" meines ersten kenntnißvoll und gemüthlich wirkenden Lehrers mit Auszeichnung gedacht ist. Auch als Schriftsteller machte ihn namhaft sein beinahe fünfhundert Seiten füllendes Buch: „Der Brandenburgisch-Preußische Staat, Reise durch sämmtliche Königlich-Preußische Provinzen." (In zweiter Auflage: „Berlin, bei Dieterici, 1804.") Ich habe den, in seinem Nachlaß gefundenen, mit vielem Geschriebenen zur dritten Auflage gerüsteten Band vor mir; Michaelis ging aber zum Ewigen heim, ohne sich im Umarbeiten und

Digitized by Google

Ergänzen genügt zu haben. Stets bescheidenen Anspruchs, hat er dem Titel seinen Namen vorenthalten, nur bei der zweiten Auflage mit dem ersten Buchstaben die Vorrede unterzeichnet, in der beiläufig geäußert ist: „Ich wollte bloß, in so weit es meine Muße, Kräfte und Einsichten erlaubten, eine Schrift liefern, aus welcher die vaterländische Jugend, der sie besonders gewidmet ist, ihr Vaterland lieben und allen übrigen Ländern der Erde vorziehen lernte, um dadurch Vaterlandsliebe in ihre Herzen zu pflanzen und in denen der Bürger zu nähren." — Für den Lehrer einer preußischen Bürgerschule war dies unzweifelhaft ein ihr angehöriger Zweck, den er daneben im allgemein deutschen Sinne auffaßte.

Der biedere, mir offenbar allzu wohlgeneigte Michaelis stellte mich, wenn er einmal seinerseits eine Versäumniß nicht vermeiden konnte, in meinem neunten Jahr bei der Abtheilung für Mädchen an, um im Verein mit seiner Tochter die Uebung der untersten Grundlagen des Lesens, Schreibens und Rechnens zu beaufsichtigen. Das waren aber böse Stunden; dem weiblichen Anwuchs schien mein Einschieben muthmaßlich — ich meine: nicht ganz ohne Recht — beleidigend, und ich kleines Bürschchen hatte manchen Schabernack auszustehen. — Um diese Zeit sagte Michaelis meinem Vater mehrmals, ich sey befähigt, zu einer höheren Schule überzugehen, sogar die niederste Klasse zu überspringen; dazu wollte sich aber keine Möglichkeit zeigen: es war Erwerb und Vermeiden von Ausgaben nöthig. — Deßhalb wurde ich

Digitized by Google

schon früher, und nun angelegentlicher, um auch etwas zum Unterhalt der Familie dienstlich zu werden, mit dem Gußabbrechen, Schleifen und Aufsetzen der Buchstaben in der Unger'schen Schriftgießerei beschäftigt. In dessen Druckerei war eben mein älterer Bruder als Schriftsetzer angenommen worden, und daß ich Sonntags seine Arbeit etwas weiter förderte, verschaffte mir hierin ebenfalls einen Anflug von Verständniß. Aus jenen Tagen habe ich auch eine behagliche Erinnerung an Gottlob Wilhelm Burmann, einst in Berlin berühmt als Gelegenheitsdichter und reimfertiger Gesellschaftsredner. Er war in alten Tagen und mißlichen Umständen „Korrektor" geworden; mein Bruder schickte mich in Winterszeit zu ihm mit dem ersten Abzug eines Druckbogens, und ich sollte ihn berichtigt zurückbringen. „Das geht nicht so auf den Plutz, Jüngelchen; setz' Dich und hab' nur Geduld, ich geb' Dir 'was!" sagte Burmann freundlich. Ich that, wie mir geheißen, wartete in lautloser Unbeweglichkeit; als er endlich fertig war, suchte er eine Weile in seinen Westentaschen und rief dann, bei hastiger Bewegung nach dem Ofen, mir zu: „Ah, in der Röhre steht noch Reisbrei, den kannst Du auseſſen!" was ich mit bestem Gehorsam möglichst geschwind that. — Kotzebue benutzte in seinem Schauspiel: „Der arme Poet" Manches aus dem Leben Burmann's, und im Rückblick sehe ich seine gebeugte Gestalt, sein Stübchen und dessen Dürftigkeit noch vor mir. Er war voll Naturgabe, aber freilich bahnlos bei vielem Wissen. Hoffend auf Gönner, die seine in aller Hinsicht

Digitized by Google

stets gutmüthigste Willigkeit zum Erheitern ihrer Gesellschaften mißbrauchten, glaubte er irgendwo angestellt zu werden. Wie so mancher Bescheidene wurde aber auch er benutzt, dann getäuscht, und sich darbend durchquälend, blieb er dennoch, trotz harten Elends, worin er unterging, und nur aus Erbarmen ein Sterbelager fand, unwandelbar bei ehrenhafter Gesinnung, ob auch nicht ganz ohne empfindliche Bitterkeit. Das beweisen viele ihm eigenthümliche Züge, wenigstens einer davon sey erwähnt. Besonders hatte ein hoch Beamteter, in dessen Gunstkreise Burmann oft mit seinem Geist erfreute, Versprochenes nicht erfüllt, ihn dann fern gehalten, und als der nothleidende Dichter, fast zwei Jahre unbeachtet, doch einmal in Gegenwart eines Freundes wieder zu einem Festmahl des Wortbrüchigen eingeladen wurde, entgegnete Burmann's Selbstgefühl zürnend dem gesendeten Diener:

„Bestell' er seinem Herrn: ich will bei ihm nicht essen,
Er hat mich lange Zeit, jetzt hab' ich ihn vergessen!"

Nach diesem kurzen Abschweifen, womit ich mich bei der Erinnerung an den mitleidswerthen Burmann für den Reisbrei nochmals bedankte, wende ich mich rasch wieder zu meinem Jugendwege. — Ich sollte die Schriftgießerei erlernen, meine Neigung war streitend dawider. Ich las viel, las ohne Fähigkeit zur Auswahl Alles, was ich erlangen konnte. Einen alten Buchbindermeister Kniep hab' ich nicht selten unerlösbar geplagt mit den Bitten, mir Bücher zu borgen; meist wurde er nachgiebig, gab mir dann Werke, die er zu binden hatte, ehe ihnen der äußere

Digitized by Google

Schmuck angethan war. Jeden Band mußte ich aber am andern Tage zurückbringen, so daß ich Manches theils nur im Ueberhaſten, theils gar nicht bis zum Abſchluß leſen konnte, und nun mein Sinnen zu Rath zwang, um mit irgend einem Ausgang mich zu beruhigen. In ſolchem Bezuge marterte mich am ärgſten Goethe's „Wilhelm Meiſter", der eben nur erſten Theils erſchienen war, weshalb trotz alles Fragens Kniep und Andere, die ich zur Buch-Beiſteuer preßte, mich vor dem Irrdenken nicht zu ſchützen vermochten. Wegen gänzlichen Geldmangels blieben Leihbibliotheken mir unzugängliche Schätze, ich mußte mir überall für meine Leſeluſt den Beiweg ſuchen. Er führte mich hauptſächlich zu Druckereigehülfen, deren Beſſerungs- und ſogenannte Aushänge-Bogen ich aufmerkſam nachſpürte, ſie auch in Fülle für kurze Friſt erlangte, wobei mir beſonders ein als „gelehrt" bezeichneter Schriftſetzer, Namens Fulda, zuwendlich, auch zurechtweiſend nützte, was ihm unvergeſſen iſt. — Damals war aber noch haupteinwirkend auf mich die vorherrſchend idylliſche Richtung in der Schriftwelt und dem Volkstrachten; meine traumhaften Gedanken ſchufen ſich ein „dörfliches Paradies", und da ich vermöge des Angeleſenen Allerlei ſprach, was meiner Umgebung ungewöhnlich ſchien, entſtand die im Familienkreiſe durch Selbſtſchmeichelei ſich leicht einwurzelnde Meinung, ich ſey zur Kanzel auserwählt. So gründete und ſteigerte ſich in mir die Sehnſucht, Landprediger zu werden; bei unſern kargen, durch Krankheiten mehrmals drückender gewordenen Verhält-

Digitized by Google

niſſen verſchloß ſich aber jede Ausſicht zu Gymnaſium und Univerſität. Doch fand ich Gelegenheit, etwas von alten Sprachen zu erhaſchen, anfangs durch einen der Beſchäftigung bedürftigen, vordem Student geweſenen, nun verabſchiedeten Artillerie-Unteroffizier Schmidt, der in Folge von Abenteuern während des ſiebenjährigen Krieges preußiſcher Soldat geworden war, dann durch den Primaner und nachmaligen Collaborator Bartſch, dem ich dafür Allerlei abſchrieb.

Oft dachte ich nun an meine Großmutter in Heinrichs; ſie wurde als reich geſchildert, war aber gegen ſonſt bereits minder wohlhabend, was ſich ſpäter offenbarte. Hinlänglich wußte ich, daß ſie Jahre hindurch meines Vaters Briefe kaum beachtete, dennoch wagte ich, demüthig bittend, an die „Frau Doctorin, meine verehrte und barmherzige Großmutter" zu ſchreiben, ihr meine Wünſche und Hoffnungen ausſprechend, erhielt auch Antwort. Die bei ihrer alt-thüringenſchen Hartköpfigkeit im Tiefſten Wohlgeſinnte, durch empfindlich verwickelte Umſtände in vielfachem Verluſt, bewilligte mir jährlich Vierzig Thaler, jedoch mit der unbequemen Anordnung, daß ich unter Aufſicht und Sorge eines ihr Befreundeten „in Wittenberg, in der Lutherſtadt, Prediger ſtudiren, und auf dieſem Himmelspfade befliſſen und treu verharren ſolle." Zu der Reiſe waren Vier Laubthaler dem Schreiben beigelegt. Mein Vater ſah eine Näherung zu ſeiner Mutter in ihrer Willfährigkeit, er überwand nach mehrſeitigem Zureden und Bitten ſeine ſchweren Bedenken, und weil ein mit unſerer Familie

Digitized by Google

bekannter Fuhrmann Lappe, der von Suhl Stahlwaaren nach Berlin gebracht hatte, mit anderer Ladung zurückfuhr, wurde ich ihm anvertraut, um mich in Wittenberg abzuliefern, was bald nach Weihnachten 1795 geschah. Daß ich unterwegs fast immer dem Wagen nebenher zu laufen hatte, lieber aber voraus lief, war mir schon recht. Ohne Mißbehagen ertrug ich das Fahren nie bis in mein hohes Alter, und obwohl wir zum Erreichen meines Ziels, zu dreizehn oder vierzehn Meilen, drei Tage brauchten, — Nachts wurde eingekehrt — hat mich doch des Winters Frost verschont; muthmaßlich an sich mild, ward er mir vielleicht noch milder durch innen erwärmendes Frühlingshoffen für die gewünschte Zukunft.

Vergnügt kam ich mit meinem Geleitskasten voll nicht werthreicher Habe in Wittenberg an, fand aber den Befreundeten der Großmutter durch mein Erscheinen sehr unvergnügt. — Geborener Böhme, Namens Bedacz, hatte er einen Glashandel betrieben, auch für den Weinhandel der „Frau Doctorin" Flaschen geliefert, sich dann angeblich „zur Ruhe gesetzt", haderte jedoch nun als grämlicher und kranker Witwer oder Hagestolz — ich blieb darüber im Dunkeln — mit seiner mich sehr mürrisch empfangenden Wirthschafterin Josephe. Für mich blieb er gleich nach dem ersten Tage meiner Beherbergung unzugänglich, immer nur hörbar durch sein Schelten und Husten, so daß ich, schauerlich märchenhaft befangen, still in dem mir angewiesenen Kämmerchen verweilte, wenn die gefürchtete Wirthschafterin mir nicht erlauben wollte,

Digitized by Google

die Stadt und Gegend zu durchstreifen. Nach mehreren von ihr bevormundeten Tagen war ich froh, als die Unfügsame meine Verweisung in einen hinterbaulichen Bodenraum des einstöckigen, nur noch mit einer kleinen Erkerwohnung erhöhten Hauses bewirkt hatte. Denn daß meine Eltern und ich uns eingebildet hatten, die „Sorge des Befreundeten" im Briefe der Großmutter bedeute auch Wohnstätte und Nahrung, ergab sich aus den unverhüllten Reden Josephens während der ersten Woche, in der man mich genügend gastfrei behandelte, als empfindlicher Selbstbetrug. Die Vierzig Thaler hatte Bedacz in monatlichen Beträgen zu zahlen, Weiteres solle und wolle er nichts thun, bekräftigte mit heftiger Geberde die Gebieterin ihres Herrn, und folglich hatte ich den Bodenraum noch als Wohlthat zu betrachten, obgleich er mich mit dem Frieren sehr bekannt machte. Ich besaß noch ein Restchen der vier Laubthaler, erhielt von Bedacz den ersten Monatsbetrag: für Einen, dem jeder Anspruch an ein Verbleiben fehlte, war einstweiliges Unterkommen, wo mir bei dem Allernothwendigsten zu einem Nachtlager volle Freiheit gelassen war, jedenfalls auch annehmlich. In meinem jugendlichen Glauben schien ich mir außer Noth, sie hätte mich aber unzweifelhaft rasch überfallen, wenn nicht des Himmels Macht eingriff.

Gesegnet sey jener Bodenraum, er wurde wahrhaft zur Wohlthat! — In dem Erkerbau nach der Straße hinaus, nur aus zwei Stübchen, Kammer und Küche bestehend, wohnte der „emeritirte" Lehrer Leest, nah

Digitized by Google

an siebzig Jahr alt, mit seiner auch schon bejahrten Tochter, die man gelehrt nennen konnte. Wenige Tage nur hatte ich in jenem Bodengehege überstanden, da rief mich Christine Leest zu sich und dem Vater; zaghaft trat ich ein, wurde über meinen sehr treffend als „absonderlich" bezeichneten Zustand befragt, in so zuthulicher Weise, daß ich mit aller Offenheit, endlich nicht ohne Thränen erzählte, wie und weshalb ich nach Wittenberg gekommen sey. Die beiden herzlich Gutmüthigen überboten sich nun, ebenfalls nicht ohne Thränen, in freundlicher Verheißung zu jeder Hülfe, die mit ihren allerdings beschränkten Verhältnissen beschafflich sey. Sie haben ihre Zusage vollauf bewährt, haben mich ausdauernd unterstützt, ob auch mehr mit dem Geistigen als Leiblichen; doch thaten sie zugleich hierin, was ein spärliches Einkommen vermochte, bis sich, was sehr bald geschah, anderer Beirath dienlich machte. — Leest hatte ein Büchergestell; da standen alt-klassische und in Auswahl neue Werke, die ich sämmtlich las, angeleitet von der Tochter, die mich lange Zeit hindurch mit ihren von mir angestaunten Kenntnissen förderte, nachdem Vater Leest mich geprüft hatte, und mit meinem Gelern mäßig zufrieden war. Er vermittelte nächstdem meinen beeilten Eingang in die höhere Bildungsschule, und obgleich mir nicht vergönnt wurde, die unterste Klasse überspringen zu dürfen, erlaubte man doch meine erste Versetzung schon zu Ostern 1796. — Dies Jahr machte sich bedeutsam in der europäischen Geschichte, und da Leest Mitempfänger des „Hamburger Correspondent", ich

Digitized by Google

bald nebenher Mitleſer war, gewann ich dadurch, und aus ſeinen bezüglichen Geſprächen mit der Tochter, einen erſten Halt für den Standpunkt zur Betrachtung der, ſeitdem wechſelsvoll vor- und rückwärts getriebenen Staatsumwälzungen. Ueberwiegend hatte ſich damals die Theilnahme auf Bonaparte hingewendet, der im Siegeszuge glänzte und für den die Entflammtheit im Steigen war. Wenn der alte Leeſt betrübt äußerte: daß ſich dabei ſein deutſches Vaterlandsgefühl unwohl befinde, ſo begriff ich dies damals nicht, ſpäter aber in demſelben Unwohlſeyn ſehr gründlich, und ich habe mich oft damit tröſten müſſen, daß eine Allmacht die Gedankenloſigkeit einer leidenſchaftlichen Volksmenge immer wieder zum Denken zwingt, aber auch immer erſt nach der Strafe.

Mein Gedächtniß rühmten Leeſt und Chriſtine als ein ſchnell ſammelndes und bewahrendes; man nennt es noch jetzt zuweilen bemerkenswerth, während ich beſtimmt weiß, daß es gegen ſonſt ſehr geſchwächt iſt. Beſtens bereitwillig muß es aber geweſen ſeyn, weil ich bei vielem, im Weiterbericht zwiſchendurch anzudeutenden fremdartigen Beſtreben und ungeahnten Hinderniß innerhalb nicht voller fünf Jahre mich dennoch bis an die Prüfung zur Univerſität hineilte. Dazu half in jener Zeit, wo die Prüfenden ſich an begrenzte und bekannte Anordnung hielten, vorweg und unermüdlich Chriſtine Leeſt, die befähigt war, vom Cornelius Nepos bis Cicero, von einer „Chreſtomathie“ des Griechiſchen bis zum Homer — der eben durch ſich dehnende Streitigkeiten der Sprachforſcher

Digitized by Google

den Amtsgelehrten mehr als je im Sinne lag — mich erklärend zu läutern. Verschwiegen sey aber nicht, daß bei den Schülern geheim zuweilen Uebersetzungen als solche Brücke dienten, der man einen anrüchigen Vornamen gegeben hat; Vater Leest nahm aber Dergleichen sehr übel. Wollte man sich jedoch etwa über eines Weibes Kenntnisse des Lateinischen und Griechischen verwundern, ist zu bedenken, daß im achtzehnten Jahrhundert gelehrte Töchter gelehrter Väter nicht selten waren, was dann auch andere Mädchen zur Nacheiferung reizte. Ohne dies erfahren zu haben, fühlte ich um so mehr oft mich beschämt und gebeugt von dem viel umfassenden Sprachvermögen Christinens. Da lachte sie mich einmal herzhaft aus und sagte: „Wär' ich so jung und wüßte mehr als Du, ließ ich's gelten; bei mir alten Jungfer, die zum Lernen übermäßige Muße und tägliche Gelegenheit hatte, ist's kein Wunder, wenn sie mehr weiß als ein eigentlich noch kindisch alberner Junge!" Da war ich derb genug abgefertigt, und bin zweifelhaft, ob ich geziemend ebenfalls darüber lachte oder mich verletzt meinte; denn bei mancher Erinnerung stärkerer Bezüglichkeit muß ich mir gestehen, daß die Einsicht, gern unterthänig zu seyn, wo es hingehört, keine Eigenschaft der Jugend ist, auch der meinigen nicht immer war, obgleich ich des billig Fügsamen mich befleißigte, wie dies meine allseitige Bedürftigkeit gebot. Christine Leest aber, obwohl ich ihr nicht nur bei dem Unterricht, sondern in Allem, dessen sie sich annahm, fast unbedingt gehorchen

Digitized by Google

mußte, lebt dennoch in meinem Empfinden als wäre sie meine erste Liebe, und ihre bündige Entschiedenheit war von gesundem Eindruck, zumal für Einen, der stets zum Zweck trieb, ohne zulänglich baare Mittel zu haben, und ohne den Weg messen zu können.

Aus meinem Bodenraum war ich durch Bemühung der Erker-Nachbarn bald entführt. Leest, der in Wittenberg studirt hatte und als Nachhelfer für Studenten den kargen Ruhegehalt ausreichend zu machen suchte, war in seinem friedfertigen Sinn weit entfernt von der Entschlossenheit seiner Tochter: Beide ergänzten oder glichen sich gegenseitig aus in ihren Eigenthümlichkeiten. Er hegte anfangs Furcht, sich den Nachbar Bedacz zu verschlimmern, wenn er sich einmischte; Josephe aber ließ wahrnehmen, daß ihr mein Weichen nicht unangenehm sey. Alsbald verschaffte mir Leest ein heizbares, aber etwas verdunkeltes Kämmerchen bei einem nicht sehr begüterten Böttchermeister, wofür ich nur sein Söhnchen, das seit ein paar Wochen in einer sogenannten Klippschule vorläufig das Festsitzen einübte, bequemer aus dem A B C- zum Lesebuch befördern sollte. Das that ich nach des Meisters Urtheil so löblich, daß er, obwohl ich ihm schon Mittwochs für ein Freieſſen zu danken hatte, mich noch Sonntags vom Morgen bis zum Abend beköstigte. Seine Empfehlung veranlaßte einen ähnlichen Auftrag, der mir wöchentlich sechs Groschen eintrug, und da mir Michaelis eine deutliche Handschrift, die man schön nannte, angebildet

hatte, war ich zuweilen ſehr mäßig bezahlter Abſchreiber bei dem Univerſitäts-Profeſſor Johann Jakob Ebert, der neben ſeinem Lehrfach der Mathematik für einen Buchhändler in Leipzig Erzählungen und Fabeln ſchrieb, nächſtdem Allerlei aus dem Engliſchen überſetzte. Bei dem Weihnachts- und Neujahrsſingen der Schüler vor den Häuſern erbeutete ich auch mein Theil an Zehrgroſchen, ſo daß ich, des Entbehrens gewohnt, mich ohne Fernblick von Tag zu Tag durchwand, indem ich neben den zwei Freieſſen und Brod mich mit Obſt nährte, bis dies nicht mehr zu haben war. Jene Unvermeidlichkeit einfacher und ſparmäßiger Sättigung halte ich gewiß mit Recht für den Urquell der mir zu Theil gewordenen — Gott ſey Dank! — beinahe niemals erſchütterten Geſundheit, bin alſo dem Mangel unendlich verpflichtet.

Mein ſonderbar waltendes Verhängniß tummelte ſich und mich in nicht weſentlich verwandelter Art drei Jahre hindurch auf dem Lebenswege, und mit den Spuren der Erfahrung vereinten ſich die der Unabſehbarkeit einer geſicherten Zukunft. Im Zertheilen der Zeit wurde ich natürlich bei regſamſtem Eifer und ſtetigem Hinblick auf die Dorfpfarre der förderlichſten Beſtrebungen nicht genugſam mächtig; mich beklemmte nun ein raſtloſes, ein unauflösliches Grübeln. Wie plötzlich war es mir aufgefallen, daß die Leute manchmal ſagten: es wäre zu bewundern, ſo jung bereits unabhängig und ſelbſtſtändig zu ſeyn in meinem Thun und Willen; in mir dämmerte die Anſicht: man könne eher abgetrennt ſagen nach

Digitized by Google

mehrseitigem Begriff. Das Wort „Selbstständigkeit“ prägte sich aber innen unentkommlich fest, doch plagte ich vergebens meine wahnvoll lebhafte Phantasie mit Plänen und Entwürfen zur Erreichung des in meine Gedanken eingewachsenen Ziels, bei dem meine Unerfahrenheit voraussetzte, daß der Landprediger amtlich unabhängig sey.

Wie bereits im Jahre 1798 geschehen, eilte ich bei Anfang der Schulferien auch 1799 nach Berlin, traf bei Müdigkeit, die mich sehr geübten Läufer doch zuweilen überfiel, oft mitleidige Fuhrwerks-Inhaber, die mir eine Strecke des Weges erleichterten, und die erbetene Güte war mir willkommen, ob auch schon eine Meile des Fahrens meinen Körperzustand aufrühreriſch machte. — Die Familie sah ich aus der Bedränglichkeit nicht erlöst; des Vaters Einnahme war wöchentlich mit einem Thaler vermehrt, seine oft wiederkehrende Kränklichkeit aber im Zunehmen; recht gesund habe ich ihn eigentlich nie gekannt, dennoch erreichte er ein hohes Alter. Im Jahre 1799 weilten noch drei jüngere Geschwister zu Hause, zwei ältere Brüder befanden sich nicht in der Lage, zu den Bedürfnissen beisteuern zu können: als der Nächste hatte ich danach zu trachten, aber wie sollte es möglich werden?! — Das Einzige, was mir in Berlin diesmal wieder als vortheilhaft begegnete, war des Kupferstechers Laurens freundliche Theilnahme. Er unterrichtete bei Michaelis im Zeichnen, seine schwarze Kreide schrieb auf meine gestümperten Blättchen zuweilen „Ziemlich“, und auch jetzt ließ er mich

Digitized by Google

unter seiner Aufsicht zeichnen. Das fügte sich immer, wenn ich nach Berlin gelaufen war, wozu ich die Weihnachtszeit ebenfalls benutzte. — Laurens hatte noch manche Nebenarbeit, unter Anderem für den Hof-Conditor Eckstein eine Art Malerei, die mir nachher niemals wieder ansichtig wurde. Zum Tafelschmuck bei vornehmen Personen malte er auf meist ovale Holzplatten, die zuerst mit Gummi bestrichen, dann mit weißem Marmorsand bestreut waren, allerlei Zierrathen; das Bildwerk schien dann wie durch mannigfach gefärbten Zucker gefertigt. Da stets Eile bedingt war, half ich emsig an dem Untergeordneten, und Laurens dankte mir dafür mit Unterricht im Zeichnen und Radiren. Ihm gefiel meine Lust an jeder Thätigkeit, ein so gewohnter Selbstantrieb, daß ich von jeher und lebenslang mich am wohlsten befand, wenn ich überviel zu thun hatte.

Als ich nun im Jahre 1799 auf der Rückkehr nach Wittenberg war und von Berlin die Bekümmerniß mitnahm, dem Vater drohe Erblindung, fielen mir im Hin- und Hersinnen längst geübte Spielereien ein. Am Schultisch hatte ich während kurzem Stillstande des Unterrichts in Stücke von zerbrochenen Schiefertafeln mit einem scharf gespitzten Nagel öfters die Zeichnung von Blumen und Häusern so eingegraben, daß sich die erhöht gebliebenen Striche mit Tinte abdrucken ließen zu großer Freude meiner Mitschüler; aus der Druckerei hatte ich auch eigne, freilich nur unklare Gedanken über den Holzschnitt mitgebracht, und mir ward zumuth, er könne mich vielleicht der

Digitized by Google

Zersplitterung meiner Zeit entziehen. Aber — vorweg war mir eben freiere Zeit nothwendig, und zugleich Mehrerwerb: wie sollte ich dies vereinigen? Trüberen Wesens als sonst schritt ich in Wittenberg ein, wurde von meinem wirthlichen Böttchermeister, dessen Söhnchen nun schon mit der „Regula de tri" kämpfte, herzlich begrüßt; ach, in mir mußte ich klagen, nach außen that ich es nicht. Fern blieb mir die Ahnung, daß ein Glückszug sich nahe, und doch war es so, es war für den Augenblick ein rettender. — Etwa drei Meilen fern in der Umgegend bewirthschaftete ein Herr von Leipziger ein Landgut, seinen achtjährigen Sohn ließ er, der Schule wegen, bei einer Wittwe Pavel, die Zöglinge in Pflege und Kost nahm, einwohnen, und suchte Jemand, der bei den mäßigsten Ansprüchen dem Junkerchen zum Nachhelfer, mitunter als Begleiter dienen könne. Professor Ebert, den man fragte, brachte mich in Vorschlag, und ich wurde angenommen. Da erhielt ich erstens bei der Wittwe Pavel ein hübsches Zimmerchen und sehr wohlfeile Beköstigung, zweitens monatlich drei Thaler. Das war für mich bei Dem, was ich schon hatte, und mir in Unermüdlichkeit meist bewahrte, zureichend. In jenem Zimmerchen sind während der Frühlings- und Sommer-Monate 1800 meine ersten Holzschnitte entstanden mit einem einzigen Messerchen und zwei kleinen Werkzeugen für die Vertiefungsräume. Während dieses Jahres nutzte mir noch besonders für die Schule der Philolog und Universitäts-Professor Zeune, indem er vermittelte, daß ich nur fünf

Digitized by Google

Wochen der zweiten, im Lehrwesen schwachen Klasse angehören, dann auf Grund einer außergewöhnlichen Prüfung sogleich nach der ersten Klasse vorrücken durfte. Dies wurde der Anlaß zu der lebenslang treuen und thätig bewährten Freundschaft mit seinem Sohne August Zeune, dem nachmaligen Begründer und Vorsteher der Blinden-Anstalt in Berlin.

Etwas angegriffen von meiner sehr verwickelten Rastlosigkeit in zwölf bis vierzehn täglichen Arbeitsstunden, wanderte ich in den Sommerferien, die das Junkerchen bei seinem Vater durchlebte, wieder zu den Eltern, begleitet von zweifelhafter Hoffnung auf den Erfolg meiner Versuche im Holzschnitt. Nur schlechte Abdrücke hatte ich mir machen können mit handlichem Abreiben, in Berlin schaffte ich mir mit einer kleinen Schraubenpresse bessere; sie wurden über Verdienst belobt. Bei Laurens zeichnete ich wieder, half ihm diesmal zum Dank seine Wohnstube malen, vermehrte auch meine sechs Holzschnittchen mit einem siebenten, das mir etwas gelungener schien, und welch eine Aufmunterung! — ich erhielt auch ein paar Bestellungen. Da eben eine academische Kunstausstellung nahe war, wurde mir zugeredet, meine Erzeugnisse dort sehen zu lassen. Unbekannt mit dem vorschriftlichen Ordnungswege brachte ich, in einem ärmlichen Anzuge von dunkelblau gefärbter Leinwand, die eingerahmten Blättchen zu Frisch, dem Maler und derzeitigen Vicedirektor der Academie, der nah am Schlößchen Monbijou ein Haus mit großem Garten bewohnte. „Mein Jüngelchen, du bist hier un-

Digitized by Google

recht", ſagte er zu mir, dem nicht hochgewachſenen Burſchen; „das muß an den Inſpector oder Kaſtellan der Academie abgeliefert werden." Bei dieſem Beſcheide hatte er jedoch den Rahmen ergriffen und fragte: „Was iſt das?" Meiner leiſen Antwort: „Holzſchnitt, es ſteht da auch auf dem eingeſteckten Zettel", folgte von ihm die Wiederholung des Wortes „Holzſchnitt" und kurzes Schweigen, dann der Zuſatz: „Wer hat das gemacht?" Nach der ſchüchternen Entgegnung „Ich" rief er aus: „Ei, ſolchen Holzſchnitt habe ich noch nicht geſehen; — aber, mein Gott, wie alt biſt Du denn?" Als er nun hörte: „Funfzehn Jahr", äußerte er lebhaft: „Das muß im Catalog angemerkt werden, laſſ' nur den Rahmen hier, ich werde den Zettel dazu berichtigen." — So iſt im Ausſtellungs-Catalog vom Jahr 1800 zu leſen:

„Von Herrn Friedr. Wilh. Gubitz.
Formſchneider, (15 Jahr alt).
162. Sieben Vignetten in einem Rahm. 17 Z. B. 13 Z. H."

Der Ausdruck „Formſchneider" war damals gewöhnlich, von mir aber nicht angenommen; ich habe weiterhin meine Ueberſchrift „Holzſchnitte" gelten laſſen. — Friſch erkundigte ſich in Fortſetzung des Geſprächs mit zutraulich geſteigerter Theilnahme hinſichtlich meiner Zuſtände, wurde fühl- und ſichtbar wohlwollender, endlich nahm er von einem Marmortiſchchen unter dem Spiegel einen Teller voll Birnen und ſchüttete ſie zu geneigtem Abſchied in meine

Digitized by Google

Jackentaschen. — Dies Ereigniß, an sich geringfügig, wirkte dennoch ermuthigend, und den Heimgang begleitete das Hoffen auf die Zukunft in erhobener Stimmung. —

Jene sieben Anfangsversuche, sinnbildlichen Gedankens, aber künstlerisch unbedeutend, bei ihrem Unwerth jedoch etwas zierlicher als die sogenannten Buchdruckerstöcke, die damals in Gebrauch waren für Bücher und Gelegenheitsgedichte, machten fortschrittlichen Eindruck. Von den Platten wurden für Buchdruckereien Abgüsse verlangt, die mein Vater in seinen Freistunden freudig anfertigte; noch vor dem Schlusse des Jahres 1800 hatten wir davon einen Erwerb von über hundert Thaler, und obenein kamen sogleich Aufträge zu bestimmten Zwecken, namentlich zu bildlichen Erläuterungen für Lehrbücher. Ein so schneller Erfolg wird nur dadurch erklärlich, daß ich in Selbstbetrachtung mir sagte: die zum Holzschnitt bereitete Platte an sich würde bei dem Abdruck ein Massendunkel erzeugen, aus diesem ist das Bild zu lichten und hervorzuheben. Meine Unbehülflichkeit ward nun durch die Wirkung verdeckt, indem ich von dem ursprünglich vorhandenen Tiefdunkel her möglichst Tonabstufungen zu erreichen suchte, die mit der einen Farbe eine Spur zum Malerischen andeuteten. Wie vorschreitend die Wirkung im Anblick und Erfolg war, erhellt — zum Beispiel — daraus, daß von meinen vier, auch noch nicht sonderlich gelungenen Platten zu „E. M. Arndt's Reisen" der Buchhändler Heinrich Gräff in Leipzig in kurzer Zeit,

Digitized by Google

neben zwei Auflagen von dem durch eigene Tüchtigkeit geschätzten Werk, noch 4000 Einzeln-Abdrücke der Holzschnitte bei dem hohen Preise von 2 Thlr., (für Kunst- und Buchhändler 1½ Thlr.) verkaufte. Die Abdrücke wurden auf einer kleinen verbesserten Schraubenpresse besorgt von meiner geschickten, thatmuthig unermüdlichen Schwester Wilhelmine, die dann auch die ebenfalls berührige jüngere Schwester Friederike dazu anlernte, wodurch Beide zu gemächlicherem Zustande der Familie beitrugen bis zu ihrer Verheirathung, auch noch weiter hinaus, namentlich bei dem streng zu überwachenden Druck von Geldpapieren für verschiedene Bankgeschäfte. — Aus dem Jahre 1800 kann ich übrigens auch noch berichten, daß ich im December bereits an einem beabsichtigten Papiergeld für Preußen arbeiten half. Ich besaß den wahrscheinlich einzigen noch dafür zeugenden, dem Hofrath Borck auf seinen Wunsch für das Königliche Kabinet überlassenen Abdruck zweier „Tresorscheine" zu Fünf und Einem Thaler, deren Schrift-Inhalt von den Ministern Blumenthal, Schulenburg und Struensee unterzeichnet ist. König Friedrich Wilhelm III. verweigerte dann seine Bewilligung, und in Preußen entstand bekanntlich erst 1806 unter dem Minister v. Stein Papiergeld, von dem ich später zu erzählen habe.

Nach Wittenberg nochmals zurückgekehrt — mehrere Tage über die Ferien hinaus, was mir aber in Betracht der Ursachen verziehen wurde — behielt ich mein Zimmerchen, erlöste mich aber von Allem, was

Digitized by Google

meine eigene Bestrebungen erschwerte. Mit leidenschaftlichem Fleiß arbeitete ich vom frühesten Morgen an; der Bestellungen im Holzschnitt kamen von Berlin, dann zunächst von Leipzig so viele, und sie lohnten so gut, daß die drückenden Nahrungssorgen überwunden waren, bei meiner Genügsamkeit auch die Familie mit mir theilen konnte. Es war ja noch haushälterische Sitte, daß der Erwerb des Sohnes den Eltern zukomme, und ich habe, als ich schon ordentliches Mitglied und Professor der königlich-preußischen Academie war, mich mit einem halben Thaler wöchentlichen Taschengeldes beholfen, was sich thun ließ; denn ich hatte von je an weder Zeit noch Trieb, mir anzugewöhnen, was nur Mode oder lüsterne Gewohnheit unentbehrlich macht. Ohnedem drängte sich das strenge Haushälterische bald wieder in erhöhtem Grade ein durch neues Unheil.

Von dem durch meine Holzschnitte erregten, vermöge meiner öffentlich besprochenen Jugendlichkeit gesteigerten Aufsehen, fand sich auch Unger bewogen, mich nur für seine Vorhaben dauernd verpflichten zu wollen; ich ging aber auf seine ohnehin wenig ergiebigen Anerbietungen nicht ein, denn ich behielt noch immer den Landprediger im Sinn. Unger wollte ein „Orbis-pictus“ herausgeben, und ich habe dazu etwa zwanzig, mir sehr mäßig bezahlte Platten gefertigt, von denen ich nicht einmal weiß, was aus ihnen geworden ist, weil das Werk nicht zu Stande kam. Im Gange der Unterhandlung erhöhte Unger meinem Vater den Wochenlohn, er blieb aber oft

Digitized by Google

aus, und wurde endlich gar nicht gezahlt. Unger ſtarb (1804); in Folge des verſchuldeten Nachlaſſes, an den auch der Vater nichtig werdende Forderungen hatte, zerfiel dies Verhältniß in ſich ſelbſt, und der Gram über das Vernichten ſeiner Stellung mag die Abnahme der Sehkraft bei dem Vater beſchleunigt haben. Das Uebel wuchs bis zur Erblindung, und die Aerzte konnten nach mancherlei Verſuchen nur das eine geſchwächte Auge retten. —

Doch ich bin den Ereigniſſen voraus, was zuweilen nicht anders ſeyn kann, und muß einlenken zu Dem, wodurch ſich mir abermals Hinderniſſe entgegenwarfen. Kurz vor Oſtern 1801 überſtand ich nach unvermeidlicher Beklemmung vorher, meine Abgangs-Prüfung an der Oberſchule mit erleichtertem Athem; bei den Prüfenden ſämmtlich herrſchte fühlbare Zuneigung für mich. Nun war ich willens, die preußiſche Univerſität Halle zu beziehen, das Schickſal drehte mich anders. — Die Großmutter war auch von dem, ein getrenntes Geſchäft ſich aneignenden jüngeren Bruder meines Vaters verlaſſen worden, dieſer ſollte nun einen der Söhne ſchicken, ihr im Alter beizuſtehen. Der Aelteſte war in der Fremde, man wußte nicht wo; der Zweite noch nicht völlig am Ende ſeiner Lehrzeit in Unger's Schriftgießerei, mir hatte die Großmutter Gutes gethan: es blieb kein anderer Rath, ich mußte nach Heinrichs. Dort angekommen, ſollte ich mit dem Weinhandel mich vertraut machen, wozu in mir weder Luſt noch kaufmänniſches Verſtändniß war; mich überfiel peinliche

Digitized by Google

Verlegenheit. Der siebzigjährigen Großmutter legte ich an's Herz, daß sie selber meinen Trieb zur Kanzel unterstützt habe; in Folge von mancherlei Reden und Zureden gedieh nun eine Ausgleichung, wonach ich ihr nur kurze Zeit behülflich seyn, dann doch jener zweite Bruder eintreten, ich aber nach Jena solle, um im Nothfalle rasch herbeikommen zu können. Fürerst mußte ich Fuhrleute, die leeres Gefäß fortschafften und gefüllte Fässer heimbrachten, als Beauftragter und Inachtnehmer bis Heidelberg und zurück begleiten; dies ist das Einzige, was ich im Weinhandel geleistet habe. Der viermonatliche Aufenthalt bei der Großmutter, wo ich den Holzschnitt nicht vergaß, hat aber Seltsames in sich, und ich muß darüber etwas ausführlich berichten, weil in meinem Lebensgange die Nachwirkung jener Tage erkenntlich wird.

Daß der verstorbene Großvater Gubitz Arzt und Kreis-Physikus im Henneberg'schen war, dessen möge man sich erinnern; in einer Kiste, die auf dem Boden des Hauses in Heinrichs stand, entdeckte ich die von ihm nachgelassenen Bücher und zerstreuten Blätter. Nun gab es kein Buch, das ich ungelesen ließ, wenn es mir in die Hände fiel, und hier fesselte mich nächstdem ein besonderer Reiz. Außer den eigenen Tagebüchern des Großvaters, die viele Rezepte enthielten, fand ich medizinische, astrologische, alchymistische und nekromantische Werke, die ich allesammt durchstöberte, mich in manches Abenteuerliche vertiefte, was mir den Kopf mehr noch verwirrte, als es bisher schon geschehen war. Das Wandelhafte

Digitized by Google

der Verknüpfungen in meinen Jugendnöthen hatte mir den Glauben an ein geheimes Machtwirken im Seelenleben eingeprägt; bei Befreundeten oder auch nur Bekannten hielt ich es für unzweifelhaft. An das „Hereinragen der Geisterwelt in die unsrige", worüber in meinem Mannesalter von mehreren Ueberspannten Erstaunliches veröffentlicht wurde, glaubte ich allumfassend ebenfalls, und habe in der Vereinsamung bis hinan zum Tollen versucht, mir das Niebegriffene, das irdisch Unbegreifliche handgreiflich zu machen. — In dem fast öden Hause der Großmutter bekümmerte sich Niemand sorglich um mich; eine kleine halbe Stunde von Heinrichs fern hatte ich mir aber einen Freund gewonnen, der mich in Bezug auf Jena unterrichtete: den Pastor Martini, einen Familienverwandten jenes Coburger Pagenhofmeisters, der in den Knabenjahren meines Vaters dessen Lehrer war. Wegen meines Wunderglaubens neckte mich der neue Freund empfindlich; nun las ich in einem der Bücher des Großvaters: man könne genau vernehmen, was Andere von uns sprechen, wenn man sich so abhungerte, daß ein Verhungern nahe, der Geist dann den Körper fast überwunden habe. Ich war närrisch genug, darauf einzugehen; ich darbte und hungerte in kläglichster Weise, ohne selbst Martini mich zu verrathen, obwohl er und seine Frau mir mehrmals in diesen Tagen äußerten: ich sähe sehr hinfällig aus. Allabends legte ich jedoch vor mein Nachtlager ein Stück Brod neben ein Glas Wasser, mir zum bequemen Griff, um, wenn ich bemerkte,

Digitized by Google

jetzt käm' es zum Verhungern, mit der Rettung bei der Hand zu seyn. Eines Sonnabends hört' ich dann, bevor ich einschlief, wirklich ein Gespräch, das Martini mit seiner Frau über meine Wenigkeit führte, hörte es deutlich in umständlicher Länge. „So ists also wahr!" sprach ich fieberisch erregt zu mir selbst, langte nach Brod und Wasser, Beides mit großer Behaglichkeit genießend in Erwartung des Eindrucks vom Siege, den ich mir über die Neckereien des guten Pastors Martini errungen zu haben meinte. Am Sonntagsmorgen hatte ich nichts eiliger, als zu ihm hinzulaufen, ehe er zur Kirche ging, und bald fuhr ich mit der Kundgebung heraus: „Sie und Ihre Frau haben gestern am Spätabend viel von mir gesprochen!" — „Von Dir, Wilhelm?" erwiederte er, „nicht ein Wort! Es war auch nicht möglich, denn meine Frau ist gestern zu ihrer Mutter auf's Gut gefahren, und ich wollte eben zu Dir hinschicken, daß Du Nachmittag mich begleiten mögest; wir werden sie abholen, aber zu Abend dort bleiben und dann mitsammen heimfahren." — Ich fiel aus all meiner Weisheit, und erzählte nun offenherzig, was geschehen, wonach Martini auf dem Wege zur Kirche eine scharfe, aber verdiente Strafpredigt anschloß, die indeß mit sehr wackern Vorschlägen zur Herstellung meiner Vernunft endete. Das war ein erstes Sturzbad zur Reinigung von der gefährlichen Thorheit, die mich befallen hatte, und der redliche Pastor ließ noch Manches folgen, was ihm Gott lohnen möge. — Ob er mich haltbar stärkte — darüber muß ich mir Weiteres vorbehalten.

Digitized by Google

Im Holzschnitt arbeitete ich auch bei der Großmutter fleißig; selten fehlte es an Bestellung, dann mehrte ich die Verzierungen für Buchdruckereien, die von Berlin aus in Abgüssen verkauft wurden. Solches Anwenden erster Versuche ließ die Absicht entstehen, hierhin mit meinen schwachen Kräften eine Verbesserung auszubreiten, was bei fortgesetztem Betrieb nachher durch die „Sammlung von Verzierungen für die Buchdrucker-Presse" mit vielem Schmuckbildlichen zur Erscheinung kam. Während des Aufenthalts in Jena hatte ich es schon bis zu sechzig kleinen Platten gebracht, Drang der Nahrungsnoth machte sie aber, an Zahl verstärkt, im Jahre 1807 zum Eigenthum der Decker'schen Hofbuchdruckerei. Das war Verlust für meinen Zweck, ich gab ihm jedoch allmälig seine einträgliche Zukunft. — Nebenher sey noch erwähnt, daß im Jahr 1801 mein Vater Abdrücke meiner Holzschnitte dem König Friedrich Wilhelm III. zusendete, und da dies für nachherige Zeit vielleicht Miteinfluß war, sey die Antwort eingeschaltet:

„Seine Königliche Majestät von Preußen haben aus der Eingabe des p. Gubitz vom 29. v. M., und den denselben beygefügten Probe-Abdrücken ersehen, daß sein Sohn ganz gute Fortschritte in der Holzschneidekunst gemacht hat, und danken ihm nicht allein für die mitgetheilten Stücke, sondern wollen ihm auch dafür beigehende Zwei Stück Friedrichsd'or zum Geschenk übersenden.

Charlottenburg den 6. Juni 1801.

Friedrich Wilhelm."

Digitized by Google

Der Vater hatte gewiß in guter Meinung gethan, was ich in meiner jugendlichen Kraft nicht angenehm empfand, und ich hoffe, es werde aus dem Ganzen meiner Lebensgeschichte hervorgehen, daß ich in solchen Beziehungen meine Jugend nie verloren habe. Geziemend war ich mit Vergnügen stets willig, Gewünschtes zu senden, unaufgefordert erscheint es mir aber als anmaßliche Zudringlichkeit.

Am Ende des Jahres 1801 war ich in Jena, wollte mich dort zurechtfinden; schweren Herzens sah ich ein, es könne nicht leicht gelingen, meine Zeit zu ordnen für die verschiedene Beschäftigung: möglich werden mußte es jedoch, da der Landprediger im Gemüthsplan hartnäckig feststand. Martini war mir Rath und Führer nicht ohne Kopfschütteln; ich blieb beharrlich, bekenne aber voraus, daß ich nicht selten mit den Heften älterer Studenten die Lücken der meinigen füllte, was übrigens Andern ebenfalls kein Verstoß gegen den „Comment" war.

Im Januar 1802, nach dem Maße meiner nicht weitschichtigen Fähigkeit mit den Verhältnissen in Jena etwas vertraut, wandte ich mich ausschließlich zu Dem, was auf Glaubens- und Denklehre zielte. Ich vermeide die Bezeichnung „Vernunftlehre", denn ich lernte erst im Lebensverkehr, nur von ihm sey die Vernunft zu lehren, und man habe den Gesammtschulen schon sehr zu danken bei solcher Mitgabe der Zurechtweisung, die verhindert, sich in die Irre zu verlaufen, sich wohl gar in ihr zu gefallen. — Noch im Jahre 1802 waren die mehrseitigen Zerwürfnisse mit dem von der

Digitized by Google

Universität Jena entlassenen Fichte lebhafter Zwiespalt der Gespräche; man pries oder verdammte seine anscheinend als unwiderleglich aufgestellten Sätze und Schlüsse in das Uebersinnliche hinein; man pries ein Mehrdurchleuchten, man verdammte ein Mehrvernichten des Uebersinnlichen, je nach der Stellung, die man sich gab aus Glauben, Zweifel und Unglauben. Spinoza tauchte wieder auf, sein Geist sollte Waffen bringen für und gegen Kant; nach Fichte lehrte der jugendliche Schelling — meine Beurtheilungskraft war zu unreif, um aus solchen Bewegungen in forschend zugespitzten und grübelnd verdunkelten Wortgeweben für mich den Leitstern zu finden. Es dünkte mir unerläßlich geboten, die streitkundigen Schriften im Dafür und Dawider zu lesen, um den Standpunkt derzeitiger Gegenwartskämpfe zu entdecken; bald aber wußte ich nicht, ob die „Wissenschaft des Wissens" mich zur Enge drängte oder in bodenlos Unbegrenztes hinriß. Eifrig aufmerksam hörte ich vor dem Lehrstuhl zu, emsig schrieb die geübte Hand nach; wenn ich aber in meinem Hofstübchen das Geschriebene las, ermittelte sich kein Pfad zu klaren Gedanken. Unter Aengsten und Thränen begann ich mein siebzehntes Jahr, und ward plötzlich mit mir einig, aus Furcht des Mißverstehens Manches einstweilen gar nicht verstehen zu wollen, selbstständig gradaus den einfachsten Weg zu erspähen. In Dem, was durch Mittheilungen verschiedener Art in meinem Hirn lag, mir das Uebersinnliche schon im Besitz des Sinnlichen bezeugen sollte, wären meine Troststützen zerfallen; ich suchte

Digitized by Google

also das mir Zusagende, mir jugendgemäß Mögliche, vor Allem bemüht, dem Höheren, ob es sich erkennen oder auch nur ahnen ließ, mich unterzuordnen, dabei sorgend, daß Begriffenes mit mir Unbegreiflichem nebeneinander mich nicht nur friedlich, sondern auch muthig erhalte. — Zu bestätigen habe ich nun allerdings: was ich von der Spinoza-Fichte-Schelling'schen Lehre heimtrug, blieb mir fremd, mehr eine geschlossene als geöffnete Pforte zum Lebenswege, und als ich Jahre nachher in Berlin Fichte's Zuhörer war bei seinen Vorträgen, meinte ich auch, offenbar einen Andern zu entdecken als Jenen, den ich mir einst angelesen hatte. Zu beweisen ist auch wohl in Bezug auf Jena und Berlin, daß hier der allzeit redlich tief- und aufstrebsame Fichte wirklich nicht Derselbe war als dort, völlig unbeschadet seiner Ehrenhaftigkeit. — Bin ich indeß noch jetzt, nachdem ich in Berlin bis zu Hegel Gast-Zuhörer war, von Erkenntniß und Anerkenntniß eines „Absoluten" der Wissenschaft sehr entfernt, glaube ich doch mich nicht berechtigt, da zu urtheilen, wo ich der Dinge nicht Meister werden konnte. Wer ein Etwas oder Vieles nicht verstanden hat, darf deshalb gewiß nicht bestreiten, daß nützliches Verstehen Andern gelinge, obschon darüber die Einbildung manchem Weisheitsschüler die Einsicht nur vorspiegelt. Wie dem sey, hier habe ich es mit meiner Eigenthümlichkeit zu thun, und die ging frühzeitig gern aus dem Wege, wenn es schien, man werde da oder dort eigentlich nur Lastträger zu einem Babelsthurm. Zunächst brauchte ich bei meinem Doppel-

Digitized by Google

ſtreben unzweifelhaft mehr Stunden zum Vorwärtskommen im anwendbar Thätigen als ein forſchendes Unterſuchen über das mir bedingt Unweſentliche; ich ſchritt alſo in Jena und überall der ſachlichen und gemüthlichen Theologie entgegen, nahm daneben in mir nur auf, was an Verbindung des Wiſſens die künftige Prüfung voraus verlangte. —

Der Bibel war ich oberflächlich kundig durch wiederholtes Leſen, den Lerninhalt übereinkömmlicher Glaubensſätze brachte ich im Gedächtniß mit nach der Univerſität. Paulus half allmälig zu tieferer Eindringlichkeit, überwiegend vermöge ſeiner auf umfaſſender Kenntniß des Morgenlandes und der Geburtsſtätten des Chriſtenthums gegründeten Erläuterungen. Von ihm, Griesbach und Niethammer war mehr zu empfangen, als ſich in einer Dreijahrszeit — meinerſeits nicht ohne unvermeidliche Verlängerung der Freiwochen — erſchöpfend mir aneignen ließ. Ich ſammelte geiſtig ein, ſo viel ich nach Innen und auf dem Papier zu erwerben vermochte, folgte der Umſicht nach den Richtungen geſunder Aufklärung, entfernt von einer anmaßlichen, wodurch vermöge öffentlicher Stimmen der überſpannten Wohlmeinenden und dünkelhaften Erleuchter aus heißen Kämpfen fieberhaftes Aufregen im Volk anſteckend war. Niethammer gab im Geiſtigen dem Ueberſinnlichen ſein Recht, ebenſo dem Irdiſchen, zum Lebensgenuß Erreichbaren, ohne dem ſeeliſchen das ſachliche Beſitzthum voranzuſtellen, geſchichtlich warnend ſogar einer Zukunft gedenkend, die in Vortheilsſucht der Gemüthswelt zerſtörend ſeyn

Digitized by Google

könne, und er ist nachher im Zeitenlauf meiner Erinnerung zuweilen wie ein Verkündiger erschienen. — Auf demselben Wege, jedoch etwas abgeschränkter, wandelte auch der schon fast sechzigjährige Griesbach, dessen Muth, unerhitzt vom Weisheitshader um sich her glaubenstreu zu bleiben, mitunter Zaghaftigkeit genannt wurde, was mir aber seine grundklare Strenge im Rechtlichen bei vorherrschender Gutmüthigkeit widerlegte. Griesbach war nicht nur in dem von ihm vielseitig durchforschten neuen Testament gelehrt fest, es war, als ob man bei seinen Vorträgen empfände, er lebe und schaffe, ohne innerhalb des Offenbarungsglaubens abergläubig zu seyn, völlig im ursprünglichen Christenthum. In meiner eigenwesigen Entwickelung erfaßte ich aber, was dem Geistigen angehört, oft heller mit dem immer wachen Gefühl als mit dem bis zum Ermüden nachgrabenden Denken, und wo Beides Eins wurde, fand ich mich am wohlsten geschützt und gestützt. — Die damals kreisende Folgerung: „Jeder wird ein Gegebenes des Denkens anders denken und anders denken müssen, um es selbst zu denken", hatte für mich zwar die Wahrheit: was nicht durch Selbsterkenntniß bestätigt ist, hat man nicht; aber das Gegebene war manchmal der Art, um zu fürchten, es gleiche in der Lösung dem Auffinden des genauen Vierecks im Rund. — So viel Anschau der Weltverhältnisse, als mir in solcher Jugend genügend seyn mußte, sollte nicht die Zerfahrenheit einen Eingang gewinnen, empfing ich von jenen drei auch in ihrem Thun entschieden pflichtwackeren

Digitized by Google

Männern, ohne mich auf eine Spaltung einzulassen dadurch, gleich vom Lehrstuhl aus ein Sicherungsgeleit zur Weisheit haben zu wollen vor der Erfahrung, die es auch dem schlußfertigsten Denkgelehrten beibringt, daß sie zuweilen eine härtere Lehrmeisterin ist als die Noth. — Nach Dem, was mir noch in hohem Alter aus Kopf und Herzen hervorklingt als Ueberzeugung von Sonst und Jetzt, wird ersichtlich, wie leid es mir war, daß Paulus und Niethammer Jena verließen und als Berufene nach Würzburg zogen, ehe ich mich von der Universität losbinden konnte.

Neben dem Wissenschaftlichen verwendete ich jede ihm abzumühende Zeit zum Holzschnitt, war täglich bis zu vierzehn Stunden, nicht selten noch länger in Thätigkeit. Die Großmutter gab ihre Unterstützung nur noch auf zwei Jahre; meine Arbeiten lohnten jedoch, namentlich durch Abgüsse von den Holzschnitt-Platten, so weit, daß ich die Lernerfordernisse, den Zins für mein Hofstübchen und das Mittagsessen bei dem Hauswirth, auch die andern geringen Bedürfnisse bezahlen, der Familie manchen Erwerb überlassen konnte. Um burschenschaftliche Ordensverbindungen — zwar verboten, aber nachsichtig geduldet — bekümmerte ich mich nicht, und zu Gasthaus-Besuchen taugte ich nicht, weil ich bis zum achtzehnten Jahr weder Bier noch Wein trank. Einzelne Lerngenossen, denen die kargen Geldmittel ebenfalls Zügel anlegten, wurden mir vertraut, zum Theil mit überströmender Zuneigung in schwärmerischer Freundschaft, als ob der Göttinger Hainbund in Jena nachwirke, und be-

Digitized by Google

sonders begünstigte Einer, Johann Böschel, sechs Jahre älter und schulfester als ich, mit allem Genaueren mein Vorwärtseilen. — Spaziergänge in Spätabenden, vorzugsweise bei Mondschein, wenn fast aus jedem Gebüsch nach derzeitigem Gemüthsdrang das Waldhorn, von jedem Strome die Flöte in einfachen Tönen sich vernehmen ließ, wurden zu labender Erholung in unterstützend erläuternden Gesprächen. Inneres Genießen ohne äußeren Aufwand, schon mit einem Grad von Gleichmuth verstärkt, machte auch schlechtes Wetter zum guten, winterliches mild, enges Gemach zur Freistätte, das derzeit nur dämmernde Lampenlicht zur Sonne. — O wie empfänglich für den Zauberschein sind die täuschenden und dennoch beglückenden Träume und Wünsche auch der an Entsagung gewöhnten Jugend!

Mit Händeln blieb ich verschont, eine einzige Verwickelung kurz nach meiner Ankunft in Jena ausgenommen. Es befand sich eben eine junge Harfenistin dort mit ihrem die Flöte blasenden Bruder, dem man diese Verwandtschaft wegen anderer Bezüglichkeiten streitig machte, was ich nicht wußte, mir außerdem gleichgültig seyn konnte. Bei ihrem Zusammenspiel war auch ich Zuhörer; ein paar Studenten behandelten das ihnen vielleicht schon bekanntere Mädchen unanständig, das reizte mein für Frauenwerth anhängliches Gefühl zur Abwehr, zur Heftigkeit, und mir entfuhr ein derbes Wort. Wüthig Geschrei erhob sich, es hieß, ich solle und müsse mich schlagen, oder — nun, das Entgegengesetzte, eine vorgeschriebene mich

Digitized by Google

beſchimpfende Abbitte, war mir unerfüllbar. Nie hatte ich bis dahin eine Waffe in der Hand gehabt, wollte ich aber nicht in Verruf kommen, war ich zum Bereitſeyn gezwungen. Gnädigſt bewilligte man mir eine Uebungsfriſt von ſechs Wochen, ich führte aber dann den Schläger noch immer ſehr unbeholfen, empfing einen leichten Hieb rechts über die Stirn, der Gegner in demſelben Augenblick über die linke Hand, und die Genugthuung war fertig. Das Urtheil lautete: wir hätten uns Beide ſtümperlich geſchlagen; damit befriedigte ſich mein Ehrtrieb vollkommen, der Andere wurde grimmig, was zwiſchen einem Dritten und Vierten aus dem Wort- wieder ein Degengefecht in freudige Ausſicht ſtellte, zur gefälligen Abwechſelung auf den Stoß. Dieſen auch ſchlecht einzuüben, dazu hatte meine mißrathene Fechtkunſt niemals Gelegenheit, trotzdem, daß ich im Jahre 1812 Landſturm-Lieutenant wurde. — Ueberſichtlich herrſchte, nebenher geſagt, im Burſchenleben der Jenenſer nur ausnahmlich Rohheit, und dann gewahrte man die Rädelsführer bei derſelben Verbrüderung.

Mit den Profeſſoren und Perſonen höheren Standes wurde ich in ihren Familienkreiſen nicht bekannt; hier eingeführt zu werden bedurfte man Empfehlungen, die mir fehlten, und ſtattliche Kleider, für die ich den Aufwand ſcheuen mußte. Doch habe ich, freilich nur im Hin- und Herſchreiten über die Straße, und ohne die mir nachmals gewordene Näherung zu ahnen, Goethe und Schiller geſehen. Schon hatte Dieſer ſeine Wohnung in Weimar, beſuchte aber

Digitized by Google

mehrmals den von Eutin nach Jena gekommenen alten Voß, den ich auch sah, ebenfalls seine achtungswürdige Hausfrau Ernestine, die ich erst lange nach ihrem Hinscheiden durch Bücherkunde sehr lieb gewann. Goethe war, wie man mir einflüsterte, dem vielen Grüßen abhold, ich lüftete bei dem Begegnen aber stets meine Mütze, und er dankte mir in vornehmer Haltung mit anmuthiger Handbewegung. Unbekannt war es mir geblieben, daß er in einem Bericht über die Weimarer Kunstausstellung meine Holzschnitte bereits 1802 freundlichst erwähnt hatte, in Folge der ihm durch Zelter eingehändigten Abdrücke, die mit zur Ansicht kamen bei jener Ausstellung. — Nach dem mir einst nicht erreichbaren Schluß von „Wilhelm Meister" brauchte ich Goethe nicht zu fragen, über diese von Berlin mitgenommene Unruhe las ich in Wittenberg mich hinweg.

Während meines Aufenthalts in Jena ergriff ich zum Erstenmal die Feder für die Oeffentlichkeit. Die „Allgemeine Zeitung Nr. 235 vom 23. August 1802" enthält in dem Bericht: „Blicke auf die Leipziger Jubilatemesse" die Mittheilung:

„Unger bildete einen Schüler, dessen Fortschritte man schon jetzt den Triumph der wiedererweckten Holzschneidekunst nennen kann. Der gewinnvolle Gubitz hat seinen Künstlerruf durch einen Holzschnitt, eine Mondnacht vorstellend, trefflich beurkundet. Im Maistück des „Brennus", einer sehr empfehlungswürdigen Berlinischen Monatsschrift, ist dies Probestück, worin

Digitized by Google

man den glücklichen Nebenbuhler der Hewits und Andersons erkennt, als Titelkupfer gegeben worden."

Ohne die haltlosen Angaben umständlich zu behandeln, entgegnete ich auf Grund der Wahrheit und seltener Anwesenheit in Berlin, daß ich nie Schüler Unger's war, noch seyn, nur von meinem Vater haben könne, was mich neben allgemeinem Betrachten zu meinen Kunstversuchen geleitet habe.

Die Beschäftigung im Holzschnitt steigerte sich im Jahr 1803 besonders durch den alten Kunstkenner Christian von Mecheln, die Buchhändler Cotta, Gräff und Vieweg, und nächstdem knüpften sich die ersten Geschäftsverbindungen an mit Firmin Didot in Paris und Ackermann in London. Vermochte ich nicht, meiner Arbeitszeit alle Anträge einzuschalten, immer war es mir Freude, die aber verleidet wurde durch zeitschriftliche Angriffe aus dem Bereich mehrerer verbündeten Kupferstecher. Nun mußte ich öfter schriftstellern, um mich zu wehren gegen die Behauptung, daß der Holzschnitt sich überlebt habe, jetzt fast völlig unnütz sey. Die ersten öffentlichen Angriffe berühren schmerzlich, doch mag dieser, in verschiedene Tagesblätter eingedrungene, Seitens der Widersacher mit wachsender Erbitterung ausgestattete Streit den Eindruck meiner Arbeiten eher verstärkt als geschwächt haben, indem sich dafür die Aufmerksamkeit eifriger und rascher ausbreitete. Mir aber waren die Selbstvertheidigungen eben so lästig als mißstimmend, und so dienten diese Anfechtungen

Digitized by Google

nur dem Entschluß, in meinem Zukunftsplan den Landprediger nicht wegzustreichen.

Gegen Michaelis 1803 wanderte ich wieder nach Berlin, und war durch die von Krankheit des Vaters und geschwisterliche Mißgriffe vervielfachten Anforderungen noch immer in bedrängter Lage; für mich allein wäre mein Erwerb mehr als hinlänglich gewesen. — Da saß ich eines Tages emsig vor einer Platte, als mich im reinlich dürftigen Stübchen ein Besuch überraschte. Es war der Erzieher des Prinzen Friedrich von Preußen, der nachmalige Geheime Rath Julius Reimann, und der Prinz kam mit ihm. Jener sammelte Abdrücke meiner Holzschnitte, wollte nun auch deren Entstehen seinem fürstlichen Zögling anschaulich machen und hatte nicht geglaubt, einen Siebzehnjährigen zu sehen. Er bat mich, weiter zu arbeiten, ich erklärte, was zu erklären war; auf Befragen gab ich dann Bescheid über mein Bestreben und Ziel. Gemüthlich forschend belebte Reimann das Gespräch, mir aber stockte die Rede in ängstlicher Verlegenheit bei der Einladung zu einem Abendessen, denn ich besaß kein Kleid für solche Gesellschaft: stumm mich verbeugen, das war Alles, was ich in der Bestürzung zu thun vermochte. Unzweifelhaft erkannte Reimann mein beengtes Verhältniß, mir im Mitempfinden die Hand reichend, wünschte er für ein paar Tage mein Musterbuch, um es den höchsten Personen vorlegen zu können. Ich erhielt es zurück mit einem Geschenk von zehn Friedrichsd'or, verbesserte ohne Erschöpfung des unerwarteten Schatzes

Digitized by Google

meinen Anzug, war auch vor dem abermaligen Scheiden von Berlin im Prinzen-Palais, bei Mitanwesenheit des damals neunjährigen Fürstensohnes, noch Gast Reimann's, der mir ein treuer Freund wurde, sich als treuer Freund bewährte bis zu seinem Tode, und meine vollste Dankbarkeit feiert sein Andenken.— Vor meiner Rückreise nach Jena, zum Schluß meiner Universitätszeit, sagte er mir: der König wünsche Abdrücke meiner neuesten Arbeiten im Holzschnitt zu besitzen; da fand ich zur Sendung mich verpflichtet. Sie konnte Anfangs December 1803 geschehen, und ich hatte bald nach den Weihnachtstagen die Freude, in einem Päckchen aus der elterlichen Heimath das folgende erste Kabinetsschreiben zu empfangen:

„Seine Königliche Majestät von Preußen lassen dem Fleiße des p. Gubitz gern auch Deroseits das Zeugniß widerfahren, daß diese Arbeiten schön ausgefallen sind, und wünschen dabey, daß der p. Gubitz in den beikommenden Zehn Stück Friedr-d'or eben so sehr eine Aufmunterung für seinen Fleiß, wie eine Bestätigung jener Allerhöchsten Zufriedenheit in Empfang nehmen möge.

Berlin, den 22. Dezember 1803.

Friedrich Wilhelm."

Bei jenem Aufenthalt in Berlin überwältigte mich zuweilen ein Leidgefühl: es war mir, als müsse ich Abschied nehmen von dem Wenigen, was ich kindliche Unbefangenheit nennen konnte, und dies Empfinden erregte sich hauptsächlich durch Blicke aus dem Fenster, wo ich arbeitete. Die elterliche Wohnung war,

Digitized by Google

da jene in Unger's Hause andere Bestimmung erhielt, seitdem „am Bauhof", an einem in jener Zeit vernachläßigten, ungepflasterten, nur mit wenigen Häusern bebauten Stadttheil, wo im Winter kaum ein Fußsteig zu finden war. Nebenan stand das sogenannte „Spukhaus", mit seinen zertrümmerten Fensterscheiben und verwitterten Gestein im Eindruck schauerlich genug. Den gespenstischen Verruf empfing es, der Sage nach, weil dort ein Diener gewohnt habe, der in nicht unbegründetem Außersichseyn im Eigenthum seines Herrn Feuer anlegte. Zwar verlor durch den Brand kein Mensch das Leben, der Verbrecher aber war nach dem Gesetz zum Scheiterhaufen verurtheilt, vom Kammergericht dann ein Gnadengesuch eingereicht bei Friedrich II. wenige Wochen vor dessen Hinscheiden; der König bestand jedoch darauf, das Gesetz müsse sein volles Recht haben. Der Verurtheilte wurde verbrannt, sein Herr, den der sich forterbende Volksglaube an der Veranlassung zu der Freveltat betheiligte, verließ in Erschütterung sein Besitzthum, und soll dies Haus verwünscht haben. Diese Hindeutung auf das nachbarliche „Spukhaus" mag nebenher beitragen zu dem Bilde jener Gegend in verschollenen Tagen. — Gegenüber unserer Wohnung bot sich die Aussicht auf den mit einer hohen, auch schon altersmürben Mauer umschirmten Garten, der zum Schloßgebäude des Prinzen Heinrich, Bruder Friedrich des Großen gehörte. Das sehr weitläufige Bauwerk war nur von des Prinzen, bald nach der Vermählung verlasse-

Digitized by Google

nen Gemahlin, Prinzessin Wilhelmine von Hessen-Kassel, und ihrer aus wenigen Personen bestehenden Umgebung bewohnt: dort und im Garten machte sich Oede auffallend. Nur selten schlich die greise Herrin, begleitet von einer Hofdame und drei Hündchen, unter den kräftigschönen köstlichen Bäumen fast lautlos umher: dann durfte Niemand sich nahen. In anderer Zeit gönnte man den untergeordneten Dienstleuten ziemliche Freiheit im Garten, wohin mich der Enkel des Kastellans, Heinrich Kray, gern mit hineinnahm zu seinen, mir an Jahren überlegenen Bekannten, wenn ich wieder Berlin besuchte. Dort wurde nun in einem Rundtheil Allerlei vorgelesen; einmal Abends bei reinstem Vollmondslicht erkühnte man sich auch zu einer Darstellung von „Schiller's Räuber". Des Schlosses, vom Garten aus linker Flügel, der verwahrloste, diente zum Thurm für den „alten Moor" und „Franz"; die „Amalia" spielte der mädchenscheinige und feinstimmige Kastellans-Enkel, dessen Zukunft ihn zum Steuer-Rath erhob, und die ganze sehr andächtige Zuhörerschaft bestand aus der Familie des Großvaters und der sämmtlichen Schloß-Dienerschaft bis zur Küchenmagd. — Der Prinz Heinrich kam alljährlich von seinem Rheinsberg nur für einige Tage, wenn Soldaten-Musterung anbefohlen war, nach Berlin; dann stand sein Regiment im Schloß-Vorhofe nach der Straßenseite, der Prinz, von Offizieren umringt, zeigte sich oben auf dem Gitter-Vortritt, und jeder Soldat empfing ein Dreierbrödchen und ein Glas des besten Brantweins, man

Digitized by Google

nannte ihn Citronen-Liqueur. Den Offizieren gab der Prinz ein Festmahl, das, laut Aussage des Kastellan-Enkels, vor Mitternacht nicht ende. Da hatte ich nun einmal im Vorhofe die „Brödchen" austheilen helfen, und gegen Abend spielten wir in einem völlig geräthlosen Saal des verwahrlosten Schloßflügels Kegel. Plötzlich öffnete sich eine der Thüren — der Saal hatte deren vier — und rasch trat der Prinz herein. Erschrocken wollten wir entwischen, die nächste Thür war aber verschlossen, und wir vernahmen den Zuruf: „Halt da, keine Desertion! Ich hörte Spektakel, was macht Ihr?" — Wir mußten stehen, zitternd berichtete der Kastellans-Enkel das Nöthige, und der Prinz erwiederte lachend: „Poltrons Ihr, kegelt weiter, ich werde Societair. Wie hoch?" — „Um Geld spielen wir nicht, Majestät!" antwortete ich etwa Dreizehnjähriger. Er lachte ärger, mir unbewußt lachte er natürlich mich aus, weil ich in meiner Unkenntniß der Titelei mit dem Zueignungsworte ihn erhöht hatte, und entgegnete nun: „Eh bien! Ich spiele gewiß miserabel, Ihr könnt's riskiren!" — Wir mußten uns fügen; dem berühmten Feldherrn gehorchte die Kegelkugel in Wahrheit „miserabel", und nachdem er eine Weile den Spaß mit Geduld versuchte, sagte er heiter: „Ich kaufe mich los, da theilt's!" Er warf zwei Thaler auf ein Fensterbrett. Im August 1802 war Prinz Heinrich gestorben, 1803 das Schloß noch mehr verödet; von den damaligen Bekannten sah ich keinen, einer von ihnen hatte sich erschossen, ich erfuhr den Grund nicht. Mit

Digitized by Google

Unheimlichkeit durchschritt ich ein paar Mal die noch einsameren Baumgänge und dachte traurig des Vergangenen. — Jetzt ist der Garten nicht mehr ummauert; „Kastanien-Wäldchen" genannt, wurde er zu freiem Wege, und das einst wüste Schloß zum ausgezeichnet schönen Universitäts-Gebäude, worin man hoffentlich allem Wüsten den Einlaß verwehrt.

Im October 1803 zog der Trieb zur Kanzel die Hälfte meiner Thätigkeit zurück nach Jena, wo ich nun allmälig strichweise mich vorbereitete zur Prüfung. Böschel hatte sie überstanden, nachholend und vorschiebend blieb er mir kerngetreu, damit ich unaufgehalten den Universitätslauf beschließen könne. Fast peinlich besorgt plagte er mich, „um bei dem Examen nicht examinirt zu seyn", wie er sich ausdrückte, rück- und vorwärts mit Interpretation, Exegese und Hermeneutik mehr als die Prüfung selber; jedenfalls habe ich jedoch seinen weitsichtigen Beistand gebührend herzlich zu achten. Für den März nächsten Jahres war mir die Prüfung verheißen, aber die Krankheit meiner Großmutter, dann wieder die meines Vaters, rief mich erst nach Heinrichs und von dort nach Berlin in dem harten Winter von 1803 zu 1804. Aufgethürmt lag Schnee im Wege, ich konnte nicht durch, mußte mich zum Postwagen wenden, was nicht durchgängig zu überwinden war: mein Leibliches empörte sich greulich. Hinfällig erreichte ich Berlin, und ward nicht sogleich meiner Kräfte mächtig. Eben war der Leipziger Buchhändler Gräff in Preußens Residenz, erfund-

Digitized by Google

schaftete die Wohnung meiner Eltern, und fand mich sehr angegriffen. Der mir Wohlwollende sagte: „Ihres Vaters Zustand hat sich gebessert, und Sie haben sich überarbeitet, mir auch zum Nutzen; ich halte mich verpflichtet, Ihnen eine Nachzahlung zu machen, dann sind Sie besser bei Kasse, kommen aber zu Ihrer Erholung mit mir nach Leipzig, wohnen bei mir so, daß sie dort auch arbeiten können. Ich nehme hier ein Miethsgespann, unterweges kehren wir ein, so oft Sie wollen, und hoffentlich gewöhnen Sie sich bei solcher Reiseart an den Wagen.“ — Der Vorschlag war allseitig annehmlich; wir brauchten fünf Tage bis Leipzig, übernachteten ein paar Mal im Dorfkrug, namentlich auch in Krobstädt, wo Gräff mir einen noch sehr lebenslustigen hundertjährigen Greis vorstellte. Der wollte wissen: wer ich sey, und nach Gräff's Antwort: „Ein Künstler“, fragte Jener: „Herr Je, wird heut schon gespielt?“ Er kannte als Künstler nur Puppenspieler, und obschon ich bei meinem Fahrübel zum Lachen nicht geneigt war, es brach doch durch. Die Holprigkeit, die Schmutz- und Sandtiefen derzeitiger Landstraßen im Winter, nebst dem Aermlichen der Wirthshäuser, würde jetzt gewiß Mancher in der Beschreibung für fabelhaft halten. Wo wir hinkamen, war fast nichts zu haben als Kohlrüben und Eier; hinsichtlich der Wege sey aber nur erwähnt, daß wir vor dem Thor der Pleißestadt noch das Unheil hatten, bei Thauwetter mit dem Wagen umgeworfen zu werden. Mehr durchnäßt als Gräff fuhr ich dort ein, das so be-

Digitized by Google

dächtig angeordnete Fahren hatte aber doch das Widerstreben meines aufrühreriſchen Blutes nicht überwunden.

Gräff bewohnte ein ganzes, hohes, nur dreifenſtriges Haus bei den anmuthigen Gängen zwiſchen Bäumen und Gebüſch vor der Stadt; mir wurde, nur eine Treppe hinauf, das beſte Geräum zugetheilt, wo ich, an gewöhnlichem Tiſchchen, mit meinem wenigen Werkzeug an einer Holzſchnitt-Platte für Gräff, zu dem neueſten Roman der Chriſtiane Sophie Ludwig, mich beſchäftigte. Abends hatte er Gäſte, oder wir waren es außerhalb; ſo wurde ich, immer wohlwollend begrüßt, mit mehreren Schriftſtellern bekannt, nenne jedoch nur Mahlmann und Rochlitz, weil dies erſte Zuſammenkommen der Anlaß einer dauernden Verbindung wurde. Bei Rochlitz war ich gaſtlicher Zuhörer einer Geſangs-Ausführung; dann ſaß als Tiſchnachbar neben mir ein Weimaraner, ein auch noch junger, zufolge meiner nachträglichen Auffaſſung etwas irrlichteriſch leicht auflodernder Herr v. Lynker. Im allgemeinen Geſpräch war daran erinnert worden, daß Goethe ſchon über mich geſchrieben habe — ich erfuhr es erſt hier — und Rochlitz meinte: man müſſe mir rathen, auf dem Wege nach Jena zuvor im geiſtigen Glanzpunkt Weimar einzukehren. Herr v. Lynker war erbötig mich in ſeinem Wagen mitzunehmen, blieb auch dabei, als ich ihn mit meinen Fahrfährlichkeiten warnte. Die mir erweckte Hoffnung, unſere Lieblingsdichter in ihrem heimiſchen Selbſtweſen kennen zu lernen, miſchte ſich mit dem

Digitized by Google

Zureden, von Rochlitz und Mahlmann wurde ich mit Empfehlungsbriefen ausgestattet, und ein paar Tage später folgte ich meinem gefälligen, aber unzweifelhaft der Seltsamkeit anhänglichen Entführer. Die Landstraße war minder schlimm, abwechselnd ließ sich laufen; Herr v. Lynker that es mit mir, so daß ich ungeschwächt in das damals durch Geistespflege bevorzugte sogenannte Ilm-Athen eintrat. Unterweges bedauerte mein freigebiger Beschützer, daß ich Herder nicht mehr sehen würde — er schilderte ihn als tödtlich krank — versprach, mich mit Wieland und Schiller in Näherung zu bringen; im Bezug auf Goethe sey ihm dies aus Familienrücksichten schwierig, man müsse abwarten, wie es sich einfädeln lasse. Ich berief mich auf die Empfehlungsbriefe, er meinte: sie würden, weil der, immer in mannigfachen Verwickelungen thätige Goethe durch die Faschingstage noch mehr „im reißenden Strom der Anforderungen sey", höchstens zu viertelstündigem Empfang bei dem Staatsmann nutzen. Schon damit erklärte ich mich einigermaßen zufrieden, Lynker äußerte aber, auch ein solcher Erfolg wäre noch zu bezweifeln, man müsse versuchen, ihn irgendwie zu überraschen. — Meinerseits wurde auch noch unterweges erzählt, daß ich in Jena Goethe und Schiller gesehen, doch auch nur gesehen, hinsichtlich Schiller's jedoch selbstverknüpft im Juni 1803 ein Lauchstädter Abenteuerchen mit erlebt habe. Dies wurde von einem Hallenser Studenten Ludwig Krahn, der im Jahr 1849 als Prediger starb, aufgezeichnet und die Handschrift mir,

Digitized by Google

dem Jugendbekannten vom prinzlichen Schloßgarten her, geſchenkt. Seine getreue Schilderung macht jede andere entbehrlich, und ihm zum Weihandenken werde ſie hier erneuert eingefügt nach der Vorbemerkung, daß von der erſten Darſtellung des Trauerſpiels „Die Braut von Meſſina", alſo auch von der erſten Begeiſterung dafür die Rede iſt.

„Im großen Zuge waren wir Hallenſer Studenten nach Lauchſtädt gekommen, um auf dem dortigen Theater in Gegenwart Schiller's deſſen „Braut von Meſſina" aufführen zu ſehen. Voll Erwartung des hohen geiſtigen Genuſſes war in uns viel Unruhe, und der kleine Badeort, wo die Steifheit ſich ſehr ſpreizte und die Schranken eitlen Weltlebens unter den Gäſten ſchroff aufſtiegen, machte ſich uns viel zu enge. Glücklicherweiſe dachte keiner der Burſchen an das Hazardſpiel, wir ſchwärmten umher. — — Abends waren wir frühzeitig im Theater, und empfingen in ſchmetterndem Ruf bei Hand- und Fußgetöſe den Dichter, der uns mit allen Gedanken und Gefühlen „weg hatte", wie es in unſerer damaligen Redeweiſe hieß. Das war eine Vorſtellung, wie ich nie wieder erlebte und auch wohl nie wieder erleben werde, denn der Himmel ſorgte für eine ungeheure Steigerung des Eindrucks. Die gewaltige Tragödie rückte unter der aufmerkſamſten und geſpannteſten Stille der gedrängten Zuſchauer noch nicht bis zur Mitte vor, da erſchütterte ein mächtiger Donnerſchlag das nur aus dünnen Mauern beſtehende Schauſpielhaus, und der wie ein Wolkenbruch niederſtürzende

Digitized by Google

Regen verbreitete bei rasch sich folgendem fast unaufhörlichem Donnergekrach ein solches Rauschen, daß man oft die Schauspieler gar nicht mehr hörte. Ein Theil der Zuschauer flüchtete, die Frauen mit Angstgeschrei, aus dem Hause, ich weiß nicht wohin. Die Schauspieler, anfangs äußerst bestürzt, faßten wieder Muth, aber sie bebten doch auch merkbar bei bezugreichen Stellen, so namentlich der „Chor-Anführer", als er während des wirklichen Donnergerolles zu sprechen hatte:

„Wenn Wolken sich thürmend den Himmel schwärzen,
Wenn dumpftosend der Donner hallt,
Da, da fühlen sich alle Herzen
In des furchtbaren Schicksals Gewalt."

Das Grausen steigerte sich bei dem bald darauf folgenden Mutterfluch der „Isabella", und es erreichte den höchsten Grad, als ihr Schmerz sich wider die Himmelsmächte selbst empört, Gottheit und Natur ihr sinnlos scheinen und der Chor ihr zuruft:

„Halt' ein, Unglückliche! — die Götter leben,
Erkenne sie, die dich furchtbar umgeben!"

Wer von da an in dem Werke nachliest, der mag's versuchen, sich einen Begriff zu machen von dem Entsetzen, das bei dem fortdauernden Gewittertosen durch alle Herzen zog; rings todtenbleiche Gesichter, Jedem stockte der Athem: auch Schiller saß in seiner Loge wie versteint. Ich habe nie einen solchen, ich möchte sagen überirdischen Schauder empfunden, und er wirkt noch jetzt nach bei heftigem Gewitter, weil mich dann immer die Erinnerung an den Theater-

Digitized by Google

abend in Lauchstädt fieberhaft anfaßt, obwohl nach der Vorstellung eine unermeßliche Fröhlichkeit folgte. Der Himmel hatte jede Spur von dunkler Decke abgeschüttelt, glänzende Sterne leuchteten auf jubelnden Verkehr. Zu uns Hallensern hatten sich auch Leipziger und Jenenser Studenten gesellt, und als der unvermeidliche Ball überstanden war, zogen wir zusammt vor die Fenster Schiller's, und brachten ihm ein Halloh mit Gesang und Musik. So viel wir konnten, rückten wir ihm auch auf die Stube, wo sich der von uns tüchtig angelärmte große Dichter burschikos liebenswürdig benahm, wonach Einer der Unsrigen ihn keck einlud zu einem Mahle, das der reiche Vater eines Commilitonen in seinem Gartensaale uns anrichtete. Schiller lehnte zwar die Einladung ab, zögerte indeß doch einen Augenblick, so daß, nachdem wir abgezogen waren, ich der Meinung war, eine Deputation an ihn würde nachträglich unsern Wunsch durchsetzen. Im Nu bildete sich die Deputation, die ihren Sprecher wählte. Wir fanden den Dichter, wie er eben in's Bett steigen wollte, und was ihm nun mit klopfendem Herzen in ängstlicher Verlegenheit gesagt wurde, müßt' ein Anderer wissen, sonst ist's für ewige Zeiten vergessen, woran ganz und gar nichts liegt. Denn das Reden hat gewiß nicht so viel geholfen als der tolle Einfall anderer Kerle, von denen jeder ein Stück der Kleider Schiller's ergriff, der Nächststehende auch mir eines über meine eben noch in rhetorischer Geberde ausgestreckten Hände warf, so daß wir Alle den Eingela-

Digitized by Google

denen umgaben wie Kammerdiener, bereit ihn anzuziehen. Das Gelächter Schiller's machte uns dreister, und fast willenlos fuhr er in die Kleider. Mehr gezogen und getragen als gehend brachten wir ihn richtig in den Saal, wo uns ein überschwengliches Jauchzen empfing. Fast eine Stunde blieb Schiller bei uns, wahrhaftig ein Bursche unter Burschen. Er sprach uns auch an, daß wir diesen Enthusiasmus, als nothwendig für die Bühne und die geistigen Bestrebungen überhaupt, bewahren und möglichst mittheilen möchten, da die Volksmasse gar zu leicht von etwas festtäglichem Aufschwunge sich so angegriffen fühle, daß sie rasch wieder einem alltäglichen Seelenschlummer verfalle. Die Vivats, versteht sich, rissen während der Anwesenheit des Dichters gar nicht ab, und er mußte sich gefallen lassen, sein herrliches Lied: „Freude, schöner Götterfunken" nicht in vollendetster Harmonie zu hören. Damit zum Schluß gekommen, trat ein Senior der Burschenschaft auf einen Stuhl und sang bei erhobenem Glase, mit einer Stimme, die zwar kein Erdbeben, aber doch das Zittern der Saalwände veranlaßte:

„Laßt den Schaum zum Himmel spritzen,
Dieses Glas dem guten Geist!"
Der mit kühner Wahrheit Blitzen
Macht des Wahns und Trugs zerreißt.
Mit dem Donnerkeil der Rede
Treffet, was die Welt bethört,
Allem Schlechten ew'ge Fehde,
Das, ihr Bursche, hört und schwört!

Digitized by Google

Mag in unſern Adern toben,
Was zur Klärung noch erſt gährt,
Daß ſich guter Geiſt bewährt,
Schwören wir dem Geiſt dort oben!"

Die letzten vier Zeilen wurden vom Chorus wiederholt und der Senior that ſich beſonders auf den Schluß etwas zu Gute, indem er erſt gen Himmel und dann auf Schiller wies, der begreiflich oben an der Tafel ſaß. Nach dem Geſange folgte ein Händedrücken und Umarmen, dem ſich ſogar auch unſer Dichter fügte, und ließ ſich bei dem uns zu Gebot ſtehenden Rebenſaft von zum Himmel ſpritzenden Schaum nichts verſpüren — man war ſelig bei ehrlichem Naumburger — ſchäumte es doch in uns. Wir blieben, als auf ſeinen Wunſch Schiller nur von Wenigen und ohne Getöſe zurück nach ſeiner Wohnung begleitet worden war, in Saus und Braus bis zum hellen Morgen, wo wir es uns dann nicht nehmen ließen, unſern Abgott nochmals mit Geſang und Muſik zu ſtören. — Es war eine ſchöne Zeit der Begeiſterung, und wollte Gott, ſie kehrte uns wieder durch Dichter, die ſich ebenbürtig jener Vergangenheit und ihren Verewigten anreihen könnten, ſo wie durch eine Theilnahme im Volk, die, ſey ſie auch etwas überſprudelnd wie damals, doch mit geſunder Natur aus Seele und Leib hervorbricht."

Bei Allem, was Krahn berichtete, war ich, obſchon erſt Nachmittags zufolge der Anmahnung des Jugendfreundes in Lauchſtädt angelangt, zugegen; die angefügten Reime zu „Freude, ſchöner Götterfunken", ein Erzeugniß des Augenblicks, ſind von mir, und ich

Digitized by Google

habe auch unvermeidlich Wein nippen müssen bei den ungezählten Lebehochs.

In Weimar wurde ich zuerst bei Wieland eingeführt; dem Altwürdigen war ich nur durch Buchhandels-Anzeigen bekannt, was mir genügte. Im Gespräch offenbarte er sich sehr bedrückt vom Tode seiner Frau, weshalb er das Gut Osmanstädt verkauft habe, und wieder in der Stadt wohne, um nicht noch mehr an Erinnerungen zu leiden. In seinem Arbeitszimmer hafteten meine Blicke an einem kleinen Holz-Bildwerk: eine sitzende Gestalt in römischer Tracht. Wieland sagte mir: es sey Voltaire, und nachdem ich die Frage: ob ich dessen Schriften kenne, mit Nein zu beantworten hatte, empfahl er sie mir als besten Leitfaden zu der Franzosen Geist und Sprache, was hinsichtlich dieser unbedingt an rechter Stelle war, denn mich im Französischen zu üben, dazu fehlte mir bis dahin die Gelegenheit. Jetzt hätte ich jene Frage mit Ja zu beantworten, müßte aber gestehen, daß ich zwar an Voltaire die zeitgeschichtlichen, für die Franzosen auch volksgemäßen Vorzüge nicht unterschätze, im Allgemeinen ihm jedoch mehr ab- als zugewandt sey.

Durch Vermittelung des Herrn v. Lynker war ich in einer Abendgesellschaft von etwa funfzehn Personen, Männer und Frauen, mit Schiller beisammen. Er trat verspätet ein, man hatte auf ihn gewartet, und rechtfertigte ihn damit, daß er ganz in sein neues Werk „Tell" vertieft sey. Seine Erscheinung trug auffallender noch als vor nicht vollen acht

Digitized by Google

Monaten Spuren abzehrender Krankheit zur Schau: mir wurde ſchmerzlich bei dem Anblick. Ihm vorgeſtellt, wagte ich eine Hindeutung auf die Begegniß in Lauchſtädt, mit dem Bekennen meiner Mitſchuld an dem Ueberfall. „Ei“, erwiderte Schiller, „mein Schwabengemüth hat mir auch da einen üblen Streich geſpielt, und hinterdrein iſt's abzubüßen.“— Er blieb ernſt und gedankenſchwer, antwortete zerſtreut; man mußte glauben, er ſey mit ſeiner Umſichtlichkeit anderswo als hier, wo er ſichtlich war. — Nun begab es ſich, daß ein alter Herr bei einer Fiſchſpeiſe von dem Leberreim ſprach, den Gellert einem Vornehmen, der ihn unabläſſig mit dem ehemals ſehr gebräuchlichen „Er“ angeredet hatte, hingeworfen haben ſoll, nämlich:

„Die Leber iſt vom Hecht und nicht von einem Bär,
Den nenn' ich Grobian, der ſtets mich nennet Er.“

Darauf hingelenkt, machte man den im Anfange des jetzigen Jahrhunderts auch noch beliebten Spaß höflichſt nach, und er ging fleißig ringsum von den Lippen. Als die Reihe an Schiller war, ſah er ſich, muthmaßlich kaum wiſſend, was man von ihm wolle, wie verlegen um, ſetzte an und — plötzlich ſchwieg er kopfſchüttelnd, nach meiner ſpäteren Anſicht die Zumuthung mit Recht mißbilligend. Das war mir — auch in augenblicklich anderer Auffaſſung — von dem großen Dichter ſo begreiflich, daß ich mein gefüllt vor mir ſtehendes Glas ergriff, freudig zu Schiller lief, in Natürlichkeit darüber jubelnd, daß während wir Anderen flott gereimt hatten, wie uns

Digitized by Google

der Schnabel gewachsen, ein so berühmter Meister sich nicht habe zu dem losen Spiel bequemen wollen. Diese mich selber überraschende und dann mitteninne erschreckende Dreistigkeit soll ich drollig vollbracht haben; mit der ganzen Gesellschaft stimmte Schiller herzlich in das Lachen ein, und dies wurden dann die einzigen Minuten, in denen ich ihn an diesem Abend erheitert fand. — Ach, nicht viel über ein Jahr und er war uns und seinen noch hochfliegenden Planen entrissen!

In Bezug auf Goethe hatte mich mein Unterweiser, an dessen vermeinter Besonnenheit ich immer deutlicher einen Hang zum Absonderlichen herausfühlte, damit vertröstet: es sey etwas im Werke; wenn es gedeihe, ergebe sich gute Gelegenheit. — Nur vier Tage wollte ich in Weimar rasten, vorhabende Arbeiten, hier wenig gefördert, bedrängten mich, und ich bereute schon, nicht mit den Empfehlungsbriefen mein Heil bei Goethe versucht zu haben. Bereits packte ich mein Bischen Habe im Miethszimmer — gegen Gasthöfe hegte ich Widerwillen — da kam Abends nach Sieben Herr v. Lynker, in einem Domino, ließ auch mir einen darreichen von seinem mitgebrachten Diener bei den Worten: „Im Theatersaal ist Probe von einem Maskenspiel, Goethe muß dabei seyn; ich habe vermittelt, daß sie als Fremder Zuschauer seyn können, beeilen wir uns!“ Bebend zog ich das Beste an, was ich hatte, ein hellblauer Seidenmantel wurde mir übergeworfen, eine Maske sollte ich dort empfangen — was sich je-

Digitized by Google

doch nicht erfüllte. — Bald ſtand ich in einem mäßig großen Saal, und drückte mich neben einem Gewirr von Menſchen, nur zum Theil maskirt, an die Seite; denn nachdem ich ſo mich hatte gängeln laſſen, war mir Alles wie beklemmender Spuk oder Traum. — „Wenn Er da iſt, erfahren ſie es im Moment!“ mit dieſem Zuruf beruhigte mich mein herumſchweifender Beherrſcher, der irgendwo beſchäftigt ſeyn mußte. Ich hörte Reden und Muſik wie aus der Ferne, blieb aber wie eingewurzelt in dem eroberten Winkel, weil ich hier ein Uneingeweihter war. Etwa ſehr lange anderthalb Stunden waren vergangen, bevor es hieß: „Da iſt Er, dort ſteht Er!“ und es bedurfte mancher Windung, um mir bis zur angedeuteten Stelle zu helfen. Endlich kam ich Dem, mir Ehrfurcht Gebietenden nah, möglichſt näher: ich hörte ſeine ſtarke, klangvolle Stimme. O weh! Goethe, der ſeinen Seidenmantel, roſenfarb oder gelb — bei dem Lichtſchimmer konnte ich mir die Farbe nicht genau beſtimmen — hin- und herwerfend behandelte, ſprach ſo heftig mit einem Andern — mit dem Theater-Intendanten Kirms, was ich nachher entdeckte — daß ich noch ängſtlicher wurde. Aus dem lauten Geſpräch ging hervor: bei einer Abendprobe im Theater war Goethe über einen Schauſpieler — ſein Name lautete, wenn ich deſſen mich richtig entſinne, Zimmermann — ſo bitterböſe geworden, daß er ſich höchſt unglimpflich äußerte über Anmaßungen der Comödianten. Mir flog der Athem, in mir rief es: Jetzt oder nie! Meine Zaghaftigkeit gipfelte, wurde unwill-

Digitized by Google

kürlich zum Wagemuth, und ohne Ueberlegung hatte ich mich in den Eifer gegen Comödianten gemischt. Was mir erst in der Zukunft als Erfahrung reifte: wie raschbereit der Aufgebrachte, wenn ihm Einer recht giebt, sich zu Diesem wendet, das bewährte sich hier. Ich hatte den Erfolg, daß Goethe auf mich einredete, unterhielt seinen Zorn so gut oder schlecht meine sich nicht zurechtfindende Stimmung dies vermochte, habe keine Spur mehr von dem Gemengsel, was ich schwatzte, bis er hell auflachte, dann aber, wie in Hast zur Hoheit gleichsam umgeschaffen, mit wahrhaft erschütterndem Gebieterton fragte: „Aber mit wem sprech' ich, wer sind Sie?" Meine Empfehlungsbriefe von Mahlmann und Rochlitz hatte ich im Widerstande gegen mein Zittern in der Tasche fast krampfhaft festgehalten; sie schnell hervorziehend, nannte ich, nun bis zu Thränen erschreckt, meinen Namen, demüthig scheu hinzufügend: „Ihnen diese Briefe zu überreichen suchte ich in den wenigen Tagen hiesigen Aufenthalts vergeblich Gelegenheit, die Gunst des Augenblicks verlieh sie mir, und frevelhaft habe ich sie ergriffen." — „Wer sind Sie, doch nicht der Gubitz, der sich in der Holzschneidekunst auszeichnete?" so fiel Goethe fragend ein, wie selber betroffen, und nach meiner Entgegnung: „Ob auch von Ihrer gütigen Meinung beschämt, habe ich freilich zu antworten: Der bin ich." — Ohne etwas darauf zu erwiedern, erfaßte er mich am Arm, schob mich an einen Pfeiler, sagte: „Hier bleiben Sie stehen, hier will ich Sie treffen, jetzt hab' ich zu thun!"

Digitized by Google

Dann verschwand er, und ich stand nochmals da in zweifelsüchtiger Hoffnung, die indeß der Geduld nicht lange bedurfte. Zurückkehrend rief Goethe mich an: „Aber, mein Gott, sind Sie's denn wirklich? Wie alt sind Sie? — „Im achtzehnten Jahr", antwortete ich, und er entgegnete: „Man möcht's nicht glauben! Wie lange bleiben Sie hier?" — Ich sagte ihm, daß ich nur gezögert habe, Weimar zu verlassen, um ihm genähert zu seyn, der kommende Morgen treibe mich nach Jena, dort meine Universitätszeit mit dem Examen zu enden. Ueberrascht fragte er weiter, und ich gab nun schüchtern Bescheid, bis er dringlich einfiel: „Von der Abreise sey einstweilen nicht die Rede, heut noch zeige ich Ihnen meine Wohnung, erwarte Sie dort morgen Vormittag um Zehn", und auf meine Bemerkung, daß ich schon vor seinem Hause gewesen sey, erwiederte er, mir die Hand reichend: „Also morgen früh!" in flüchtiger Weise, denn eben wurde nach ihm gesandt.

Noch zwei Tage blieb ich in Weimar, stundenlang in Goethe's Zimmern, wo ich, zwischeninne oft ohne seine Anwesenheit, die musterhaft geordneten Sammlungen von Zeichnungen und Kupferstichen beschauen, mich zugleich noch mancher Beweise seiner Zuthulichkeit erfreuen konnte. In bester Laune erwähnte er, daß er als Student in Leipzig sich im Breitkopf'schen Hause auch mit dem Holzschnitt beschäftigt habe, also wohl wisse, was mir gelungen, und ich vernahm dabei aufmunternde Aeußerungen: dennoch hielt mich sein Benehmen in Scheu. Meinem

Digitized by Google

Hang zum „Dorfpaſtor“ war er nicht gleichgeſinnt, obwohl er „das ſchließlich Anhaltſame in dieſer Entzweiheit“ gelten ließ, und als ich erzählte, wegen meiner Bemühung im Holzſchnitt ſey ich bereits von drei Kupferſtechern öffentlich befehdet, ſagte er aufgeregt und mir unvergeßlich: „Es ſteckt etwas Verruchtes in ſolcher ſteten Negation, die immer bei der Hand iſt; man muß ſich nicht daran kehren, doch das Rechte thun, ſonſt iſt nichts zu heben.“ — Mit geſteigerter Verehrung nahm ich Abſchied, einer Verehrung, der niemals Anlaß nahte, ſich zu mindern. Goethe hat mir dauernde Theilnahme bezeugt, was bei fernerem Berühren ſich darlegen wird, und Pflichtgefühl gebot mir mehrmals Einſpruch gegen öffentliche Angriffe und Klagen über ſeinen Stolz, ſeine Kälte und Schroffheit, obſchon ich nie behaupten werde, daß er von unbewältigten Gemüthsaufregungen freizuſprechen ſey: das iſt keinem Sterblichen nachzurühmen.

In den erſten Märztagen 1804 wohnte ich nochmals in Jena, hoffend, man werde mir das Examen beeilen, worin ich irrte. Sämmtliche Profeſſoren ſollten und mußten die „Neue Jena'ſche Literatur-Zeitung“ unterſtützen, ihr zum Siege oder doch zum Beſtande verhelfen der „Allgemeinen Literatur-Zeitung“ gegenüber, die ihrer Geburtsſtätte untreu geworden und nach Halle entflohen war. Von Weimar aus beeiferte man ſich, die Lehrer jeder Fachwiſſenſchaft in Begünſtigung der neuen nebenbuhleriſchen Urtheils-Zeitſchrift angeſtrengt zu verflechten; unge-

Digitized by Google

wöhnlich lange blieben die von mir verlangten schriftlichen Vorlagen unbeachtet, und wurden dann eben so geschwind kurz abgefertigt als die mündlichen Abfragungen, die erst im Mai stattfanden. Wie es mir schien, behandelte man mich dabei sehr entgegenkommend mild, vielleicht war es zugleich unwillkürlich einwirkende Folge von dem Umstande, daß ein bedeutsamer Theil meiner eigentlichsten Lehrer Jena verlassen hatte. — Ohne Bestürmen unterwarf ich mich der Säumniß, förderte meine Holzschnitt-Bestellungen; dies würde mir, wie ich meinte, auch als Landprediger möglich seyn. Zuweilen bedrückte mich indeß herbe Bangigkeit, denn es offenbarte sich, daß mein schwungvoll lebhafter, daneben starrwilliger, von Lebensklugheit weitab wandelnder Sinn sich einbildete, man müsse im Glaubensreich dort anfangen, wo Luther endete, was nun doch mit dem hirtlichen Dorfpfarrer meines Jugendtraums nicht auszugleichen war. Bei geschäftigem Drang entflogen aber solche Gedanken in Zukunftsschau so rasch, als sie ihr anflogen, und die Ereignisse thaten dazu das Ihrige.

Meine, durch die Selbstwirthschaft des Oheims völlig zum Schluß ihres Handelsbetriebs gezwungene Großmutter, die wiederholt das Versprechen von mir herausforderte, Dorfpfarrer zu werden in der Gegend, wo als solche einst Vorfahren lebten, starb am 18. April 1804 plötzlich durch Hinabsturz in ein Kellergewölbe. Wenige Wochen nachher war ich Candidat, und in der Ueberlegung beharrte ich dabei, der Abgeschiedenen das Versprechen halten zu wollen. —

Digitized by Google

Wegen ihrer Hinterlassenschaft mußte mein Vater selber im Amt Suhl sich stellen, was er nur in Begleitung der Mutter vermochte. Die Erbschaft wurde durch allerlei Ansprüche und Dunkelheiten sehr gering, und das Unterhandeln zog sich dermaßen in Dehnung, daß die Eltern nach Berlin zurückreisten, mir die weitere Klärung verblieb. Währenddem hatte ich in Weimar und Gotha zu einer Landpfarre mich gemeldet und erwartete die Entscheidung bei Martini, der die Kanzel aufgeopfert hatte, weil er durch das Ableben seiner Schwiegermutter wohlhabender Gutsbesitzer geworden war.

Mitten in diesen Wendungen erhielt ich von Firmin Didot in Paris für meine derzeitigen Zustände erwerbreichere Aussichten, wenn ich zu ihm kommen und seiner Druckerei nützlich werden wolle mit dem Holzschnitt; ich hatte keineswegs Lust dazu, erwähnte aber den Antrag brieflich meinem Freunde Reimann in Berlin, der nun eine vollständige Sammlung meiner Kunstversuche in Abdrücken besaß. Reimann antwortete: er habe dem Curator der Academie, Minister v. Hardenberg, diese Nachricht mitgetheilt, und sey beauftragt, meine Arbeiten ihm vorzulegen, doch wünsche er (Reimann) dazu eine Erklärung von mir. Meine dem Freunde schuldige Verpflichtung machte mir seinen Wunsch zum Gesetz, und bald darauf erhielt ich folgende Zuschrift:

„Ich habe die mit dem, am 14. d. M. empfangenen Schreiben des Herrn Gubitz mir jetzt übergebenen Blätter, wie Ihre vorigen Kunstwerke mit

Digitized by Google

vielem Vergnügen erhalten, indem ſie mir den ſchönen Beweis davon gegeben haben, welche Fortſchritte Sie in Ihrer Kunſt machen, und ſie zur Vollkommenheit zu bringen ſich angelegen ſeyn laſſen.

Das mir durch den Herrn ꝛc. Reimann zugekommene complette Exemplar Ihrer Holzſchnitte ſende ich, nach Ihrem Verlangen, hierbei zurück, und werde ich, wenn Sie demnächſt als Mitglied der Academie ein ſolches Exemplar zu deren Sammlung hingeben wollten, ſolches mit vielem Dank für dieſelbe annehmen, da es zur Geſchichte der Kunſt und zum Unterricht der Zöglinge in dieſem Fache gleich wichtig iſt, ſo wie ich auch Ihre ferneren Arbeiten und damit Ihre weiteren Fortſchritte in dieſer intereſſanten Kunſt ſtets mit Vergnügen betrachten werde. Je mehr dieſe noch für unſern Staat und unſer Vaterland Nützliches verſpricht, deſtomehr würde ich bedauern, wenn Sie daſſelbe verlaſſen und Sich in das Ausland begeben wollten. Sie haben zwar darin Ihre freie Wahl, allein ich muß für Sie ſelbſt und für uns wünſchen, daß Sie ſich wenigſtens nicht für immer im Auslande feſſeln laſſen, und Sich eine Lage bereiten, die äußerlich zwar glänzend ſcheint, die Ihnen aber alle Ihre Kräfte lähmen und zu leicht alle Selbſtſtändigkeit benehmen könnte.

Was ich außerdem dazu beitragen kann, um Sie von dieſem Entſchluß abzubringen, und Sie zum Hierbleiben im Vaterlande zu beſtimmen, das würde ich mit Freuden thun. Ich würde Ihnen, ſobald ſich bei der Academie Gelegenheit findet, gern einige Penſion

Digitized by Google

zufließen lassen, und im Fall des Hierbleibens Sie sofort als Mitglied der Academie aufnehmen lassen, und mich gern mit dem General-Fabriquen-Departement Ihretwegen in Verbindung setzen, und vernehmen, ob für Sie, Seitens desselben, da Sie den einländischen Fabriquen vornemlich nützlich werden können, etwas Weiteres geschehen kann, um durch alles das Ihnen zu zeigen, daß man Ihre Verdienstlichkeit und Ihre vorzügliche Geschicklichkeit anerkennt, und solche auf alle Weise zu belohnen und hervorzuziehen geneigt ist. Ich wünschte also darüber Ihre nähere Erklärung mit den Vorschlägen zu erhalten, die Sie etwa Selbst Ihretwegen zu thun haben möchten, worin ich sowohl bei der Academie als dem Fabriquen-Wesen von Nutzen zu seyn, und worin Sie dabey unterstützt zu werden wünschten.

Berlin, den 27. October 1804.

Hardenberg."

Da kam ich nun in verstärkten Zusammenstoß mit den Verhältnissen, wußte mir nicht zu rathen, so daß mir Reimann unter Anderem schrieb: „Aus eigener Macht werde ich wohl Ihr Vormund seyn müssen." Noch im Ordnen der kargen Erbschafts-Angelegenheit eilte ich mit dem bisherigen Ertrag nach Berlin, abwechselnd als mustergültiger Läufer und unpäßlicher Postsitzer, wurde dem Minister Hardenberg vorgestellt, und offenherzig enthüllte ich ihm meine Lage und ihren inneren Zwiespalt. Er überhäufte mich mit Güte, ließ mich aber unentschlossen, um so zweifelvoller, da zu Dem, was ich mit der Holzschneidekunst

Digitized by Google

bezweckte, ſeine Auffaſſung der meinigen nicht ganz ähnlich war, und endlich ſagte er lächelnd: „Ich meine, wir begegnen uns noch!“ — Ihm und Reimann war es jedenfalls zu danken, daß ich bei dieſer Anweſenheit in Berlin, wo ich durch meine zu jeder Kunſtausſtellung eingeſandten Arbeiten andenklich blieb, dem Könige auf ſein Begehren in einem Bändchen die Abdrücke von meinen vermehrten Platten perſönlich überreichen konnte. Wenn ich mir jene halbe Stunde in's Gedächtniß zurückrufe, iſt es mir, als fühlte ich immer wieder des mildereichſten Königs Hand, die auf meiner Schulter lag bei den Worten: „Noch ſo jung, ſo geſchätzt, nicht eitel werden!“ — Nach wenigen Tagen hatte ich zu leſen:

„Seine Königliche Majeſtät von Preußen ꝛc. haben das Ihm von dem p. Gubitz überreichte Exemplar ſeiner ſämmtlichen Holzſchnitt-Arbeiten mit Wohlgefallen aufgenommen und demſelben zum Beweiſe Ihres Beifalls über ſeine fleißigen Fortſchritte beikommende dreißig Stück Friedrichs'dor als ein Geſchenk überſenden wollen.

Berlin, den 20 Octbr. 1804.

Friedrich Wilhelm.“

Nächſtdem ſagte mir Reimann: es ſey am Hofe gewünſcht worden, die Entſtehung und Druckart der Holzſchnitte, die, in derzeitigen Tagen mißachtet, nun Aufſehen erregten, kennen zu lernen; es frage ſich: ob dies im Königs-Palais thunlich ſey. So fügte es ſich, daß ich an einem der erſten Januar-Tage des Jahres 1805 bei der Oberhofmeiſterin Gräfin

Digitized by Google

v. Voß, wohnend in einer Hälfte vom unteren Stockwerk des damals sehr schlichten, kaum Palais zu nennenden Königshauses, inmitten einer das Herrscherpaar umstehenden Versammlung von Prinzen, Prinzessinnen und vornehmen Hofamtlichen etwa eine Stunde arbeitete, und mit der nöthigen Hülfshandhabe das Verfahren bis zum Abdruck erläuterte. Auf einer zweckdienlichen Handpresse druckte ich ein preußisches Wappen, und da die Zuschauenden sahen, daß die Vervielfältigung nicht schwierig sey, machten Mehrere den Versuch, selber zu drucken. Stets erweckte sich abermals Freude, wenn wieder ein Abdruck aus dem Preßchen kam, jedoch auch volles Gelächter, als die Oberhofmeisterin in einem andern Zimmer Dienende mit Seifenwasser anstellen mußte, zum Theil sehr zarte Hände von der anhänglichen Druckschwärze zu befreien. Diese konnte sich um so zudringlicher am unrechten Ort einfinden vermöge des Auftragens der Farbe mit gepolsterten Ballen; denn im Jahre 1805 war die leichter bewegliche Walze noch nicht im Gebrauch. — Eingedenk jener Stunde, erkenne ich jetzt deutlicher als sonst, wie sehr auch bei den höchsten Ständen im Drange zum Schaffen durch sogar an sich nicht bedeutenden Erfolg die heiterste Stimmung erregt werden kann. Deshalb wäre die ehemalige Gewohnheit, daß man Fürsten, die zum Thron geborenen nicht ausgeschlossen, in der Jugend zu irgend einer handwerklichen Thätigkeit anleitete, nur dann zu tadeln, wenn das Vergnügen für freie Stunden un-

Digitized by Google

frei machte für Fürſtenpflichten zum Volks- und Landeswohl.

Bei der erwähnten Verſammlung ſah ich zum erſten und ſpäter noch zwei Mal, wie ſich im Vorſchreiten aus der Vergangenheit erörtern wird, die Königin Luiſe, hörte ſie in Lebhaftigkeit ſprechen. Eine zureichende Schilderung dieſer Fürſtin iſt noch Keinem gelungen, kann nicht gelingen; denn jemehr der Worte, je beſtimmter fühlbar wird das Unbeſchreibliche eines Geſammteindrucks ſolcher Geſammtanmuth im Verein des bewundernswerthen Aeußeren mit dem klaren Geiſt im herzgewinnenden Redeklange. Die ſchönſte Geſtalt und die höchſte Würdigkeit im bildungsreinen Denken wie im harm- und prunkloſen Empfinden, dort wie hier gleichſam Durchſichtigkeit der Seele, als ob ſich Ueberirdiſches verkörpere durch überirdiſches Wohlwollen — es iſt anwendbare Sprachmalerei, die aber meiner Erinnerung nach länger als funfzig Jahren noch bezeugt, daß ſich ein Urbild weiblicher Hoheit, wie es die Natur aus ewig friſcher Allmacht himmliſcher Schöpfung empfangen zu haben ſchien, in keiner Weiſe vollendet ſchildern laſſe. —

Wiederholend, daß ich in Weimar und Gotha mich zu einer Dorfpfarre gemeldet hatte, kam ich, von Jena geſchieden, zum Freunde Martini, bei dem ich meinen Ueberallshelfer Böſchel erkrankt fand, als er eben in einem Dorfe, unfern von Goldlauter, predigen ſollte. „Das mußt Du mir unweigerlich abnehmen, es kann Dir gar nicht ſchaden!“ ſagte der Leidende, und Martini war gleicher Meinung.

Digitized by Google

Auszuweichen wäre undankbar gewesen, auch gab die Oertlichkeit eine Genugthuung für den Wunsch der zum Frieden eingegangenen Großmutter: ich überwand mein Zagen und stand im Februar 1805 einmal Vor- und Nachmittags auf der Kanzel. Nach der Vorschrift hatte ich an dem bezüglichen Sonntage zu predigen über die Versuchung des Heilands in der Wüste, nicht die angenehmste Aufgabe; ich erwählte hauptsächlich die Bibelsprüche: „Der Mensch lebt nicht vom Brod allein, sondern von jeglichem Wort, das durch den Mund Gottes geht" (Matthäi, Capitel 4 Vers 4), und: „Was hat die Gerechtigkeit für Genieß mit der Ungerechtigkeit? was hat das Licht für Gemeinschaft mit der Finsterniß?" (Epistel an die Corinther Cap. 6. Vers 14). — Verstanden hat man mich gewiß, denn ich habe eine mitunter zu kräftige Stimme, und in jedem anderen Betracht wurde ich mit bereitwilliger Zufriedenheit beurtheilt.

Vom Gothaer Consistorium hatte ich den Bescheid, der mir den Rechtsanspruch auf eine Pfarre bestätigte, und nun wartete ich bei Martini, war fleißig an meinem Kunstwesen, und Abends wurde gelesen, so daß ich endlich ein paar Wochen gemüthlich sorglos lebte, meine friedblüthigen Träume sich jedoch auch wieder farbenreicher ergingen durch den Einzug des Frühlings. Da kamen wir nun an einem der ersten Maitage vom Felde, als es bereits dunkelte, auf dem Tisch in meiner Stube erblickte ich ein Päckchen, erkannte es noch als Postabgebung, und eilte damit nach dem erleuchteten Zimmer. Die Eltern hatten

Digitized by Google

es gesandt, und was zeigte sich bei der Eröffnung neben Anderem? Ich war am 13. April 1805 zum ordentlichen Mitglied der königlich-preußischen Kunst-Academie ernannt; zugleich meldete man mir, ich solle Lehrer der Holzschneidekunst werden, schon vorläufig dessen Gehalt beziehen, was mir die Anweisung auf einen nachzuzahlenden Vierteljahrs-Theil bezeugte. — Mit mir kämpfend stand ich am Wendepfad meiner Zukunft! In schlafloser Nacht sah ich ein, die Familienzustände müßten es andringlicher machen, meine ganze Zeit und Kraft dorthin zu lenken, wo das am Wege Gebotene unzweifelhaft ergiebiger wurde, als wenn ich, auch bei fortdauernder, gewiß nicht so umfangvoll möglicher Beschäftigung mit dem Holzschnitt, Inhaber einer erst in Aussicht gestellten Dorfpfarre wäre. Die innere Anmahnung mischte sich aber dennoch mit innerster Trauer! — Am nächsten Morgen lief ich durch Wald und Schlucht, zuletzt bergan, mich mit Gott und mir zu berathen, kann es auch nicht leugnen, daß ich bitterlich weinte, ehe ich die Entscheidung errungen hatte. Doch lernte ich sie, zuweilen freilich das Sonstige ersehnend, allmälig segnen, nachdem wachsende Welterfahrung mich begreifen ließ, wie wenig meine Gesinnung, die bei inniger Christlichkeit doch manchem Glaubensbefehl widerstrebte, mir die Lebensbahn geebnet hätte: denn eine hierin erläuternde Richtung war mit der Dorfpfarre und dem mir eingeschwärmten Dorf-Eden gradhin nicht zu vereinen. Jene Neigung tröstete sich in der Folge zuweilen mit einer geschriebenen Predigt, zum Beispiel: „Luther

Digitized by Google

an die Evangelischen Christen"*), wobei ich mir die Brust aus dem Ernst erleichtern wollte, wie es aus spöttischer Lustigkeit geschah durch die „Gluth- und Wuthrede vom Geiste des Paters Abraham a Santa Clara"**). Zu dichterischen Versuchen trieb mich mein Jugend-Zwiespalt auch, ich nenne nur die „Epistel an mein Tagebuch", könnte aber in meinen Schriften noch gar viele Spuren des Kirchlichen nachweisen. Es geht daraus hervor, es sey mir erstens nicht möglich, Uebersinnliches zu entbehren, das vermag Niemand; zweitens aber hüte ich mich, offenbar Uebersinnliches mit weisheitlicher Schrauberei im Irdischen bannen zu wollen, was mancher Redefertige eben nur so vorspiegelt, daß er bei aller Redekünstelei sich doch nicht aus der Sinnlichkeit herauswindet, und nur das Unbegreifliche vermehrt.

Zurückschauend auf meinen Schul- und Universitätsgang, verbunden mit der Kunst-Lehrzeit, ergründet sich, daß bei seltsam zerspaltenen, zuweilen sich abenteuerlich überstürzenden, gänzliche Verwirrung drohenden Verhältnissen, oft mit Schicksalslasten im Kampf, meine Bahn vielfach durchkreuzt und verschoben war. Bis zum neunzehnten Jahr wurde ich eigentlich nirgends heimisch, was mich in trüben Stunden schmerzlich ergriff, auch meinen Gesichtszügen

---

*) Gedruckt in „Luther's Leben, Sterben und vollständige Geschichte der Reformation." (Berlin, Vereins-Buchhandlung.)

**) Zu finden in „Lachender Ernst und Stacheln der Laune". (Berlin, Vereins-Buchhandlung.)

Digitized by Google

ſich anprägte, wie dies ein, vom geſchickten Philipp Frank im Jahr 1805 auf ſeinen Wunſch gemaltes Bildniß verräth; es offenbart unzweifelhaft Vergrämelung, von der ich erſt lange nachher mich möglichſt loszuwinden ſuchte. — Erſichtlich iſt jedenfalls aus den erzählten Begebenheiten: ich habe das Glück der erſten Jugend, das Unbewußtſeyn über Weh- und Drangwogen des Lebens, faſt völlig entbehren müſſen; doch war dies wohl erforderlich, um meine heißblütige, zum heftigen Ausbruch des Denkens und Empfindens geneigte Eigenthümlichkeit dem Gleichmuth, der Vernunft im Ertragen des Thörigen und Nichtvermeidlichen zu nähern. — Daß mir indeß aus den Tagen der mancherlei Kümmerniſſe auch lichte Stunden in der Erinnerung gefolgt ſind, geht aus dem Geſchilderten hervor ohne nachdrückliche Hinweiſung, und nur noch eine erheiternde Begegnung will ich bezeichnen. — Sie leitet meinen Rückblick auf eine Wittenberger Obſthändlerin, von uns Schülern „Mutter Trudchen“ genannt. —

Bei dem unzulänglichen Gelde war, wie ich ſchon berührte, im Sommer meine Nahrung neben zuweiligen geſchenkten Mittagseſſen in Familien, wo ich auf verſchiedene Art mit meinen geringen Fertigkeiten diente, Brod und Obſt. Wenn es an die letzten Dreier ging, mußten Brod und Quelle genügen, und ich hütete mich, dort vorbei zu gehen, wo Mutter Trudchen ihren Kram verlockend anbot. Eines Abends lief ſie mir nach, hielt mich feſt und fragte barſch: weshalb ich ihr kein Obſt mehr abkaufe? Ich ſtotterte

Digitized by Google

wollte nicht heraus mit der Sprache, mich auch los-winden. Jetzt ſchrie ſie mich an: „Schöpschriftel Er, ich werd's ihm ſagen, wo's hängt; ihm fehlen die Batzen, das verſchlägt aber niſcht!“ Dabei zog ſie mich fort, hin zu ihren Körben, packte mir Obſt in die Jackentaſchen, gab mir einen Stubs und ſagte heftig: „Nu marſch! 's iſt ein Jammer mit Ihm, er wird mir aber niſcht ſchuldig bleiben, und wenn Er wieder Umwege ſucht, fährt Ihm's Wetter über'n Niſchel!“ — Von da an ſah ich mich ſtets von ihr beobachtet, mußte mitunter auf Borg Obſt von ihr nehmen; wenn ich dann meine Schuld tilgte, ſchien mir der Betrag ſehr gemindert, und da ich ihn einmal berichtigen wollte mit meinem Zettelchen in der Hand, jagte ſie mich von dannen nach der trotzigen Abfertigung: „Behalt' Er ſeinen Wiſch und ſtopf' Er ſich's Maul mit 'ner Birn', ſtatt ſich einzureden, ich hätt' was zu verſchenken!“ — Als ich nun im Jahre 1804 mit dem Buchhändler Gräff nach Leipzig fuhr und lief, bereits minder arm, und in der Hoffnung war, Mutter Trudchen lebe noch, hatte ich ein Säckchen mit Teltower Rüben — damals in jener Gegend ſehr annehmenswerth — und Kattun zu einem Kleide von Berlin mitgenommen, Beides der Alten zu bringen. — Sie lebte noch, war höchlichſt erſtaunt, in der Meinung, daß ein Unbekannter ſie beſchenke, und indem ich nun ihr Gedächtniß auffriſchte, rief ſie bei Freudenthränen: „I Herr Je, der Kleene! — Du meine Güte, wie iſt Der aus ſich 'rausgewachſen!“ — was übrigens nur ſehr bedingt aufzu-

Digitized by Google

faſſen iſt, denn die Kleinheit wollte nicht ſonderlich von mir weichen. — Da wir Januar- und Schneegeſtöber hatten, gab ſich Mutter Trudchen nicht eher zufrieden, bis wir ein „Schälchen Kaffee“ von ihr annahmen; dann, als wir weiter fuhren, trabte ſie, im dreiundſiebzigſten Jahr noch jugendlich flink auf den Beinen, unabläſſig dankend bis zum Thor neben dem Wagen her, und ihr bebender Abſchiedsruf: „Gottes Segen auf Weg und Steg!“ hallte in mir erſchütternd nach.

Mit dem Vergangenen, mit der Schwärmerei für die Seligkeit in ruhſamer Freiſtätte, eine Schwärmerei, die aus allem Getümmel der Zukunft immer wieder emporſtieg, einen leidlichen Vertrag abſchließend, hatte ich vom Mai 1805 an in Berlin meine feſte Werkſtätte. Da förderte ich meine Arbeit noch an demſelben Fenſter, wo mich Reimann und ſein fürſtlicher Zögling beſchäftigt ſahen, gegenüber dem Garten, an den ſich raſch verflogene Stunden des jugendlichen Leichtmuths während kurzer Aufenthalte bei den Eltern den Gedanken wieder anknüpften. — Der Friede war aber nicht mit mir eingezogen in meine beſcheidene Räumlichkeit, ich hatte im Kunſtſtreben nun noch verſtärktere Anfechtungen als ehedem zu erleiden, mußte mich abermals waffnen. In mehreren Zeitſchriften eröffnete ſich mit geſteigertem Grimm der erneuerte Kampf gegen mich, wobei der Holzſchnitt angewöhnter und nachſchwatzender Weiſe ſtets für anmaßend erklärt wurde, wolle er neben dem Kupferſtich ſo weit geltend werden, daß er den ver-

Digitized by Google

vielfältigenden Künsten mit Beachtung anzureihen sey. Den Widersachern voran stritten ältere Mitglieder der Academie, Rector Daniel Berger und Professor Freidhof, nächst ihnen des Vice-Directors Meil verschollener Neffe, der ohne gerechten Anspruch nach einer Stellung bei der Academie trachtete, sie aber nie erlangen konnte. Alle Drei waren Kupferstecher, die mich vom Jahr 1804 an unabläßig öffentlich befehdeten, sich nun eifriger erhitzten, als man es nicht hatte hintertreiben können, daß ich in meinem neunzehnten Jahr ordentliches Mitglied der Academie geworden und nach kurzer Vorbereitung im Frühjahr 1806 im Lehramt thätig war. Nun verzögerte man mit jedem Mittel das Patent zu dem mir verheissenen Professors-Titel, und obgleich ich von jeher über äußeres Anhängsel sehr kühl denke, die Zusage mußte mir erfüllt werden. Da jedoch die Kriegsrüstungen und der unheilvolle Krieg plötzlich dazwischen kamen, erhielt ich das Patent wirklich erst 1808 von Königsberg aus, wo das vom Schicksal schwer geprüfte preußische Fürstenpaar noch bis zum Ende des November 1809 verweilte. — Während voller vier Jahre mußte ich ungezählte Mal mich wehren, es geschah in Merkel's „Freimüthigen" — was mir später ein unangenehmes Bündniß zuzog — in der „Zeitung für die elegante Welt" und im „Anzeiger der Deutschen", dessen Herausgeber, der biedere Rudolph Zacharias Becker in Gotha, mein treuer Verbündeter wurde, nächst ihm Karl August Böttiger in Dresden. Jene mir abgezwun-

Digitized by Google

genen Entgegnungen sind, neben allerlei Reimspiel, der Anfang meiner schriftstellerischen Bewegung.

Wenn jetzt ein solcher Hader gegen den Holzschnitt kaum aufzuwühlen wäre, ist es rathsam, ihn nicht wieder breit werden zu lassen in Worten. Wie leidenschaftlich aber meine Gegner sich benahmen, das sey in ein paar Zügen aus dem Jahre 1806 und 1808 versinnlicht. — In mein Lehramt eingeführt, sah ich im Versammlungs-Zimmer der Mitglieder noch die altväterischen Stühle mit mannshohen Lehnen und Lederpolstern; auf einen derselben hinweisend, sagte ein Lehrer im Kupferstich zu mir: „Hier ist Ihr Platz; 's ist nur ein schlichter Stuhl, aber Schnitzwerk können Sie sich ja selber machen!" Schon gereizt durch die bisherigen, mir Zeit und Ruhe schmälernden Befeindungen, entgegnete ich in jugendlicher Raschheit: „Ich bin kein Freund unnützen Zierraths, Ungehobeltes kann ich aber allerdings nicht leiden!" Von den uns Umstehenden ließ sich ein leises Gelächter vernehmen, womit anscheinend dieser Nebenstreich des Grolls zurückgeworfen war. Im October 1808 erfuhr ich, Müchler — der in Scheu vor den Franzosen geflüchtet war — habe jenes unbedeutende Ereigniß benutzt zu seinem „Anecdoten-Almanach für 1809." Noch war er nicht ausgegeben, ich forschte nach, fand in den sogenannten Aushänge-Bogen das Geschichtchen, bei dem einen Namen ein „G" und Punkte, hinsichtlich des andern nur Punkte; die kurze Vorrede vermittelte aber das Verständniß. Ich bat den Verleger, die mir Unhol-

Digitized by Google

den nicht noch mehr in Zorn zu bringen; man war bereitwillig, und es wurden auf meine Koſten zwei Blättchen umgedruckt. — Freidhof, der auch Kunſthändler war, und zur Zeit meines Eintritts in die Academie ſeine Meßgeſchäfte in Leipzig beſorgte, mithin ſich gar nicht als betheiligt zu betrachten hatte, benutzte die Abweſenheit Müchler's, wußte ſich durch deſſen Haushälterin den Beſitz jener Aushängebogen zu verſchaffen, und behauptete nun, weil er mit mir im öffentlichen Streit ſey, man deute dies Erzählte als bezüglich auf ihn. Obwohl ſeiner im vorliegenden Abdruck nicht gedacht war, dieſer außerdem nicht bis zur Leſewelt kam, häufte Freidhof dennoch brieflich und druckſchwärzlich gegen Müchler die Beleidigungen dermaßen, daß deſſen gerichtliche Klage herausgefordert wurde. Den Rechts- und Unrechtshandel trieb Freidhof durch zwei Gerichtshöfe, beide verurtheilten ihn, und Müchler ließ dann im „Anecdoten-Almanach für 1811" mit dem früher unterdrückten, von ihm nicht ganz genau gekannten Geſchichtchen zugleich die richterliche Entſcheidung als Vorrede erſcheinen.

Hatte ich bei meinen erſten Holzſchnitt-Verſuchen von Mißgünſtigen viel zu leiden, es mangelte, wie bereits erwähnt, auch nicht an Wohlwollenden, die mich ermuthigten. — Dies bezeugt — zum Beiſpiel — der ſchon von mir genannte, im Kunſtbereich geſchätzte Böttiger, deſſen bethulich Weſen ſein hier folgender Brief ein wenig mitſchildert:

Digitized by Google

„Dresden, d. 11. August 1805.

Mein theuerster Herr und Freund!

Dank für den schönen Genuß, den mir Ihre für Cotta's Taschenbuch geschnittenen zwei herrlichen Blätter verschafft haben. Die Landschaft nach Repton ist wirklich in Absicht auf Helldunkel und Abstufung der Töne, was der Franzos faire l'impossible nennt. Und doch können Sie sehr Recht haben, daß der wahre Effekt erst auf einem größeren Raum herauszubringen seyn dürfte. Ich freue mich daher außerordentlich, daß Ihr Freund Herr Bohm mir sagt, daß Sie an einer größeren Landschaft nach Genelly arbeiten und dadurch auch Ihrem Gegner das Maul zu stopfen gedenken. Sie haben allerdings einen kundigen und vielseitigen Gegner und jedermann wird auf den Ausgang nur um so begieriger seyn. An Neidern kann es Ihnen bei der Auszeichnung, die Ihr braver König Ihrem Verdienst widerfahren ließ, gewiß auch nicht fehlen. Aber wie schön ist's, so beneidet zu werden!

Ich wünsche, daß meine Erklärungen zu Ihren Hoch- oder Holzschnitten im Cottaischen Taschenbuch Ihren Beifall haben mögen. Sie sind mir darum doppelt merkwürdig, weil Sie auch ein wackerer Zeichner sind, und nun wissen, was Sie sich in der Vorschrift zumuthen können. Ohne diese Fertigkeit ist der Holzschnittkünstler nur in einer mechanischen Sphäre. Mögen Sie nun auch die Grenze Ihrer Kunst immer ermessen! Zur Darstellung von Körpern en ronde bosse, von Drapirung im historischen

Digitized by Google

Felde halte ich Ihre Kunst weniger geschickt. Ihnen, dem Meister, darf ich nicht erst sagen warum? Es ist aber die größte Meisterschaft, seine Grenzen anzuerkennen und nicht auf der Flöte Harmonikatöne zu verlangen. Gewiß mußten Sie bei der Arbeit nach Rehberg's Belisar noch größere Kunst anwenden als in der Landschaft nach Repton. Es ist erstaunenswürdig, was Sie auch in diesem historischen Stück geleistet haben. Aber jedermann greift doch zur Landschaft, auf welcher die Figuren wohl nie die Grenze der Staffage überschreiten dürfen.

Verzeihung, daß ich Ihnen so offen und herzlich meine Meinung schreibe. Aber ich bin stolz darauf, in Ihnen einen deutschen Landsmann zu achten und ihn den stolzen Britten keck entgegenstellen zu können, was ich vor wenigen Tagen auch in einem nach London geschickten Aufsatz gethan habe.

Sie werden mir eine wahre Freude machen, wenn Sie mir Ihre sämmtlichen Werke, insofern Sie noch Abdrücke davon besitzen, zur Einsicht mittheilen wollen, da ich nur einzelne Blätter davon, die in Journalen erschienen, gesehen habe. Und wo ich Ihnen sonst meinen herzlich guten Willen beweisen kann, sagen Sie mir's. Ich will von meiner Bereitwilligkeit nicht erst viel Worte machen. Leben Sie wohl! Geachtet vom Inlande und Auslande werden Sie nie still stehen. Mit wahrer Hochachtung Ihr

ergebenster Diener und Freund
Böttiger."

Weder die von mir gefühlte Ueberschätzung meiner

Digitized by Google

Arbeiten noch Sonstiges der Ansichten Böttiger's in Bezug auf den Holzschnitt sey besprochen, nur betont, daß mit dem „kundigen und vielseitigen Gegner" Freidhof gemeint ist, dem ich nun, weil ich seiner Streitsucht gedachte, die Anerkennung seiner Versöhnlichkeit schuldig bin. Bald siegten bei ihm gemäßigtere Begriffe über den neueren Holzschnitt, und als ich (1812) für den Fürsten von Sayn-Witgenstein das — damals nicht käufliche — Bildniß der Gräfin von Voß nach einem Pastellgemälde von Anton Graff bei gleicher Größe im Buntdruck ausgeführt hatte, ward ich auf Freidhof's Antrieb ersucht, es ihm bekannt werden zu lassen. Ich schenkte ihm einen Abdruck und er schrieb mir:

„Wohlgeborner Herr,

Insonders hochzuehrender Herr Professor!

Für das mir zum Geschenk übersandte Portrait der Gräfin v. Voß sage ich Ihnen meinen verbindlichsten Dank! Es macht mir wahre Freude, zu sehen, wie glücklich Sie die großen Schwierigkeiten Ihrer Aufgabe gelöset, und ein Werk geliefert haben, wie die Kunst, mit Holzstöcken das Kolorit eines Gemäldes nachzuahmen, seit den Zeiten des H. da Carpi bis jetzt in Rücksicht der Mannigfaltigkeit der Töne wohl noch nicht hervorgebracht hat.

Hochachtungsvoll habe ich die Ehre zu seyn

Ew. Wohlgeboren

ganz ergebenster

Berlin, d. 23. März 1812. J. J. Freidhof."

Das friedliche Begegnen ward auch nie wieder

Digitized by Google

geſtört; die ehemalige Mißhitze des nun längſt vom Grashügel bedeckten Freidhof hatte ſich gedämpft; konnte ich ihren Einfluß nicht verſchweigen, meine Empfindlichkeit darüber ſchwieg bald. — Zum Schluß dieſes Widerwärtigen habe ich aber jedenfalls einem andern, nach Verdienſt geachteten Kupferſtecher, dem Profeſſor Buchhorn, über ſeinem Grabe zu danken; er ſtand, obſchon mit Freidhof befreundet, offen und entſchieden mir zur Seite, überraſchte mich ſogar in ſpäteren Jahren mit meinem Bildniß im Kupferſtich, wozu er ſich heimlich eine Zeichnung von meiner Familie geliehen hatte.

Der Zwiſchenzeit wieder zugewendet, war es mir erfreulich, daß mein erweitertes Hinleiten des Holzſchnittes veranlaßte, dem Königspaar abermals in kleinem Kreiſe die Behandlung der Platten durch eine Landſchaft nach Klengel in der Tuſch-Art, dann durch das Heilandsbild nach Lucas Cranach im Farbendruck deutlich zu machen, was ſich an zwei Abenden in erſter Hälfte des Jahres 1806 ereignete. Die Königin Luiſe zeigte ſich dabei ſehr theilnehmend und einſichtsraſch, ich mußte erſtaunen, wenn ſie zuweilen meiner Erklärung ſchon voraus war, was heitere Laune erregte. Bei aller Ehrfurcht verließ mich doch beide Male immer mehr die Befangenheit, wenn ſie bezaubernd lächelte über das derzeit noch faſt gänzlich unbeherrſchte Offene meines Weſens. Es konnte das Ungewandte einer meiſt im Einſamen bei raſtloſem Fleiß durchjagten Jugend, die Unbekanntſchaft mit dem Weltſchliff nicht verhüllen, und

Digitized by Google

darf ich mich überhaupt der Geſchicklichkeit im Förmlichen nicht rühmen, geſtehe ich doch auch, mich um einen ſolchen Ruhm nie bemüht zu haben: er iſt mir eben ſo unerreichbar als unbegehrt.

An einem der beiden Abende, die mich noch bei dem traulichen Königspaar ermuthigten, wurde es von Reimann verrathen, daß ich in Erholungsſtunden zuweilen Verſe ſchriebe, ſeine Höflichkeit ſprach von Gedichten. „Da wird ſich der Paſtor Luft machen!“ äußerte der König, und als ich darauf mich nur verbeugte, ſetzte die Königin ſchnell hinzu: „Es iſt nicht böſ', es iſt gut gemeint!“ Durch dieſe Wendung des Geſprächs kam die Königin zu der Bemerkung: ſie liebe noch immer Gellert; die mitanweſende Oberhofmeiſterin Gräfin v. Voß lobte aber allerlei Franzöſiſches, unter Anderem ein kleines Gedicht, was der franzöſiſche Flüchtling Antoine Rivarol im Jahr 1799 bei einem Larvenfeſt, wo er als „Fledermaus“ erſchien, der Königin überreichte. Die alte Gräfin meinte, dieſe „pièce“, ſo „ravissant“, würde im Deutſchen „absurd“ klingen. Ihr Brieftäſchchen bewahrte die Urſchrift, aus der ſie den Vers vorlas; auf mein Erſuchen erhielt ich das Geſchriebene auch zur Anſicht, und las nun mir ſelbſt dieſe ſechs Zeilen:

„Puisque le sort m'a fait chauve-souris,
Je vois en Vous le belle astre des nuits;
Il faut de sa metamorphose
Que chaque être garde le ton:
Car si j'etois un papillon,
Je Vous prendrois pour une rose.“

Digitized by Google

Als Deutſcher von den Aeußerungen der Gräfin von Voß gekränkt und geſtachelt, wagte mein Bleiſtift, nach der Bitte um Erlaubniß, die hier mitgetheilte freie Uebertragung:

„Weil Fledermaus ich ward durch Schickſalsmacht,
Erblick' ich Dich als ſchönſten Stern der Nacht;
Doch wenn ich, jetzt die Wandelloſe,
Ein ander Weſen nun empfing',
Und würde dann zum Schmetterling,
Dich grüßt' ich als die ſchönſte Roſe."

Die Königin, das Schnellgereim ſehr freundlich anhörend, ſagte nachher zu der Oberhofmeiſterin: „Wenn Ihnen die franzöſiſche Flatterie des Aufhebens werth iſt, legen Sie gewiß das Deutſche hinzu!" — und Reimann beſorgte ſogleich eine Abſchrift. — Solche Einfachheit, bei der auch ein Schüchterner offenmüthig wird, hatte ſich damals im Königshauſe eingewohnt.

Von einem neuen Kampf, in anderer Richtung als der erwähnte, iſt aber auch zu berichten; er begann in erſter Hälfte 1805 und zog ſich hin bis zum Mai 1806. Wieder hatte ich es mit einem Kupferſtecher zu thun, der durch Kunſtblätter in Aqua-Tinta ſich auszeichnete. Der Streit betraf das erſte bekannte preußiſche Papiergeld, indem nun der Miniſter von Stein die einſt ſeinen amtlichen Vorgängern nicht geſtatteten „Treſorſcheine" in den Verkehr brachte. — Ueber deren beabſichtigte Anfertigung erfuhr ich nichts, bis jener Kupferſtecher Frick zu uns kam, meinen Vater für den Stahlſtich, mich für den Holzſchnitt zu dingen auf Grund eines Plans, den

Digitized by Google

er dem Minister v. Stein vorgelegt, den dieser auch bereits in aller Form gebilligt, und Frick beauftragt hatte, sich mit uns zu verbinden. Augenblicklich erkannte ich, man hatte uns eigentlich überhaupt wegschieben wollen; das wäre allenfalls zu dulden gewesen. Ich fand aber den mir vorgelegten Plan und das daraus Entstehende unzweckmäßig, die Nachahmung selbst bei den damaligen Mitteln leicht, und erklärte: auf diese Vorschriften könne ich nicht eingehen, weil sie für das Wichtigste und gegen das Gefährlichste dem Volk keine Sicherheit verbürgten, während ich zugleich mit dem größten Theil der Arbeit beansprucht, also, ohne über deren Anordnung eine Stimme zu haben, dennoch verantwortlich würde. Frick hatte nur ein in Art der Aqua-Tinta entstandenes, für die Buchdruckerpresse zugerichtetes Aetz-Wirrsal einzufügen, und verhärtete sich in seinem, dem Minister v. Stein mit Nebenhülfe beigebrachten Glauben: weil solch Anhängsel ein zufälliges Erzeugniß sey, müsse es auch unnachahmlich seyn. Auf gleichem Wege war freilich das Gleiche nicht zu erzielen, aber Frick's Einseitigkeit bedachte nicht und wollte nicht darauf hören, daß die Kunst Zufälliges und Regelloses beherrsche, dies bei dem Prüfen einer Nachahmung keinen festen Halt biete, nächstdem aber jedenfalls Alles, was in solcher Unbestimmtheit von der Buchdruckerpresse erlangt wird, durch den Holzschnitt sich herstellen lasse. Der von dem Minister schon so weit Begünstigte, daß seine Selbsttäuschung unbedingte Geltung haben sollte, blieb bei der Antwort: sein Plan müsse ohne Abän-

Digitized by Google

dern befolgt werden. — Den Vortrag bei Stein hatte der Geheimrath Alberti, an diesen wandte ich mich mit Darlegung dessen, was ich dem Unternehmen als nützlich erachtete; er war meiner Ansicht, wünschte ein schriftliches Erläutern: ich gab es, und wurde abschlägig beschieden. Nochmals weigerte ich mich, unter so abgeschwächter Vorsicht mitthätig zu werden, und erbot mich zur Nachahmung der Muster-Vorlagen: sie wurde bewilligt, dann verhindert, und endlich hatte meine Beharrlichkeit im Recht nur bewirkt, daß auf mir die Schuld lasten solle, „könnten nicht die Treforscheine aller Kategorien spätestens bis zum 1. Juli 1806 ausgegeben werden." Dieser Drohung mußte ich nachgeben, da ich Seitenwege nicht betreten mochte, dies auch nicht verstehe; mit den besten Kräften that ich dann, was mir innerhalb der Einengung möglich war, wurde nun aber sogar von der mir vertragsgemäß zugesprochenen Aufsicht bei dem Druck entfernt, wodurch dieser ebenfalls litt.

Noch mitten in so empfindlicher Zwistigkeit war ich an einem Februar-Abend 1806 Gast des achtungs- und liebenswürdigen Kabinetsrath Beyme, der die ersten, dem Könige vorgelegten Abdrücke der Treforscheine höherer Beträge mit Belobung meiner Arbeit dem auch anwesenden General v. Köckritz zeigte. In meinem noch heißen Eifer konnte ich mir nicht zumuthen, das mir Widerfahrene und mein Urtheil zu verschweigen; mein Verdruß machte sich ohne Rückhalt Luft. Wie mir später Beyme mittheilte, hatte der bei dem Fürstenpaar sehr beliebte und heimische

Digitized by Google

Köckritz dem Könige gesagt: ich erkläre die Tresorscheine für leicht nachahmlich; der besorgliche Friedrich Wilhelm III. wollte darüber beruhigt seyn, und dies hat denkbar veranlaßt, daß der Minister v. Stein an meinen Vater — nicht an mich Zwanzigjährigen, der muthmaßlich noch als Bevormundeter betrachtet wurde — schrieb:

„Da ich höre, daß Sie geäußert haben: es sey sehr leicht, diejenigen Verzierungen, womit die Tresorscheine, außer den von Ihrem Sohne verfertigten Holzschnitten, bedruckt worden sind, vermittelst des Holzschneidens nachzuahmen, und Ihr Sohn würde dieses leicht bewerkstelligen: so fordere ich Sie hiermit auf, sich darüber bestimmt zu erklären, und mir über diese Behauptung einen Beweiß zu liefern.

Berlin, den 3. März 1806. Stein."

Darauf entgegnete ich in aller vorschriftlichen Form:

„Hochwohlgeborner Herr,
Hochgebietender Herr Minister,
Gnädiger Freiherr!

Ew. Excellenz Schreiben vom 3. März d. J. habe ich zu beantworten, berufe mich auf die mannigfachen früheren Erörterungen, und ist jetzt nur zu bestätigen, daß nach dem vorhandenen seichten, von mir ohne Erfolg abgewehrten Plan, bei bestem Willen meinerseits, die Tresorscheine doch nur ein verfehltes Resultat ergeben konnten. Den Beweis zu liefern, war ich zu rechter Zeit erbötig, jetzt, da die Tresorscheine bereits in Umlauf sind, ist zwar die Nachahmung ohne Zweck, doch will ich sie beschaffen, vorausgesetzt,

Digitized by Google

daß man mich für die aufgewendete Zeit und Auslagen entschädige.

In Ehrfurcht

Ew. Exellenz

unterthäniger

Berlin, 8. März 1806. F. W. Gubitz."

Ein schriftlicher Bescheid wurde vermieden, ich mußte persönlich bei Stein mich einfinden; er behandelte mich, da ich zu einer anderen Meinung ungefügig blieb, mit etwas derber Rede, was ich mir nicht gefallen ließ, sondern meinen Worten die Unterthänigkeit entzog, wonach er mir nur mit einer Handbewegung die unholde Entlassung bemerklich machte. Dann wurden mir, während man Frick merkwürdig reichlichst belohnte, von 1200 Thalern 220 gestrichen, wogegen ich wiederholt Einspruch that, der jedoch im nahenden Waffensturm verscholl. — Zu meiner Rechtfertigung, wenn sie nöthig würde, gab ich aber versiegelt an zwei Behörden eine schriftliche Schutzgewähr, um für den Fall, wenn falsche Tresorscheine sich einfänden, an bezüglicher Stelle ohne Verzug die Auslieferung geschehen zu lassen. Nach dem Tilsiter Friedensschluß und Wiederbeginn der preußischen Verwaltung kam nun der auch als Dichter namhafte Geheime-, nachherige Staatsrath Stägemann, mit bei den Bankgeschäften betheiligt, zu mir und sprach von schon längst entdeckten falschen Tresorscheinen. Mir stieg begreiflich das Blut, Stägemann aber sagte: „Nur ruhig, wir kennen schon Ihre Verwahrung, und ich will Sie nur ersuchen, mir zur öffent-

Digitized by Google

lichen Bekanntmachung Unterscheidungs-Zeichen zu ermitteln." — Ausgleichend ist in Betracht des Ministers v. Stein zu erwähnen, daß ich von ihm während der Kriegszeit, hinsichtlich meines schriftstellerischen Bemühens gegen die Schmähung Preußens, anerkennende Briefzeilen empfing. Als er dann auf Antrieb Napoleon's weichen mußte, und erkrankt ein paar Tage im Bankgebäude Berlin's bei Stägemann wohnte, ließ dieser mich freundlichst rufen, und jetzt gab mir Stein Genugthuung, indem er gestand, er hätte auf meinen Widerspruch in jener Angelegenheit mehr achten sollen. — Wenn ich nicht verhehlte, daß meiner Erinnerung die Tresorscheine keine Schatzpapiere sind wegen des damit verknüpften Leids, habe ich doch bei mehr erhellter Umsicht die Bedeutsamkeit des mitunter freilich allzu herben Staatsmannes zu ehren gelernt, dies auch bezeugt durch den Aufsatz: „Karl von und zum Stein" in meinem „Volks-Kalender für 1859."

Die geschichtlichen Ereignisse verwickelten sich bald nach dem Einführen des ersten preußischen Papiergeldes zum gemeinsamen Unheil; meine Anstellung half mir bis dahin nur wenig, um so weniger, weil durch sie auch die Anforderungen sich steigerten. Da ich viele Besuche empfing, in die Gesellschaftlichkeit hineingezogen wurde, mehr, als mir geübten Stundensparer erwünscht war, ich vor Allem mit dem uns möglichen Aufwande an umfassenderen Kunstbetrieb durch Schüler dachte, hatten wir uns in besserer Wohnung auch besser eingerichtet, und nun überstürzten

Digitized by Google

uns 1806 die Kriegswirren. Sie ließen plötzlich den habgierigen Feind zum Gebieter werden und belasteten alle Zustände, was mich hart betraf. Die Gehaltszahlung blieb aus, und in dem von Napoleonischer Gewaltherrschaft unterjochten Deutschland wagte man sich einstweilen gar nicht an Unternehmungen, die künstlerischer Beihülfe bedurften. — Bei den wieder ausgedehnteren Sorgen blieb mir aber im Gottvertrauen, mir schon oft bewährt, der Muth aufrecht, und die von Bestellungen im Holzschnitt nicht ausgefüllte Zeit verwendete ich zu schriftstellerischen, theilweise etwas einträglichen Versuchen, auch in der Bühnendichtung, die meine Neigung zu sich hinlenkte.

Bekanntschaften, die mich weiter in die Bücherwelt und zur Einsicht in buchhändlerische Verhältnisse führten, fehlten mir bald nach meiner dauernden Einwohnung in Berlin keineswegs. Eine Leihbücherei hatte ich mir schon auserwählt: die Kralowsky'sche, wo während der Jugendzeit unsres Jahrhunderts besonders an Winterabenden ein sehr lebhaftes Gesellschaftstreiben sich ansiedelte. Der Hausherr, im Schulunterricht vernachläßigt, hatte seinen befähigten Geist durch Selbstbelehrung gebildet, liebte das Schriftstellerthum, als Seele seines Geschäfts hauptsächlich das sogenannte schönwissenschaftliche, jedoch im vollsten Umfange: seine Theilnahme verbreitete sich auf alle Wege des Wissens und der Kunst. Im Jahr 1805 kam ich in sein Bücherlager, mich zum Leser einzukaufen, und als ich meinen Namen genannt

Digitized by Google

hatte, hob Kralowsky ſchnell die Klappe des Ladentiſches, bat mich, näher zu treten, indem er ſagte: „Ah, Sie ſind der junge Mann, der ſich mit Holzſchneidekunſt beſchäftigt, ich habe von Ihnen gehört und geſehen!“ — Ohne Umſchweife war ich nun zum Hausfreunde erkoren, denn die Einladung zum Abendbeſuch ſchloß ſich bald an, mir ſehr gelegen. Kralowsky's Büchervorrath umfaßte das Schönwiſſenſchaftliche ſeit dem letzten Drittheil des achtzehnten Jahrhunderts, war mir alſo nach dieſer Seite hin ein Hülfsmittel des Unterrichts, da ich in bequemſter Weiſe ein ſolches Heer von Büchern vor mir hatte.

In jenen Abend-Geſellſchaften, wo man ſich ohne gaſtliche Anſprüche — abgerechnet das Dampfmittel für ein paar Tabacksraucher, die mich nie zu den Ihrigen zählen konnten — mit Geſprächen begnügte, lernte ich mehrere Namhafte kennen, bezeichne aber nur Friedrich v. Cölln, Fr. Buchholz, F. L. Jahn und Langbein, daneben zwei nur gelegentlich Schriftſtellernde, den Kammergerichtsrath v. Greveniz und C. F. Lange, des Miniſters v. Schulenburg Geheimſchreiber — in Ueberfülle „Geheim-Secretair“ genannt. Fürerſt ſoll Dieſer mir vorſchweben, einzig nur deshalb, weil er für die Gegenwart ein faſt völlig verſchwundenes, aber ein zeitrichtiges Abbild gemüthsüberſchwenglicher Vergangenheit iſt. Acht Jahr älter als ich, hatte er die Geßner'ſche Schäfer-Schwärmerei und den Siegwarts-Taumel in ſeinem Gehirn beherbergt, ſtand ſchon dem damaligen Lebens-

Digitized by Google

verkehr mit deſſen verwegenen Anforderungen der Genußtriebe gleichſam geſpenſtig gegenüber. Im Aeußeren hübſch, ja ſchön, wenn ſich der Farbenſchimmer des Weibiſchen am Manne ſchön nennen läßt, war auch ſeine ſehr gewählte und zierlich behandelte Kleidung leuchtenden Stoffes, vom geflügelten Halstuch bis zu den blanken, über ſeidene Strümpfe gezogenen, mit netten Langſchleifen geſchmückten Schuhen, und weiße, feinzwirnige Handſchuh legte er ſelten ab. Er ſah immer aus, als wolle er brautwerbend zu einer Chloe oder Daphne gehen, und ſeine Sprache war ſacht und ſanft wie der hinrieſelnde Bach. Nicht ohne Wiſſen und Fähigkeit fand er ſich niedergedrückt vom Joche ſeiner amtlichen Schreiberei; es verſteht ſich alſo von ſelbſt, daß er die Feder auch zu Gedichten benutzte, die den in ſein Gemüth ganz Verſunkenen ſammt den Vorbildern genau genug ſchildern, wie dies bezeugt wird von den hier angereihten, freilich an ſich ſehr müſſiggängeriſchen Liebeshauchen:

Sie und Ich.

O ſchöne Zeit, die mir auf Blumenmatten
Der Flur entfloh,
Wie war ich einſt in meiner Heimath Schatten
So froh, ſo froh!

Da ſucht' ich Sie, wenn aus den ſtillen Gründen
Die Dämm'rung wich,
Auf weichem Raſen unter kühlen Linden
Saß Sie und ich.

Der Abendglocke leiſe Klänge riefen,
Es ſchwieg der Hain,
Und Aug' in Auge ſchieden wir und ſchliefen
Zufrieden ein.

Digitized by Google

Kaum ſchaute durch die weinumrankte Pforte
Der junge Tag,
So eilt' ich hin zum liebgewonn'nen Orte
Am Wieſenbach.

Da fand ich Sie im gold'nen Morgenſtrahle,
Sie ſuchte mich! —
Von Menſchen fern, im abgeleg'nen Thale
Saß Sie und ich.

Die Zeit entfloh und wiederkehrt der Frieden
Der Unſchuld nie! —
Ich bin allein, ſchon längſt von Ihr geſchieden —
Wo ſind' ich Sie!"

Daß des Jochmüden Gemüthserguß aber doch etwas mehr umfaßte als „Ich und Sie", dies zu erweiſen ſey noch angefügt:

„Das Vaterland.

Traute Heimath! ſüße Stätte!
Wo des Kindes Wiege ſtand;
Ja, es knüpft ein ſchönes Band,
Feſt wie eine Demantkette,
Uns an Dich, o Vaterland!

Stiller Platz am kleinen Weiher,
Wo der Knabe Gerten bog,
Wo ſein kleiner Drachen flog:
Auch dem Manne bleibſt Du theuer,
Der die ganze Welt durchzog.

Vaterſtadt! — geliebte Mauern,
Wo die Bruſt des Jünglings ſchwoll,
Seliger Erinn'rung voll
Reißt ſein Herz ſich los — mit Trauern —
Wenn er von Dir ſcheiden ſoll.

Digitized by Google

Kleiner Sitz am stillen Herde!
Froh verspritzt der Mann sein Blut,
Kämpfend mit des Löwen Muth,
Für den kleinen Fleck der Erde,
Wo der Säugling sicher ruht.

Traute Heimath! süße Stätte!
Wo der Greis den Frieden fand:
Ja, es knüpft ein schönes Band,
Fest wie eine Demantkette,
Uns an dich, o Vaterland!"

Der allzu weichsinnige, höchst gutmüthige Gefühlsmensch, in Allem ein Nachwuchs des „Werther", gab sich auch dessen Ende! — In dem Bedauern, das er mir weckte, überfiel mich zuweilen die Vermuthung: er sey ein Spiegelbild dessen, was vielleicht in sonstiger Schwärmerei mir drohte, wäre ich nicht derb gehofmeistert worden vom Schicksal. Dennoch that es mir weh, wenn der schüchtern bescheidene Geheimschreiber geneckt wurde über sein Selbstverzärteln; gefühlsbedürftig schloß sich um so mehr der Unglückliche mit Herz und Seele mir an. Meiner Jugend wollte natürlich klugthuendes Zurechtweisen nicht geziemen, auch mischte sich Gemüthsverwandtschaft ein, und noch jetzt widme ich dem durch eigene Gewalt vom Diesseits Getrennten gern Gedenkzeilen, obschon ich eine so hülflose Zerflossenheit der Empfindung nicht zu rechtfertigen, Den nicht zu vertheidigen vermöchte, der, statt zu kämpfen mit Widerwärtigem im Leben, dies freiwillig aufgiebt.

Indem sich mir eine Mahnung an sonstige Schwär-

Digitized by Google

merei einschob, muß ich, als deren weiter mitwirkendes Begünstigen, meinen körperlichen Zustand in Betracht ziehen. An karge Ernährung gewöhnt, dann, bei erregtem Aufsehen und obenein zum Gelegenheitsdichter gepreßt, betheiligt an üppigen Gastmahlen, hatte ich wahrscheinlich der jugendlichen Eßlust und dem nun unvermeidlichen, obschon auch stets mäßigen Weintrinken vielleicht doch zu unvorsichtigen Willen gelassen. Der plötzliche Wechsel in der Lebensweise erzeugte aber auch plötzliche Veränderungen im Körperlichen, und die hülfsmächtige Natur wehrte sich mit geregelten Blutstürzen, die, tagelang in allerlei Spannungen voraus empfunden, schnell kamen und schnell wichen. Mein derzeitiger, höchst einsichtsvoller Arzt, Doctor Meyer (zweiter Gatte der Händel-Schütz), bemerkte einst darüber: „Eine so impertinente Gesundheit ist mir noch nicht vorgekommen!" Er hatte in der Sache recht, die Blutentleerungen waren glückliche Vermittelung der Natur, die Neben-Erscheinungen mußte und konnte ich mir also gefallen lassen, und hier gab ich nur eine Art von Vorbemerkung zu Dem, was zuweilen Wunderliches daraus entstand bis hin zum nahen Ende meines dritten Jahrzehends. — Das hatte ich nebenher von den Tafelfreuden, doch zum Ausgleichen vollkommen hinlänglich sind die dadurch ohne viele Bemühung veranlaßten Bekanntschaften. Sie breiteten sich vom Jahr 1805 an zuerst aus im Kreise der Berliner Buchhändler, ich nenne voran Nicolai. Der Zweiundsiebzigjährige, auf einem Auge Erblindete, war noch so berührig und

Digitized by Google

kampfbereit, wie man ihn kennt aus seinen streitvollen, eben so viel belobten als befehdeten Schriften. Mit diesen ist, ob auch nicht durchweg aus richtiger Ansicht, abgeschlossen, und man läßt jedenfalls neben Verfehltem dem Bedeutsamen sein Recht. Mir war Nicolai freundlich gesinnt, auch hatten wir Berührungen in unsern Denk- und Glaubensrichtungen. Vor Allem habe ich ihm das Unterstützen meines Lerndranges nachzurühmen, indem er mir seine allfachlich werthvolle Büchersammlung unbeschränkt zur Nutzung anwies. In meiner — thatsächlich völlig wahren, nur hinsichts der Verbindung ersonnenen — Erzählung: „Aus den Aufzeichnungen eines Buchbinders" („Volks-Kalender für 1858") gehören die Begegnisse mit Nicolai zu meinen eigenen, und sind ganz einzuschalten als mir zuthulicher Ausdruck väterlichen Wohlwollens des Alterfahrenen:

„Erfreut über meinen Eifer, mich in den Mußestunden zu belehren, hat er mir oft erlaubt, mit seiner reichen Bibliothek mich bekannt zu machen. Nicht selten stand ich da auf der Leiter, die hochgereihten Schriften mir anzusehen, und stets hat er die Bitte gewährt, mir dieses oder jenes Buch zu leihen, wobei er dann in Gütigkeit die Mahnung hinzufügte: nicht flüchtig zu lesen, sondern das eigene Nachdenken zu stärken, ohne nur im Geringsten die Thätigkeit für die nothwendigen Lebensbedürfnisse zu beeinträchtigen. „Die geistige Geschäftigkeit darf die der Hand nicht stören", sagte er, als ich Moses Mendelsohn's „Phädon" von ihm erhielt; „das Gleichgewicht zwischen

Digitized by Google

Geiſt und Körper, das richtige Verhältniß beider ſtärkt die gegenſeitigen Kräfte; die Hand ruhen laſſen und daneben ſich nur in Ideen vertiefen, führt dahin, daß Herz und Seele Grillen fangen, die ſelbſt ein guter Kopf manchmal nicht zu beſeitigen weiß; fühlt man ſich aber zufrieden durch ſein Tagesgeſchäft, iſt es innen am hellſten, um das Geiſtige in geſunder Würdigkeit aufzunehmen." — „Es fügte ſich, daß wir einmal über Goethe's „Leiden des jungen Werther" Worte wechſelten, wobei er mir erlaubte, aus einem Briefe Leſſing's folgende Stelle abzuſchreiben: „Bei dem Unheil, welches dies warme Produkt leicht ſtiften könnte, wünſchte ich, Goethe hätte Winke gegeben, wie Werther zu einem ſo abenteuerlichen Charakter gekommen, wie ein anderer Jüngling mit ähnlichen Anlagen ſich davor bewahren könne. Ein ſolcher dürfte leicht die poetiſche Schönheit für die moraliſche nehmen und glauben, daß gut geweſen ſeyn müſſe, der unſere Theilnahme ſo ſtark beſchäftigt, und gut war Werther doch wahrlich nicht." — Als ich mich einſt unterſtand, Nicolai zu beklagen über die vielen Angriffe, die er öffentlich von ſich abwehren mußte, ſagte der alte Herr lachend: „Ich rathe Jedem, den modiſchen Philoſophen nicht ſo viel Zeit zu opfern als ich; da will immer eine Philoſophie die andere verſchlingen, und am Ende weiß man nur, es ſey wohl das Beſte, ſich die Seele zu nähren aus dem größeren oder geringeren Schatz ſeiner eigenen Anſchauung und Erfahrung." — Hatte dies offenbar deutlichen Bezug auf Fichte, iſt doch in Bil-

Digitized by Google

ligkeit anzufügen, daß, trotz öffentlicher Kämpfe und noch lebhaften Zorns gegen deſſen „Wiſſenſchaftslehre", Nicolai den Geſinnungswerth ſeines Gegners nicht ſchmälerte, ohne die verfochtene Anſicht einzuſchränken, wonach ihm der neue Denk- und Lehrbau Zeugniß von ausſchweifender Selbſtüberſchätzung der Jugendweisheit war.

Eine andere, buchhändleriſche Bekanntſchaft ſchon von 1805 an wurde Friedrich Maurer, der mich nicht nur künſtleriſch und ſchriftſtelleriſch beſchäftigte, ſondern auch in das Geſellige ſeines Familienkreiſes einführte. Er war begieriger Sammler meiner Holzſchnitt-Abdrücke, aber auch mannigfacher, zum Theil ſehr werthvoller und nicht leicht zu beſchaffender Gegenſtände. Gemälde, Kupferſtiche, Münzen, Muſcheln, Steinarten und Verſteinerungen, ſeltſame Waffen bis zum vergifteten Pfeil der Wilden, dies, nebſt noch allerlei Erzeugniſſen der Natur, Kunſt und Völkereigenheiten, fand man bei ihm angehäuft; etwas Neues vorzuzeigen und in ſeine Schränke einzuordnen gedieh ihm zur genugthuendſten Feſttagsfreude. Für Einzelnheiten hätte ich aus jener Zeit viele habſelige Sammler zu nennen: das Tummeln irgend eines Steckenpferdes mit wiſſenſchaftlichem oder künſtleriſchem Anſtrich gehörte, wenn die Baarſchaft reichte, zur gemüthlichen Unterhaltung in den Familien; daß ſie aber mitunter auch dabei litten, läßt ſich nicht leugnen, denn in Liebhabereien iſt der Beſtand des Maaßhaltens ſehr ſchwierig. Meine Neigung lenkte mich zu Gemälden und Blumen, ich ſah aber bald ein, daß hiezu weder

Digitized by Google

meine Zeit noch mein Geld hinreichen würde, verkaufte ein paar Gemälde, die ich schon erworben hatte, beschränkte zugleich die Blumenpflege wechselnd auf ein Gewächs, und hat man sich in Verlockungen nur erst ein Mal überwunden, bleibt uns die Versuchung fern. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts war jedoch die Lust des Sammelns wahrhaft ansteckend, und bei überschwenglichen Mitteln durfte man es loben, so — zum Beispiel — in Bezug auf einen sehr alten und sehr reichen Banquier Daun, der, von seinem Handelsgeschäft zurückgezogen, das derzeit stattlichste Haus in Lützow bei Charlottenburg bewohnte. Da hatte ich noch das Glück, die umfangsvolle Kupferstich-Sammlung zu sehen, namentlich auch Rembrandt's Radirungen in vollständigster Zahl, und mir wurde erzählt: die Kaiserin von Rußland, Catharina II. habe einst dem Besitzer dafür hunderttausend Ducaten geboten. Das ward für den schon sehr greisen Daun die Ursache einer schlaflosen Nacht, am Morgen sagte er sich dann: „Hunderttausend Ducaten habe ich auch und die Rembrandt's dazu; die Kaiserin hat nur die Ducaten, die vollzähligen Rembrandt's aber nicht; folglich muß ich diese behalten, um von einer Kaiserin beneidet zu werden." Dieser Entschluß mag zugleich einen Begriff geben von Daun's Reichthum. Seinen Erben muß dann die Liebe zu Kunstschätzen gefehlt haben: sie wurden in öffentlicher Versteigerung davon befreit, und Rembrandt's Radirungen erwarb der Buchhändler Maurer bis zum Aeußersten wohlfeil. So umge-

Digitized by Google

ſtalten ſich Zuſtände und Verhältniſſe! — was dem übervollen Anerbieten einer Kaiſerin verweigert worden war, das erhielt ein Bürgersmann für einen, im Vergleich kaum nennenswerthen Geldbetrag.

In beſcheidenem Verlangen nach Vergnügen und Erholung hatten Nicolai und Maurer ſehr einfache Sommerwohnungen in Stadtgärten, ſahen dort zuweilen Geſellſchaft bei ſich. So veranlaßte ſich im Juli oder Auguſt 1806 bei Maurer mein einziges Zuſammentreffen mit Ignatius Feßler, und mein erſtes mit dem überſpannten Zacharias Werner. Jener, nicht nur in verſchiedener Richtung als bedeutſamer Schriftſteller, ſondern auch in gefährlichem Schickſalswechſel als mannhafter Kämpfer bekannt, war im Geſpräch zwar ruhiger, doch ſcharfer Art. Vom Katholiſchen und dem Mönchsthum zu thätigem Widerſpruch übergegangen, hatte er Werner's am 11. Juni 1806 zum Erſtenmal auf dem Berliner Theater dargeſtelltes Schauſpiel: „Die Weihe der Kraft" mit dem wunderlich behandelten Luther nicht behaglich gefunden, und warf allerlei Spitzrede in die Unterhaltung. Werner war leicht aufzuregen, wurde aufgeregt, und obwohl der Anſicht Feßler's anhänglicher, nahm ich theils des Friedens wegen, theils aus jugendlichem, durch Beliebtheit allmälig etwas verwöhnten Uebermuth anſcheinend Partei für Werner, der darüber im mißverſtändlichen Ueberſchätzen meiner Einmiſchung außer ſich gerieth und zu mir eilte, mich zu umarmen. Da erhob ſich Gelächter, der mitanweſende Profeſſor Fiſcher, vertrauter

Digitized by Google

Freund Feßler's, und mit diesem Herausgeber der Monatsschrift „Eunomia", rief aus: „Nichts als Neckerei, Herr Werner; wir wissen es, über Ihre „Weihe der Kraft" ist der junge Schalk unserer Meinung!" — und jetzt verrieth er, daß ich wenige Tage zuvor mit folgendem Reimsprudel belustigt habe:

„Frömmelnde Demuth,
Tändelnde Wehmuth,
Sinnlich Verhimmeln
In Wortgewimmeln —
Bilden in Reihe
Mystische Weihe.
Wirriges Toben,
Selbstisches Loben,
Zwiespalt der Dichtung
Schwebelnder Richtung,
Geist, der erschlafft,
Das ist die Kraft!"

Dieser gesellschaftliche Scherz des Augenblicks ließ sich nicht ableugnen; den mindestens sehr unzeitigen Verrath zu verhindern, war mir mißlungen, und ich begriff, daß sich Werner mit Recht verletzt finden konnte. Er verhehlte dies nicht, und fruchtlos blieb einstweilen mein Bitten: er möge einen vorlauten Einfall so unschwer nehmen, als er ausgeschwatzt wurde. Werner's bewundernswerthe redneriſche Fähigkeit befeuerte sich nun abermals an den ätzenden Bemerkungen Feßler's über den „wieder katholisch gewordenen Luther", und ich, in meinem einundzwanzigsten Jahr noch erfüllt von meinem Hirngespinnst kirchlicher Umschaffung, stand endlich ganz auf der Seite Feßler's, wobei ich stets die dichterische Macht Werner's

Digitized by Google

hervorhob, ohne jedoch zu verschweigen, daß, so weit ich Neuling in der Geisteswelt überhaupt zu urtheilen vermöge, und urtheilen dürfe, auch in seinem dramatischen Gedicht: „Die Söhne des Thales“ Annäherung zum Katholischen erkennbar wäre. Mir wurde beigestimmt, Werner stritt eifrigst dagegen, wie es schien aus innerer Beglaubigung; jedenfalls schien er darüber noch ohne klares Selbstbewußtseyn, konnte aber doch die Erkenntniß seiner Anfechter nicht erschüttern, und ich meine, mir haben sich — später zu besprechende — Zeugnisse geboten zum Befestigen der Wahrnehmung: Werner sey schon damals mitten im Abfall von Luther gewesen. Dies ward nach der öfteren Darstellung des Schauspiels: „Die Weihe der Kraft“ fast ein allgemeines, ob auch nicht vollauf deutliches Empfinden, und die noch im Sommer 1806 von Offizieren auf Rollwagen veranstaltete Schlittenfahrt, wobei man die Gestalten der Werner'schen Dichtung als Spottbilder veröffentlichte, war unzweifelhaft Ausdruck des Volksgefühls. Iffland, der sich in Verlarvung dieses, von ihm eigentlich veranlaßten „Luther“ sehr gefiel, beschwerte sich über den verwegenen Schlitten-Schwank, die Veranstalter mußten ihn dann auch mit leichter Haft büßen.

Habe ich hinsichtlich Maurer's in der Nachzeit Begegnisse einzutragen, ist hier, um meine Kenntniß über den sonstigen Buchhandel zu bevorworten, noch des Buchhändlers de la Garde zu gedenken, mit dem ich mehr in gesellige als geschäftliche Verbindung kam, der aber seinen Beruf mit geistigem Zweck ver-

Digitized by Google

band, Verlagswerke nicht nur wie gelderwerbende Waare, ſondern auch der Nützlichkeit verpflichtet erachtete. Ueberhaupt hielt ſich der Buchhandel damals meiſt würdig, was heut offenbar minder allgemein zu ſagen wäre. Dies verſchuldete urſprünglich die ſich weit ausbreitende Hauſirerei, wodurch man mit einzelnen Bogen und dünnen Heftchen für Weniges, von einem Groſchen an, der Menge nicht ſelten Greuelhaftes in die Familien treibt. Fröhnend iſt dabei eine wegelagernd lungernde Schriftſtellerei, die Vielen das Sinnige in Sinnliches verkehrt, der Lauheit gefällig, indem man ohne Prüfung nur lieſt, was zur Thür hereingereicht und aufgedrängt wird, oft vermöge einer an Un- und Mißbildung haftenden Dreiſtigkeit, deren ſich die wahre Bildung ſchämt. Als de la Garde den Urbeginn dieſes Ueberganges ſpürte, wurde er bedenklich, überlegte, ob er von Dem, was er hatte, ohne Prunk mit den Seinen leben könne; da „Soll" und „Haben" leidlich ſtimmte, zog er ſich zurück, überließ die Buchhandlung ſeinem Schwiegerſohn, der damit aber alsbald nach Leipzig auswanderte. Mir war de la Garde noch deswegen anregend, weil er bei geläufigſt franzöſiſcher Sprache das altfranzöſiſche Weſen ebenſo mit kluger Gewandtheit wie mit feinem Schliff und unverletzend einſtrömenden Witz an- und durchſchaulich ausprägte. Der Verein dieſer Eigenſchaften bewirkte ihm dann auch die willig übernommene Laſt, während der franzöſiſchen Erpreſſungen in Berlin „Präſident des ſtädti-

Digitized by Google

schen Comitè administratif" zu seyn, eine Stellung, die ihn jedenfalls von der Beliebtheit entfernte.

Berlin's Zustände vor und nach der Schlacht bei Jena sind oft geschildert worden, es scheint mir nicht rathsam, mich darüber in Umständlichkeit des Einzelnen auszubreiten; eingefügt sey nur, was meine Auffassung des Geschichtlichen bezeichnet, dabei noch bevorwortend, daß ich bis zu Ende 1806 allerdings in den Staatshändeln ein Uneingeweihter, mit den Zeitungen aber ziemlich vertraut war von da an, als ich ihrer habhaft wurde. Wie fast sämmtliche strebende Jugend hatte ich in den Kindesjahren für die Pariser Umwälzungen oberflächlich geschwärmt, schauderte aber bald zurück vor der mordwüthigen Vielherrschaft, begrüßte Bonaparte als vermeintlichen Retter, um so lebhafter, weil ich ihm Recht gab in Bezug auf die ehemals noch ungebändigteren Schiffahrts- und Handelsanmaßungen Englands, verbunden mit dessen vortheilsdienlichen Aufhetzereien innerhalb der Festlande. Nachdem mit dem Kaiserprunke und Allbeherrschungsplane in Bonaparte sich der gewaltsamste Volksbedrücker ausbildete, während er in seiner eroberten Machtstellung das Außerordentlichste für die Menschheit hätte thun können, wandte sich meine Neigung von ihm ab, und ich dachte fast ausschließlich nur an Deutschland. — Keineswegs hatte sich mir jedoch im Zusammenfluß meiner verschiedenen, schwer ineinander zu bindenden Thätigkeit eine solche staatskluge Kenntniß angeeignet, um mir klare Beurtheilung zutrauen zu dürfen. Indem sich aber mein

Digitized by Google

Denken nie vom Gefühl trennte, bildete ſich mir im Jahr 1805, da der deutſche Kaiſer Franz gegen das ſtets habgierige Franzoſenthum wieder zu den Waffen rief, die Meinung: Preußen müſſe, als eben auch das ruſſiſche Bündniß ſich anbot, ſogar zum Abſchluß gedieh, unverzögert Oeſterreich zu Hülfe kommen. Sey es doch gleich hier — ich ſchrieb dies im Jahre 1864 — nicht verhehlt, daß mir ein dauernd einiges Deutſchland, ſo weit es überhaupt möglich, nur dann als erreichbar vorſchwebte, wenn Oeſterreich und Preußen von ihrer Vorrangshaderei ſich gründlich heilten. Mit dem Freunde Reimann hatte ich zuweilen Abendgeſpräche über die verworrenen Zeithändel, war mit ihm einverſtanden in Friedenswünſchen, nicht aber in Dem, was Hemmniß werden könne gegen das Vorausſichtliche, das Unvermeidliche, wenn es nicht abgewehrt würde durch treu verbundene Kräfte, die manchen Krieg und manches Unheil für Deutſchland unmöglich gemacht hätten.

Nach dem Frieden zwiſchen Oeſtreich und dem franzöſiſchen Umſichgreifer wurde von Dieſem Preußen noch ungezähmter und höhniſcher mißhandelt als bisher, und in Berlin kreiste ein meiſtſeitig irrlichterndes Gewirbel der Anſichten. Unterſtützt vom Prinzen Louis Ferdinand — der ſeine ſämmtlichen Fähigkeiten ſchwächte durch die Unfähigkeit, Maaß zu halten, dies aber mit dem Tode auf dem Schlachtfelde geſühnt haben mag — gaben viele Offiziere übermüthig ſtürmiſche Zeichen, daß man Krieg gegen Napoleon verlange. Die leicht in jeden Lärm ungleicher Rich-

Digitized by Google

tung einzutummelnde Menge, bei der die Wuth- oder Freudenschreier stets die Schwachhirnigsten sind, benahm sich nun, als wäre man in volksfestlichem Aufschwunge, und von der Bühne her beförderte man die Reizfluth der Aufregung. Dort wurde durch Vermittelung des Liefländers Merkel, der vor dem Einmarsch der Franzosen aus Berlin nach seiner Heimath flüchtete, gesungen: „Der Krieg ist gut, im Reiben seiner Kräfte ist für die Welt Gewinn!" und solche Klatschlustige, die bei derben Händen matte Köpfe haben, waren äußerst schußfertig. Das Theater mischte sich fortdauernd ein; „Wallenstein's Lager" mußte sich neue Kriegslieder gefallen lassen, „Graf Dunois, der Bastard von Orleans" wurde mit überlaut getrennt hervorgehobener Rede Aufrufer gegen Frankreich bei jauchzendem Zustimmen, ohne zu bedenken, daß man Bruchstücke der Schiller'schen Dichtung in verdrehtester Weise anwendete. — Sogar Holberg's Posse: „Der politische Zinngießer", mit dem die Regiersucht eines übermüthigen Narren bespöttelt wird, mußte zur Aufwühlung behülflich seyn. Im Schlafrock, nachtmützlich bedeckten Hauptes verlautbarte der Spaßmacher Unzelmann einen Kampfschrei, der mit dem Gesang „Heil Dir im Siegeskranz" schloß. Die Toblustigen unter den Zuschauern kriegsdonnerten mit Hals und Hand, sie geriethen außer sich, nur um von der Besonnenheit und Ueberlegung weiter abzukommen, und dies wurde langstreckigst erreicht, als der Zinngießer versicherte: „er kenne den braven Mann, der die zerrissene Karte von Deutschland wieder zusammen-

Digitized by Google

fügen werde.“ — Ich kannte und liebte den braven Mann, werde den Verewigten lieben bis an das Ende der Gefühle; aber die sinnverwirrende Aufwühlerei, womit man ihn, für derzeitige Umstände jedenfalls ein Jahr zu spät, außer und in den Theatern wider seine Erkenntniß und Willensäußerung hindrängte zu einem Wagniß, bei dem gegen einen so kriegskundigen Feldherrn mit sieggewohntem übermächtigen Heere das Mißlingen unvermeidlich war, diese, alle Vernunft überschreiende Anmaßung fand ich eben so thörig als entsetzlich. Obenein wirkten auf mich vor der Bühne willkürlich den dichterischen Gebilden eingezwängte Prunkzwecke angeblicher Vaterlands- und Heimathsliebe von jeher abstoßend, zum Theil auch deshalb, weil ich hinlängliche Gelegenheit hatte, zu erkennen, daß Gesinnung eben bei Schauspielern — versteht sich nicht ganz ohne Ausnahme — eine seltene Eigenschaft ist; der nächste Vortheil wird ihnen ohne Unterscheidung zum besten, und sie stellen sich jeden Beifallsklang, gleichviel wie er erworben ward, in Rechnung, damit er in Zulage klingenden Zins anlocke.

Wahr und wahrhaftig edel und erhaben ist die Begeisterung eines Volks, wie in späterer Zeit sie erfolgreich wurde; was aber damals in Berlin hochfahrend um sich wüthete, war nur schauspielerische Fieberhitze, ansteckender Dünkel, der nichts besiegt als Einsicht und Selbsterkenntniß, oft aber mit starrem Wahn sich dennoch einen Anhang zusammenfaselt. So war es auch in dem Unheilsjahr 1806, und Besonnene, die nicht fehlten, doch übertäubt wurden, blickten

Digitized by Google

mit schweren Sorgen in die Zukunft. Mein Gefühl und Vorausblick mußten sich dem Tummelstrom theils irrgläubiger, theils absichtlicher Ueberschätzung gegenüber schweigsam beobachtend verhalten, obgleich man schon damit in Gefährlichkeit kommen konnte bei den wortdonnernden Steckenpferdsrittern der Leidenschaft oder Wühlerei. Einen von ihnen, den ärgsten, sah ich wenige Tage nach dem Einmarsch der Franzosen mit dem dreifarbigen Hutzeichen, hörte und las völlig umgestimmte Aeußerungen, und daß ich diese Nichtswürdigkeit ohne Hehl so nannte, verschlimmerte mir nachher bedrohliche Verhältnisse.

Unzweifelhaft war Preußens Ehre gekränkt, sie war es aber französischer Seits zumeist schon 1805 vermöge des frech eigenwilligen Verletzens der vertragsmäßigen Nichtbetheiligung am Kriege zwischen Oestreich und Frankreich; der unvermeidlich andringende Kampf wäre damals in voller Rechtfertigung gewesen durch die schnöde Herausforderung und günstige Zeit. — Diese war im Jahre 1806 verloren, bei dem Unterlassungsfehler Napoleon obenein doch gereizt worden mit dem preußisch-russischen Bündniß. Wie Dem sey, offenkundig mehrten sich die Zeichen, daß nicht nur neue Beleidigungen, sondern auch bezweckte Verluste für Preußen im Anlauf waren. Was sich bei den Umständen der Sachlage und ihrer Wendung sagen läßt, ist in unzähligen Schriften erörtert; genug, das zu ängstlich und schwankend vermiedene Wagespiel mit Geschützkugeln wurde ohne umfassende Vorbereitungen plötzlich begonnen, zu raschem Unglück für Preußen.

Digitized by Google

Noch am 14. October 1806 brüsteten sich in Berlin die Mundhelden mit Siegesgerüchten: sie verflogen in Stunden; bald überstürzten sich Flüchtlinge mannigfachster Herkunft auf allen Wegen, am 24. October sah man den ersten Kriegstrupp der Franzosen, und am 27. ritt ihr Kaiser durch das Brandenburger Thor herein. Aus eigener Anschau kann ich darüber nicht sprechen; meine einstige Neigung für Bonaparte hatte sich in Bitterkeit gegen Napoleon verwandelt, ich gab mir das Wort, ihn, dessen Aeußeres ich ja durch viele Bildnisse zureichend kannte, in seiner Selbstheit nicht sehen zu wollen, und blieb darin beharrlich. Man mag dies Eigensinn nennen, mag es thun mit dem schlimmsten Beiwort: ich wehre mich nicht im Geringsten; meiner Empfindsamkeit war es zusagend, und daß ich wegen Anblicks der Persönlichkeit des Ruhm- und Gewaltsüchtigen keinen Schritt ging, ist mir noch im Alter nicht nur recht, auch wohlthuend. — Was ich hinsichtlich des Allgemeinen hier in Betrachtung zog, soll übrigens nur andeuten, daß ich nicht völlig im Unbewußten war, als ich staatsmännischer Schriftsteller werden mußte.

Zerstörend wirkten begreiflich auf meine Verhältnisse die im Waffengewühl entstehenden Umwandlungen. Ausbleiben des Gehalts, Stocken des künstlerischen Beanspruchs, Einlagerung ungebetener Gäste, Kriegssteuern und Erhöhung der bisherigen Abgaben, dieser Verein von Uebeln, nachdem ich eben erst im Vertrauen auf meine neue Stellung mit der Familie bei gesteigerter Miethe mich räumlicher und behag-

licher eingerichtet hatte, ist in aller Kürze so umfänglich lastschildernd, daß Zusätze Wortverschwendung wären. Der nächste Hülfsgriff war die Schriftstellerei; ich wurde Mitarbeiter an der Spener'schen Zeitung, und da mit dem Jahr 1807 das „Morgenblatt" begann, kam mir auch der stets achtsam um sich blickende Cotta freundlich entgegen. Die neuere Bücherkunde für Unterhaltung, Erscheinungen auf der Bühne, Ereignisse außerhalb der land- und machtgierigen Zwiste, das waren die Bereiche meiner Aufgabe; mit den Staatshändeln hatte ich nichts zu thun, war aber dabei dennoch bald anderweitig verwickelt.

Von der Eidesleistung der Beamteten am 9. November 1806, wonach man der französischen Oberverwaltung geschworen hatte, „weder durch Briefwechsel noch irgend eine andere Art mit den Feinden der Franzosen sich zu verbinden", blieb ich nach meiner Weigerung, mich den academischen Abgeordneten beizugesellen, verschont, mir eine werthe Beruhigung. Auch fiel mir nicht ein, daß ich von Denen, die nur Feinde der Deutschen und ihres Heimathswohls waren, noch ein anderes als das gemeinsame Drangsal zu erwarten habe, wurde nun aber unangenehm überrascht. An einem der ersten Tage des Dezembers 1806 bestellte mir ein französischer Offizier höflichst die Einladung, sogleich zum Gouverneur General Clarke zu kommen, und ich mußte eilend von dem Boten mich nach dem Königlichen Schlosse begleiten lassen. Dort führte mich der Offizier zu Clarke, und bei ihm war der gelderpressende Minister Estève. Jener

Digitized by Google

ſprach etwas Deutſch, Eſtève nur Franzöſiſch, das mir nicht geläufig war; denn was ich davon erlangte, hatte ich mir auf verſchiedene Weiſe eingeſammelt und ſelbſt gelehrt, weil mein Schul-Unterricht die Umgangsſprachen faſt gänzlich ausſchloß. — Eſtève erklärte mir ohne Umſchweif, anfangs in feinem Schliff: man habe preußiſcher Seits von der Bank Funfzehn Millionen Thaler bürgerliches Eigenthum mitgenommen, und es ſey nothwendig, zur Schadloshaltung der Betheiligten und zum Vortheil des Geldumfluſſes, die Treſorſcheine, als Anweiſung auf das widerrechtlich Entführte, in ſolcher Summe zu vermehren, wobei ich, als „Fabricateur", möglichſt raſch beförderlich ſeyn ſollte. Betroffen, ja erſchreckt, zögerte ich mit der Antwort bei abweiſender Geberde, wonach mir Eſtève ſehr redſelig einleuchtend machen wollte, es wäre „irremissible et irrefragable", dem Handelsverkehr beſagte Funfzehn Millionen wieder zuzuwenden. Etwas gefaßter erwiederte ich: daß ich vom Handelsweſen gar keine Kenntniß habe, nicht alleiniger „Fabricateur", auch Alles, was zur Beſchaffung der Treſorſcheine nothwendig, an die bezügliche Regierungsbehörde abgeliefert ſey. Befangener wurde ich im Erſtaunen, als ich erfuhr, daß Eſtève Kenntniß hatte von dem Erbieten, die Nachahmlichkeit der Treſorſcheine beweiſen zu wollen, und nun blieb mir nur übrig, unumwunden auszuſprechen: erſtens wäre doch eine Nachahmung an ſich ſehr zeitraubend, zweitens müſſe ich entſchieden verweigern, bei einem verbrecheriſchen Geſchäft Mithelfer zu werden. Eſtève ſchnaubte mich heftig an, Clarke,

Digitized by Google

bis dahin wortkarg, äußerte sich jetzt besänftigend, was mich ermuthigte; endlich hatte Estève die gnädige Unverschämtheit, mich mit 20,000 Thalern oder mehr für seinen Zweck erkaufen zu wollen, und mir im glatten Nebenspiel einschüchternder Drohungen vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit zu geben. — Ich verbrachte einen düstern Tag mit schlafloser Nacht; der Gedanke an Flucht vor Gewaltsamkeit mußte verschwinden in der Familiensorge und bei dem Mangel an Geldmitteln; auch schöpfte ich Hoffnung aus dem Benehmen Clarke's, und alles Ueberlegen endete mit dem Ausruf: Zwang ist hier unmöglich! — Da man für eine zweite Zusammenkunft keine Stunde bestimmt hatte, erwartete ich das Kommende, wurde wieder höflichst nach dem Schlosse geholt, und Clarke fehlte nicht, was mir die innere Beklemmung etwas milderte. Kaum aber war nothgedrungen mit aller Entschlossenheit meine Weigerung erneuert, da zeigte Estève schrankenlose Hitze, erlaubte sich auch, von unkluger Jugend zu reden; ich wurde angesteckt vom Aufbrausen, und als er zwischeninne fragte: wenn ich nicht wolle, wer es dann könne? fiel mir unzeitig das im vorigen Monat veröffentlichte „Blokade-Decret" Napoleon's gegen die Brittischen Inseln ein. Vorschnell erwiederte ich: „Künstler in London könnten es, da aber ihr Kaiser England so verschlossen hat, daß nichts hinein noch heraus kann, so ist dieser Weg nicht empfehlenswerth." Durch mein unbehülfliches Französisch wurde vielleicht der Sinn dieser Worte stachlichter, als ich wußte, und indem Clarke lachte, gerieth

Digitized by Google

Estêve in so flammende Wuth, daß er „wegen Beleidigung des Kaisers" meine sofortige Verhaftung befahl. Das schien für Clarke empfindlich, er winkte mir lebhaft, seitwärts zurückzutreten, verhandelte mir unverständlich eine Weile mit Estêve, und achselzuckend verurtheilte mich dann Clarke bei fühlbarem Wohlwollen zu eintägiger Haft. Noch im Beiseyn des Zornsprühenden wurde ich durch einen erklingelten Kriegsmann abgeführt nach einem nicht geräthlosen Zimmer, von dessen vergittertem Fenster ich den dritten Schloßhof übersah. Dort sperrte man mich ein in der zweiten Stunde Nachmittags; der Schall des Auf- und Abgehens machte mir bemerklich, daß man mich trotz des Verschlusses draußen noch bewachte. — Die Dom-Uhr hatte bereits Fünf geschlagen, da besorgte ein Gensd'arm Erleuchtung durch zwei Wachslichte, ein geschürzter Küchendiener trug ein reichliches Mahl auf, dem bald auch der Wein nicht mangelte. Von dem Gensd'armen wurde ich gefragt: ob ich „Lectüre" wünsche, und als ich Ja gesagt hatte, erhielt ich ein Heft französischer Schlachtberichte, die mich in der Sprachübung beschäftigten. Es war dann wieder eine ruhelose Nacht, besonders weil ich die Familie ohne Nachricht lassen und immer an ihre Angst denken mußte. Am Morgen gleich nach Neun tischte man mir ein verschwenderisches „Dejeuner" auf, das ich nicht berührte; wenig später, nachdem meine Gefangenschaft ungefähr einundzwanzig Stunden gedauert hatte, führte man mich in gestriger Weise nochmals zu Clarke, der mir wegen übereilter

Digitized by Google

Rede, mehr freundlich als herrisch, einen mäßigen Verweis verlautbarte, den ich ohne Widerspruch annahm, auch nicht vergaß, für die, an offenbarer Vermittelung Clarke's erkenntliche, von ihm betonte „bienveillance" mich zu bedanken; denn eine „précipitation", wie sein Ausdruck war, hätte ich vermeiden sollen, obschon sie mir vielleicht vortheilhaft war zur schnellsten Abweisung eines frechen Antrags. Mit Estève habe ich weiter nichts erlebt, mich aber seines Verfahrens erinnert, als ich hörte, daß Napoleon einmal falsche englische Banknoten anfertigen ließ, und übrigens mußte ich hinsichtlich jenes Bedrängnisses mich damit trösten, daß ich des Aergers über die Treforscheine schon gewohnt seyn konnte.

Unser Theil an den allgemeinen Lasten hatten wir reichlich zu tragen; ich wünschte gar oft, wir wären noch in der engeren und wohlfeileren Wohnung, sie hätte den Einfluß der Anforderungen vermindert. Leidlich durchhelfend, obschon ich freilich ein Mal — aber nur dies eine Mal — der Zwangseintreibung einer städtischen Kriegssteuer durch Abpfändung mich unterwerfen mußte, war meine mehrfache Thätigkeit, bei der ich schriftstellerisch dem Beurtheilen staatlicher Wirren entfernt blieb und bleiben wollte. — Bald wurden jedoch Briefe Reimann's und anderer Freunde in der Umgebung des Fürstenpaares am Königsberger Hoflager anmahnend, auf die kriegerische Tagesgeschichte mich einzulassen, wonach mein deutsches Gemüth und Dankgefühl mich nöthigten, eine Zeitschrift heraus zu geben gegen die vielen gedruckten Schmä-

Digitized by Google

hungen, mit denen man Preußens Zustände übertrieben entwürdigte, die höchsten, herzgütigen, von mir mit vollster Anhänglichkeit verehrten Personen greuelhaft mißhandelte. Der Buchhändler Friedrich Maurer kam mir mit zwar sehr geringen, jedenfalls aber etwas einträglichen Anerbietungen entgegen, und ich ging darauf ein, ohne die Schwierigkeiten meines Unternehmens mitten unter den zu Gewalteingriffen sehr bereiten Feinden hinlänglich überschauen zu können. — „Das Vaterland" nannte sich meine Zeitschrift, und in Bezug auf Cölln's „Feuerbrände" hatte der Umschlag die Bezeichnung „Feuerschirme"; sie erschien, nicht an bestimmte Lieferungstage gebunden, in den Jahren 1807 bis 1809, und endete plangemäß sogleich bei der Wiederkehr der jubelfreudig empfangenen Königsfamilie. Das erste Heft — nach der Vorrede gedruckt im October 1807 — beantwortet auf hundertachtundzwanzig Druckseiten in Mittelgröße die Frage: „Sind die Vorwürfe gegründet, welche dem Preußischen Staate von auswärtigen Kabinetten und in mehreren Schriften gemacht wurden?" Die Beantwortung schildert den Preußischen Staat nach Innen und Außen von Friedrich dem Großen an bis zu den Schlachttagen von Jena und Auerstädt, und wenn ich jetzt dies Erzeugniß wieder anschaue, begreife ich kaum, wie ich damals Einundzwanzigjähriger bei den verschiedenen Lerngängen anderer Art mir doch eine Anfügung von Kenntniß staatlicher Ereignisse eingesammelt hatte. Begreiflich wendet sich meine Abhandlung vorherrschend zu Rechtfertigungs- und Vertheidigungsgründen für

Digitized by Google

Friedrich Wilhelm III. und um mein derzeitiges Einschreiten und Schreibwesen zu bezeichnen, erneure ich nur den Schluß:

„An unsere Mitbürger.

In den vorstehenden Kapiteln dieser Schrift haben wir darzustellen gesucht, unter welchen Umständen Friedrich Wilhelm der Dritte den Thron seiner Vorfahren bestieg, welche schwere Aufgaben zu lösen ihm diese hinterließen, mit welcher Festigkeit er die einmal angenommenen, aus der bisherigen Existenz der Monarchie entsprossenen Staatsgrundsätze befolgte, welche Hülfsmittel zu Erreichung seiner Zwecke ihm zu Gebote standen, durch welche Ereignisse er von der Bahn, die er seit dem Anfange seiner Regierung betrat, abzuweichen gezwungen ward, und endlich, wie Schicksal und Menschen sich vereinigten, um die unglückliche Katastrophe, unter der wir dulden, herbeizuführen. Wer dies Alles mit unbefangenem Sinn erwägt — erwägt, wie weit die Kräfte des Einzelnen, stehe er auch auf der höchsten Stufe des bürgerlichen Vereins, reichen können — erwägt, wie die Basis des Staatsgebäudes beschaffen war, und worin seine Schwäche bestand, der wird dessen Sturz dem Monarchen nicht beimessen, der, was von ihm abhing, zehn Jahr lang that, um es zu stützen, zu verstärken und aufrecht zu erhalten. Nichts verräth mehr Kurzsichtigkeit, nichts ist unnützer und verdient mehr Tadel als eitele Klügelei über das, was geschehen könnte oder sollte, ohne in Betrachtung zu ziehen, ob Dies oder Jenes ausführbar, ob es unter gewissen Umständen ausführbar war, ohne zu wissen, ob solches der Aufmerksamkeit der Regierung entgangen sey oder sie beschäftigt, und was sie bewogen habe, das Vollbringen entweder zu unterlassen oder zu vertagen. — Friedrich Wilhelm der Dritte hat uns unausgesetzt bewiesen, das Wohl seiner Unterthanen sey das Ziel seines Strebens, seines redlichen Willens. Wir haben ihm viel zu verdanken, und es gab eine Zeit, wo wir dies erkannten, wo die Nation ihn dafür segnete, wo unsere Herzen ihm entgegenschlugen. Er gab uns Beispiele mancher Tugenden, die wir uns hätten aneignen sollen, — Beispiele weiser Sparsamkeit, Nutzen bringender Opfer, Verachtung eines verderblichen Luxus. Wer ist einfacher in seinen Sitten, anspruchloser, humaner im wahren Sinne des Wortes als er? Wer als Gatte, als Familienvater ehrwürdiger, wer wohlthätiger da, wo Hülfe nöthig ist, wo sie fruchten kann? Jetzt in dieser trauervollen Periode, gab er nicht Proben von Unerschrockenheit, unerschütterlicher Standhaftigkeit, von Treue

Digitized by Google

in Erfüllung seiner Pflichten? Mitbürger! — und dieser König sollte von uns verkannt — im Unglück verkannt werden? Er, der unendlich bedauernswürdiger ist als wir, Er, dessen Leiden nicht blos persönlich, nicht auf eine Familie eingeschränkt sind, sondern der für Millionen leidet! Diesen König wollten wir bekritteln, anklagen, vergessen, was Pflicht und Treue von uns heischen? Nein, dies kann kein edles Gemüth, kein Volk, das Ansprüche auf Bürgertugenden, auf Gemeinsinn macht, das hinlänglich aufgeklärt ist, um die Wahrheit zu kennen und ihrer Stimme zu folgen. — Mitbürger! wir sind von der gefährlichen Höhe, auf der wir standen, gefallen; unser Sturz war unerwartet, schauderhaft: er betäubte uns, aber zu Boden darf er uns nicht schlagen. Wir waren vielleicht übermüthig im Glück und zogen uns dadurch Unwillen, Feindschaft, jetzt Spott und Schadenfreude zu. Muthvoll müssen wir uns wieder erheben, mit festem Blick unsre Lage durchschauen, und mit noch festerem Willen unsre Regeneration bewirken. Schwere Opfer, Verleugnungen, Entbehrungen wird es kosten. Jede Klasse der Nation muß sich ihnen unterwerfen, soll der Staat gerettet werden. — Laßt uns jeder Art von Egoismus — sey es individueller- oder Kasten- oder National-Egoismus — entsagen. Es gilt nicht das Interesse dieser oder jener Körperschaft, sondern das des Ganzen! Laßt uns genau und ohne Dünkel untersuchen, welcher Grad der wahren Aufklärung, der echten sittlichen Kultur wir erreicht haben, und finden wir, daß wir uns bisher Täuschungen hingaben, so entferne sich dieser Dünkel von uns. Ist es unleugbar, daß Alles, was einem Volke Glückliches oder Unglückliches begegnet, daß sein Steigen und Fallen, sein Wohl und Weh stets von ihm selbst ausging, wie Vieles haben wir uns dann vorzuwerfen! Aber fehlen, irren ist menschlich; erkennen, bessern, gebiert Achtung und trägt Früchte. Laßt uns nie vergessen, daß wahre Aufklärung, reiner Patriotismus nicht im Räsonniren, in leerem Geschwätz, in heftigen Deklamationen, in indiscretem Rathgeben, sondern im Handeln, in der Vereinigung geprüfter Kräfte zum Besten des Ganzen besteht. Diese Vereinigung, wie kann sie aber statthaben, ohne inniges Anschließen an den Thron, ohne auf Grundsätzen ruhende Anhänglichkeit für den Monarchen, ohne Vertrauen zu ihm? Der Unsrige verdient Beides. Schon hat er dargethan, wie sehr, selbst in diesem Zeitpunkte, die Wiedergeburt des Staats ihm am Herzen liegt. Der erste Schritt zur Veredlung der zahlreichsten, nützlichsten Volksklasse ist bereits geschehen: er hat sie von der Leibeigenschaft befreit. Möge derjenige Theil unter uns, dem Verhältnisse, Stand und Talente Mittel darbieten, auf jene Klasse wohlthätig zu wirken — möge er sie anwenden, diese

Mittel, um moralische und intellektuelle Kultur unter sie zu verbreiten. Das Niedrigerstehende zu heben zeigt von weit rühmlicherer Hochherzigkeit als das Höhere herabziehen zu wollen.. — Wir haben viel, viel verloren, liebe Mitbürger, aber dennoch einen großen Vortheil für unsere leichtere Regeneration erlangt, den — von einer Menge heterogener Stoffe gereinigt zu werden. Künftig können wir, wenn wir es ernstlich wollen, ein Volk seyn, das sich durch Nationalsinn auszeichnet, und durch seinen Charakter Achtung, Zutrauen und Liebe einflößt. Unglück giebt dem Seelenadel, wo dessen vorhanden ist, Schwungkraft; ihn zu pflegen sey unser Ziel, ihn zu besitzen unser künftiger Stolz. Dann wird Alles gedeihen, Alles wieder aufblühen, und der Staat mit verjüngter Energie aus seinen Ruinen emporsteigen."

Bin ich mit meinem, damals noch der fremdsüchtigen Schulzucht anhänglichen Miß- und Misch-Deutsch jetzt nicht einverstanden, und könnte ich mich meinem Bildungswege gegenüber eher mit dem Einfließen des Predigens verständigen, den guten Willen und Weckruf zur wohlfahrtlichen Gesinnung liest man hoffentlich auch bei dem Mangelhaften heraus. In Bezug auf Sprache sey jedoch zusätzlich bemerkt, daß man mich später wegen „Purismus" getadelt hat, vielleicht auch, obschon mir Zustimmung mitunter nicht fehlte, noch tadeln wird. Dergleichen lasse ich aber ohne Widerrede, und bestreite keineswegs die Unthunlichkeit, jedes Fremdwort mit treffendem Deutsch abzuweisen: dann muß man sich freilich dem Gebrauch unterwerfen. Zu bedenken wäre indeß, man habe nicht wenigen Fremdwörtern nur übereinkömmlichen Sinn eingeflößt und die Angewöhnung sey dabei zuweilen sehr irrthümlich mitwirkend. Von vielen Fremdwörtern ist der deutschthümliche Ausdruck, obwohl er anfangs befremdete, allmälig bei uns heimisch geworden, und es

Digitized by Google

wird auch noch andern Uebertragungen geschehen, denen man nicht augenblicklich Geltung zugesteht. —

Dieser Einschaltung, schriftstellerischem Bequemwesen in der Sprache gewiß unbehaglich, schließe sich nach dem Bruchstück aus dem ersten Hefte über die folgenden der erwähnten Zeitschrift ebenfalls nur eine kurze Hinweisung an. Sie geben Aufsätze mit Erläuterungen wider schmähende Gegner Preußens und Berichte über Tagesereignisse aus ursprünglichen Zusendungen. Ich hatte Gelegenheit erkundet, mich mit Schill, mit dem Freicorps des Lieutenants v. Hirschfeld, des Rittmeisters v. Krockow, mit den Heeres-Abtheilungen des Oberst-Lieutenants v. Borstel und v. Zieten in Verbindung zu bringen, von Königsberg kamen ebenfalls Beiträge. Ohne Scheu ließ ich in geziemender Anständigkeit mitten unter den Franzosen Mancherlei drucken, was diese nicht angenehm berührte. In meiner sehr erfahrungsarmen Unbefangenheit erachtete ich nicht für gefährlich, was mir als in sittlicher Schranke gehaltene Wahrheit erschien; Macht, Gewalt und Vortheilsdrang finden aber oft das Begründetste strafbar, dies haben auch mir die handlangerischen Mitschuldigen der Napoleon'schen Willkür bestätigt. —

Am 11. Mai 1808 Morgens zwischen Sechs und Sieben, als ich mit der Familie bei dem Frühstück saß, wurde ich verhaftet; zur Untersuchung meiner Papiere blieben Beauftragte in meiner Wohnung, und mich brachten zwei Gensd'armen, höflicher Weise in einer Kutsche, nach der Commandantur. Dies Un-

Digitized by Google

heil traf mich, wie mir später einleuchtete, in Bezug auf Angebereien eines Söldlings-Beamteten bei der französischen Kolonie. Er war geborener Preuße, ließ sich aber im Dienste der Franzosen als Censor gebrauchen, und ich hatte ihm darüber meine abfällige Meinung klar ausgesprochen, obgleich er nichts zu thun hatte mit meiner Zeitschrift. Bei dieser mußte ich mich der Vorbeurtheilung eines als französischer Amtsdiener mitgekommenen Deutschen unterwerfen: es war Wiedemann, nachmaliger Mitanordner bei der Cotta'schen „Allgemeinen Zeitung"; im Jahr 1808 noch verliebt in seine Bewunderung Napoleon's, was ihn jedoch nicht verleitete, überstrenger Censor zu seyn. Jener Söldling aber rächte sich nun an mir wegen meiner freilich wieder nicht weltklugen Offenheit; er übersetzte sehr verfälscht mehrere, aus dem Zusammenhange gerissene Einzelnheiten, die allerdings in ihrer Richtigkeit keine Schmeicheleien für die „große Nation" sind, und seine Böswilligkeit wirkte für mich schlimm genug, würde noch schlimmer gewirkt haben, wenn nicht die Vorsehung eingegriffen hätte.

Nach meiner Verhaftung durchforschten die französischen Sendlinge alle zu entdeckenden Papiere, vorher aber hatte meine wackere Schwester Wilhelmine, mit meinen sämmtlichen Verbindungen vertraut, die Geschicklichkeit, eine gefährliche Mappe zu entfernen, deren Inhalt sie in ihrer Angst auf dem Feuerherd verbrannte. Leider verlor ich dadurch viel mir Werthvolles, dennoch habe ich die That meiner Schwester zu preisen. — Aus dem zweiten und drit-

Digitized by Google

ten Heft der Zeitschrift „Das Vaterland“ läßt sich schon deutlich ersehen, daß ich von den Führern der verschiedenen Freicorps, auch aus Königsberg und Memel, Nachrichten mußte empfangen haben; das meiste Schriftliche dorther hatte ich vernichtet, doch geschah es nicht mit Allem: das argsinnige Trachten hätte noch genugsamen Stoff gefunden. — Als ich zwischen den beiden Gensd'armen im Wartezimmer der Commandantur stand, wußte ich nichts von Beseitigung jener Mappe, sehr viel aber von den Gewaltthaten der Unterdrücker deutschrechtlicher Gesinnung; — ich konnt' es mir nicht verbergen, daß ich unrettbar sey, waren meine Papiere sämmtlich in Feindeshand. Begreiflich erschütterten mich schwer belastende Gedanken: der Gang des drohungsvollen Ereignisses ließ mich jedoch in seltsam zusammentreffenden Einflüssen die Allmacht höchster Leitung tief empfinden.

Eben veränderte sich das französische Beamtenthum, und die Commandantur hatte nur einstweilige Oberverwaltung, wobei ein Abfinden nöthig war, was ich nicht deutlich erfahren, überhaupt diesen Umstand nebenher fast nur errathen habe. Während ich nun auf Weiteres im Widerwärtigen harrte und mir möglichst den Muth zusammensuchte, trat aus einem Seitenzimmer ein glänzend bekleideter Mann auf mich zu und sagte hastig: „Sie sind mir Herr Gübiß genannt, sind Meister im Holzschnitt, Christian von Mecheln hat mir Abdrücke nach Paris geschickt; — wodurch sind Sie in Anklage?“ Mit Dank für die günstige Meinung erwiderte ich: es sey mir völlig räthselhaft,

Digitized by Google

weshalb man mich verhafte. Schweigend zog er einen der Gensd'armen ein paar Schritte mit sich fort, sprach eine Minute mit ihm, und ging dann zurück. Derselbe Gensd'arm brachte mir jetzt einen Stuhl, ich fragte ihn: „Wer ist der Herr?" und er antwortete: „Herr Staatsrath Bignon!" — der in jenen Tagen leitender Machthaber war. Muthmaßlich eine ganze, entsetzlich lange Stunde saß ich da, bis sich dieselbe Thür wieder öffnete und ich die Bitte vernahm: daß ich eintreten möge. Sich selber nennend sagte er dann: „Ich habe mich in Kenntniß gesetzt, habe wenigstens bewirkt, daß ich mich über Ihre „Affaire" unterrichte", und, mir beschriebene Blätter zureichend, fragte er: „Sind Sie Verfasser dieser „Expectorations?" — Ich sah das Empfangene eine Weile an, erkannte bald die absichtlich boshafte Zusammenstellung, und rief empört aus: „Das ist schändliche Uebersetzung, so lautet es, so verbindet es sich im Deutschen nicht!" — Bignon zuckte die Achseln und entgegnete: „Also, Sie bekennen sich zum Verfasser? — das wäre sehr übel, denn die Ordre zu Ihrer Verhaftung ist streng!" Seine sich anfügenden Erörterungen machten mir begreiflich, daß ich der Schmähung des französischen Kaisers und Heeres bezichtigt sey; zufolge der mir eingehändigten schriftlichen Vorlagen war eine solche Absicht auch kaum zu bestreiten. — In der genannten Zeitschrift befinden sich viele Züge der Tapferkeit preußischer Krieger, und daß dabei „der Feind" nicht die Ehre davon trug, versteht sich von selbst. Ueber Gewaltherrschaft ist

Digitized by Google

ebenfalls Allerlei bemerkt, und vermöge der trügerisch gewendeten, mit den gesteigertsten Ausdrücken behafteten Uebertragung allgemeiner Bezüglichkeiten in persönliche, schien vom französischen Standpunkt aus die Anklage gerechtfertigter als sie seyn konnte nach richtigem Maaße. Für den Augenblick blieb mir aber nur das in solcher Bedrängniß sehr schwache Mittel des entschiedenen Einspruchs gegen verleumderische Fälschung dessen, was ich drucken ließ, und obwohl ich zu entdecken glaubte, Bignon wolle mir nützen, konnte ich doch auch wahrnehmen, daß er verlegen wurde. Da eben kam die Hülfe, die ich immerdar als weltgebietenden Einfluß betrachtet habe und betrachten werde.

Ein Bündel des aus meinem Arbeitszimmer Entnommenen wurde gebracht — die gefürchtete Mappe sah ich nicht, schon dies verminderte die Gefährlichkeit. Zugleich wurde Herr v. Mecheln gemeldet, mit dem ich nicht nur in geschäftlicher, auch in freundschaftlicher Verbindung war, und da ich unter dem Erplünderten die Hefte meiner Zeitschrift erblickte, rief ich Bignon an: „O wenn Sie erlauben möchten, daß dieser Schweizer, der unfehlbar beider Sprachen mächtig ist, eine der mißhandelten Stellen übersetze, das würde Ihnen die arge Tücke gegen mich enthüllen!“ Bignon gewährte diesen Wunsch und ließ den Angemeldeten — nach meiner jetzigen Ansicht Herbeigerufenen — eintreten. Der damals Einundsiebzigjährige, rasch meine Verwickelung begreifend, zeigte sich — ohne unsere traulichen Verhältnisse zu berühren — dem Geschäft eilend

Digitized by Google

bereit, wobei er, eifrigst seinen dreieckigen Hut und langen Stock ablegend, meines Lobes voll war, besonders auch in Hinsicht auf meine, „ihm durch die öffentliche Stimme bekannt gewordene Familiensorge.“ Ich ergriff ein Heft der Zeitschrift und bezeichnete den Schriftsatz, wo gegen die auf Friedrich Wilhelm III. hinweisenden Aeußerungen der „Vertrauten Briefe“ des Kriegsraths v. Cölln gesprochen ist, hauptsächlich gegen die Worte:

„Ich fragte nie danach, ob der Regent ein Herz habe, aber wohl, ob ein Geist und die aus ihm hervorgehende Kraft in ihm war.“

Darauf hatte ich („Vaterland“, drittes Heft, Seite 104.) geantwortet:

„Nur Einklang des Gemüths und des Kopfes bringt das wahre, Glück verbreitende Gleichgewicht im Leben hervor, und da dies der Zweck eines Regenten seyn soll, so muß er selbst sich auch in diesem Gleichgewicht befinden: mit dem größten Kopf von der Welt wird er eine Geissel der Menschen seyn, wenn er bei dem Ausbruch der schaffenden Kraft seine armen Unterthanen vergißt; wenn er herzlos jedes Zeichen des Mißvergnügens nicht bemerkt, oder mit eisernem Scepter zu unterdrücken sucht; wenn der Unschuldige, den die schaffende Kraft der Günstlinge seiner Güter beraubt, seiner Familie entriß, seine Stimme erhebt, und jede seiner Klagen von dem Throne zurückprallt, auf welchem ein Mann glänzt, der, eben über ein großes Unternehmen sinnend, an solche Kleinigkeiten nicht denken kann: Glücklich preise

Digitized by Google

ich Den, der noch nie nöthig hatte, das Herz eines solchen Regenten in Anspruch zu nehmen, sonst würde er, wenn die schaffende Kraft ihn ungehört vom Throne hinweggeschafft hätte, durch Erfahrung belehrt, nicht eine solche Abscheulichkeit als Grundsatz aufgestellt haben. — Das fortlaufende Gemälde der Geschichte zeigt uns fast zu allen Zeiten Männer, welche in den angeführten Worten charakterisirt sind, ihre Namen werden, wie bei uns, so auch bei künftigen Geschlechtern glänzen, aber die damals Lebenden? Sie werden die schaffende Kraft ihres Gebieters theuer, vielleicht mit ihrem ganzen Lebensglück bezahlt haben: dies wird und kann dem Forscher nicht entgehen! Wohin sollen alle dergleichen Behauptungen führen? Soll die Menschheit, welche ohnehin dem Ehrgeiz nur als Mittel erscheint, noch mehr herabgewürdigt werden?"

In der rachsüchtigen Uebertragung waren nun noch ein paar an Cölln gerichtete Zeilen (viertes Heft, Seite 73) dicht herangezogen:

„Fühlen Sie denn nicht, daß man gerade jetzt das Uebergewicht des Geistes nicht als das verkündigen muß, was einzig den Herrscher ziert!"

Indem diese im untreuen Französisch mit mehreren Ausrufungszeichen begabte und leicht zu lenkende Aeußerung sich dort anschloß, wo sie in meinem Schriftstreit gegen Cölln nicht auffindbar ist, hatte der Verfälscher alles Vorherige unbedingt auf Napoleon bezogen, seine ganze gehässige Anfechtung auch noch

Digitized by Google

durchgiftet mit greuelhaftem Ueberbieten der Beiwörter.

Hatte der Ankläger nur verschwärzende Farben gebraucht, Mecheln mischte sie in seiner Uebersetzung reichlichst mit Weiß, ohne auffallend abweichend zu seyn von dem mir Eigenthümlichen. Nachdem Bignon, der sich anderweitig beschäftigte während der emsigen Bemühung des alten Herrn, aus dessen zitternder Hand die beschleiernde Schrift empfangen, sie still gelesen und zuweilen mit der des Angebers verglichen hatte, sagte er, wie es mich anmuthete in heiterem Erstaunen: „Ah, der Unterschied ist unzweifelhaft sehr überraschend, sehr bedeutend!“ „Ah, la difference est sans doute trés surprenant, trés signifiant!)“ zugleich umfaßte er Mecheln und führte ihn bis zum Fenster. Dort sprachen Beide leise mehrere Minuten miteinander, bis Bignon sich wieder zu mir wandte, dabei Mecheln stark betont zurufend: „Sie bürgen also dafür, daß Herr Gübiß ein abgefordertes Wort, die Stadt nicht zu verlassen, halten würde?“ und tief erschütterte mich die Antwort des sehr aufgeregten Mecheln: „Ich verbürg' es mit meiner Ehre und meinem Leben!“ — Ich gab mein Wort; danach — es war nun schon der Mittag vorüber — sagte Bignon zu mir: „Erwarten Sie mich heut Abend acht Uhr in Ihrer Wohnung und halten Sie sich dort vorsichtig „caché“. — Nicht nur an diesem Tage kam Bignon, er kam noch an zwei Abenden, um mir Rathgeber zu seyn für Verhöre, die ich überstehen mußte vor fünf Personen, von denen drei

Digitized by Google

Offiziere waren.— Daß ich ganz ohne widrige Endfolge dem Unheil entkommen könne, hatte mir Bignon verneint; man verurtheilte mich zu sechswöchentlicher Hausvoigtei-Haft, die man mir aber zeitweise, auf mein Versprechen, mich wieder zu stellen, vertagte, sie dann gar nicht mehr beachten wollte, so daß ich, zusammengerechnet, höchstens vier Wochen Gefangener war in einer lichten Stube, wo ich bei steter Thätigkeit selten gestört wurde.

Gewiß machte sich eine solche Wendung der Gewaltthat zum erträglichen Ausgange nur möglich durch Bignon's Theilnahme und mithülfliches Zusammentreffen seltsam glücklicher Fügungen, die meine Ueberzeugung von einer geheimnißvollen Schicksalsmacht befestigten: eine Ueberzeugung, mit der ich oft mich standfest erhielt bei schwer belastenden Verhältnissen, die meist zuweilen deshalb am schwierigsten werden, wenn man sich den Lebensweg beharrlich gradaus wählt. — Meinen Dank habe ich dem Kunstfreunde Bignon, der mit Mecheln längst geschäftlich in Verbindung war, dadurch zu bezeugen versucht, daß ich ihm bis zu seinem Tode Abdrücke meiner Arbeiten zusandte.

Wenn ich mich hier trenne von den schwierigen Händeln mit den französischen Bedrängern, sey doch nicht vergessen, daß ich zwischeninne von Clarke eine, obwohl etwas herausgeforderte Nachgiebigkeit erlangte. — Der Professor Theodor Heinsius, als fleißiger Sprachforscher rühmlich zu nennen, war schon früher in Haft; er mußte wegen einer Aeußerung in seiner

Digitized by Google

Wochenschrift: „Der Hausfreund“ auf vierzehn Tage in die Hausvoigtei, und dort sollte Niemand ihn besuchen. Seiner Frau war bekannt, daß ich bei dem Widerstand gegen Estève vergleichungsweise Clarke's Benehmen menschlich gefunden hatte, und sie bat mich mit Thränen, einen Gang zu wagen, um Milde für den kränkelnden Gatten zu vermitteln. Gern that ich es nicht, mir aber das Mißliche aus dem Kopf zu jagen, betrieb ich die Angelegenheit ohne Zögern. Es war spät Nachmittags, als ich im Vorzimmer mit einem Adjudanten sprach, der mich schnöde abfertigte. Durch meine Empfindlichkeit ward der Wortwechsel laut, und jetzt trat Clarke ein; nach französischer Angewohnheit hatte er eine Serviette im Halstuch befestigt, er war also noch bei dem „Diné“. — „Ah! Monsieur Cidevant!“ rief er aus; was führt sie her? — Der Adjudant antwortete, ich schwieg aber auch nicht, und Clarke fiel sehr bald ganz vergnüglich ein: „Besorgen Sie Schema's, man wird nicht leicht mit ihm fertig!“ — Ich mußte sehr lange warten, hatte endlich sechs gedruckte Erlaubnißscheine, denen nur die Namen der Besuchenden einzufügen waren, brachte fünf der Frau Heinsius, und den sechsten behielt ich für mich. — Als ich gegen Abend eines der nächsten Tage den Gefangenen in der engen Klause besuchte, fand ich bei ihm seinen reichen Gönner Marcuse und den Professor Friedrich Buchholtz, der immer sprach wie vom Lehrstuhl, und diesmal für einen Augenblick beluſtigte. Ein zäher Feind des Erbadels und der Juden, eiferte er, viel-

Digitized by Google

leicht ohne zu wiſſen, daß ein Anhänger des moſaiſchen Glaubens anweſend war, auch jetzt ausfälligſt gegen den Talmud, als ein Geſetzbuch, das jede gute Eigenſchaft vertilge. Da konnte ſich Marcuſe, der im Hintergrunde des Gemachs auf dem Bett ſaß, nicht länger bezähmen, er entgegnete den ihm den Rücken zukehrenden Redner: „Nu nu, es giebt auch gute Juden!“ Sich langſam wendend erwiederte Buchholtz in trockener Entſchiedenheit: „Ein guter Jude iſt eine hölzerne Pelzmütze!“ und natürlich erhob ſich ſchallendes Gelächter, dem der achtungswürdige Marcuſe gehörig beiſtimmte.

Buchholtz hat bekanntlich der Leſewelt im Zeitgeſchichtlichen manches Geiſtreiche gegeben, zum Theil als Ungenannter; ich mag nicht darüber urtheilen, ob es in Werth bleiben kann. Als er jedoch — ebenfalls verhüllt — mit der Läſterſchrift: „Gallerie preußiſcher Charaktere“ ſich in handgreiflichſter Eigenſucht den die Wahrheit mit der Verleumdung ſtachelnden Schmähern anreihte, kam ich in die Nothwendigkeit, dagegen zu ſchreiben. Seinen Haß theilte der in ſeinen häuslichen Verhältniſſen hülfsbedürftige Buchholtz, wie ſchon angedeutet, zwiſchen Erbadel und Judenſchaft, von denen er behauptete, ſie hätten verwandte Beſtrebungen; Bewunderung und Liebe hegte er für Napoleon und ſteifte ſich in der Anſicht, Preußen könne nur im Bündniß mit jenem Gewaltigen beſtehen und gedeihen, was ich als Verrath an Deutſchland erachtete. Er wurde bekannt mit dem Oberſten v. Maſſenbach, deſſen Meinungen waren

Digitized by Google

die seinigen mit eigener Ueberzeugung und Entwickelung; auf dem gleichen Gedankenwege hoffte Buchholtz im gesteigertsten Selbstschätzen durch den in einflußreichen Kreisen verkehrenden Massenbach zu hohen und ergiebigen Ehrenstellen zu kommen, und gerieth hinsichtlich des Glaubens an sich allein in die wunderlichste Ueberspannung, von deren Maßlosigkeit viel zu erzählen wäre. Dennoch wüßte ich auch heut nicht zu sagen: ob seine Eitelkeit oder sein Scharfsinn vorherrschte; daß er Beides in hohem Grade besaß, Eines aber immer das Andere störte, ist unzweifelhaft, und ich war gern sein Zuhörer, ohne jemals mit ihm einig oder vertraut seyn zu können.

Einfügen will ich hier noch, daß ich Mitglied des „Tugendbundes" gewesen bin, doch ist es nur flüchtig zu erwähnen; denn in Berlin begann statt des Begründens ein rascher Zerfall. Von Königsberg aus zum „Secretair" gewählt, war ich bei zwei oder drei Versammlungen zugegen, ohne daß Eintracht über Zweck und Ziel erreicht werden konnte; diesen Zusammenkünften verdanke ich jedoch den unverletzt durchgeführten Entschluß, mich niemals einer „Partei" oder irgend einem staatsumschaffenden Bunde anzuschließen, welches Aushängeschild dieser oder jene haben möge. Als Einzelner that ich stets für Allgemeines, was meinen Ansichten und Kräften gemäß war, darf hoffen, man werde mir dies Zeugniß nicht versagen bei fortschreitender Darlegung meiner Erlebnisse, habe aber jedenfalls festzustellen: mein Entschluß sey sehr oft gestärkt worden durch widerwärtige Verwandlungen,

Digitized by Google

die vermöge der Mehrheit-Sippschaften sich beobachten liessen.

Mit den feindlichen Behörden kam ich nicht mehr in Bedrängniß während der sechs oder sieben Monate, in denen die Franzosen noch Berlin's Beherrscher waren, und unbelästigt blieb die Verbreitung meiner Zeitschrift. Auf sie bezüglich hinterlasse ich Dankschreiben vom Könige, der Königin, dem Minister v. Stein, Beyme, dem nachmaligen Staatskanzler v. Hardenberg und andern in der Zeitgeschichte hervorragenden Personen. Davon sey nur eines der Andenken mitgetheilt, das letzte Schreiben der Königin Luise an mich:

„Mein Herr Professor Gubitz! Ich habe das sechste Heft Ihrer Zeitschrift „das Vaterland" erhalten, und mit Wohlgefallen daraus ersehen, daß solche die bei ihrem Entstehen sich vorgesetzten edlen Zwecke treu verfolgt; recht sehr danke ich Ihnen für Ueberreichung desselben, und verharre Ihre wohlaffectionirte Königin.

Königsberg, den 30. August 1809. Luise."

Nach der Wiederkehr des Hofes wurden dem Buchhändler Maurer die noch vorhandene geringe Anzahl der Hefte meiner Zeitschrift abgekauft und an Behörden vertheilt. Er empfing die goldene Verdienst-Medaille; wahrscheinlich bemühte er sich um solchen Erfolg, was meiner Gesinnung fern blieb. Von Leid aber ward ich erfüllt, weil mein edler Freund Reimann hoffnungslos erkrankt ankam, ich mich verpflichtet hielt, täglich bei ihm zu seyn: nächst der

Digitized by Google

Arbeit hatte ich nur Gedanken an den voraussichtlichen Verlust. Er starb bald, noch nicht vierzig Jahr alt; in meinen Erinnerungen lebt er mir als Unvergeßlicher.

Ehe ich von den drei Jahren 1806 bis 1809 mich hier trenne, stellt sich meinem Hinblick zur Vergangenheit noch Manches, das man sich zum Theil gern vergegenwärtigt. Da bin ich am Geburtstage Friedrich Wilhelm III., am 3. August 1808, noch vier Monate vorher, ehe die Franzosen von Berlin abzogen, im nahgelegenen Dorfe Lichtenberg; ein Name, der jedenfalls etwas täuscht, denn eine Höhe, die Berg zu nennen wäre, würde man vergebens suchen. Aber ein Garten, der ehemals dem Feldmarschall von Möllendorf gehörte, ist zu finden, und am bezeichneten 3. August hatten sich dort mehrere Familien vereint zu einer Festfeier, wozu ich Verse schrieb, die der Kapellmeister Seidel mit Musik ausstattete*), wonach dann im Garten, vor dem Bilde des Königs und den durch Herbeiströmen vermehrten Zuhörern der Gesang erfolgte, vermöge der Stimmung mit erschütterndem Eindruck. — Möge man freundlich empfangen, was ich hier und anderweitig von Gelegenheitsdichtung nebenher mittheile.

Familienfest im Freien.

Am 3. August 1808.

Gesammt-Stimmen.

Der schönste Tag ist uns erwacht!
O Natur, theil' unser Entzücken,
Reich', ein Königsbild zu schmücken,
Uns der Blumen Farbenpracht.

*) Die Tonschrift ist mein Eigenthum geworden.

Digitized by Google

Vater. Erzeuge, Natur, das Schönſte im Raum
Ueberſchwenglich für Ihn,
Und zaub're des Lebens reichſten Traum
Unvergänglich für Ihn!

Geſammt-Stimmen.
Laß, o König, von den Kindern
Mit Blumenfeſſeln Dich umzieh'n,
Willſt Du heiße Sehnſucht lindern,
Komm zurück, daß Sorgen flieh'n. —
Muß ſich Edles leidvoll beugen,
Wenn Gewalt das Recht durchbricht,
Wird Vergeltung ſich bezeugen
Durch das ew'ge Weltgericht.

Mutter. Mein König, Du haſt nimmer
Ein fremdes Gut begehrt,
Und gern den flücht'gen Schimmer
Der Ruhmesgier entbehrt,
Du gönnſt ſolch eitlen Flimmer
Dem, der ſich ſelbſt entehrt.

Vater. Wir ſahen Ihn, wie gütig Er im Glücke
Mit Vaterhuld ein liebend Volk umfaßt,
Und wie Er in zerſtörendem Geſchicke
Voll frommen Sinns nicht wanket, nicht erblaßt.

Mutter. Auf, Mädchen, reicht Ihm Kränze!

Vater. Weih't, Männer, Ihm den Arm!

Jungfrau. Daß Zukunft Ihn umglänze!

Jüngling. Daß bebt der Feinde Schwarm!

Vater und Sohn.
Was jagt mir das Leben zuſammen?
Mich mahnet glühender Schmerz,
Die ſteigende Kraft zu entflammen,
Und ſtürmiſch wallt mir das Herz
Aus Drang, den Gott in's Inn're gebannt
Durch Liebe zu König und Vaterland!

Mutter. Drei Worte ſind unauflöslich verwandt,
Drei Worte ſind tief in's Herz uns gebannt:
Gott, König, Vaterland!

Jungfrau. Nun traget, ihr hauchenden Lüfte,
Des Blüthenmeer's himmliſche Düfte
Entzückend erquickend
Dahin!

Digitized by Google

Der Zephyr mit koſenden Flügeln,
Er ſchwebe auf blühenden Hügeln
Nun herzend und ſcherzend
Dahin!

Mutter. Des Lebensweges Blüthen,
Ob wir ſie treulich hüten,
Sie prangen Stunden nur;
Was kühn der Menſch erbauet,
Das Ziel, wonach er ſchauet,
Verſinkt oft ohne Spur.

Vater. Doch will der Erdball ſplittern,
Vertrauet ohne Zittern,
Auf Allmacht und Natur.

Geſammt-Stimmen.
Wenn die Stürme ſchreckend ſauſen,
Hemmet Gottes Blick die Wuth;
Wenn die Waſſer wogend brauſen,
Dämmet Gottes Wink die Fluth.

Vater. Ob Kräfte zerſtörend die Welt durchſtürmen,
Sprengend jeden Hoffnungspfad,
Ob rieſig Gefahren uns rings umthürmen,
Drohend uns Vernichtung naht:
Ewig iſt's Natur, die mahnet,
Daß die Gottheit nimmer ruht,
Stets in ihrem Walten bahnet
Rettung gegen Uebermuth.

Jungfrau und Jüngling.
Der ſchönſte Tag iſt uns erwacht;
Mit uns theilt Natur das Entzücken,
Reicht, des Königs Bild zu ſchmücken,
Uns der Blumen Farbenpracht!

Geſammt-Stimmen.
Erzeuge, Natur, das Schönſte im Raum,
Ueberſchwenglich für Ihn,
Und zaubre des Lebens reichſten Traum
Unvergänglich für Ihn!

Hätte ein Verräther Einzelnes aus dieſen, erſt hier zur Oeffentlichkeit kommenden Verszeilen böswillig überſetzt in die Sprache und Deutung der Fran-

Digitized by Google

zosen, konnte mir deren Gewaltsamkeit zum dritten Mal erwiesen werden; damit verschonte mich jedoch das Schicksal. — Die Ursache und das Eintreffen der Gefährlichkeit im Streit mit den zwangsherrischen Feinden wurde aber Anlaß zum Gewinn einer Freundin bis an das Ende ihrer Erdentage. Es war Amalie Beer, die Mutter des Tonmeisters Meyerbeer und noch zweier Söhne, die sich auszeichneten: Wilhelm in der Sternkunde, Michael als Dichter. Die Mutter, Gattin des gemüthvoll helfwilligen Banquiers Herz Beer, hatte von meinem Bestreben, besonders hinsichtlich der Zeitschrift, theilnehmende Kenntniß, auch schon sonst von mir gehört. Zu Anfang des Jahres 1808 besuchte mich die mir bis dahin Unbekannte, um mir zu sagen: mein Wille und Bemühen fänden vollen Anklang in ihr, doch fühle sie sich angetrieben, den noch so jungen Mann, von dem sie vernehme, er sey Unterstützer der Eltern und Geschwister, daran zu erinnern, daß er mitten unter den allem Uebermuth fröhnenden Franzosen sich arges Unheil herbeiziehen könne; nächstdem wünsche sie, daß ich in ihren Hauskreis eintreten möge. Die gütige Warnerin hatte, wie aus dem nachherigen schlimmen Begebniß hervorging, recht gehabt, und nie entweicht mir aus dem Gedächtniß der Ausdruck des Innigfreudigen, womit mich Amalie Beer empfing, als widerwärtige Wochen überstanden waren. — Von da an war ich oft und namentlich bei Familienfesten im Beer'schen Hause, wo Jeder, der sich in Kunst und Wissenschaft hervorthat, gern gesehen wurde, der Einheimische wie

Digitized by Google

der Fremde. In der Unterhaltung wechselten Musik-Aufführungen mit der Lesung unserer bedeutendsten Dichter, vorzugsweise Lessing's, in Rollen-Vertheilung. Dies begünstigten schon länger Iffland — von dem ich noch den „Nathan", an einem andern Abend den „Marinelli" lesen hörte — und Friederike Bethmann, später das Ehepaar Wolff, Beschort, Lemm, Auguste Stich (Crelinger), Charlotte Birch und noch Mehrere. Dabei betheiligt war auch Michael Beer, der nach Beweisen von Naturgabe und vorschreitender geistiger Ausbildung leider schon in erster Mannesblüthe vom Daseyn scheiden mußte. In jenem Gesellschaftstreiben walteten Geist, Munterkeit und Frohsinn so voller Freiheit, daß bei Gelegenheitsspielen, die ich schrieb, stets die Schwächen sämmtlicher Familienglieder mit zum Necken und Bespötteln dienen durften; geziemend schonte ich dann mich am wenigsten, so weit meine Bekanntschaft mit mir selbst reichte. — In einem solchen Bühnenscherz hat Michael Beer als Siebenjähriger zuerst seine nicht geringe Fähigkeit zum Schauspieler gezeigt, und was ich hier äußerte giebt nur einen theilweise flüchtigen Umriß von der lebhaft anmuthig gesellschaftlichen Berührigkeit im Beer'schen Hause, dem ich in der Folge mich wieder zuwenden muß.

Auch mein freundschaftliches Bekanntwerden mit Friederike Bethmann, dieser Schauspielerin, der ich keine gleich zu stellen wüßte in Vielseitigkeit des künstlerischen Schaffens der Bühnengestalten, ist in dieser Zeit — ich kann sogar genau sagen am 12.

Digitized by Google

Juli 1809 — beginnend. Vorher hatte ich sie — einen erst nach Jahren gelösten Zweifel ausgenommen — nur als Zuschauer im Theater gesehen, gehörte, wie sich von selbst versteht, zu ihren Bewunderern, und vorläufig ist jetzt zu erzählen von der sonderbar gewordenen Fügung, die plötzlich eine vertrauliche Näherung begründete.

Friederike Auguste Conradine Flittner, verheirathet mit Unzelmann, dann mit Bethmann, war, nach mehrmals gedruckter Angabe, am 24. Januar 1760 geboren in Gotha, wo ihr Vater mit seiner Gattin lebte; die Tochter wäre also am 12. Juli 1809 bereits im fünfzigsten Lebensjahr gewesen. — Ihr Verwandter, der Medicinal-Assessor, Berliner Apotheker und — Buchhändler Flittner, hatte 1809 den „Friedrichs-Gesundbrunnen" bei Berlin gekauft. Auf sein Bittschreiben genehmigte die Königin Luise, von Königsberg aus, daß die bisherige Ortsbezeichnung sich in „Luisen-Bad" umwandele und der neue Name sollte gefeiert werden durch ein Tauffest, wozu die Bethmann allseitig behülflich war. In jenen Jahren mußte ich allmälig immer öfter mit Reimen dienen, und mit wenigen Ausnahmen hatte ich nichts davon, als daß ich endlich in Berlin nebenher — nach einem Kotzebue'schen Lustspiel — „Max Helfenstein" hieß. Die Bethmann wandte sich gleichfalls schriftlich an mich mit dem Ersuchen um einen Weihegesang, dem der Kapellmeister Seidel, der mir das Schreiben brachte, Musik-Begleitung geben sollte. Willig ging ich darauf ein, täuschte mich jedoch

Digitized by Google

in der Voraussetzung: dieser „Friedrichs-Gesundbrunnen", mitten im reichlichsten Sande der Mark Brandenburg ein anmuthig Erdfleckchen, müsse eine umständliche Geschichte haben. Ich fand eigentlich nur: Friedrich II. befahl im Jahre 1760 die Wiederherstellung; emsiges Nachforschen leitete mich aber bis auf Friedrich I., und was sich enthüllen ließ, war freilich nicht viel, aber doch genug, um Andern etwas mehr sagen zu können, als was sie muthmaßlich wußten. Also that ich nun, was man von mir begehrte, und schrieb für die am 12. Juli 1809 vollzogene Neutaufe eine

„Erinnerung und Weihe.

Eine Stimme. Menschen entschwinden, Zeiten verrauschen,
Bannen kann sie keine Macht,
Doch der Sänger hat mit Lauschen
Töne zu uns hergebracht.

Gesammt-Stimmen.
Was verging, erweckt sein Streben,
Wach wird ihm verklung'nes Leben,
Wenn der Seele Ruf erwacht.

Eine Stimme. Ewig mit Geistern freundlich im Bunde,
Ist ihm auch das Fernste nah',
Und es strömt aus seiner Kunde,
Was er fühlte, was er sah;

Gesammt-Stimmen.
Sey's Jahrtausende entwichen,
Was entschwunden, was verblichen,
Ist ihm wie im Zauber da. —

Eine Stimme. Jetzt naht sich ihm Hornesklang,
Ihm tönt ein Jagd-Gesang
Hin durch Wald und Flur;

Gesammt-Stimmen.
Der Jäger Hurrah! rings erschallt,
Und lust'ger Reiter Sturmgewalt
Folgt des Wildes Spur.

Digitized by Google

Wechſelnde Stimmen.

Weit vor dem jagenden Troſſe
Sprenget auf ſchäumendem Roſſe
Der Preußen erſter König daher;
In das Dickicht ſtürzt er verwegen,
Er ſelbſt will die Beute erlegen:
Der Tod entblitzt dem Gewehr.

Fort eilen nun Alle zum Schatten,
Suchen auf blumigen Matten
Sich Raſt als ſtärkenden Lohn;
Und der König nimmt im Getümmel
Zum Baldachin heut ſich den Himmel,
Der Erde Moos iſt ſein Thron.

Fern von der hauchenden Schwüle
Schmeichelt ihm wehende Kühle,
Doch nur Minuten hat er's verhehlt:
Im zehrenden Glühen von Innen,
Kann kaum er noch Athem gewinnen,
Und ſpricht, vom Durſte gequält:

„Könnt' ich den Erdball entriegeln,
Nicht wollt' im Erz ich mich ſpiegeln,
Genügend wär' ein labender Quell!" —
Und ein Page haſtig entſchwindet
Zur Wieſe, wo rieſelnd ſich windet
Die Quelle, lieblich und hell.

Des Müllers gaſtlicher Hütte
Naht er mit eilendem Schritte
Und ruft: „Einen Becher! habt Dank!
Eure Kunde vom Quell wird nun theurer,
Glück auf! ich erinn're mich Eurer!" —
Hin trägt er labenden Trank.

Der König fühlt im Erfreuen
Friſcher die Kraft ſich erneuen:
So hat ſich nie Durſt ihm geſtillt.
„Dieſen Dienſt ſollſt nicht Du mir ſchenken,
Ich werd' ihn noch heut Dir gedenken,
Denn Heilsfluth hat mich erfüllt!"

Er ſprach's, die Mattigkeit fliehet,
Nervige Spannung durchglühet
Erhob'nen Geiſtes inn'ren Gehalt;

Digitized by Google

Als er nochmals den Becher geleeret,
Wird freier die Bruſt und gemehret
Der Quelle Wundergewalt.

Geſammt-Stimmen.
Im ew'gen Erregen,
Im tiefſten Bewegen,
Ringen wirkend ſich los
Die ewigen Kräfte
Der nährenden Säfte
Aus der Erde Mutterſchooß.

Zwei Stimmen.
Durch des Geiſtes Forſchungszug
Wird Geheimſtes uns enthüllet,
Daß mit Stärkung uns erfüllet,
Was Natur im Buſen trug.

Eine Stimme. Eingedenk der Pflichtesworte,
Daß der Fürſt beglücken ſoll,
Gründete, nicht fern dem Orte,
Wo die Segensader quoll,
Preußens König dieſen Bau.

Doch ſein Sohn ließ ihn vergeſſen;
Friedrich — zwei Mal war Er nicht! —
Stieg mit Thaten, unermeſſen,
Leuchtend wie der Sonne Licht,
Aus der Zeiten Nebelgrau.

Reizten ihn des Nachruhms Spuren,
Daß von Sieg zu Sieg er eilt,
Blieb ſein Blick doch dieſen Fluren —
Wo der Einz'ge gern geweilt —
Triebſam wie der Morgenthau.

Geſammt-Stimmen.
Aus des Lebens Stürmen
Wich ſein Geiſt,
Und die holde Quelle
Iſt verwaiſt. —
Wenn jetzt Erdengröße
Bahn ſich bricht,
Will ſie Schmerz erzeugen,
Heilen nicht! —

Digitized by Google

Eine Stimme. Die Natur iſt ewig milde,
Doch der Menſch gewahrt es kaum! —
Er folgt ſeinem Wahngebilde,
Seiner Sinne nicht'gem Traum
Opfert er des Herzens Drang,
Zu beſchützen, zu beglücken! —
Doch — ich höre Seelenklang,
Als will Ird'ſches ſich entrücken!

Geſammt-Stimmen.
Lichtumwogte Geiſterſtimmen,
Sie verrauſchen
Und verſchwimmen
In dem weiten All. —
Still! — der Andacht Lauſchen
Hört die leiſen Stimmen,
Hört erſehnten Schall! —

Eine Stimme. Vernehmt aus ſeel'gen Fernen,
Umkränzt von Strahlenſternen,
Der Fürſten Hauch,
Deren Macht den Bau gegründet;
Sie, mit Ew'gem nun verbündet,
Beſchützen auch,
Was durch Gottes heil'gen Ruf
Einſt ihr Herz im Wohlthun ſchuf. —
Sie haben auserleſen
Ein lieblich Hoheitsweſen,
So frei von Schuld!
Sie, mit ihren Himmelszügen,
Die nicht täuſchen, die nicht trügen,
Sie ſchenkt uns Huld! —
Und die Quell' iſt nicht verwaiſt,
Da ihr Hort Luiſe heißt.

Weibliche Stimmen.
Es hauchen die Stimmen vom Paradieſe:
„Luiſe.“
Und es flüſtert die Quelle der Wieſe:
„Luiſe.“

(Mit Echo.)

Geſammt-Stimmen.
Wahr ſprach unſrer Fürſten Geiſt!
Dieſer Quell iſt nicht verwaiſt,
Seiner Hoffnung Sinnbild heißt:
„Luiſe!“

Digitized by Google

Der Himmel gab einen der gesegnetsten Sommertage zu dem Fest, es konnte sich im Freien ausbreiten, wie es beabsichtigt war. Der Weihgesang wurde von den Sängern und Sängerinnen des Königlichen Theaters, einschließlich dessen Gesammt-Chor, unter Seidel's Leitung ausgeführt auf einer laubschattig geschützten, eigens dazu bereiteten Erhöhung. Die Bethmann, obschon sie wegen ihrer Halsgeschwulst — Folge einer zu unrechter Zeit von ihr erzwungenen Mitwirkung im Singspiel — nur selten noch auf der Bühne sang, hatte einen Gesangstheil übernommen; sie entzückte durch den Reiz des seelenvollen, zur Verkünstelung nicht geeigneten Tons und den einfach herzigen Vortrag. Ich stand zur Seite des erhöhten Raums, und die Bethmann trat zu mir heran, sich zu bedanken für die Erfüllung ihrer Bitte. Weiter trafen wir fürerst nicht zusammen, denn nach dem Beenden des Gesanges war sie von Vielen umdrängt, und ich zog mich zurück.

Auf einem breiten Wege unter dem Laubdach alter Bäume stand die Mittagstafel für fast fünfhundert Personen. Gleich den Andern, die mithalfen zu der Feier, war ich Gast Flittner's, saß der Bethmann — deren mindestens vierzehn Jahre jüngerer Ehemann wegen leichten Unwohlseyns daheim blieb — grad gegenüber; sie grüßte schweigend mit anmuthiger Bewegung des Kopfes und der Hand zu mir her. Flittner hatte sich durch Sorgsamkeit sehr aufgeregt, wurde in seiner Jubellaune aufgeregter, was sich dermaßen steigerte, daß er nicht mehr zurechnungsfähig war und

Digitized by Google

sich beseitigte, wonach die Bedienung der Gäste in auffällige Unordnung gerieth. Als die zahlenden Theilnehmer Eis empfangen hatten, fehlte es in der Gastreihe auch der Bethmann; ich besorgte es reichlich durch baares Mittel, und bat den Schauspieler Greibe: er möge es seiner Kunstverbündeten hinbringen. — „Von wem, wenn sie mich fragt?" antwortete er; ich äußerte: „Das Beste ist Schweigen, es kann ja von Ihnen kommen!" und er entgegnete: „Das glaubt sie nicht!" — Erst nachher habe ich erfahren, daß Greibe für sehr geizig galt; er war also mit seiner Antwort im Recht, und der Schauspieler Kaselitz übernahm dann die Sendung. Er hatte mich aber doch verrathen; denn als ich wieder an der Tafel saß, wendeten sich von drüben Geberden an mich, mehr drohend als dankend: die Bethmann wußte wahrscheinlich, daß in jenen Tagen meine Einkünfte für solche Art von Höflichkeit nicht oft zureichten. — Wenn ich bei dieser Begegniß etwas umständlich bin und noch werde, so hat dies seine Ursache für die Zukunft.

Im Jahr 1809 war die Ansiedelung bei der Quelle des Luisenbades noch sehr dörflich, und die Bewohner der vereinzelten Gehöfte feierten die Namensumwandlung ebenfalls, gegen Abend durch Tanz in einer mit Blumenbehängen geschmückten Scheune. Dorthin ging mit einem Theil der Gesellschaft auch die von Alt und Jung umschwirrte Bethmann in lachendster und redseligster Lustigkeit, und ich blieb nicht zurück. Die ländliche Jugend tummelte sich

Digitized by Google

rüſtig und jauchzend rundum; ich weiß nicht, ob ein Bauersſohn die Bethmann aufgefordert hatte, oder ſie ihn: ich ſah ſie im Kreiſe der Tanzenden, und nach ihrem Beiſpiel tanzten dann Frauen und Männer unſerer Geſellſchaft mit Bauern und Bäuerinnen. Da trat zu mir eine Dorfſchöne und bot ſich zur Tänzerin an; ich aber mußte verneinen, weil ich von jeher mich keine Minute im Wirbel zu drehen vermochte, ohne umzuſinken: mein Blut will dies noch weniger dulden als das Fahren. — Im Vorüberſchreiten zu neuem Tanz hörte ich die Bethmann ſpöttiſch fragen: „Ein junger Mann weiſt ein Mädchen ab?“ — und als jenes dreiſte Bauernkind mich zum zweiten Mal aufforderte, ward ich von falſchem Ehrgefühl ergriffen. Zwar erwähnte ich nochmals, erhärtete ſogar, was zu befürchten ſey, als nun aber die Kecke erwiederte: „Ei, ich weer' Sie ſchon wiſſe hollen!“ — ſoll heißen: feſt halten — wagte ich die Dreherei, hoffend, ſie werde leidlich zu überſtehen ſeyn. Das war ein verwegener Irrthum; bald ſchwankte Alles um mich her, und wie derb mich meine markig märkiſche Tänzerin umfaßte, ſie konnte mich nicht „wiſſe hollen“, ſie kam ſelbſt außer Gleichgewicht, und ich ſtürzte bewußtlos zu Boden. Es hatte eine Viertelſtunde gedauert, ehe ich wieder bei klarer Beſinnung war; als ich dann um mich ſah, lag ich auf einem Sopha, von Mehrerern umſtanden, und die Bethmann bekannte weinend: ſie habe das Mädchen angetrieben, ſich aber eine ſolche Wirkung gar nicht denken können. In ihrem Wagen — mitunter des

Digitized by Google

Weges mit mir gehend — brachte sie mich nach Hause, und bat wiederholt: ich möchte ihr morgen ja persönlich bezeugen, daß ihr „Uebermuth" verziehen und ohne weiteren Nachtheil gewesen sey.

Durch mein erstes, ob geringfügiges, doch ein wenig in das Ungewöhnliche schweifende Zusammentreffen mit Friederike Bethmann wird schon aus der Frauen Art erklärlich, daß sie mir nun freundliche Zuneigung bewies, die bald zu offenherziger Vertraulichkeit gedieh, mit der sie nicht selten in unbefangenster Freimüthigkrit über ihre früheren, den übereinkömmlichen Sitten nicht immer gemäßen Verhältnisse sprach. Hat sie dabei gewiß — besonders einem jungen, durch Sorgen ernst gestimmten Freunde gegenüben — Manches verschwiegen oder umschleiert, bemerke ich doch schon jetzt, daß gar Vieles, was vielgezüngelte Gerüchte mit Zusätzen verbreiteten, theils sich entschuldigte, theils ausgleichend sich rechtfertigte bei feurigem Gefühl einer begeisterten, von begeisterter Anerkennung begleiteten, einst auch im hohen Grade mit äußerem Reiz begabten Schauspielerin. Aus vollster Ueberzeugung darf ich hinzusetzen: die edle Natur entwich in ihr auch da nicht, wo sie von ihrer rasch auflodernden Leidenschaftlichkeit überwältigt war. Ein stürmisches Blut konnte sie nicht verleugnen, wie noch im Jahre 1809 stadtkundig wurde. Ihre Tochter, Minna Unzelmann getauft, war aus frevler Absichtlichkeit bei Mitwirkung in der Oper „Sargines" am 17. December ausgepocht worden; die Bethmann eilte in putzlosem Winteranzuge auf die Bühne und entführte

Digitized by Google

während der Darstellung vor den Augen der Zuschauer die von Einzelnen Mißhandelte, dabei mit Heftigkeit anzeigend: nach solcher Kränkung werde weder sie noch ihre Tochter jemals wieder die Berliner Bühne betreten. Haushaft — nur um ihre Abreise zu verhindern — war die Folge, und anfangs half kein Zureden; sie beharrte bei ihrem Entschluß, auch wenn sie — um ihre eigenen glühend ausgeschleuderten Worte zu gebrauchen — „niemals wieder Braten essen sollte." Dergleichen Zornausbrüche bei Schauspielerinnen und Schauspielern sind jedoch so vergänglich wie Seifenblasen; der gescheidten und ausweglichen Vermittelung Iffland's war es meist zu danken, daß sie am 27. December, ehe sie als „Lady Macbeth" wieder auf der Bühne erscheinen sollte, im Trauergewande eine von Iffland bevorwortete Abbitte aussprach. Vom Beifallsgruß empfangen, im Beifall entlassen, mit ihm in der genannten Rolle überschüttet, hatte sie den glänzendsten Friedensschluß, und nach der Darstellung sah ich sie in ausgelassenster Fröhlichkeit; die Tochter aber schickte sie den Wienern.

Nach Hinweisung auf den Ursprung einer Bekanntschaft, die mich mit bedeutsamen Zeitgenossen zusammenführte und meine Lebensansichten erweiterte, rufe ich mit Wehmuth einen mir gleichsam Vorüberschwebenden herbei: Ferdinand von Schill. Ich lernte ihn persönlich kennen, nachdem er am 10. December 1808, wenige Tage nach dem Scheiden des letzten Franzosentrupps, in Berlin einzog. Der einigste Jubel und die reichlichsten Zeichen der Würdigung seines

Digitized by Google

Heldenthums verherrlichten den Empfang. Auf Anordnen der ſtädtiſchen Behörde war ihm und ſeinen Offizieren ein Frühmahl bereitet; von dort ſandte er mir den Lieutenant Faber, den fleißigſten Berichterſtatter für meine Zeitſchrift, mit der Botſchaft und dem Wunſch, an ihrem Kreiſe Theil zu nehmen, was ich nicht unterließ. Schill dankte mir mit Wärme hauptſächlich dafür, daß ich durch ein etwas gefährliches Mittel den Hülfsgriff ermöglichte, mehrere, mich beſtürmende Offiziere, die ſich aus der Gefangenſchaft befreiten, ihrer Abſicht gemäß nach Colberg zu befördern. Wie es bewerkſtelligt wurde, das iſt leicht zu errathen, wenn man bei meiner jugendgluthigen Theilnahme für Befreiung des deutſchen Vaterlands die beanſpruchte Geübtheit meiner Hand in Betracht zieht. Anmerken muß ich es aber, weil ich mit ſolchen paßlich Beförderten ſpäter auch noch in wunderlicher Verwickelung zuſammentreffe.

Schill beſuchte mich ein paar Mal, und war vertraulich genug, um meinerſeits glauben zu dürfen, ich könne mich ſeiner urtheilend erinnern. — Als er über die von ihm meiſt auf Glücksrechnung unternommenen Kreuz- und Querzüge ſprach, wieß ſeine Rede bei anmuthigem Lächeln darauf hin: Dergleichen ſey ihm am behaglichſten geweſen, das müße ihm ſchon im Blute liegen; ſein Vater habe ja bereits in oeſterreichiſchem Dienſt unter Maria Thereſia eine Freiſchaar geworben, die bis zu Ende des ſiebenjährigen Krieges gegen Preußen focht; daneben wäre er aber ſo von Bewunderung für den „alten Fritz“ erfüllt worden, daß er ſich bemühte, in des großen Königs Nähe zu

Digitized by Google

kommen, und es sey dem Vater endlich gelungen, als Oberstlieutenant dem preußischen Heer anzugehören. — Kurz vor der unheilvollen Schicksalswendung durch das verheimlichte Unternehmen von Berlin aus war Schill ersichtlich davon ergriffen, das Volk ringsum sey in Bewegung, sich gegen die Gewaltherrschaft Napoleon's und der von ihm den Deutschen aufgezwungenen Schergenfürsten zu erheben. Meine Erfahrung vom Jahre 1806 hatte mich ungläubig gemacht für den Wirkungswerth augenblicklicher Aufwallungen einer erhitzten Menge, und Schill's Hoffnungen blieben deshalb mir unerreichbar. Da ließ er mich eines Morgens ersuchen, sogleich zu ihm zu kommen, es war Ende März 1809. Ich fand bei ihm zwei Dorfschulzen aus Westphalen, die eifrig berichteten, das ganze Reich des „gruſligen" Königs Jerome sey in brausender Gährung, in mancher Gegend schon blutiger Aufstand, es bedürfe nur eines Führers, um der Rettung, der Befreiung gewiß zu seyn. In auflodernder Begeisterung schien dies für Schill zu umfassend wahr; sehr beklommen hörte ich Alles mit an, nur zuweilen ein fragendes Wort einwerfend. Meine Bedenklichkeit hatte jedoch weder Umsicht genug noch Recht zum Widerspruch, auch nicht einmal schickliche Gelegenheit dazu, denn die beiden Sendlinge blieben bei Schill, und ich — sah ihn nicht wieder.

Nun hatte eben Oestereich den neuen Kampf gegen Napoleon begonnen, es verbreiteten sich übertriebene Nachrichten von Siegen des Erzherzogs Karl, von Volksbewaffnung in Hessen, auch weiterhin; das hat Schill's Liebe zum preußischen Königshause

Digitized by Google

und Vaterlande plötzlich über alle Bedächtigkeit hinaus gesteigert zu seiner verwegen eigenmächtigen, in ihrem Zweck doch zu preisenden That, von der ich erst durch die Zeitungen Kunde erhielt. — Man hat gesagt und drucken lassen: Schill sey durch die, ihn allerdings überschüttenden Zeichen und Beweise der Verehrung zur Ueberschätzung seines Werths und zu Irrungen des Hochmuths getrieben worden: so ist es nicht, so darf man ihn nicht wägen. Er fühlte sich erhoben von des Dankes Fülle, aber auch bedrückt, ihn so nicht verdient, dafür nicht genug gethan zu haben, mehr thun zu müssen. Deutlich ergab es sich aus meinen Gesprächen mit ihm: er wollte sich eigentlich nur der nach seiner vorgefaßten Meinung schon vorhandenen Bewegung hingeben. — Was etwa nebenher noch von Einfluß war, ist mir eben so räthselhaft als den Geschichtsforschern; doch darf man immer darüber einig seyn, daß Schill im Nachruhm seines kraftvollen Muthes und Edelsinns den Deutschen ein Unvergeßlicher bleiben wird.

Jetzt blicke ich auf das Ende des Jahres 1809 in Gedenkniß des freudigen Gefühls am 23. December, der das Königspaar und seine Umgebung wieder heimisch werden ließ in Berlin. Mein Freund Reimann, bis zum ihn bald ereilenden Tode krank, wie ich schon mittheilte, blieb geschieden vom Hofkreise, dem ich durch ihn vor dem Kriege genähert war. Innerste Scheu vor Zudringlichkeit verwehrte mir jede Selbstbemühung, um an mich zu erinnern: ich habe die Königin Luise nicht mehr gesehen. Doch vergönnt

Digitized by Google

iſt es mir geweſen, ihrer Geburtsfeier, nach dem Wiedereinzuge in Berlin der erſten — und letzten — ein ſchlichtes Gedicht zu widmen. Es geſchah auf den Wunſch und im Namen des Fürſten Wilhelm von Sayn-Wittgenſtein, der meine Feder etwa ſchon einen Monat früher in Bezug auf ſeine Spaßjagd gegen die Oberhofmeiſterin von Voß in Anſpruch nahm. Für dieſen Ober-Kammerherrn hatte ich in der Folge Mancherlei auszuführen, ihm aber hinſichtlich ſpäterer Staatshändel auch Manches zu verweigern, mich dann im Jahre 1819, nach einer zum unerläßlichen Freimuth reizenden Unterredung über die damaligen, durch ihn geleiteten Mißzuſtände, mit entſchiedenen Worten von ihm zu trennen. — Der Fürſt kam zu mir Mittwoch am 7. März 1810, und erſuchte mich, für den 10. März, den Geburtstag der Königin, zur Ueberreichung eines Veilchenkranzes, mit Perlenſchmuck durchzogen, um eine Anſprache, die der bereits unterrichtete Kapellmeiſter Himmel muſikaliſch begleiten werde. Die Zeit bis zum Sonnabend war eine ſehr kurz gemeſſene, am 8. März Nachmittags in der fünften Stunde trug ich jedoch zu dem benannten Tonmeiſter die folgenden, auch erſt hier gedruckten, mir abenteuerlich gewordenen Verſe:

Geſammt-Stimmen:

Nicht gleich ſind alle Tage der Zeit,
Nicht alle gewinnen ſich Ewigkeit,
Doch ruhe Vergänglichkeit nimmer:
Was rings von Herz zu Herzen glüht,
Aus allen Seelen weiter blüht,
Das leuchtet der Menſchheit immer,
Iſt Sternvermächtniß
Dem Weltgedächtniß.

Digitized by Google

Einzelne Stimmen.

So iſt's mit dieſem Tage!
Wir feiern innigtief
Ihn, der in's Erdenleben
Vom Himmel Dich berief;
Ihn, der dem beſten König
Und ſeiner Völkerſchaar
Durch Dich das Erdendaſeyn
Beglückt ſo himmelswahr.

Ein Dankgebet wird ſchallen
Durch's ganze Preußenland,
Es ſteigt aus Andacht Allen
Zu Gott als Liebespfand.
Wie nahe von den Deinen,
Ertönt's im Echo fern:
In treuer Liebe einen
Den Deinen All' ſich gern.

Noch ſchmückten ſich die Fluren
Nicht mit des Frühlings Pracht,
Doch zeigten ſich die Spuren
Von Ankunft ſeiner Macht.
Denn Veilchen ſprachen leiſe:
„Für Sie ſind früh wir hier!"
Und reihten ſich im Kreiſe
Alsbald zum Kranze Dir!

Wechſelnde Stimmen.

Mehr ſprachen die Veilchen,
Was ſagten Sie noch?
„Es war nur ein Flüſtern,
Wir hörten es doch!"
Die Veilchen haben von Dir geträumt —
„Von Dir allein!"
Dann ſehnlichſt Dein gedacht —
„Nur einzig Dein!"
Und ſind für Dich nun ungeſäumt
Zu Blüth' und Duft erwacht —
„Für Dich allein!"

Einzelne Stimme.

Hat nur beſcheid'nen Glanz
Des Frühlings Morgenblüthe,
Du nimmſt den ſchlichten Kranz
Gewißlich an mit Güte.

Digitized by Google

Geſammt-Stimmen.

Die Blumen, ſie eilen
Bald ohne Verweilen
Dir alle entgegen,
Um Dir ſich zu ſtreuen,
Um Dein ſich zu freuen
Auf Wegen und Stegen.

Mehrere Stimmen.

Wir feiern in Demuth den ewigen Tag
Mit Dem, was der Frühling zu geben vermag,
Geweiht durch des Vaterlands Segen!

Geſammt-Stimmen.

Ob Zeiten ſich wechſelnd bewegen,
Als heilig Vermächtniß
Im Weltgedächtniß
Wird feiern den ewigen Freudentag
Ein liebend Volk ewig mit Herzensſchlag,
Geweiht durch des Vaterlands Segen!"

Wie geſagt, am 8. März 1810 Nachmittags in der fünften Stunde trug ich dieſe Verſe, ohne zu vermuthen, daß ſich auch damit Abenteuerliches verbinden ſolle, zum Kapellmeiſter Himmel. Ich fand ihn unter Gäſten bei Champagner in ſolcher, ihm nicht ſeltenen Berauſchung, die weder für das Leſen von Verſen noch zum Beſchaffen der Muſik geeignet war. — „Weiß ſchon, weshalb Sie kommen, aber jetzt ſetzen Sie ſich zu uns!" rief er mir überheiter entgegen; dazu war ich nicht geſtimmt, und brauchte nur ein Viertelſtündchen, um genau zu wiſſen, vorläufig ſey mit dem Kapellmeiſter nichts anzufangen. Im Nebenzimmer ſuchte ich vertraulich zu werden mit ſeinem Diener, und deſſen Schlußerklärung lautete: „Augenblicklich iſt nur zu laviren; ich will ihn ſobald als möglich zu Bett bringen, ſeyn Sie etwa zwiſchen Acht und Neun bei Wege." — Pünktlich war ich da; Himmel ſchlief, der Diener

Digitized by Google

durfte ihn nicht wecken, versicherte aber: „der Herr Kapellmeister wird noch heut arbeiten", bat mich dann, um Elf wieder „bei der Hand zu seyn", und gab mir den Hausschlüssel, den ich nahm, weil ich jedenfalls mich schuldfrei stellen mußte. Kurz vor Mitternacht stand endlich der Erwartete vor mir, setzte sich nach wenigen gewechselten Worten an das Pianoforte, schrie dem Diener zu: „Marsch im Sturmschritt! Patschke geweckt, er soll die Nacht hierbleiben!" und mir ward der Auftrag: „Lesen Sie gefälligst!" Patschke war der Notenschreiber, und ich begriff, daß es mir nicht besser werden sollte als ihm. Ich las; Himmel rief: „Nochmals, bitte!" und es begann Seinerseits ein Singen, Tönen und Schreiben. Wenn ein Notenlinien-Blatt gefüllt war, empfing es der herbeigeholte Notenschreiber; ich aber hatte jeden einzelnen Theil der Verse mehrmals zu lesen, sollte über die Sangwirkung gleich urtheilen, schützte mich bestens mit der Unfähigkeit zu raschem Auffassen im Tongebiet, hatte mich jedoch über den Einklang des Wort- und Tonausdrucks zu freuen. Die hastige Berührigkeit hin und her dauerte, mit eingezwängter Ruhe bei ermunterndem Kaffee, richtig bis in die sechste Morgenstunde; dann erhielt der Diener die Liste der Sänger und Sängerinnen, denen die Stimmen-Auszüge gebracht werden sollten, mit Angabe, wann Probe sey. Mir äußerte Himmel zum Abschied: „Kommen Sie auch wieder, schlafen aber erst aus, wie ich thun werde nach dieser Notenjagd!" — Bei der Probe war ich zugegen; die Musik zeichnete sich aus durch leichtflüßigen Wohl-

Digitized by Google

klang, und hat als Morgengruß des Geburtstages ihrem Zweck gedient. Weiteres habe ich darüber nicht erfahren, und ließ nun erst die Verse drucken. Wer hätte ahnen können, daß sie bestimmt waren für die letzte erlebte Geburtsfeier einer Königin, die in alle Zukunft hinaus als Vorbild fürstlicher und weiblicher Tugenden in Verehrung bleiben wird.

Vom mir werthen Gedenken an die früh Verewigte trenne ich, wie im Leben, so auch hier mich schwer, will es demnach mir wohlthuend im Gedächtniß bewahren, daß — noch sechs Wochen vor ihrem Hinscheiden zum Jenseits — an jener Stätte, der sie ein Jahr zuvor ihren Namen gewährte, ein Erinnerungsfest zu weihen war. In ganz ähnlicher Weise, wie vor elf Monaten der neuen Taufe, wurde dem Halbjahrhunderts-Ereigniß der Wiederherstellung des Quellbrunnens durch Friedrich den Großen am 6. Juni 1810 ein Feiertag bereitet, ebenfalls mit Gesang und allem Zubehör. Nur hinsichtlich meiner erwiesenen Unfähigkeit ging ich der Aufforderung zum Tanze vorsichtig aus dem Wege: ich hatte davon für alle Zukunft genug. — Seidel dichtete wieder die Musik zu meinen Versen, die endlich auch gern von Diesem und Jenem, der es nicht unwillig thut, gelesen sehn möchten, sich also hier einschieben.

„Die Quellen.

Zur Halbjahrhundert-Feier des jetzigen Luisenbrunnens.

Gesammt-Stimmen.

Was sich im Busen der Erde bereitet,
Drängt die Natur uns zum Lichte hervor,
Wie eine liebende Mutter geleitet
Sie zu den Kindern die Gaben empor,

Digitized by Google

Und feſtlich, im Blüthengewande geſchmückt,
Vertheilt ſie, was fruchtet, erſtarkt und entzückt.

Eine Stimme.

Sie wirkt auch in grundloſen Tiefen,
Wo Kräfte Jahrtauſende ſchliefen,
Sie ſchlingt durch den Erdball das wogende Band,
Und reichet der Allmacht geſchäftig die Hand.

Wechſelnde Stimmen.

Wenn des Frühlings warmer Regen
Die erſtarrten Keime weckt,
Und des Sommers mächt'ger Segen
Mit Gewitterfluth erſchreckt;
Wenn der Herbſt in Nebelſtreifen
Weinend noch die Fluren näßt
Und der Winter Silberreifen
Um den Bau der Erde preßt,
Athmet Natur durch verwittert Geſtein
Sorgſam die heilenden Stoffe ſich ein.

Geſammt-Stimmen.

Denn nichts iſt verloren! —
Das Wechſelnde gährt,
Das Todte ernährt,
Und ſchwebet und lebet,
Von Neuem geboren:
Denn nichts iſt verloren!

Einzelne Stimmen.

Daß der Athem nicht verfliege,
Zieht ſie in der Klüfte Schoos,
In der kühlen Felſenwiege
Eingeſog'ne Kräfte groß;
Sie empfangen ohne Hadern
Von dem innern All Tribut,
Schweifend durch metall'ne Adern
Bricht ſich Bahn die edle Fluth.

Geſammt-Stimmen.

Wo der Berg den Aether ſpüret,
Schwellt ſie raſtlos ſich hinauf,
Wo der Schlund die Nacht berühret,
Treibt ſie ſchaffend ihren Lauf.

Zwei Stimmen.

Und reichlich mit heilenden Kräften gemiſcht
Durchſprenget ſie ſprudelnd die hemmenden Flächen,
Sie winket aus Quellen und rufet aus Bächen,
Daß hold ſie den lechzenden Pilger erfriſcht.

Digitized by Google

Geſammt-Stimmen.
Mag, eh' ſeine Tage ſchwinden,
Jeder ſich den Heilquell finden
Für die Schmerzen, für ſein Leid!
Daß, erquickt vom Wundertranke,
Jeder ihm Geneſung danke,
Bleib' auch dieſer Quell geweiht.

Wechſelnde Stimmen.
Wenn des Morgens Flammenröthe
An dem Himmelsdome wallt,
Und des Hirten Weidenflöte
Durch belebte Fluren ſchallt,
Lock' ihn rieſelnd zu Dir hin,
Wahrend ſeinen heitern Sinn.

Wenn in heißer Mittagsfülle
Laſtbeſchwert der Wand'rer keucht,
Keines Wölkchens Sonnenhülle
Ihm die Feuerſtrahlen ſcheucht,
Trink' er, löſchend ſeine Gluth,
Für den fern'ren Weg ſich Muth.

Wenn dem Schnitter nach der Hitze
Nun der Abend kühlend winkt,
Und er auf bemoostem Sitze
An der Quelle niederſinkt,
Stärk' ihn, daß mit feſtem Schritt
Bald er froh zur Hausfrau tritt.

Wenn die Nacht im Mondesſchleier
Tiefe Schwermuth zu Dir führt,
Keines Traumes Friedensfeier
Mild das wunde Herz berührt,
Sorge, daß vereint ihr klagt,
Gramesweh nicht tiefer nagt.

Geſammt-Stimmen.
Und die Allmacht, ohne Bann
Im Verwandeln und Erhalten,
Bete andachtsvoll nun an,
Wer ſich Kraft und Troſt gewann
Durch der Quellen Himmelswalten!"

Im vorſichtlichen Beſtreben, den Anforderungen der Familienbedürfniſſe genügen zu können, trieb mich

meine Neigung in den Jahren 1807 bis 1810 auch zu Dichtungsverſuchen für die Bühne. Ich ſchrieb den Schwank: „Die ſelige Frau" — irrthümlich anfangs von mir „Luſtſpiel" genannt — das Schauſpiel: „Lieb' und Friede", jedes in einem Aufzuge, und das Trauerſpiel: „Ein Tag des Schickſals", in fünf Aufzügen. Als jedoch nach der Befreiung von den franzöſiſchen Ausſaugern die künſtleriſchen Aufträge ſich wieder mehrten, blieben die Handſchriften im Kaſten des Arbeitstiſches, und wie von dort ſie zum Gebrauch für die Darſtellung kamen, dies entwickelt ſich fernerhin, weiter dann auch, wie eben das nie Laſtloſe meines Lebens ihm das Raſtloſe förderte.

Während ſo mannigfacher Geſchäftigkeit kämpfte ich fortdauernd mit ſtürmiſchen Wallungen und Ausbrüchen meines Bluts, wobei ſich wieder Wunderliches einmiſchte. Gar oft habe ich deſſen gedenken müſſen, als vor mehr als dreißig Jahren durch die „Seherin von Prevorſt", bei dem Einwirken des achtungswerthen Dichters und Arztes Juſtinus Kerner, in Tagesblättern und Büchern ſehr viel die Rede war vom „Hereinragen der Geiſterwelt in die unſrige." — Daß ich in der früheſten Jünglingszeit dem Glauben an ſolches „Hereinragen" anhänglich war, davon gab ich Zeugniß mit meinem Verſuch, durch Hungerpein Ueberſinnliches zu entdecken. Obſchon damals der mir wohlwollende Paſtor Martini mich derb vernünftig zurechtwies, völlig hatte es nicht geholfen, und ich würde die Möglichkeit einer Begegnung unſeres Seelenvermögens mit der Weltſeele, überhaupt geheime

Digitized by Google

Verwandtschaftszüge des Allgeistigen, auch noch jetzt nicht unbedingt leugnen: wir haben ja sogar in der sogenannten todten Natur für uns noch unlösbar räthselhafte Beziehungs- und Anneigungskräfte: sie dienen und herrschen unzweifelhaft im ganzen All. So lange sich aber die Ereignisse aus irdischem Zusammenhange erklären lassen, soll man wenigstens nicht eine Grenze überschreiten wollen, die wir nicht kennen, um uns dann als wahrhaft Erkanntes vorzuspiegeln, was eben nur Spiegelfechterei der Einbildung ist. — Diesen Vor- und Nachbehalt zum Schutz mir stellend, werde ich nun die allerdings etwas seltsamen Begebnisse mittheilen.

Vertraut und innig geworden war der Umgang mit dem Leihbibliothekar Kralowsky und seiner Gattin, die vierzehn Jahre älter als ich, aber noch eine schöne Frau war, eine gebildete und rechtliche nächstdem. Etwa zwei Jahre schon hatte ich ihren Abend-Unterhaltungen mich angeschlossen, immer vertraulicher; da wurde ein junger Mann in diesem Kreise Besucher in allen Tagesstunden. Er hieß Gützlaff, war Pflegesohn, oder — wie man sagte — „natürlicher" Sohn des sehr reichen Doctor August Friedrich Pallas, der, zufolge des Geschwätzes über ihn, zu den Sonderlingen gehörte, und seinen jüngeren Bruder, den durch seine Reisen wissenschaftlich berühmten Peter Simon Pallas überlebte. Jener bewohnte ein burgähnliches dreistöckiges, nach beiden Seiten breites Eckhaus am Dönhofsplatz; nur der genannte junge Mann, ein Diener und seine

Digitized by Google

Frau waren Mitbewohner, und das große, altersgrau gewordene Gebäude, deſſen Thüren ſich ſelten öffneten, machte den Eindruck des Oeden. Gützlaff, den der Doctor Pallas gerichtlich zu ſeinem Vorzugs-Erben beſtimmte, war etwa fünf- oder ſechsundzwanzig Jahr alt, hatte Viel und Vieles gelernt, ohne feſte Wahl des Lebensberufs; ſeine ganze Erſcheinung gab etwas Scheues und Dunkles kund, auf den Geſichtszügen lagen die Schatten einer mürriſchen Geſinnung, und meiſt wortkarg, antwortete er, kam es zum Geſpräch, faſt immer nur kurz und abgeriſſen, ſo daß ich mich von ſeinem Weſen nicht angemuthet fühlte. Offenbar ging es ihm ebenſo mit mir, und erſt nachträglich erfuhr ich den Wahngrund, den ich in meiner Unbefangenheit nicht geahnt hatte. Gützlaff hegte eine heftige Leidenſchaft für die Frau des Hauſes, er hielt mich, ohne alle Urſach, für den beglückten Nebenbuhler, und ich war, ohne daß ich es wußte, der von ihm erbittert Gehaßte. Zuweilen vernahm ich Klagen darüber, daß er, bei Beſuchen der Leihbibliothek — wo die Frau mithülflich war — zum ſteinernen Gaſt geworden, durch langes Verweilen geſchäftſtörend und ſehr läſtig wurde; doch betheiligte ich mich dann nur mit der Bemerkung: ich fürchte, Gützlaff iſt gemüthskrank, und es möchte wohl rathſam ſeyn, Nachſicht mit ihm zu haben. Allmälig mußte es mir jedoch auffallen, von ihm oft und immer öfter gehäſſige Aeußerungen zu hören, die gegen mich gerichtet ſchienen, ohne daß es ſich gradhin behaupten ließ.

Digitized by Google

An einem Vormittage begegnete er mir in der Nähe des Academiegebäudes; ich zog meinen Hut, ihn grüßend, und blieb ſtehen, er aber drückte ſeinen Hut mit der Fauſt tiefer in's Geſicht und ſchritt haſtig weiter. Betroffen und verwundert ſah ich ihm einen Augenblick nach, dann ging ich, gedankenvoll in mich vertieft, meines Weges.

Am Abend jenes Tages befand ich mich in dem Unterhaltungskreiſe bei Kralowsky, Gützlaff war nicht gekommen, und es wurde auch nicht nach ihm gefragt. Zwiſchen Elf und Zwölf wollte ich in Geſellſchaft des Kammergerichtsrath v. Grävenitz und des Geheimſchreibers Lange das Haus verlaſſen. Unſer Wirth begleitete uns mit einem Licht, ſchloß die Hausthür auf, und ich war der Erſte, der hinaustrat, wich aber plötzlich zurück und verlor das Bewußtſeyn. Wie mir in der Folge erzählt wurde, hatten die Begleiter vor dem Hinſinken mich geſchützt, dann in das Zimmer zurück und nach dem Sopha getragen, wo ich wie leblos lag bis gegen ein Uhr oder darüber hinaus. Die Freunde holten unterdeß ihren und meinen Arzt für die Familie herbei, den Hofrath Schulz, der noch anweſend war, als ich wieder zu mir kam, und dies auf eigne Weiſe kundgab. Die Augen aufſchlagend, ſah ich, wie Frau Kralowsky mit einem Wachsſtock in den zitternden Händen ihrem Manne leuchtete, der aus einem Arzeneifläſchchen zählend Tropfen in einen Löffel fallen ließ. Schulz hatte Aether verordnet, die Frau mußte mit der Flamme zu nahe gekommen ſeyn, denn ich ſah ein

Digitized by Google

laufendes Feuer, deſſen ſich das Ehepaar zu erwehren ſuchte; der Arzt ſprang auch als Helfender hinzu, und dies zuſammen wirkte bei dem gefahrloſen Spuk dermaßen, daß ich meine wiederkehrende Beſinnung mit Lachen anzeigte. Das wandelnde Feuer war bald gedämpft, und nun wurde ich über meinen Zuſtand und deſſen Anlaß befragt, konnte aber nur berichten: Als ich zum Hauſe hinaustrat, ſtand Gützlaff todtenbleich vor mir, zugleich wehte es ſo grauenhaft kalt zu mir her, daß mich ein Schrecken ergriff, und von da an weiß ich nicht, was geſchehen iſt. Auf die Frage: ob ich die Nacht bei den Befreundeten zubringen, oder nach Hauſe wolle? wünſchte ich das Letztere, weil meine Eltern ein nächtliches Ausbleiben nicht gewohnt waren, ich nächſtdem mich auch ſtark genug fühlte, heim zu gehen, was aber der Arzt nicht zugab, ſondern in ſeinem Wagen mich bis zu meiner Wohnung begleitete. — Nach einigen Stunden des Schlafes war ich mit mir noch nicht im Behaglichſten, ſaß aber bei der Arbeit, als Kralowsky und Schulz zu mir kamen; ſie erkundigten ſich über mein Befinden, ſprachen von dem geſtrigen Unheil, und dann ſagte Kralowsky: „Wir bringen eine, in Verbindung mit dem Vorgefallenen uns wunderbar erſchütternde Nachricht, die Ihnen doch bald bekannt ſeyn würde. Gützlaff hat ſich geſtern Abend bei Charlottenburg in's Waſſer geſtürzt, und der Leichnam iſt bereits hereingebracht." Nächſtdem erzählte man mir, der bei ſich unfriedliche junge Mann habe nach Italien reiſen, der alte Pflegevater Pallas dies aber nicht geneh-

Digitized by Google

migen wollen; er hätte die nöthigen Reiſemittel verweigert mit der Beſcheidung: „Mein Gott, ich bin ja ſo alt! in kurzer Zeit biſt Du frei und Herr eines Vermögens, daß Dir geſtattet, Deinen Neigungen zu folgen. Bis dahin wirſt Du mich aber nicht verlaſſen, da Du weißt, daß Du mir in meinen letzten Tagen unentbehrlich biſt.“ — Wahrſcheinlich faßte Gützlaff den Reiſeplan, um ſich bei dem Kampfe mit ſich ſelber zu helfen, und die Verzweiflung kam zur Uebermacht, als die Reiſe unmöglich wurde.

Das hier berichtete Erlebniß verführte ſelbſt meine Freunde, dem „Hereinragen der Geiſterwelt in die unſrige“ gläubiger zu werden, ja es für beſtätigt zu erachten; ich jedoch war und bin anderer Ueberzeugung auf Grund meines eigenthümlichen — in Vorbemerkungen ſchon angedeuteten — Körperzuſtandes während der bezüglichen Zeit. — Nach karger Koſt von Jugend auf plötzlich hineingezogen in die Fülle, mitunter für ſie „gepreßt“, um mein Etwas von dichteriſchem Weſen ſteuerwillig zu machen, ward die Eßluſt von reizenden Genüſſen überſtürzt; meine gute und tapfere Natur mußte ſich thatkräftig durchhelfen. Das that ſie in faſt geregelter Zwiſchenruhe durch jene Blutſtürze, die noch vor meinem dreißigſten Jahre wichen, dann ſpäter nur noch ein Mal mich an ſie erinnerten auf freiem Felde. Bevor ſie erfolgten, plagte mich aber eine drang- und ſpukvolle Aufregung, die im Geſteigertſten oft durch die wunderlichſten Scheinbilder bethört wurde. Ich entſinne mich, mehrmals, wenn ich Abends nach Hauſe kam, von

Digitized by Google

dieſem Zuſtande überwältigt worden zu ſeyn, und daß ich dann, auf dem tiefdunkeln Hausflur gegen die Wand geworfen, meine ganze Geſtalt bis auf jeden Knopf — man trug ſie damals von Metall — wie in Beleuchtung ſah, wodurch die Blutentleerung für die Nacht oder den folgenden Tag ſich gleichſam meldete. In der Spannung und dem Andrange dieſes körperlichen Zwieſpalts befand ich mich an jenem Morgen, als mir Gützlaff begegnete: ſehr begreiflich, daß ich über ſein auffallendes Benehmen nachdachte, mich in allerlei Muthmaßungen, was er wolle und beginne, verſenkte, daß dann im Zuſammentreffen meines aufrühreriſchen Körperzuſtandes mit dieſem Sinnen, vielleicht Befürchten, mir am Abend die Einbildungskraft das in meinem Innern entſtandene Schreckbild vorſpiegelte. Wenn die unklare Erregung eines Menſchen ſich ſeiner ganz bemächtigt, bis zur Alleinherrſchaft, dann werden ihm die Gebilde der grübelnden Innerlichkeit oft ſo deutlich, daß er ſie nicht mehr als nur gedanklich auffaßt; Gedanke und Vorſtellung wachſen mehr oder minder ineinander, nehmen die Formen deſſen an, was er ſich denkt: es entſtehen Erſcheinungen und Eindrücke, die mit dem Erwachen des klaren Bewußtſeyns augenblicklich verſchwinden. In jenem Wahngebilde, bei dem der mich in meiner Erregtheit treffende kalte Luftzug nach dem Oeffnen der Hausthür gewiß nichts Wunderbares hat, verkörperten ſich die nicht zu verſcheuchenden Gedanken an Gützlaff, und traf dies mit ſeinem Tode zuſammen, kann es höchſtens beweiſen, daß die aus meinem Sinnen her-

Digitized by Google

vorgegangene Schlußfolge eine richtige war. — Noch eine erklärende Herleitung ließe sich hier anfügen, sie gehört jedoch mehr einem Ereigniß an, das ich erst bei Zukünftigem mitzutheilen habe, sey deshalb aufgespart.

Vom Unergründlichen, das man gern ergründen möchte, und sich dabei meist im Kreise der Meinungen herumdreht, lenke ich wieder ein zur offenbaren Wirklichkeit, in der sich meine Stellung zu dem nun durch seine Schriftstellerei von Gefahr bedrängten Friedrich von Cölln überraschend wendete. — Er wurde im Herbst 1808 zur Untersuchung gezogen, in Schlesien verhaftet und nach der Festung Glatz gebracht. Man beschuldigte ihn neben Anderem hauptsächlich: „finanzielle Staatsgeheimnisse, die ihm als eidverpflichteten Rath an der Ober-Rechnungskammer hätten amtsheilig seyn sollen", verrathen zu haben. Um zu beweisen, daß man die als straffällig erachteten Aufsätze von anderem Standpunkte betrachten müße, berief sich Cölln auf das ihm von der preußischen Censur noch vor dem Kriege ertheilte „Imprimatur", und nannte, da die Handschrift nicht zu erlangen war, Buchholtz, Heinsius und mich als Zeugen, daß er sich die Druck-Erlaubniß einholte, er mithin dem Gesetz gegenüber gerechtfertigt sey. Wir — mit einander bekannt, wie ich schon erwähnte — wurden durch den Kammergerichts-Assessor Wollank gerichtlich befragt; Buchholtz und Heinsius erklärten, nichts davon zu wissen, was ich den Umständen nach nicht bezweifelte. Ich aber hatte das „Imprimatur"

Digitized by Google

geſehen, die Angabe Cölln's zu beſtätigen, that es, der Wahrheit gemäß, in genauer Schilderung mit aller Beſtimmtheit auch in den Nebendingen, ſo daß ein vollſtändiges, etwas maleriſches Zeugniß in die gerichtlichen Verhandlungen einzuſchreiben war.

„Zu Anfang des Jahres 1806 befand ich mich eines Abends bei dem Profeſſor Theodor Heinſius; man gab den Mädchen der von ihm und ſeiner Frau geleiteten Erziehungsanſtalt ein ſchlichtes Tanzfeſt; ältere Perſonen hatten Spieltiſche. Da ich weder tanzte noch bei der Spielkarte zu gebrauchen war, unterhielt ich mich jetzt mit Dieſem dann mit Jenem, oder einſam bei meinen Gedanken. Es war ſchon ſpät geworden, als der Kriegsrath von Cölln die Zahl der Gäſte vermehrte. Wenig in Form und Schliff des Geſellſchaftlichen geübt, nahm er aus ſeinem langen blautuchenen Mantel — er ſelbſt war eine hohe Geſtalt — ein Papierbündel, warf es auf den nächſten Tiſch, dann den Mantel gleichfalls, und dabei ſagte er: „Endlich hab' ich für meine finanziellen Abhandlungen das Imprimatur, es hat lange genug gedauert!" — In meiner Wißbegierde erlaubte ich mir die Frage: ob ich, bei der Geſellſchaft einſtweilen faſt unbetheiligt, zum Zeitvertreib das Manuſcript durchblättern dürfe. „Wenn Sie ſich langweilen wollen, in Gottes Namen!" ſagte er, löste ſelbſt den Bindfaden, zeigte mir am Anfang und Ende das „Imprimatur" — der Unterſchrift nach hieß der Cenſor „von Hittel" — gab mir dann das Manuſcript und trat zu dem Profeſſor Buchholtz, der eben an

Digitized by Google

der Thür des nächsten Zimmers sichtbar wurde. Ich blätterte, las die Ueberschriften der Abtheilungen, und in diesen Einzelnes, wovon ich mir wenigstens eine Spur von Begriff zutraute, bis mich die beiden sehr anmuthigen Töchter des Banquiers oder Rentiers Marcuse wegen meiner Absonderung neckten, eine mir das Manuscript wegnahm, es jedoch sorgfältig zusammenband, und mich dann in das Tanzzimmer trieb. — Daß Buchholtz und Heinsius von dem Manuscript Kenntniß nahmen, oder im Gespräch ihnen eine Mittheilung zugekommen sey, ist mir nicht erinnerlich."

Einen so genauen Bericht gab ich zu der Verhandlung, das „Imprimatur" war demnach festgestellt, der Haß gegen Cölln aber in den drei Jahren dermaßen mächtig um sich greifend geworden, daß mein Zeugniß selbst den sehr gutherzigen, als gemüthlicher Tonsetzer bekannten Wollank mißstimmte, ich seinem zweifelsvollen Zwischenreden zum Schluß freundlich erwiedern mußte: „Lieber, eine Wahrheit, sey sie Ihnen unangenehm, bleibt doch eben eine Wahrheit!"

In Bezug der Gesammtanklage wurde Cölln zu mehrjähriger Festungsstrafe verurtheilt, er verschaffte sich jedoch bald nach dem Richterspruch Gelegenheit, von Glatz zu entkommen. Eine Zeit lang wußte man nicht, wo er sich verberge, und ich selbst war mit ihm bisher nicht nochmals in Berührung gewesen, hatte seit seiner Entgegnung für meine Zeitschrift gradaus keine Zeile von ihm gesehen, jedoch erkannt, daß eine nicht

Digitized by Google

unterzeichnete Zusendung, die weiterhin einzuschalten ist, von ihm seyn müsse.

Etwa ein Jahr später, nachdem ich von seiner Flucht gehört und gelesen hatte, wurde ich in einer Nacht von meiner Mutter geweckt, und sie meldete mir etwas verstört, daß Jemand vor dem Hause mehrmals „Professor Gubitz!" gerufen habe, bald hörte ich auch selbst den halblauten Ruf. Es war noch nicht zwei Uhr Morgens und draußen tiefes Dunkel; ich warf mir ein Gewand um, öffnete das Fenster und erhielt auf meine Frage: wer da sey? mit gedämpfter Stimme die Antwort: „Ein Bekannter! Um Gotteswillen, öffnen Sie nur schnell das Haus!" In unserer Wohnung war Alles wach geworden, und man wollte erst lange berathen: ob man öffnen solle, ob nicht. Ich hatte jedoch wenigstens so viel gesehen, daß nur ein Einzelner unten stand, und so ging ich, von den Hausgenossen auf ihr Verlangen begleitet, hinab, schloß das Haus auf, und herein trat eine lange Gestalt, schlug den Mantel etwas zurück, daß ich den Kopf sehen konnte, und fragte: „Erkennen Sie mich?" — „Herr des Himmels, Sie in Berlin?" rief ich aus. — „Still!" bat er; „führen Sie mich in Ihr Zimmer, Sie sollen rasch beruhigt seyn!"

Es war Friedrich von Cölln! — und als ich nun mit ihm allein war, erzählte er:

„Sie wissen, daß ich der Festungshaft entflohen bin. Ich hatte mir in Glatz wegen einer Kränklichkeit die Erlaubniß eingeholt, unter Beaufsichtigung zweier Unteroffiziere die Landecker Bäder zu besuchen,

Digitized by Google

und meine Wächter ließen sich verleiten, etwas mehr Wein zu trinken, als ihre fünf Sinne vertragen konnten, so daß die von mir beabsichtigte Flucht gelang. Sie werden mein Verfahren nicht besonders lobenswerth finden, wenn man aber zu wählen hat zwischen langer Gefangenschaft und der Freiheit, da kommen Augenblicke, wo man bei der möglichen Selbsthülfe nicht nach allzu strenger Moral handelt. Ich kam glücklich nach Böhmen und von da nach Sachsen. In Leipzig hielt ich mich auf, um schriftstellerische Verbindungen mit Verlegern anzuknüpfen. Einer derselben entdeckte mir, daß er in wenigen Tagen ein Werk versenden wolle, welches die früheren Verhältnisse des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg in Hannover und Braunschweig schildere und gewiß großes Aufsehen machen werde. Es gelang mir, die einzelnen Bogen zu bekommen: es war eine das Privatleben Hardenberg's betreffende Schmähschrift. Da unterhandelte ich mit dem Verleger und schloß so mit ihm ab, daß, wenn ihm die Kosten und der höchste Gewinn, den er durch Verkauf der ganzen Auflage erzielen könne, gezahlt werde, er das Buch gar nicht ausgeben, sondern sämmtliche Exemplare zur Vernichtung ausliefern, auch den Verfasser durch eine erwirkte Summe vermögen wolle, dieser Vernichtung beizustimmen und sich zu verpflichten, die Sache für immer als abgethan zu betrachten. Jetzt sandte ich" — erzählte Cölln weiter — „ein Exemplar an den Staatskanzler, berichtete ihm, was geschehen, suchte auch dabei meine Angelegenheit zum Besseren zu wenden. Der Staats-

Digitized by Google

kanzler ging auf dieſe Abmachung ein, das Buch iſt ausgeliefert und vernichtet, und mir ſandte der Staatskanzler einen Kabinets-Paß, lautend auf einen Kaufmann Schulze, als welcher ich nun nach Berlin zurückgekommen bin mit einem auch im Paß erwähnten Bedienten — der jedoch ein ehemaliger preußiſcher Unteroffizier iſt, der den Feldzug in Spanien 1810 mitmachte und ebenfalls Urſache hat, einſtweilen unter anderem Namen nach ſeinem Vaterlande zurückzukehren. Wir ſind geſtern Abend ſpät in Charlottenburg abgeſtiegen und ich habe mich unter Mehreren auf einem gewöhnlichen Charlottenburger Wagen nach Berlin bringen laſſen. Hier ſehr bekannt, muß ich mich aber vorläufig verbergen, und im Ueberlegen, wem ich mich wohl mit Sicherheit anvertrauen könne, fielen endlich Sie mir ein. Sie haben mich auch als Gegner offen und ehrlich behandelt, mir durch das Zeugniß hinſichtlich des Imprimatur in Wahrheit genutzt, und ich hoffe, Sie werden mir meine Bitte um ein paar Tage Aufenthalt in Ihrer Wohnung und Beihülfe zur Vermittelung in Betreff meiner Zukunft nicht abſchlagen.“

Indem er das Letzere ſprach, hatte er zugleich die zur Beglaubigung des Mitgetheilten dienenden Papiere, auch den Kabinets-Paß, auf dem Tiſche, an dem wir ſtanden, ausgebreitet, wodurch ſich alles Geſagte beſtätigte. Ich verſprach, die dem Staatskanzler zu machende Anzeige zu beſorgen, und beherbergte Herrn von Cölln in meiner Behauſung, ſo gut es ſich thun ließ.

Digitized by Google

Aber schon am nächsten Vormittage verwickelte sich das Abenteuer noch in Etwas. Ich sah einen mir bekannten Polizei-Beamteten mehrmals auf- und abschreiten vor dem Hause, während er dies stets im Auge behielt. Ich ging hinab und sprach mit ihm, erfuhr auch bald den Zusammenhang. Stahl, der sogenannte Bediente, war in Charlottenburg verhaftet worden, weil er sich über seine Person nicht ausweisen konnte, sondern nur angab, er sey mit dem Kaufmann Schulze gekommen, der jetzt in Berlin bei dem Professor Gubitz wohne. Das klang der Behörde bedenklich und man spürte nach. Der Polizei-Beamtete, gegen den ich mich so weit äußerte, als es rathsam war, nahm meinen Vorschlag an, mit mir zum Polizei-Präsidenten zu gehen. Diesem legte ich den Kabinets-Paß vor, und verbürgte mich, daß er binnen vierundzwanzig Stunden vom Staatskanzler den nöthigen Bescheid haben werde. Nun eilte ich sogleich zu dem, mir wegen zeitschriftlicher Aeußerungen über ihn freundlichen Fürsten Hardenberg, meldete ihm das Geschehene, und empfing von ihm ein Schreiben an Herrn von Cölln, aus dem hervorging, daß der König über die Zukunft des Mißliebigen nachsichtig entschieden habe. Es war ihm — mit Recht — als ein für ihn günstiger Beweis angerechnet worden, daß er französischen Behörden einen von ihm geforderten Diensteid verweigert, sein Einkommen geopfert und dadurch offenbar ein Zeichen von Vaterlandsliebe gegeben habe.

Cölln wohnte damals vier Tage bei mir, und

als bleibendes Erinnerungszeichen an jene Zeit schenkte er mir den von ihm gefälschten, noch in meinem Besitze befindlichen Paß, womit er sich von Landeck weiter half. Die obwohl absichtlich veränderte ungewöhnliche Handschrift blieb noch deutlich genug die seinige, und nachdem ich voraus bemerkte, die Angabe der Blessur ist richtig — Cölln hatte in einem Duell an der rechten Hand einen Finger verloren — hat man dort buchstäblich zu lesen:

„Vorzeiger dieses, dem vom löblichen Infanterie-Regiment Grawert verabschiedeten Hauptmann von Keller, wird auf sein Verlangen, da er in seine Heimath nach Detmold in Westphalen und von da in die Grafschaft Mark zu reisen gesonnen, dieser Reisepaß ertheilt. Gedachter Hauptmann v. Keller ist großer Statur, 40 Jahr alt, an der rechten Hand blessirt. Da derselbe seinen Weg durch die Kayserlich Königl. Oesterreichischen Staaten nehmen will, so kann die Reise-Route hierin nicht vorgeschrieben werden.

Glatz, den 16. Mai 1810.

Sr. Königl. Majestät von Preußen
wohlbestalltes Gouvernement der v. Blumenthal."
Stadt und Festung Glatz.

Das Siegel des Gouvernements ist ebenfalls gefälscht, erkennbar vermittelst einer Prägung durch Brodteig; beglaubigt und besiegelt haben diesen Paß Behörden in Teplitz, Peterswald, Altenburg und Gera.

Nach Cölln's Wiederanstellung, die im Büreau des Staatskanzlers erfolgte, und deren Beweggründe in dieser Schilderung enthüllt sind, blieb ich mit ihm wohl

Digitized by Google

im Umgange, doch konnten wir, wegen der Art seiner übernommenen Geschäfte, wobei er sich, nach meinem Dafürhalten, zuweilen unfreier Schriftstellerei hingab, nie recht zusammen stimmen. In Etwas erklärt seine damaligen Auffassungen eine Schilderung preußischer Zustände im Frühjahr 1811, wovon die Handschrift Cölln's mein Eigenthum ist. Daß er in diesen zwei Briefen aus und über Berlin von sich selber spricht, mag nicht irren noch verwundern; im Allgemeinen eröffnen sie aber, neben dem Absichtlichen und der Selbsterhebung, Cölln's Ansichten — stellen ihn so hin, wie er beurtheilt seyn wollte. Auch sind die Aeußerungen mitunter noch heute nicht ohne Zeitbetheiligung, und deshalb schließen sie sich hier um so dienlicher an, weil sie zugleich belehrende Rückblicke auf die Vergangenheit gewähren:

„Erster Brief.

Nach drei Jahren sah ich nun Berlin zum ersten Mal wieder, und war erschrocken über die großen Veränderungen, welche hier stattfanden. — Von den zehn Ministern vor dem Kriege fand ich eigentlich nur einen, den Staatskanzler, statt einer Menge von Generalen, Stabs- und Subaltern-Offizieren, welche sonst die Straßen anfüllten, und Soldaten, welche an den Straßenenecken nach Verdienst umherlugten, vernahm ich nur die Töne der Hörner, welche die modernisirten Voltigeurs auf dem Dönhofsschen Platz versammelten, der um deshalb noch der lebhafteste ist, weil hier der Staatskanzler wohnt, vor dessen Thür sich die Supplikanten und die Equipagen der Staats-

räthe begegnen. Die Wilhelmsstraße, ehemals der Sitz der Großen, ist öde und leer. — Das Opernhaus, wo die Pär'sche Oper Achilles gegeben wurde, war zur Hälfte leer — man fand das Legegeld zu hoch. Vordem erhielt man mit Mühe Einlaß. Nur das Schauspiel-Theater ist noch immer der Centralpunkt, wo sich die schöne, gebildete und gemeine Welt versammelt. Hier ist denn auch noch wie sonst der Ort, wo das Militair sich durch Gewaltstreiche auszeichnet, da es auch noch heute außer dem Gesetz und ohne Polizei sich von seinem militairischen Geist ohne Geist impulsiren läßt. Die wilden Ausbrüche hat man ganz kürzlich, wie bekannt, wieder erfahren, und man hofft, der König werde endlich diesen Uebermüthigen den Kappzaum anlegen. — Wenn es wahr ist, wie man versichert, daß der größte Theil des Militairs nach Hause geschickt und die Städte mit Bürgergarden besetzt werden sollen, so dürfte sich das Publikum Glück wünschen.

Eine auffallende Erscheinung ist auch die hohe Religiosität, welche man hier affektirt und der die Tagesblätter unausgesetzt huldigen. Ja ich hörte sogar neulich den Redakteur des sich zur Ruhe neigenden Abendblatt behaupten: der tiefe Sinn der Apokalypse scheine dem Zeitgeist zu entsprechen. Adam Müller, der berühmte Gesetzgeber, setzt die Kirche über die Regierung, und unser Erbadel ist ihm schon von Gott selbst eingesetztes religiöses Justitut. Alles lebt in der Idee, von Fichte bis auf Heinrich v. Kleist, den cidevant „Prometheus", und nur der „Beobachter

an der Spree" befaßt sich noch mit der gemeinen Wirklichkeit. Wehe der Religion, wo Religiosität Mode wird! —

An der Spitze der Universität steht der bekannte Schmalz, der alle Staatsbürger in rohe Producenten verwandeln will und allen Nationalreichthum nur in Kartoffeln, Grütze, Mastvieh und Dergleichen findet. Der berühmte Thaer spricht immer noch viel von Wurzelwerk und der Mast von Hammelschwänzen, und Buchholz hat sich plötzlich zum Verfechter der neuen Regierung erhoben und widmet seine Intelligenz der Apologie der neuen Finanz-Einrichtung, wovon er, unter uns gesagt, gar nichts versteht. — Sonderbar ist's, daß bei allem Idealisiren in Berlin keine Tagesblätter fortkommen. Der „Hausfreund" geht ein, aber wie gesagt, der „Beobachter an der Spree", der ein Freund vom Realisiren ist, zählt die meisten Leser. — Der „Freimüthige" sieht sich oft genöthigt, vergessene Anekdoten aus den „Vertrauten Briefen" und „Feuerbränden" aufzufrischen. So erzählte er vor Kurzem die Anecdote über den Heroismus des Kommandanten Herrmann in Pillau, die nicht einmal wahr ist, und die in den „Vertrauten Briefen" steht.

Das einzige lesenswerthe Buch, welches über den Staat seit einem Jahre erschienen, ist: „Das brittische Besteurungs-System, dargestellt mit Hinsicht auf die in der preußischen Monarchie zu treffenden Einrichtungen von Friedrich v. Raumer." (Berlin,

Digitized by Google

bei Sander, 1810). In dieſem Buche findeſt Du die richtigſten Anſichten und vernimmſt einen Praktiker, dem die Theorie nicht fremd, und der eben ſo weit vom Phyſiokratismus als von dem Zwang-Syſtem alter cameraliſtiſcher Plusmacher entfernt iſt.

Die Herrn Buchholz, Schmalz, Adam Müller ſollten ſich doch ja nicht mit dem Staat befaſſen, denn es fehlt ihnen die erſte Bedingung, um darüber etwas Verſtändiges zu ſagen: ſie kennen ihn nicht.

Sonderbar iſt es, wie die Regierung nach dem Kriege faſt alle Ideen realiſirt hat, die Cölln (auf den Alle ſchimpfen) in ſeinen Schriften theils ausgeſprochen, theils angedeutet hat. Das Faktum iſt richtig. Er verdammte das Kabinet, es iſt metamorphoſirt; er ſchlug einen Staatsrath vor (ſechſtes Heft der „Feuerbrände"), er iſt da; er trug eine Menge neuer Ideen über die Umſchaffung des Militairs vor: ſie ſind alle ausgeführt, ſogar die Montirungen. Er wollte die Thor-Acciſe abgeſchafft wiſſen und die Viſitationen an die Grenzen verlegen: es iſt erfolgt. Er behauptete, der Bauer müſſe ſein Brod ſo gut verſteuern wie der Bürger. Es iſt befohlen worden — und ſo durch alle Rubriken.

Worin liegt der Grund? Cölln ſprach den Zeitgeiſt aus, dies verdroß die literariſchen Krämer, weil ihnen dazu der Muth fehlte. Darum ſchimpften ſie, und dann wollten ſie der Regierung ſchmeicheln, die den armen Cölln, man weiß heute noch nicht warum, einſperrte und criminaliſirte.

Digitized by Google

Zweiter Brief.

Du willst mehr von den Gesetzen unsres Staatsraths unterrichtet seyn. Wohlan! — Nach dem Frieden von Tilsit ging es dem preußischen Staat wie einem unheilbaren Patienten; von allen Seiten strömten die Aerzte herbei und überfüllten ihn dermaßen mit Recepten, daß er beinahe daran erstickt wäre. Aber die sämmtlichen Staats-Quacksalber waren nicht im Stande, die wahre Lebenskraft, Geld, hervor zu zaubern, darum schleichen sie sich, Einer nach dem Andern, sacht davon. Ungeachtet Schmalz unaufhörlich schrie: Geld sey ein Phantom, nur die Sachen wären Realität, ungeachtet Adam Müller sogar die Personen in Geld umschuf, ungeachtet Buchholz in seinem Wortspiel, „arithmetische Staatskunst" genannt, vorschlug, den Sachwerth des Geldes zu erhöhen, ungeachtet Andere meinten, Papiermünze sey ein Beweis von hohem Patriotismus, so fährt Napoleon (der vom Gelde sehr solide Ideen hat) dennoch fort, die Contribution baar zu verlangen. — Die Finanz-Section des Staatsraths, die ganz und gar mit Schülern von Adam Smith, Kraus ꝛc. besetzt war, versetzte sich nach England in der Idee, und verfügte eine Einkommensteuer, vergaß aber, daß man erst ein solches Einkommen haben müsse, um davon ohne Noth an den Staat etwas abzugeben, und daß die Mehrheit jetzt höchstens ein Auskommen habe, welches zu beschneiden, id est bereits zu veraccisen sey. Viele solche Rathgeber träumten auch von einer Kopfsteuer, bei der sie eximirt werden müßten.

Digitized by Google

Der brave Stein verfiel ſogar in unſrer frech ſinnlichen, nur nach Geld und Genuß ſchnappenden Zeit darauf, die Tugend in ihrer Reinheit wieder zurückzuführen. Es iſt nicht zu leugnen, daß im Jahre 1810/1811 vielerlei organiſche Geſetze erſchienen, welche der bürgerlichen Freiheit unter die Arme griffen: die Aufhebung der Erbunterthänigkeit, die Freiheit der Exporten und Anderes mehr. Aber die Dinge waren ohne Zuſammenhang, weil dem Staatsrath ein Präſident fehlte, weil er geſetzgebend und auch verwaltend war, weil der Adel und die Privilegirten ſich mit Erfolg opponirten, weil man immer noch, bald hier bald da, einen Antagonismus unter den Gewalten verſpürte. Man merkte wohl, es ſtecke eine neue Staatsform in der Geburt, aber es war, als könne ſie nicht zur Welt kommen.

Es war dem Staatskanzler, dem Freiherrn von Hardenberg, vorbehalten, eine neue kräftige Staatsverfaſſung ins Leben zu rufen. Dieſer Veteran, häufig verkannt, ja verleumdet, konnte vor dem Kriege für das Allgemeine wenig wirken, denn ſeine Kraft war durch die übrigen Miniſter und das Kabinet gelähmt. Was er that, geſchah im Beſonderen zum Beſten ſeines Departements in Franken, wo heute noch von Allen ſein Name ruhmvoll genannt wird. Jetzt iſt er dadurch an die Spitze der Geſetzgebung und Verwaltung getreten, daß der König die letzten Enden aller Staatsdirektion in ſeine Hände gelegt hat. Dies Geſetz verdient eine nähere Entwickelung. Es iſt darin endlich die große Staatsmaxime befolgt, Ge-

Digitized by Google

ſetzgebung und Verwaltung von einander ſcharf zu trennen. Jene erfordert — bedächtige Berathung, dieſe ſchnelle Ausführung. Man mag es wohl überlegen, neue Geſetze zu geben, ſind ſie aber da, ſo mögen ſie ſtrenge executirt werden. Sind Geſetzgebung und Verwaltung demſelben Organ anvertraut, ſo erfolgen Berge von Geſetzen, denen die tüchtige Ausführung fehlt.

Der Staatsrath iſt jetzt nur geſetzgebend, nicht verwaltend. Ihm iſt die Deliberation über alle neue Geſetze und Verwaltungs-Normen übertragen; ihm legen die Departements-Chefs Rechnung ab von ihrer Verwaltung. Er ſchlichtet divergirende Meinungen und Streitigkeiten der verſchiedenen Departements-Chefs, inſofern ſie die Sache betreffen. Er verhandelt Staatsſachen, die ihm vom Könige aufgetragen werden. Sein Wirkungskreis dehnt ſich nur auf das Innere aus; äußere, diplomatiſche Angelegenheiten bleiben ihm fremd. Der Staatskanzler iſt ſein immerwährender Präſident.

Alle anderen Staats-Organe ſind verwaltend. Das erſte iſt das Kabinet. Es iſt das unmittelbare Organ, um den Willen des Königs auszuſprechen, ohne geſetzgebend zu ſeyn. Es kann nur die vom Staatsrath vorgetragenen Geſetze ſanctioniren, verwerfen oder ſuspendiren. Ehemals beſtand es nur aus Secretairen, die keine Verantwortlichkeit kannten; jetzt iſt der Staatskanzler erſter Kabinetsrath des Königs, außer ihm trägt noch ein Rath und ein Adjutant dem König im Kabinet vor. Die Sachen, welche hier ein-

Digitized by Google

gehen, sind gesondert in Militair- und Civilsachen. Jene sind entweder connex mit der Staatsverwaltung oder rein militairisch. Nur die letzteren werden vom Adjutanten dem Könige vorgetragen, ehe sie dem Staatskanzler mitzutheilen, alle übrigen müssen ihm zur Einsicht zugesandt werden, um zu bestimmen, ob er solche selbst dem Könige vortragen oder dem anderen Rathe zutheilen will. — Durch diese Bestimmung ist nun zwar die Diversität der Meinungen unschädlich gemacht worden, welche in dem ehemaligen Kabinet statt fand, wo Departements des Innern, des Auswärtigen und des Krieges völlig isolirte Organe waren; ich fürchte aber dennoch, daß unter der Rubrik von reinen Militairsachen zu viel verstanden werden möchte, das der Aufsicht des Staatskanzlers entzogen werden wird. So lange das Militair ein von dem Uebrigen scharf getrennter Stand bleibt, der seine eigenen Gesetze, seine eigene Polizei, seine eigene Criminal-Justiz hat, so lange der König mehr Werth darauf setzt, erster Chef der Armee als der Staatsverwaltung zu seyn, so lange der Feldmarschall über den Staatskanzler rangirt, so lange bei feierlichen Gelegenheiten das Militair zur Rechten des Thrones steht, so lange das Militair nicht dahin kommt, nur eine bewaffnete Bürgerschaft zu seyn, so lange kommt Preußen im Innern nicht zur Ruhe, und der permanente Streit zwischen Civil und Militair hört nicht auf. — Es ist nicht abzusehen, warum nicht alle rein militairischen Sachen dem Kriegs-Departement übertragen worden sind, welches unter Aufsicht

Digitized by Google

des Staatskanzlers ſteht. Welch einen Contraſt wird es gewähren im Kabinet, unmittelbar nach den wichtigſten Staatsſachen den Militair-Rath vortragen zu hören: ob die Unteroffiziere künftig die Degenkuppeln über oder unter dem Rocke tragen ſollen!! — War zu Friedrich's Zeiten das Militair das Fundament des Staates, ſo iſt es jetzt doch nur, bei veränderten Zuſtänden, eine koſtbare Zugabe, deren Beläſtigung zu vermindern iſt, ohne dabei der Kampfbereitſchaft zu ſchaden.

Was ich eben ſo wenig zweckmäßig finde, iſt: daß dem Staatskanzler das Departement des Inneren und der Finanzen ſpeziell übertragen iſt. Dies ſcheint mir zu viel. Wo ſoll der Staatskanzler die Zeit hernehmen, dem Allgemeinen und auch dem Beſonderen zu genügen? Er iſt das neutraliſirte erſte Staats-Organ, das erſte lenkende Princip. Er muß viel repräſentiren, er muß Allen zugänglich ſeyn, dem Fürſten und dem Bürger; er iſt es auch, mithin bleibt keine Zeit übrig für das Beſondere.

Uebrigens iſt dies organiſche Geſetz in Hinſicht der Trennung der Geſchäftszweige vortrefflich und gegen die Grundlage nichts zu ſagen. — Aber eine höchſt nöthige Einrichtung und beſſere Organiſation der Volks-Repräſentation für die Geſetzgebung iſt bis jetzt noch nicht erſchienen, und wäre nun das Erſte, woran gedacht werden müßte. — Die früheren preußiſchen Regenten wurden durch ihre Vaſallen eben ſo beengt, als alle andern deutſchen Fürſten. Ja als Friedrich Wilhelm der Große ſeine Domainen an Oekonomen

Digitized by Google

verpachten wollte, waren die Stände so übermüthig, dagegen zu protestiren, weil es sonst üblich war, daß Edelleuten aus ihrer Mitte (Amtshauptmänner) die Administration anvertraut wurde. Bei dem Bestreben, diese Anmaßung einzelner Vasallen zu bekämpfen, verloren die sogenannten Stände größtentheils ihre Stimme in Landes-Angelegenheiten. Aber eine Monarchie ohne Stände ist wie ein Baum ohne Aeste.

Weg mit allem Feudal-Nexus und Vasallenwesen! Dagegen versammle man in jeder Provinz den intelligentesten Theil des Volks in einen Provinzial-Rath und lasse ihn dem Staatsrath in die Hände arbeiten. Aus den kleineren Kreisen müssen sich Erfahrung und Verständigkeit in den größeren Kreis, aus dem Grunde bis zur Spitze des Staates ausbreiten."

Mag Manches in Cölln's Aeußerungen, die zugleich ein Bild des preußischen Staatswesens und der Umschaffungen vor funfzig Jahren sind, irrig seyn, oder mag man Anderes für überwunden erachten — ich meine nicht überall mit Recht — so ist doch darin meist gesunde Schlußfolge zu spüren, wie denn überhaupt Kenntniß und Einsicht ohne Standeshochmuth Herrn von Cölln nicht abzusprechen sind. Das habe ich auch in jenen Jugendtagen, wo ich auf Antrieb vom Hofe zu Königsberg und meines vom Unglück des Staats erregten Gefühls politischer Schriftsteller werden mußte, nie verkannt. Ich war empört von den Schmähungen, die Cölln während der bittersten Noth seines Vaterlandes gegen dasselbe in die Leserwelt

Digitized by Google

ſchickte und hatte nur den Zweck, dies durch Beleuchtung ableiten zu helfen, ſo weit ich es mit meinen geringen Kräften vermochte. — Daß ich übrigens die aus der Theilnahme an jenen Zeitkämpfen gewonnenen Erfahrungen ſpäter für den Fortſchritt gerechter Allgemein-Verhältniſſe zu benutzen ſtrebte, hat man mich durch willkürliche Maßregeln und Hemmungen verſchiedener Art hart genug empfinden laſſen — was auch nicht verborgen bleiben wird.

Nach ſeiner Anſtellung im nächſten Beamtenkreiſe des Staatskanzlers Hardenberg beſuchte mich Cölln zuweilen, ich jedoch, ſtets ohne Zeit und Neigung zu Rückſichtsbeſuchen, kam nur einmal auf ſeine Einladung zu ihm, und dann im Dezember 1819, als er krank war, und mit mir zu ſprechen begehrte. Er wünſchte meine Vermittelung in einer ihn bedrückenden Familienangelegenheit, äußerte, daß er ſeinen Tod für nah erachte, und als ich von ihm ging, ſagte er mit faſt heiterem Tone: „Nun, meiner Leiche werden Sie doch folgen?“ Ich erwiederte leichthin: „Wer wird ſolche Gedanken hegen, und was kann darüber ein Sterblicher dem andern verſprechen!“ — Er ſtarb im Jahre 1820 und ich war bei ſeinem Leichengefolge.

Urtheilte ich milder über Cölln, als es von Mehreren in der öffentlichen Nachrede geſchehen iſt, glaube ich mich der Wahrheit um ſo näher, weil ich vom Beginn unſerer funfzehnjährigen Bekanntſchaft an nie mit ihm mich befreunden konnte; ich gab ſtets dem Wort Freund einen nicht gewöhnlichen Inhalt,

Digitized by Google

und für mein Empfinden hatte Cölln in lockerer Weltansicht zu sinnlichen Hang.

Um bei den vielen Persönlichkeiten, denen meine Lebensverhältnisse begegnen, die Schilderung möglichst zusammen zu halten, habe ich mit Manchem gleich abzuschließen, so hier mit dem Verfasser der „Vertrauten Briefe" und „Feuerbrände", der nur nochmals zu nennen ist, wenn ich von dem einstigen Referendarius Tschoppe — nachherigen Geheimen Ober-Regierungsrath von Tschoppe spreche, — den mir (1817) Cölln zum Hülfsarbeiter meiner Zeitschrift: „Der Gesellschafter" empfahl, und mit dem ich widerwärtige Begebnisse hatte zur Zeit der sogenannten „demagogischen Umtriebe" — unrühmlich ihm, und noch Höherstehenden auch!

In für mich ungetrübter Erinnerung erhebt sich mir aber der freundschaftliche Umgang mit dem in aller Hinsicht schätzenswerth volksthümlichen Dichter Langbein, muß ich freilich zugleich mit Wehmuth zurückschauen auf seine Armseligkeit. Dies ist das richtige Wort, denn meine Mittheilung wird erweisen, daß die Bezeichnungen „arm" und „selig" sich nicht zu scheiden brauchen, bei des genannten Dichters Anspruchslosigkeit auch ihm oft vereint bleiben konnten. Im Jahr 1805 wird es gewesen seyn, als ich ihn in der Leihbücherei Kralowsky's zum ersten Mal sah. — Ich bin ein kleiner Mann, nur fünf Fuß drittehalb Zoll hoch — ein paar Striche mehr sind den Schuhsohlen anzurechnen — dennoch überragte ich körperlich den Dichter Langbein fast um eine Kopf-

Digitized by Google

länge, was begreifen läßt, daß ihm sein Erbname nicht angenehm lautete. In seinem Wesen schüchtern und scheu, war wohl eben dadurch bei alltäglichen oder ihm gleichgültigen Dingen seine Sprache fast stotternd, bei Erwärmung der Gedanken und des Gemüths ward sie jedoch flüssig und gelenk. Doch ließ sich auch dann der sächsische Anklang vernehmen, was der Gewohnheit nach nicht anders seyn konnte, denn er war in Radeberg bei Dresden geboren und hatte bis zum vierundvierzigsten Jahre in Sachsen gelebt. Bei unserm ersten Begegnen schien er mir nahe daran, ein Funfziger zu seyn, und daß er nicht besonders vom Glück begleitet wurde, bezeugte mir schon der Rührung erregende Ausdruck seines Antlitzes. Kralowsky nannte mich ihm, mir ihn; muthmaßlich war ich Neunzehnjähriger ein Unbekannter für Langbein, daß er es mir nicht war, erfuhr er aus unserm Gespräch, indem ich mit ihm ging bis nach der Kronenstraße, wo er in einem dritten Stockwerk, im Dachraume wohnte. — Die Bauluft veränderte in Berlin fast alle Häuser, zu denen sich meinerseits Erinnerungen hinwenden; die kleinen Fenster der Wohnung Langbein's in einem schlichten, völlig unveränderten Hause könnten mir aber noch jetzt — im Jahr 1867 — das Wahnbild vorspiegeln: die Vergangenheit wäre nur Traum, ich sey ja im Ehedem, dürfte nur die drei Treppen hinaufsteigen, um wieder, fern unliebsamer Erkenntniß, in paradiesischer Genügsamkeit und gesegnetem Vergessen nichts zu wissen von Lebenstäuschungen!

Digitized by Google

Zum zweiten Male kamen Langbein und ich in Näherung als Gäste des Buchhändlers Maurer bei einem Feſt in der Freimaurer-Loge „Zu den drei Weltkugeln". Wir blieben nebeneinander, unterhielten uns über ſchriftſtelleriſche Zuſtände, Schickſale und Erfolge; als ich dabei ſein einfach ſinniges Gedicht: „Die Stationen des Lebens" erwähnte, veranlaßte unſer Bewirther — der „Meiſter vom Stuhl" und Verleger eines auch von mir mit ein paar Liedchen begabten „Geſangbuch für Freimaurer" war — daß es von anweſenden Sängern vorgetragen wurde. Zumeiſt durch den, irdiſches Ziel der höheren Fügung demüthig unterwerfenden Schlußgedanken innig berührt, und mit der Stimmung des Entſagens, geſtanden Langbein und ich uns gegenſeitig, daß uns ärmliche Verhältniße beſchränkten, da rief er bewegt aus: „Dann hab' ich den Muth, Sie zum Abendtiſch einzuladen auf ſchmale Dichterkoſt, nicht auf Nectar und Ambroſia, die nur ideal in der Phantaſie ſättigen!" — Nebenher ſey hier eingeſchaltet, daß es ein Irrthum wäre, wollte man, weil mein Name zu finden iſt in jenem „Geſangbuch für Freimaurer", mich zu ihrem Brüderorden zählen; ich habe mich mit dem Geheimweſen niemals verſtändigen können, und zuweilen an verſchiedenen Perſonen den Einfluß der Freimaurerei ſehr bedenklich gefunden.

An dem mir beſtimmten Abend trat ich ein in die nur dürftig ausgeſtattete Wohnung Langbein's; aber Alles war ſo reinlich und ſauber, daß es, zumal weil ich aus ſtrenger Winterluft in ein mäßig erwärm-

Digitized by Google

tes Zimmer kam, freundlichſt anheimelte. Seine Frau, mehr noch als ich ihm über den Kopf gewachſen, war ſogleich in ſächſiſcher Behäbigkeit zuthulich, mich von Hut und Ueberrock zu befreien, und bald waren wir Drei in traulichem Geſpräch: bei der Frau glücklich eingeleitet vermöge der von Langbein ausgehenden Hindeutung, daß ich von Geburt ebenfalls ein Sachſe ſey. Wir ſaßen da im ernſten Geſpräch und heiterem Geplauder ſeelenvergnügt bis eine Stunde nach Mitternacht bei einer Flaſche Wein, einem Teller mit Schnitten vom Braten nebſt Brod und Butter — daheim hatte ich an Feiertagen auch nicht mehr. — Solch Zuſammenkommen wurde allmälig in kürzeren Friſten wiederholt, und ich fühlte die Pflicht, dafür zu ſorgen, daß ſich die Koſten des, wenn auch ſtets ſo einfachen Mahls theilten. Mühſam eroberte ich die Erlaubniß zum Beſchaffen des Weins; immer hatte ich eine Weile zu ſparen, ehe ich den Gulden erübrigte, der damals für eine Flaſche leichten franzöſiſchen Weins zu zahlen war, und dieſe Flaſche wurde von mir im Dnnkel des Abends mitgebracht. So knapp und ſchonend zugemeſſen der Wein floß, er half doch zu mancher drolligen Beluſtigung. Unter Anderem mußte der Flaſchen-Inhalt, auf ſieben Glas geſchätzt, zu zehn Glas — zwei für die Frau gerechnet — reichen: denn Apoll und die neun Muſen ſollten einzeln ihr Lebehoch empfangen. Das wurde rundum ausgeführt, und Jeder von unſerer Dreiheit, die zögernde Frau nicht ausgeſchloſſen, hatte dazu ein zeitgemäßes Reimſprüchlein zu erſinnen. Im Zwiſt

Digitized by Google

darüber: ob auch die Tanzmuse unsre Weihe verdiene, war eines Abends das letzte Glas unwillkürlich geleert, und ich rief muthwillig aus:

„Kein Wunder, sehen wir das Glas schon leer:
Versfüße geben nicht zum Tanz sich her!"

Dieses flüchtigen Scherzes wurde weiterhin zuweilen gedacht, wenn wir den Spaß erneuerten, uns dann auch der Tanzmuse erbarmten nach meiner Bemerkung: sie könne mich beschuldigen, nur deshalb sey ich ihr abhold, weil mir das unruhige Blut alle Kreisdreherei versagt habe. — O wie oft mahnten mich Wirren und Kämpfe im Zeitendrang an jenes Tischchen, wo sich begehrungslos Zufriedenheit mit geistiger Ermunterung vereinte! — überhaupt an jene Tage, wo mir der Strebsinn alle Lebensverhältnisse noch in dem rosigen Anschauen Geßner's malte!

Obwohl Langbein nicht beredsam war über seine Schicksale, erfuhr ich doch Einzelnes aus seinem Jugendwalten, von der Fürstenschule in Meißen und dem Studiren in Leipzig an bis zum Kanzelisten-Amt in Dresden, erfuhr nächstdem, daß nicht nur Mißstimmung über die ihm auferlegte juristische Thätigkeit ihn von dort vertrieben habe. Die Verwandten seiner Frau wollten die Heirath hindern, er sah sich gezwungen, die Geliebte zu entführen, und entführte sich zugleich selber der Juristerei, deren verwickelte, oft mit sich selbst hadernde Wortgewalt seinem einfach natürlichen Wesen zuwider war. Mit genugthuendem Behagen trug er mir aus dem Gedächtniß sein Gedicht vor: „Abbildung der Gerechtigkeit", das die ihm

Digitized by Google

erwünſchte Trennung vom Gerichtsgeſchäft erklärt, und hier eingefügt ſey:

„Du dort mit der Augenbinde
Spieleſt ehrbarlich die Blinde
Mit bekannter Weiberliſt;
Denn wie kannſt Du blind errathen:
Ob des Klägers Schöpſenbraten
Feiſter als Beklagtens iſt!

Doch Du weißt es auf ein Härchen,
Alſo iſt es auch kein Märchen,
Was von Dir manch Vöglein ſingt:
Daß Du Deine Binde rückeſt,
Wägend nach den Spenden blickeſt,
Wie Dir Hinz und Kunz ſie bringt.

Aber lüfteſt, feine Dirne,
Schlau Du manchmal Dir die Stirne,
Auf den Ohren bleibt Dein Tuch;
Denn Du ſcheinſt oft taub und höreſt,
Wenn Du X in U verkehreſt,
Nicht der Unterdrückten Fluch.

Hörſt nicht Sprache deutſcher Leute,
Deine Red' iſt d'rum noch heute
Solch ein kauderwälſcher Ton,
Als wär'ſt Du mit Hark' und Beſen
Tagelöhnerin geweſen
Bei dem Thumm zu Babylon.

Tändle nicht gleich einem Kinde!
Wirf nur vollends weg die Binde:
Denn Dein Ohr ſoll offen ſeyn!
Höre zu, wie Männer ſprechen,
Die ihr Deutſch nicht radebrechen,
Und wie ſie ſprich deutſch und rein!“

Die Schlußaufforderung wäre noch heut zu beherzigen, denn gar oft müſſen ſich viele richterliche Vorladungen und Urtheile erſt in's Begreifliche übertragen laſſen. — Den dickleibigen Geſetzbüchern war Lang-

Digitized by Google

bein auch nicht gewogen, denn ich sah bei ihm ein altes juristisches Handbuch, auf dessen Titel er geschrieben hatte:

„Zu viel Gesetze sind Joch
Dem schlichten und ehrsamen Bürger,
Für Unrecht hat stets da ein Loch
Des Rechtes verschmitzter Erwürger."

Mit seiner Entführten, jetzt mit ihm gealtert, lebte Langbein in glücklicher, doch kinderloser Ehe, und diesen Mangel beklagte er nicht: er war ihm eigentlich von Jahr zu Jahr lieber, denn die Ansprüche der Erziehung und ihre Schwierigkeit steigerten sich immer schneller. Niemals mit der französischen Freiheit und Gleichheit einverstanden, hegte er die Ueberzeugung, das auch hierin nachgeäffte Franzosenthum werde sich nun im Gesammten an den Deutschen bestrafen, „indem künftig die Niederen schlechte Herren, die Höheren sich und Allen schlechte Diener seyn würden." — Die Frau, antheilsvoll für ihres Gatten Dichtungen, befleißigte sich der achtsamsten Pflege für den von ihr herzlich geachteten Mann, die sorglichste Sparsamkeit konnte aber doch zuweilen die Noth nicht abwehren. Romane, die Langbein schrieb, halfen mit dem mäßigen „Honorar" — ein Wort, das oft mehr Anweisung auf Ehre als auf Geld ist — nicht allzeit aus; auch war im Buchhandel bis zum Frieden 1815 wenig Berührigkeit bei dem fortwährend erneuerten Kriegsgetümmel. Da schien es ein willkommenes Ereigniß, als der Buchhändler Maurer im Jahre 1808 den Antrag machte: daß Langbein Balladen

Digitized by Google

dichten und ich dazu Holzschnitte geben möge. Für Ausführung dieses Planes vollendete Langbein nur drei Gedichte, und erhielt für jedes, zufolge des Uebereinkommens, drei Friedrichsd'or. Zu der ersten Ballade: „Der Gewittersturm", den Untergang eines Brautpaars am Hochzeitstage bei einer Lustfahrt auf dem plötzlich wildstürmenden See schildernd, entstand auch das erste Bild; dann betrachtete Maurer das Unternehmen in Hinsicht auf die Zerspaltung Deutschlands doch als zu gewagt, und ich blieb im Besitz dieser Jugendarbeit. —

Jetzt habe ich den Erinnerungen an Friederike Bethmann mich wieder zu nahen, womit zugleich das sonstige Schauspielertreiben mehr in Beziehung kommt. — Bald nach jenem ersten Zusammentreffen war ich, der bis dahin niemals eine Schauspielerin besuchte, dies überhaupt mit wenigen Ausnahmen unterließ, fast alle mir frei gebliebene Abende — selbst wenn die Bethmann auf der Bühne beschäftigt gewesen — in ihrer Gesellschaft. Meist waren der Mann, ihre Freundin in jeder Noth und Gefahr, Frau Liepmann, in der ersten Zeit oft noch Varnhagen und ich beisammen. Doch ist mir auch der auf dem Sopha sich pflegende unbehülflich dicke Mops unvergeßlich: denn wie spät die Unermüdliche aus dem Theater kam, das feiste und träge Thier führte sie stets noch in's Freie, und ich mußte, wenn der Herr Gemahl irgendwo bei dem ihm schwer entbehrlichen Kartenspiel saß, willig oder nicht willig ihr Begleiter

Digitized by Google

seyn, um den vierfüßigen Liebling in Bewegung zu bringen.

Während meines sechsjährigen Umgangs, von 1809 bis 1815, dem Todesjahr der Künstlerin, lernte ich bei ihr nächst Varnhagen unter Anderen deutlicher Zacharias Werner kennen, dann Kotzebue und Friedrich Schulz, „Theater-Schulz" genannt, weil sein ganzes Sonderlings-Daseyn im Bühnenleben aufging. Nur dieser Vier gedenke ich voran, weil sie meinem jetzigen Bericht noch mit angehörig sind, und bemerke, als durchgängig, daß die Bethmann gern ihre alten Kunstgenossen bei sich sah, selber aber für die Gesellschaften der Reichen gesucht und mit ihrem Benehmen selbst in den höchsten Kreisen heimisch war, ohne sich dort behaglich zu befinden. Ich hörte sie einmal sagen: „Wenn man dort allerdings bestrebt seyn muß, Gedanken und Gefühle so abzuschleifen, daß sie ihr conventionelles Passirgewicht haben, angenehm ist's nicht!" — und ähnliche, zuweilen auch verstärkte Aeußerungen waren nicht selten.

Einen schlimmen Spätabend verursachte Varnhagen, doch wurde ich zum Mitschuldigen durch unvorsichtige Willigkeit. Er hatte viel Rühmens gehört von der Darstellung unserer Freundin in „Nina, oder Wahnsinn aus Liebe", diesem ursprünglich französischen „Schauspiel mit Gesang" von d'Arien, und verführte mich, mit ihm vereint die Bethmann zu bereden, sich nochmals zu zeigen als „Nina", ein Gebilde, von dem ich in jenen Tagen gar nichts wußte. Sie weigerte sich; mit der sachten klugzün-

Digitized by Google

gelnden Geläufigkeit ſeiner Beredung drang aber Varnhagen öfter auf ſie ein, ich war ihm gefälligſt verbündet, ſie gab endlich nach, und mich überfiel im Theater peinlicher Schreck. Sie belebte die Irrſinnige ſeelenvoll meiſterhaft, ihre mit Recht geprieſene Geſchicklichkeit im Anziehen und Schminken vermochte jedoch nicht ſo viel, um den hier völlig unerläßlichen Eindruck einer erſten Jugendblüthe auch nur annähernd zu gewinnen: die Erſcheinung mußte den Zuſchauern widerſprechend ſeyn. Obwohl ſie Beifall zollten, die Bethmann ſich in dieſer Hinſicht durchweg nicht zu beklagen hatte: ihr Empfinden bezeugte einen ſo gewaltigen Unterſchied mit der Aufnahme ihrer „Nina“ vor zwanzig und mehr Jahren, daß ſie gleichſam über ſich und ihre Nachgiebigkeit empört war. Begreiflich mußten bei ihrem Verdruß gegen ſich ſelber Varnhagen und ich eindringlich mitbüßen, nicht nur an jenem Abend: wir hatten ſpäter noch geſtachelte Fortſetzungen zu ſpüren, wobei ſie ihre eigene Unbeſonnenheit keineswegs ſchonte. — Andererſeits war es merkwürdig, wie täuſchend ſie auf der Bühne auch das Auſſenweſen des Jugendlichen — wenn auch nicht zurück bis zur mädchenhaften „Nina“ — vorzuſpiegeln wußte; ich weiſe darauf hin, daß ſie noch im Mai 1815, alſo kurz vor ihrem Tode, als Shakſpeare's „Portia“ auftrat, und es gefiel ihr, als ich einmal leicht geſagt die Worte hinwarf: „Jungſeyn iſt keine Kunſt, dem Künſtler aber muß das Jungbleiben zur Natur werden.“ Gewiß kamen ihr die zierliche Geſtalt, für Geberden-

Digitized by Google

und Mienenausdruck feingeübte Beweglichkeit, Spannkraft der Gesichtszüge, und die leuchtenden blauen Augen zu Hülfe. Sie hatte aber auch das Kleidsame umfänglich in ihrer Macht, wodurch sie in solchem Bedarf zuweilen erwählte Rathgeberin der Königin Luise war. Diese Macht umfaßte die Theatertracht wie das Hauskleid; sogar in großer Gesellschaft bewahrte sie des Anzugs Prunklosigkeit, und das Kattunkleid ward an ihr zum gefälligsten Putz. Das Einfache war hier Grundzug, war es zugleich ihrer Kunst bei weitester Vielseitigkeit, die jetzt schwer glaublich zu machen ist. Diese Einfachheit hatte, je nach der gegenständlichen Aufgabe, den zu ihr hingelenkten, den erforderlichen Geist, wurde fest und treu bei dem hochdichterischen Trauerspiel bis zum Lustspiel und übermüthigsten Schwank; sie verleugnete sich auch nicht im Ueberraschendsten und Gewagtesten, was sie im steten, ihr schnell bereitwilligen Selbstschaffen nicht vermied, immer aber zu solcher Einigung mit dem Ganzen brachte, daß es Natur und Wahrheit wurde ohne Spur des Absichtlichen. In ihrer Wirksamkeit konnten die Gestaltungen wechseln vom Thron bis zur Gesindestube: überall dieselbe Sicherheit, überall die Kunst des Ungekünstelten, die Begabung der Natur und Wahrheit mit der eindringlichen Seele. Dies gilt bei der „Braut von Messina" von der „Fürstin Mutter" — der sie mit ihren wohlklingenden, aber nur mäßig kräftigen Sprachmitteln aus vollem Gemüth die Schiller'sche Erhabenheit durchwärmte — bis zur „Gurli", von der „Iphigenia", „Phädra", „Lady

Digitized by Google

Macbeth", „Orsina" bis zu „Minna von Barnhelm", den Iffland'schen Frauenbildern und dem Possenhaften; von der Mozart'schen „Donna Anna", der „Julia" (in der Weiße-Bendaschen Oper) bis zu „Fanchon", der „schönen Schusterin" und dem Knaben „Collin" des Reichardt'schen Liederspiels „Lieb' und Treue".

Ist eine solche Vielseitigkeit — die sich auf mannigfach verschiedenen Ausdruck durch Mienen und Geberden ausbreitete, vom Hoheitlichen und Gewandten bis zum Unbeholfenen, je nach dem Bedingten — ist sie gewiß nicht als Regel, im Gegentheil eher dem Talent für echtes Einleben in dichterische Schöpfung die eigenheitliche Beschränkung anzurathen, bei der Bethmann war dieses Vielseitige ebner Inhalt der Eigenthümlichkeit, die sich selbst in ihrem häuslichen Behaben, in der blitzschnellen Regsamkeit des Begriffs, in stets erkennbaren Reichthum rascher Gefühlswendungen wahrnehmen ließ, wodurch sie ihren Freunden fortwährend gleichsam zur neuen und erfrischenden Bekanntschaft wurde. Die vielfarbigste Wandlungsfähigkeit für Stimmung des Denkens und Empfindens war in ihr so herkömmlich, um sie als angeboren betrachten zu müssen, als den ihr treuesten Besitz, der durch frühzeitig seltsame Leidenschaftskämpfe und bei ihnen gewonnene Erfahrungen, verbunden mit Drang des Lebhaften bis zum Ueberschwenglichen, so zum Ausströmen gedieh, daß sie auch in der Kunst meist nur sich selber zu folgen brauchte, eines langwierigen Forschens und Ergründens gar nicht bedurfte.

Digitized by Google

Schwierig ist es, von so umfänglich naturwüchsiger Geistesverbindung eine erfaßliche Anschau zu geben; man müßte verschiedene sich auszeichnende Schauspielerinnen in einer Einzigen versammeln können, um die gemüthreiche Macht in Freude und Schmerz, das Anmuthige im Wohlwollenden, das Glühende im Verderblichen, die Keckheit des Uebermuths, den Reiz des Schalkhaften, den Seelen- und Herzensklang im lieblichen Gesange vereint zu haben. Ein Gesammtes der Art setzt aber, neben dem Ursprünglichen, solche Verwickelungen und Gefährden in Verhältnissen voraus, wie Friederike Bethmann sie von den Kindesjahren an abenteuerlich erlebt hatte in Lust und Weh.

Wie auf der Bühne, so zeigte sie auch in der Geselligkeit eine stets wachsame, gelegentlich sehr schlagfertige Geistesgegenwart, und als aufmerksame Wirthin beförderte sie mit geschickter Theilnahme, theils ernst und sinnig, theils heiter und stachelnd die Unterhaltung. Meisterin war sie in der Neckerei, doch nicht immer völlig geschützt vor heftigen Aufwallungen, wenn man augenblickliche Lieblingsansichten, deren Schwäche sie wohl bald selbst empfand, spöttisch belachte und behandelte; von mehreren Zügen solcher Abart will ich nur einen — den ausschweifendsten — mittheilen. Kotzebue, den ich in jener Zeit, als er in Berlin sein „Russisch-Deutsches Volksblatt" herausgab, bei Bethmann's kennen lernte, hatte unter Anderem geäußert: sogar die Frauen müßten im Nothfall Regimente, Infanterie und Cavallerie bilden, um gegen die Gewaltherrschaft Napoleon's mitzukämpfen. Die Bethmann, in ihrer Liebe zur verewig-

Digitized by Google

ten Königin und in Verehrung Friedrich Wilhelm des Dritten ehrlich-preußisch, ergriff diese Ausrüstung mit Entflammtheit: sie sah sich schon zu Roß an der Spitze einer Amazonen-Schaar, malte Alles so umständlich aus, daß ich mein keineswegs irrig zu deutendes Lachen nicht überwinden konnte. Da kam ich unbeschränkt übel an! So aufgebracht habe ich sie nur dies eine Mal gesehen, und nur dies eine Mal verstieg sie sich — gewiß von mir durch Spottreden gereizt — im Zürnen dermaßen, auch etwas handlich, daß meine brausende Jugend unerträglich fand, was mich heut, einer außer sich gerathenen Frau gegenüber, wahrscheinlich nicht aus der Gelassenheit vertriebe. Ich sprang auf, und nach einer, etwas kräftigen Erklärung wollte ich sogleich mich entfernen; sie aber, flinker als ich, verschloß hastig die Thür, und war dann wie aufgelöst in Reue, Bitten und Thränen, wobei nun ich emsig bemüht seyn mußte, sie zu beruhigen.

Durch die Bethmann ist mir besonders und vorwiegend begreiflich geworden, wie Personen, denen bei ihrer Berufsthätigkeit geistige und gemüthliche Erregung eben so nothwendig als unvermeidlich ist, zuweilen ganz unzurechnungsfähig seyn können. Daß aber auch eine so übungsfeste und beliebte Schauspielerin, die von der Kindheit an auf der Bühne beschäftigt war, oft mit Angst die „heißen Bretter" betrat, hat mir die Bethmann sehr merkbar gemacht. Bei jeder neuen Rolle war sie vor dem Beginn der ersten Darstellung in fieberhaftem Zustande, das „erste Mal" ihr bis zum Kleinsten hin fürchterlich. Als sie eine „Romanze"

Digitized by Google

von mir in einem Concert des Kapellmeisters Seidel zu sprechen und dieser mich ersucht hatte, die Bethmann zu rechter Zeit aus der Loge nach dem Orchester zu führen, bebte sie bei schwankenden Schritten. Ich hielt auf dem Stufengange ein mit der Bitte, sich zu erholen, sie erwiederte jedoch kurzathmig: „Nur vorwärts, vorwärts! Bei jedem Neuen werd' ich in Gedanken an das Publikum krank, und nur Stümpern geht's anders!" — War aber die gefürchtetste neue Darstellung vorüber, dann zeigten sich Munterkeit und Muthwillen wieder obenauf, und ich hörte meist den Ausruf: „Ach, warum kann ich nicht gleich nochmals spielen, jetzt könnt' ich's viel besser!"

Sie noch ganz und gar zu sehen im Ursprünglichen freiester Unbefangenheit, mit der die Bindungen der bürgerlichen Verhältnisse von ihr betrachtet wurden, hatte ich im Jahre 1814 volle Gelegenheit. Bethmann litt an der Gicht und reiste nach dem Bade; sie aber ließ sich einfallen, während der Abwesenheit ihres zweiten Ehemannes den ersten, Unzelmann, auf vier Wochen täglich zum Mittagsessen einzuladen; um ihn jedoch nicht allein als Gast zu haben, bat sie mich, der zweite Gast zu seyn für dieselbe Zeitlänge. Bei meiner erforderlichen Arbeitsamkeit konnte ich mich nicht verpflichten zu beharrlicher Annahme dieser Einladung, doch saß ich mehrmals als Vierter in dem kleinen Kreise: denn nur noch Frau Liepmann war zugegen. Da lüftete sich eine Fülle von Hinweisungen auf eine abenteuerliche Vergangenheit! Vorwaltend webte sich immer

Digitized by Google

wieder andauernd die Jugendgeſchichte des ehemaligen Ehepaars in das Geſpräch, wobei ich umſtändlich erfuhr: wie hart der Stiefvater Großmann ſie behandelte, es ihr alſo nicht zu verargen ſey, daß ſie ſich von dem „närriſchen Wildfang", dem Unzelmann, habe entführen laſſen. „Großmann ſetzte uns von Frankfurt am Mayn nach", erzählte ſie, „kam aber erſt in Mainz an, als wir ſchon getraut waren; doch mußten wir unter polizeilichem Zwang umkehren, und einſtweilen noch bei der Truppe in Frankfurt bleiben. Jetzt hatte ich bald Zeugniſſe genug von der Wandelbarkeit der Männer, denn Dieſer da — ich ſag's ihm in's Geſicht — er iſt mir nicht mit dem beſten Beiſpiel vorangegangen. Er flatterte und flunkerte überall umher, war alltäglich verliebt und allwöchentlich in eine Andere, endlich ſogar in die „Frau Rath", die Mutter Goethe's, die ihn ſo beherrſchend gängelte, daß ich nichts ohne ihren Einfluß thun durfte. Ich war eine ſiebzehnjährige unbedachtſame Frau, eitel auch, und meinte: zieht er Dir Eine vor, die hübſcher iſt als Du, ſo wäre das zu begreifen, aber die Frau Rath! — Das blieb mir unerklärlich, und um ſo mehr fatal, als ſie ſich in jede unſrer Angelegenheiten miſchte. Zufolge deſſen erhielt unſer Sohn Carl bei ſeinen Vornamen wider meinen Willen in Bezug auf Goethe auch den Vornamen Wolfgang." — „War dem Carl in Weimar ſehr favorable!" fügte Unzelmann ein, beſtritt jedoch Einzelheiten nicht, beſtätigte ſein fortgeſetztes Sünden-Verzeichniß mit heiterer, mitunter franzöſirend geſpitzter Laune, berichtigte nur:

Digitized by Google

„Die Neigung zur Frau Rath war natürlich durchweg intim spirituell; sie imponirte mir durch warme Empfänglichkeit für das Theater, so wie vermöge ihres gesunden, penetranten Urtheils!“ und ich bemerkte: nach meiner Ansicht sey dies der richtige Aufschluß. — Als die Bethmann sich nicht stören ließ in zuweilen verfänglichen Andeutungen verschiedener Richtung, wonach sie in ihrer Jugend nirgends eine haltbare Stütze gehabt, sagte dazwischen Unzelmann lachend: „Höre, Friederike, unser Leben ist nun einmal nicht mit der moralischen Elle zu messen, und wir wollen nicht weiter untersuchen, wer am meisten dieser Elle immer fünf Viertel gegeben hat.“ — Er sprach vorzugsweise und redselig von ungewöhnlichen Theater-Begebenheiten, und hinsichtlich auf in Hamburg Erfahrenes gerieth er einst sehr in Eifer darüber, daß bei seinem Abgange von dort ein „Kritikaster“ habe drucken lassen: „Herr Unzelmann verbrauchte mehr als seine Gage und hatte für die Bezahlung ein sehr untreues Gedächtniß.“ — „Dreißig Jahre ist's her, ich kann's aber dem naseweisen Federfuchser noch heute nicht vergessen, denn um meine Finanzen durfte er sich nicht bekümmern!“ rief Unzelmann in Erhitzung aus. — „Beruhige Dich nur und verzeih's ihm“, fiel die Bethmann mit ihrem schelmischen Gelächter ein; „seine Frechheit hat ja Dein Gedächtniß nicht verbessert und Dich niemals und nirgends am Schuldenmachen gehindert.“ — „Das hab' ich dem insolenten Kerl zum Possen gethan!“ entgegnete Unzelmann in trockener Selbstbefriedigung.

Digitized by Google

Die Aeußerung der Bethmann hatte vollständigsten Grund, denn sie mußte mehrmals dem von ihr geschiedenen Gatten aus der Klemme helfen. — An einem Sonntage war ich zu Mittag Gast, da wurde ein Brief gebracht; sie öffnete ihn, las, gab ihn mir, und stand auf. Das Schreiben kam von Unzelmann und brachte folgenden Inhalt:

„Liebe Friederike!

Ich habe zu Abend ein paar Freunde bei mir, und jetzt läßt mir Dallach*) sagen: er werde das Essen nicht schicken, wenn ich nicht wenigstens einen Theil der alten Schuld bezahlte. Das wäre schrecklicher Blam! Du gutherzige Seele schick'st gewiß zwanzig Thaler Deinem

pauvren Unzelmann."

Die „gutherzige Seele" hatte auch ohne Wort und Verzug zwanzig Thaler geholt, und sie wurden der Botin eingehändigt.

Während jener vier Wochen hielten sich bei dem Mittagstisch in ähnlicher Weise alle Gespräche; sie zeugten von der vollblütigen Ungebundenheit der Schauspieler zur Zeit des Aufschwungs der deutschen Bühne, einer Zeit, die ich mit Bewußtseyn nur in ihrem Endgange erlebte. Bei aller Leichtfertigkeit und genußlustiger Ausschweifung bewieß man jedoch dem Kunstberufe die innigste Liebe und den thätigst anstrebenden Ernst. Vergißt man nun nicht, daß noch bis zu Anfang unsres Jahrhunderts die Schauspieler, mit

*) Derzeit „Restaurateur" ersten Ranges.

Digitized by Google

wenigen Ausnahmen, im Geſellſchaftlichen der Familienkreiſe faſt gar nicht heimiſch werden konnten, dann iſt unter ihnen ſelbſt und in leidenſchaftlichen Verhältniſſen mit Andern ihr freies, ungezügeltes Treiben, ſo wie ihr offenherziger Gleich- und Uebermuth kaum auffallend. Man hütete ſich auch nicht ängſtlich vor dem Erwecken der auf dem Standpunkt des Herkömmlichen mißtönenden Erinnerungen und Geſtändniſſe; ich will nur einen Zug beifügen von einem Freiherausreden, das mich, den ſcheuen jungen Mann, damals höchlich erſtaunen ließ. — Caroline Döbbelin, mit beſten Gründen zu den erſten Schauſpielerinnen Deutſchlands gezählt, war nach der Vorſtellung zum Jubelfeſt ihrer Funfzigjahrs-Thätigkeit (1812) noch in der für die Feier von Friederike Bethmann eingeladenen Geſellſchaft, zu der auch ich gehörte; als ſogenannter „Max Helfenſtein" hatte ich wieder zu thun gehabt mit Inſchriften zu Geſchenken, mit Vor- und Nachreden. Bei dem Abend- oder eigentlich Nachteſſen machte der Champagner-Punſch die Offenherzigkeit überſtrömend: die Jugendfährlichkeiten waren im leichten Anfluge paradieſiſchen Rauſches nicht mehr zu verſchweigen, und nächſt Unzelmann — er fehlte hier ebenfalls nicht — zeichnete ſich in Bekenntniſſen auch die burſchenhaft fröhlich gewordene Döbbelin aus. Sie ſchilderte ihre Vorzeit und erzählte mitteninne friſchweg: „Zu Ende der Siebziger des vorigen Jahrhunderts hatte ich einen mir treuen Geliebten, deſſen Stand und Verhältniſſe die Heirath nicht erlaubten, und wir

Digitized by Google

ſetzten uns darüber hinweg. Nach einer zweiten Folge unſeres Umgangs ſollte ich als „Elfriede“ wieder auftreten, das verehrte Publikum lärmte jedoch wie unſinnig, ſo daß ich zitternd und bebend mich vergeblich bemühte, zur Rede zu kommen. Der Vorhang mußte herunter, der Lärm aber blieb derſelbe mit dem untermiſchten Geſchrei: „Döbbelin vor!“ Der Vater, auch von Schreck und Furcht überwältigt, mußte endlich hinaus und begann ſeine Rede im gewohnten Pathos: „Geſchätztes, gnädiges Publikum! Tugend kann ſtraucheln, Tugend kann fallen“ — „aber nicht zwei Mal!“ ſchrie eine gewaltige Stimme vom Parterre her, und jetzt dröhnte das Haus von unbändigem Gelächter. Der Vater wartete den rechten Augenblick ab, und ſagte nur noch: „Einem ſo venerablen Publikum wird bei ſo herrlicher und hochherziger Laune die gnädigſte Nachſicht nicht mangeln!“ Der Vorhang ging wieder in die Höhe, ich wurde in die Scene geſchoben, obſchon ich die Thränen nicht zu unterdrücken noch zu verbergen vermochte, und nun ließ man mich ſpielen, anfangs bei ſchauerlicher Grabesſtille, aber bald ermunterten mich die Zeichen der ſonſtigen Gunſt.“ — Nach Erzählung dieſes Ereigniſſes ſagte der gar zu gern ſtichelnde Unzelmann: „Hätteſt Dich vorſichtig erſt mit Irgendwem ſollen copuliren laſſen, Caroline!“ — die Bethmann aber kicherte vor ſich hin, und wird gewußt haben weshalb. — Beiläufig nur will ich bemerken: daß die Döbbelin geiſtvoll und auch lieben Gemüths war, was gewiß dadurch bekräftigt iſt, daß ein ſehr gebildeter, wohlhabender und nie

Digitized by Google

verheiratheter Mann länger als dreißig Jahre, bis zu ihrem Tode, ihr treuer Freund, und nach ihrer Erblindung ein beharrlich sorgsamer Führer war.

Zeuge von zürnender Aufwallung der Bethmann wurde ich auch eines Vormittags in Gegenwart Iffland's. — Im Herbst 1813 hatte sie sich geweigert, die „Elvira" in Müllner's Trauerspiel: „Die Schuld" zu übernehmen. Sie sagte: „Eigentlich bin ich für die Rolle zu alt, kann mich nicht erwärmen an dem Stück, weiß mich nicht hineinzufinden." — Müllner war von Iffland aufgefordert worden, „ein Trauerspiel zu dichten, das den ganzen Abend fülle", und obwohl jene als „Schicksals-Tragödie" bezeichnete „Schuld" der Gesinnung Iffland's nicht behaglich seyn konnte, er fühlte sich doch durch seinen Antrieb zum besten Fördern der Darstellung noch mehr verpflichtet, als dies in aller Hinsicht überhaupt bedingt ist. Er blieb also unerschütterlich dabei: die Bethmann müsse sich zur „Elvira" bequemen, auch schon deswegen, weil er dem Dichter die Rollenbesetzung überlassen hatte. — Nach meiner Ansicht war die Bethmann im Unrecht, ihre Erscheinung auf der Bühne immer noch so weit täuschend, um ihrer Kunst als „Elvira" nicht hinderlich zu seyn; in ihrer Abneigung schickte sie aber wiederholt die ausgeschriebene Rolle zurück, und wurde in der andauernden Gereiztheit wirklich krank. Sie befand sich in der Genesung, als ich sie eines Vormittags besuchte, nachdem sie mir hatte sagen lassen: es sey ein Brief von Zacharias Werner angekommen,

Digitized by Google

Der wolle nun katholiſcher Prieſter werden. Auf dem Sopha ruhend wieß ſie mich zu ihrem Schreibtiſch, und eben las ich den Brief, da wurde Iffland gemeldet. Sogleich wollte ich fort, ſie aber rief aus: „Bleiben Sie, er quält mich dann gewiß weniger!“

Iffland, ſelber ſchon krankhaft, fragte nach dem Befinden „ſeiner Freundin Bethmann“, wandte ſich danach ſogleich an mich, um mir mitzutheilen: wie es mit dem Einſtudiren eines meiner bühnlichen Jugendverſuche ſtehe; ich hielt dieſe Wendung für eine höfliche Andeutung: ich ſey nun abgefunden, griff alſo nach meinem Hut. Aber Iffland, rechts und links blickend, äußerte: „Ich glaube kaum, daß hier Geheimniſſe obwalten; es wird nicht ſchaden, wenn Sie unſere Mühſale nah genug kennen lernen.“ — Dann ſetzte er ſich und entwickelte: wie er den Theaterverhältniſſen und dem Dichter verantwortlich ſey, die „Elvira“ eine der höheren Tragödie mächtig gewordene Künſtlerin erfordere, zugleich fähig, ſich in die der deutſchen Bühne ungewöhnliche Versform einzuleben. „Ich weiß bei unſerm Theater“ — ſo ungefähr ſchloß er dieſen Vortrag — „Niemand, der hier ſo an richtiger Stelle wäre als Sie, liebe Bethmann, und Sie werden es meinem pflichtgemäß ſorgſamen Eifer zu Gute halten, wenn ich erkläre, an meine Ueberzeugung und an mein Wort gebunden zu ſeyn.“ — Die Bethmann hatte ſchon Allerlei dazwiſchen geſprochen, wovon ſich Iffland nicht unterbrechen ließ; jetzt aber ſprang ſie erglüht auf und lief unter Ausbrüchen ihrer Empfindlichkeit im Zimmer hin und her. Es

Digitized by Google

kamen Vorwürfe über frühere Mißhelligkeiten zu Wort, Iffland erwiederte nur: „Ruhig, ruhig, werthe Freundin! Denken Sie an ihre Erholung, und betrachten wir abgesondert das Jetzige!“ Da sie jedoch fortwährend Klagen anbrachte, äußerte endlich Iffland, mit zu mir gewendet: „Das Schauspielhaus ist für den Director ein wahres Zuchthaus, worin man ihn für Alle straft!“ — „Aber nicht für Alle bessert!“ redete die Bethmann hitzig ein; Iffland lachte darüber innigst laut auf, was bewirkte, daß auch sie mitlachen mußte, wie ich begreiflich schon gethan hatte. Diesen Augenblick benutzte Iffland, indem er sagte: „Ich habe, liebe Bethmann, in unserm Zwiespalt ganz den Director vergessen, ich spreche als Künstler zur Künstlerin, als Freund zur Freundin, und Sie werden es dem Künstler und Freunde, der hier offenbar das Rechte und Gute erbittet, nicht verweigern, das Rechte und Gebührende zu thun.“ — Bis dahin hatte ich versucht, mich mit Werner's Briefe zu beschäftigen, wurde jedoch von Iffland's letzter Rede so bewegt, daß ich ausrief: „Gewiß, gewiß!“ — aber schon hatte die Bethmann seine Hand ergriffen bei den, wie in heiterer Erschütterung hervorbrechenden Worten: „Iffland, Sie sind es werth, daß man nachgiebt, ich spiele die mir widrige Elvira!“ — und sie wurde vortrefflich gespielt!

Die Schauspielerinnen sind in der Regel sehr mit sich selber im Unfrieden, wenn sie empfinden, daß sie von den jugendlichen Bühnengebilden sich trennen müssen, und ich durfte mir gestatten, gelegentlich auch

Digitized by Google

hierin der Bethmann offensinnig zu seyn. — Sie war meines achtungsvollen Bewunderns ihrer Kunstschöpfungen gewiß, nannte nicht selten meine Anerkennung eine überschwengliche, und dies werde ich weder bestreiten können noch wollen. Auch solchem Zugeständniß sey der Maßstab nicht entzogen, sondern durch ein Beispiel in Etwas ersichtlich. An ihrem Geburtstage, zwei Jahre vor ihrem Hinscheiden, besorgte ich die Anordnung, daß sie am Morgen zwischen Blumengehegen nach dem Wohnzimmer zu gehen hatte, und schickte ihr folgende Verse:

„Der Sänger am 24. Januar 1813.

Romanze für Friederike Bethmann.

Zu der Freiheit wollt' ich fliehen,
Sehnend in die Ferne ziehen,
Als der letzte Stern verblich;
Morgensturm durchzog die Saiten,
Doch mich mußte Friede leiten,
Denn ich dachte stets an Dich.

So ward Phantasie das Leben,
Allem war der Ton gegeben
Aus des Herzens Festesklang;
Seelenathem weckte Lieder,
Doch der Schall giebt matt nur wieder,
Was mir aus den Welten drang.

Kosend sprach es in den Fluren:
„Mit des Frühlings Blüthenspuren
Schmücken gern wir Ihre Bahn;
Was wir haben, ist Ihr eigen:
Kann sich Kunst als Herrin zeigen,
Ist Natur ihr unterthan."

„Uns'res Eises eb'nen Flächen" —
Haucht' es traulich aus den Bächen —
„Werd' Ihr Pfad des Daseyns gleich!
Ihr kannst Du ein Bild hier finden:
Wie sich Ström' in Ströme winden,
Einet Sie der Künste Reich!"

Digitized by Google

Hoch herab vom Felſenhange
Sprach es: „Ihr, die im Geſange
Werth dem Erzesklang geraubt,
Soll doch unſer Gruß ertönen,
Hebt Sie auch zum Himmelsſchönen
Höher noch als wir das Haupt.“

Aus dem Wald voll deutſcher Eichen
Fühlt' ich Säuſeln mich erreichen:
„Grüße Sie!“ ſo rief es hier;
„Ihren Ruhm ſchließt kein Jahrhundert,
Länger noch wird Sie bewundert,
Sie lebt länger noch als wir!“

Ueber die cryſtall'nen Hügel
Dehnte ſeine Lichtesflügel
Jetzt der Gott der Sonnenzeit;
Strahlen, die in Farben tauchten,
Und der Lüfte Stimmen hauchten:
„Ja, Ihr lohnt Unſterblichkeit!“

Als mich dieſer Ruf durchklungen,
War dem Dieſſeits ich entſchwungen,
Doch ich dachte immer Dein!
Nur die Sprache fühlt' ich ſchwinden,
Denn mein Wünſchen, mein Empfinden
Schloß die Erde nicht mehr ein.“

Als ich am Abend kam, wurde ich mit den Worten empfangen: „Herr Gott, was waren Sie Verſchwender in Blumen und Lobrede! Ich bedanke mich aber ſchönſtens, denn es thut einem alten Weibe doch wohl, behandelt zu werden wie ein junges Mädchen.“

Was ich hier mittheilte, wird es beglaubigen, daß ich bei verſchiedenen Gelegenheiten über ihre früheren Umgangsgefährniſſe Einzelnes erfuhr, wobei ſie manche Warnung anknüpfte. Während eines vertraulichen Geſprächs ſagte ich einmal: „Wollen Sie mir das Unbeſcheidene an einer Frage verzeihen?“ Sie antwortete: „Ohne Rückhalt heraus damit!“ und ich er-

Digitized by Google

zählte: „Höchstens funfzehn Jahr' konnt' ich seyn, ich war noch Gymnasial-Schüler in Wittenberg und in der Ferienzeit nach Berlin gelaufen, die Eltern zu besuchen. Nur ein paar Mal hatte ich Sie von der Gallerie aus auf der Bühne gesehen, und nun ging ich eines Morgens sehr früh, weil ich dann den ganzen Tag im Holzschnittt arbeiten wollte, nach dem Thiergarten. Auf dem Wege, der von Kemper's Hof nach der Charlottenburger Chaussee führt, sah ich einen reitenden Offizier und neben dem Pferde eine Frauengestalt in ganz weißem Morgenkleide; sie hielt bittend und beschwörend den Zügel fest" — „Das war ich!" fiel sie mir in die Rede. „O, ich erinnere mich des Entsetzlichen, es wird mir nie aus dem Gedächtniß kommen!" Dabei brachen Thränen hervor, und sie verbarg das Gesicht an der Sophawand; ich bat nun verlegen um Entschuldigung. „Nein, nein, es ist so gut!" sagte sie, nach kurzem Zögern hinzufügend: „Der Mann war Herr von Quast, und ich gestehe frei, er war meine einzige Liebe, die mich völlig überwältigte. Damals — ich hatte eine Sommerwohnung im Thiergarten — marterte er mich ohne Grund durch Eifersucht; ach! er brauchte sie nur als Mittel, sich von mir zu trennen. An jenem Morgen überfiel mich die erste Ahnung davon, ich war außer mir, und in meiner Verzweiflung dachte ich an nichts, als ihn zurückzuhalten!" — Später hatte ich den Beweis, dies Geständniß, das ich nicht weiter führen will, müsse Wahrheit seyn. Jener Offizier, den ich nie gesehen habe, starb plötzlich nach einem Sturz mit dem Pferde,

Digitized by Google

und wochenlang war nun mit der Bethmann kaum zu sprechen; sie kam in den ersten Tagen nicht aus dem Weinen heraus, und ich muß es ihrem Manne nachrühmen, daß er sich dabei gescheidt und wohlwollend zu benehmen wußte.

Bei jenem Gespräch schilderte sie mir umständlicher ihre Jugendtage, und wie Dies und Jenes eben eine solche Folge haben mußte; in meinen flüchtigen Aufzeichnungen finde ich aber nur noch eine Schlußbemerkung der Bethmann bewahrt. Sie sagte: „Glauben Sie mir, einem leidlich hübschen Mädchen, das unerfahren in die Wirbel des Lebensstromes gerissen ist, wird es, zumal bei dem Theater, gar schwer gemacht, endlich so viel Verstand zu haben, um das Herz nicht allein herrschen zu lassen, und glauben Sie auch, mit der Frauen Seligkeit ist es zu Ende, wenn sie mehr bedenken müssen als empfinden, sich mehr zu hüten als sich hinzugeben haben."

Unsere Freundschaft befestigte sich auch dadurch, daß ich einen ihrer Söhne zum Schüler annahm und mich angelegentlichst mit ihm bemühte. Friedrich Unzelmann hat sich bekanntlich in der Holzschneidekunst ausgezeichnet, ist aber frühzeitig gestorben. Er gab mir Zeugniß zu der Erkenntniß, daß die Bethmann eine sorgsame Mutter war, die im Eifer für ihre Kinder auch zuweilen das Maaß überbot.

Wie anmuthig sie im häuslichen Vorhaben seyn konnte, erhellt aus mehreren meiner Andeutungen; besonders ist mir aber der Eindruck von Weihnachtsabenden bei ihr geblieben. Da wurden die Freun-

Digitized by Google

binnen und Freunde — zahlreich waren sie nicht — versammelt und nicht sehr kostspielige Geschenke durch das Loos vertheilt, Auch der „Theater-Schulz“ war zugegen, jener Mann voll Kenntniß und Schrullen, unbedingter Verehrer der Bethmann, nächstdem alter Hagestolz, zu dessen Eigenschaften die Sauberkeit nicht gehörte. Ihm wurde stets ein aushelfendes Kleidungsstück zugedacht, und daß es bei dem Loosen an den Bestimmten kam, wußte man immer einzurichten. Dem Witz und Muthwillen der Bethmann diente er zuweilen als Zielscheibe; ich will davon ein Zeugniß beibringen. In einer Carnevalszeit sprach man von Redouten, Schulz äußerte: „Ich war noch nie bei einer Redoute; ach, Madam Bethmann, ich bin den Berlinern eine stadtkundige Person, rathen Sie mir zu einer Maske, worin man mich nicht erkennt!“ — und die Befragte antwortete augenblicklich: „Lieber Schulz, ziehen Sie reine Wäsche an, da kennt Sie kein Mensch!“ — Ihre Keckheit, der sich aber durch den heiteren Ton stets etwas Gutmüthiges beimischte, traf noch vorzugsweise den oft ausfälligen, noch öfter gar wunderlichen Zacharias Werner mit seinem Glauben an Hexen, Gespenster und mannigfachen Wahn. Ich beschränke mich hier auf die Abschiedsworte vor seiner, dem stärkeren Katholisiren gewidmeten Reise nach Italien: „Reisen Sie mit Gott!“ sagte die Bethmann, indem sie ihm ein Glas Wein kredenzte; „wir haben unterdeß Zeit zu überlegen, ob Sie größer sind als Dichter oder als Narr!“ —

Digitized by Google

Nur in Abriſſen konnte das von mir Mitgetheilte beſtehen, und ich will hoffen, es gebe doch durch Theilnahme mit eigener Ein- und Ausbildung das Geſammtbild einer Erſcheinung, die ich aus den Begegniſſen mit ihr nur eben ſo wechſelnd zu ſchildern weiß, wie ihr Weſen ſich wechſelnd zeigte. Daß aber, trotz aller Ueberſchreitung des Gewöhnlichen, bei der Bethmann eine edle Natur — ich wiederhole dieſe Bezeichnung — Grundzug war und blieb, das iſt meine entſchiedene Ueberzeugung. Mir lebt ſie geehrt im Andenken, was ungehemmt iſt von Nebenbeziehungen, die etwa nach den Geſetzen des Herkömmlichen nicht zu billigen ſind, ich auch nicht billigen, wohl aber durch bedrängnißvolle Umſtände bis dicht zum Unvermeidlichen entſchuldigen möchte. In Hinſicht auf geſunde, mit Natur und Wahrheit, mit Geiſt, Gemüth und Witzlaune verbündete Kunſt iſt Friederike Bethmann das allſeitig Vollendetſte, was ich je geſehen, und überhaupt als anmuthig ſeelenreiche Frau lebt ſie in meinen Erinnerungen unvergeßlich ausgezeichnet.

Von den Genannten, die mir bei dem Umgange mit der Bethmann zur Beſchau kamen, ſey jetzt des „Theater-Schulz“ etwas weiter gedacht: er naht im Zeitverlauf wohl noch meinem Wege. Der närriſche Kauz war von der Kindheit an ein zerfahrener Schwärmling für die Bretterwelt, ſollte ſich aber der Rechtswiſſenſchaft befleißigen; ihm half, wie ſchon erwähnt, ſein Schul- und Univerſitäts-Genoſſe Stägemann, der ihn mit anhänglicher Gutmüthigkeit vor dem Verſinken ſchützte: denn Schulz verhinderte ſich durch ſeine Schauſpiel-

Digitized by Google

ſucht jede feſte Stellung. Als Referendar nach Brandenburg geſchickt, häufte er ſtets Reſte auf Reſte im Geſchäft, verſäumte die Termine, denn er konnte in keiner Woche das Berliner Theater entbehren, und beſtürmte Stägemann, ihm von dort nach der Hauptſtadt zu verhelfen. Es glückte, und Schulz that nun als Juriſt in Berlin ebenſo nichts wie in Brandenburg. Da ſpannte ihn Stägemann unter ſeiner Leitung zum Hülfsarbeiter im Miniſterium ein; auch da machte er ſich unnütz, und ſein Gönner ließ es bewerkſtelligen, daß Schulz lebenslang ſein geringes Gehalt behielt, „als ausgezeichnet durch Unbrauchbarkeit", wie oft ſein Beſchützer wohlwollend ſagte; denn ob es auch ſpöttiſch klingt, es iſt eben nur Gemüthswitz, ein Ausdruck, mit dem vielleicht ein Inhaltstheil von „Humor" überſetzt wäre. — Lebenslang beſchränkte ſich nun Schulz faſt gänzlich darauf, die Berliner Bühne zu beurtheilen, bald in dieſem, bald in jenem Tagesblatt, zuletzt — nach meinem Ausſcheiden wegen Sorge für den „Geſellſchafter" — in der „Spener'ſchen Zeitung". Daß der kleine Aufſatz Goethe's: „Die Berliner Dramaturgen" ſich meiſt auf Schulz bezieht, mag für deſſen Sachkenntniß ſprechen; im Perſönlichen war er ſeiner Neigung und Abneigung nicht Herr, was ziemlich Jedem nachzuſagen iſt: das Mehr oder Minder kommt jedoch dabei in Wägung. Gewiß aber hatte ſich Schulz zu einem Berliner Eigenweſen ausgeprägt; „originell" konnte man ihn nach der Bürger'ſchen Deutſchung in „Urſelbſt"

Digitized by Google

nicht nennen, eine Sonderlichkeit war er unzweifelhaft. —

Mit Zacharias Werner ist auch vorzurücken, nicht nur durch das Wiedersehen bei der Bethmann. Ihm darf man wohl das „Urselbst" zugestehen, denn dies Wort schließt die Ueberspanntheit nicht aus, und ich kann diesem Dichter und Glaubenswandler auch noch näher kommen als durch den persönlichen Umgang allein. Es fand sich Gelegenheit, eine Reihe langer Briefe zu kaufen, die Werner in den Jahren 1796 bis 1804, also bis zur Zeit seiner Berufung von Warschau nach Berlin, an seinen Freund, den Justizrath Peguilhen schrieb, an Denselben, der nach eigenwilliger Lebenskürzung des Heinrich von Kleist durch Vertheidigung des Selbstmords schriftstellerische Kämpfe erregte. Einer jener Briefe, bezeichnet mit „Königsberg, den 5. December 1803" enthält Werner's Bekenntnisse über Staat, Religion und Kunst sehr umständlich; man entdeckt sein geistiges Gähren und Bezwecken, weshalb eine Beifügung sich rechtfertigen wird, um so gewisser, als dabei Manches auch hinsichtlich unserer Gegenwart noch zu beachten ist. Werner schreibt seinem Freunde:

„Der Staat ist eine Verbindung, die einer gegebenen Menschenmasse es möglich machen soll, ihre höchste Bestimmung zu erreichen. Sie isolirt diese Masse, um sie veredelt der ganzen Menschheit wiederzugeben, und zu diesem Zwecke muß sie ihr freien Spielraum ihrer Kräfte, Genuß ihrer Rechte, kurz Alles verstatten, was Du besser als ich

Digitized by Google

weißt und worüber ich nicht salbadern will. Nur die unterstrichene Stelle bitte ich Dich nicht zu vergessen, sie führt Dich darauf, daß der Staat die Pflanzschule der durch ihn begrenzten Menschenmasse für die gesammte Menschheit seyn soll. Nun ist aber der Egoismus der Tod alles gemeinnützigen Wirkens einerseits, so wie anderseits die Erbsünde des nicht höher gebildeten Menschen. Der Staat, wie er seyn soll — Pflanzschule höherer Humanität — nimmt den Menschen wie er ist, als sich isolirendes Wesen, verbürgt ihm vollen Genuß seiner Persönlichkeit. Nachdem er ihn also mittelst seines eigenen Egoismus angelockt hat, führt er ihn durch Bildung von Stufe zu Stufe, bis zu der höchsten, wo der am Höchsten gebildete Mensch wieder seinem Egoismus freiwillig entsagt, sich bloß als Theil des Ganzen betrachtet, in dieser hohen Idee seine volle Befriedigung findet, so den edelsten Zweck der Natur, die nichts Isolirtes duldet, mit Willkür befördert, und auf den höchsten Punkt geräth, wo das, was er als Nothwendigkeit dulden muß, bei ihm Freiheit wird. Dieses Gemälde, wovon eine wohlorganisirte Ordens-Verfassung die Miniatur-Copie oder besser das Modell darstellt, ist in meinem dramatischen Werk („die Söhne des Thales") mit so viel Klarheit bezeichnet, als es mir möglich war, und darum ist mir das Ding lieb. — Doch ich gehe weiter. Der Staat ist Pflanzschule der Menschen-Veredlung, wie wirkt er auf den ihm untergebenen Koloß, wie tödtet er dessen Unsittlichkeit und dessen Egoismus? Dadurch, daß er ihm ein sittliches Ideal — Kant nennt's das höchste

Digitized by Google

Gut — aufstellt, und also Moral, und dadurch, daß er ihm den Sinn für das Unendliche der Natur und ihrer Gesetze öffnet, das heißt: daß er ihm Religion giebt. Jene, die Moral, lehrt ihn zu immer höherer Selbstveredlung nach dem vorgesteckten Ziele streben, wogegen ihm die Religion zeigt, wie er als Mitglied des Unendlichen sich seines Egoismus entäußern, Theil des Ganzen seyn und sich unbedingt dessen ewigen Gesetzen ergeben muß. Wenn Dir diese Gegeneinanderstellung nur etwas den Blick auf den himmelweiten Unterschied zwischen Moral und Religion leitet, so bin ich schon zufrieden. Aber, obgleich wesentlich verschieden, so arbeitet doch jene dieser vor; der Mensch muß erst Sinn für etwas Höheres — das Ideal — haben, ehe er ihn auf das ihn umgebende Unendliche richten kann; sonst läuft er unausbleiblich Gefahr, in diesem Chaos zu ersaufen: der Mensch, als ein Gefäß, muß von dem klaren Wasser der Moral erst ausgespült seyn, ehe der köstliche Wein der Religion in ihn gegossen werden kann. In meinem dramatischen Gedicht war jenes die Function des „Tempelordens", dieses das höhere Geschäft des „Thales". — Alle Bemühungen des wohlorganisirten Staates, dem Menschen Moral und Religion zu geben, würden scheitern, wenn nicht in seinem Innern Grundkräfte wären, die auf jene beiden köstlichen Polarsterne hinweisen. Diese Grundkräfte sind Vernunft und Phantasie, die uns beide auf das Höchste unsrer Bestimmung hinweisen, wogegen das, was man so gewöhnlich Verstand nennt, nur der

Digitized by Google

Knüppel und Stecken ist, uns durch dieses niedere Erdenleben zu leiten. — Die Vernunft giebt uns Moral; die Natur hat uns aber noch eine andere Grundkraft verliehen, die, wo nicht höher denn aller Menschen Vernunft, doch höher als aller Menschen Verstand ist, nämlich die Phantasie. Diese ist die Grundkraft des Menschen, sich als Theil des ihn umgebenden unendlichen Ganzen und — wenn ich es plump sagen soll — als Theil der Gottheit zu fühlen. Durch diese Hypothese erläutert sich die Wahrheit von unendlich vielen Dingen, die ewig wahr und doch ewig unbegreiflich sind. Vernunft und Phantasie, wovon jene uns die Gottheit in uns ahnen, diese uns unmittelbar als Theil der Gottheit — oder der Natur, durch die sich die Gottheit geoffenbart — uns fühlen läßt, sind also die höchsten Kräfte, Moral und Religion die höchsten Tendenzen der Menschheit. Auf die Moral weiset die Philosophie, die Wissenschaft, die aus den Gesetzen unsres Selbst die Eigenschaften des Ideals, der Gottheit, und die Grenzen der uns umgebenden Welt herleitet. Diese Wissenschaft kann und muß demonstrirt werden, da sie von der Vernunft, der Kraft abhängt, die sich in Begriffen oder eigentlicher in Ideen äußert. Phantasie dagegen ist das Gefühl bis zur Anschauung des Unendlichen gebildet, ist Religion. Diese ist also lediglich Gefühlssache, auch stellt sie uns kein Ideal auf; sie kann also weder demonstrirt werden noch uns zum Pflichtbegriff bringen, und wird sie von aufgeklärten Pfaffen dem Pflichtbegriff untergelegt, so heißt

Digitized by Google

das eben so viel, als ob Gefühle uns zu Handlungen treiben sollen, ein Absurdum, ein gebrechliches Fundament, worauf kein vernünftiges Moralsystem gebaut werden kann. Eine religiöse Moral ist eine Contradictio in adjecto! — Obwohl wir aber ein in uns liegendes Gefühl haben, daß wir Theile des Unendlichen sind (Phantasie), so ist doch von dieser bis zur Anschauung des Unendlichen (Religion) noch ein Saltus, der nur durch ein Mittelglied ausgefüllt werden kann. Um das Unendliche anschauen zu können, müssen wir ihm zuvor eine Gestalt geben, und diese Gestalt des Unendlichen ist das Schöne, und die Gestaltung des Unendlichen ist die Kunst. Die Kunst qua talis ist also lediglich Sache des Gefühls, der Verstand concurrirt bei ihr gar nicht, sie ist bloß aus der Phantasie abgeleitet. Jedes Kunstwerk ist ein Symbol des Unendlichen nach den Gesetzen desselben geregelt, um es der Phantasie zur Anschauung — nicht dem Verstande zum Begreifen, überhaupt ein fatales egoistisches, aller Poesie entgegengesetztes Wort! — darzustellen. Von Begreiflichkeit im strengeren Sinne kann bei der Kunst schon deshalb nicht die Rede seyn, weil bei dem Begreifen man das Begriffene so zu sagen aus dem Unendlichen heraushebt, der Zweck der Kunst es dagegen ist, selbst den individuellesten Gegenstand und mit ihm das Gemüth des Beschauers in ein Verhältniß mit dem Unendlichen zu versetzen, beides, sowohl den Gegenstand als den Beschauer, ins Unendliche zu versenken. — — Am begreiflichsten muß das zum Beispiel bei der Musik werden,

Digitized by Google

die keineswegs ein bloßes Appendix der Dichtkunst (wie der alte Kant irriger Weise geglaubt hat), sondern ganz von ihr independent, etwas Höheres, ja die höchste aller Künste eben deshalb ist, weil bei ihr gar nichts zu verstehen ist, und sie, so zu sagen, das Universum mit uns in unmittelbaren Rapport setzt. — Wenn die Sehnsucht, verbunden mit dem Bewußtseyn freier Gemüthsthätigkeit, der höchste Effekt eines schönen Kunstproducts und zugleich der Zweck der Natur ist, die alles Einzelne immer als Theil für's Ganze benutzt und aufzulösen sucht, so wirst Du die Weisheit der Natur bewundern, die zwischen uns und das Universum drei große Leiter gesetzt hat, nämlich 1) die jedem Volk anklebende und jeder Religion mehr oder minder zum Grunde liegende Idee eines Mittlers; das heißt 2) die Liebe, die uns bewegt, uns mit dem Universo thätig zu vermischen und 3) den Tod, der uns drängt, uns am Ende in's Universum leidend dahinzugeben und aufzulösen, demselben Universum, das ich in der Parabel in einem zweiten Theile den Heiland aus den Wäßern mit vielem Grunde nenne. Diesen Dreien, der Menschheit angeborenen Grundkräften liegt die höhere Liebe, oder die Sehnsucht, in's Unendliche zu zerfließen, zum Grunde, und so wird Dir das Räthsel klar werden, warum der wahre Religiöse zugleich rein wollüstig ist, item der Künstler. Die Natur hat es an sich, in ihre gröbsten Hüllen immer das Edelste zu versenken, und der eigentliche Tod ist ganz gewiß das Non plus ultra der Wollust. — Es ist ganz natürlich, man

Digitized by Google

kann die Geſetze des Univerſums anſchauen, nicht ohne einen Mittler, wohl aber ohne einen Gott zu bedürfen; auch ohne dieſe Idee werden Dir die Geſetze des Univerſums klar werden, iſt das nicht der Fall, wohl, ſo ſetze Dir einen Gott. Du kannſt auch religiös ſeyn ohne ihn, nicht aber ohne Mittler. Willſt Du aber dem gewöhnlichen Wortſinn nach unſterblich ſeyn, ſo iſt die Göttlichkeit der Religion nicht in Dein Herz gedrungen, Du haſt keine Idee von der Wonne, Dich ins Unendliche zu verſenken, Du biſt irreligiös, auch von dem innerſten Weſen der Kunſt entfremdet. — Ob nach allem dieſem Religion etwas dem Menſchen entbehrliches, Kunſt ein bloßes Spielwerk geſchmackvoller Schwächlinge, oder ob nicht vielmehr beides dem Grundweſen des Menſchen eingeimpft iſt, überlaſſe ich Deiner eigenen Beurtheilung.“

„Weil aber der religiöſe Sinn für's Unendliche, ſo nothwendig er iſt, im täglichen Treiben mehr oder weniger verloren geht, ſo muß es Prieſter, ſo muß es eine Kirche geben, das iſt das Hauptthema meines ellenlangen Briefes, das ich nach dem Vorhergeſagten nur ganz kurz berühren kann. — Prieſter iſt Jeder, der den Sinn für's Unendliche hat, und ihn in Andern aufregt. Nicht bloß der Geiſtliche, der Künſtler, auch der Staatsmann, der Held, der König ſind in dieſem Sinne Prieſter, und ich frage Dich auf's Gewiſſen: zeigt Dir die Geſchichte einen großen Miniſter, König oder Kaiſer, ohne einen hohen Grad ſchaffender Phantaſie? Der Radikalfehler der jetzigen Generation aber iſt, daß, ſo wie ſich die Einzelnen

Digitized by Google

isoliren, dies auch — ihrer Schutz- und Trutzbündnisse ohnerachtet — bei den Staaten der Fall ist; eine unvermeidliche Folge der einseitigen Verstandes-Kultur, die uns vom Ganzen isolirt, auf Kosten der Phantasie, die uns mit dem Ganzen amalgamirt. Diesem, den Einzelnen vom Einzelnen, und das Volk von den Völkern isolirenden egoistischen Zeitgeiste muß entgegengearbeitet werden; immer ist eine Opposition nöthig gewesen und noch, diese kann aber nicht vom Stoffe des Zeitgeistes seyn, sonst könnte sie ihm nicht entgegenwirken; sie muß vom Sinn für das Unendliche, von der Ueberzeugung, daß Jeder bloß Theil des Universums und nichts mehr ist, durchdrungen seyn, muß also die bestmöglichste religiöse Gesellschaft, mit einem Worte: die Kirche seyn. In diesem Sinne sagt mein Erzbischof im zweiten Theile:

„Die Kirche ist das große Gleichgewicht
Vom Schicksal hingestellt zur ew'gen Brustwehr,
Daß nie der Menschenherrscher sich vermesse,
Das Heiligthum der Menschheit anzutasten."

„So ist die Kirche Legatus natus der Menschheit, die geborene Oppositions-Partei gegen Uebermacht und Egoismus, gegen Kronen und Jakobiner-Mützen. So ist sie, ihrer Grund-Idee nach, immer gewesen; daß sie in rohen Zeiten roh war, ist wahr, aber es war theils eine Nothwendigkeit, weil auf den rohen Ast barbarischer Völker ein roher Keil gehörte, zum Beispiel Ketzer, die alle Katholiken verbrennen wollten, dem Gesetze der Nothwehr zufolge natürlich von den Katholiken selbst verbrannt werden mußten; theils war es ein Fehler der Kirche, daß sie, die

Digitized by Google

eo ipso dem Zeitgeiſt entgegen arbeiten ſollte, ſich herabließ, ſich ihm zu accommodiren; aber ein zufälliger Fehler ändert ſo wenig was im Weſen der Sache als der beſoffene Pfaffe am Altar der Heiligkeit der Communion etwas benimmt. Daß vollends die Kirche ſich unter den weltlichen Arm der Monarchen und der Völker, denen ſie ſich kraftvoll entgegenſetzen ſollte, ſchmiegte, war ein unverzeihlicher Fehler, den ſie und die Menſchheit gebüßt haben; denn ſage mir: würde es zur franzöſiſchen Revolution gekommen ſeyn, deren die Menſchheit ſchändende Greuel doch offenbar zu gar nichts geführt haben, wenn die Kirche hätte kraftvoll dazwiſchen treten können, zwiſchen Monarch und Volk, und würde die Kirche, wenn ſie noch Macht hätte, nicht allen Unfug der privilegirten Stände, namentlich des Adels, über den Du ſo klagſt, wie mit einem Zauberſchlage bannen können, durch ein Machtwort?!—„Ha, ha!“ ſagſt Du, „um uns Pfaffen-Despotismus zu geben!“ — Wer ſagt Dir das, daß der Prieſter des Heiligſten ein Pfaffe ſeyn muß; ſchlecht genug für Staat und Kirche, daß er es war! Ein Pfaffe iſt ein Prieſter, der dem Egoismus, dem Zeitgeiſte opfert, nach dem Vorhergegangenen eine contradictio in adjecto: in meiner Kirche giebt's nur Prieſter, nicht Pfaffen! —

Aber, fragſt Du mich, was haben Deine Prieſter, die Beſchauer des Heiligſten, mit dem weltlichen Regiment zu thun, ſo antworte ich Dir: als Beſchauer nichts, aber als Prieſter, als wirkende Heroen, die den erſten Zweck der Natur, Vertilgung des Egois-

Digitized by Google

mus, befördern ſollen, ſehr viel. Ob ſie, wenn ſie echte Religioſen ſind, es gerne thun, ſich mit den Greueln der Menſchheit gemein zu machen, iſt eine andere Frage, aber ſie müſſen es thun, denn wer ſoll der Menſchheit helfen, als die Edlen, die Beſſeren; wer ſoll den Egoismus ausrotten, als die Einzigen, die von ſeinem zerſtörenden Gifte nicht durchdrungen ſind; und können Diejenigen, die, um ein Bild zu brauchen, auf einer lichtvollen Wolke über der Menſchheit ſchweben, ſo gern ſie auch den Blick zu Gott emporheben möchten, es mit anſehen, wenn die von allem Heiligen entfremdete Menſchheit ſich unter ihnen erwürgt, könnte die Kirche, die Gemeinſchaft der Heiligen, zum Beiſpiel es mit anſehen, daß Millionen Menſchen geopfert werden ſollen, damit ein Artillerie-Lieutenant die ganze Welt beherrſche, oder ein chriſtliches Judenvolk einen neuen Stapelplatz zum Schachern erhalten ſoll? — Wenn alſo die Kirche und nur allein die Kirche (die vom Egoismus entfremdete Geſellſchaft der Beſſeren) die Welt beherrſchen ſoll, ſo muß ſie Kraft haben; die Kirche muß durch die iſolirten Staaten ein Vereinigungsband ziehen, den Sinn für Religion. Um das thun zu können, muß ſie aber exiſtiren, nicht blos wie jetzt, in den Köpfen der Beſſeren, ſondern durch eine förmliche, wenn gleich Anfangs kleine und unſcheinbare Verbindung. Dieſes iſt der mir vorſchwebende religiöſe Orden, der keinen neuen Religions-Cultus erdenken, ſondern nur den ſchlummernden Keim der Religion wecken ſoll. Dieſe Geſellſchaft müßte ſelbſt Religion haben, ich ſage

Digitized by Google

Religion, das heißt nicht eine bestimmte, nicht diese oder jene Religion, sondern Sinn für's Unendliche und das lebendige Gefühl, daß man nur Theil desselben, nur für dasselbe da ist. Jeder wäre Priester, Jeder Glied der Gemeinde. Träte ich zum Beispiel auf und schilderte den katholischen Glauben, den ich für den besten halte, weil mir die, jeder Religion zum Grunde liegende Haupt-Idee eines Mittlers am herrlichsten darin ausgedrückt scheint, so träte vielleicht ein Anderer nach mir auf, und belebte den Bund durch die Aufstellung indischer Mythen, die in jedem Grundwesen Mann und Frau zugleich, und also die Idee der alles belebenden Liebe aufgestellt haben; ein Dritter bete meinetwegen mit den Parsen das Feuer an. Jede religiöse Ansicht würde tolerirt. Träte aber Jemand auf und sagte: es ist nichts mit dem ganzen Universum, ich bin nur für mich geschaffen, nur ein isolirtes Wesen, mein Wohlseyn ist mein erstes und letztes Ziel; kurz, spräche er so, wie jetzt alle Völker, mehr oder minder verblümt, leugnete er alles Göttliche im Menschen, so könnte er alles Mögliche seyn, nur nicht Mitglied unseres Bundes. — Die Folge eines solchen religiösen Bundes ist nun doppelt; 1) Proselytenmacherei, weil man sich für das Heilige nicht interessiren kann, ohne Freunde zu werben, die sich mit uns dessen freuen, wie Liebe, Freude, Kunst, kurz jedes Edlere im Menschen Genossen sucht. 2) Intoleranz, ich sage Intoleranz, gegen alles Gemeine, Platte, Unheilige, nicht um dessen Anhänger mit Feuer und Schwerdt auszutilgen, sondern zu wirken, damit sie

Digitized by Google

der Menschheit nicht schaden. — Sprich nicht von Fanatismus, sondern frage Dich selbst, ob Du gegen einen impertinenten Bengel tolerant bist? Und was ist ein Solcher gegen einen Schriftgelehrten, der das Volk irre führt! Was dem Ganzen schadet, das sind ein, zwei oder drei Kerls, die von allen für Coryphäen des Geschmacks gehalten werden, und doch vom Wesen der Kunst weniger verstehen als ein altes Weib; diese Orakel und Consorten führen die Menschen irre, sie sind die Schriftgelehrten, gegen die unser Herr Jesus (und nicht gegen die Zöllner und Sünder) die Geißel führte, eine Scene, die Dir zeigen könnte, was der von den dummen Anti-Schlegelianern so dumm verachtete heilige Zorn ist."

Daß in diesem ob auch wohlgemeinten Hirngespinnst eines Ordensgewebes die katholischen Grundlagen in Betracht kamen, wird eben so wenig zu bezweifeln seyn als die Thatsache, wie sehr man sich damals mit allerlei Ordensgeflecht beschäftigte, was uns sogar Goethe in seinem „Wilhelm Meister" umständlich genug bemerken läßt. Das Hinneigen zu Dem, was im Mittelalter, im Jugendwalten des Romantischen, der dem Bilderdienst verknüpfte Allgemeinglaube war, ist überhaupt der „romantischen Schule", der Werner sich anschloß, fast allgemein eigenthümlich, und sein Eingehen zum Katholischen wird aus den mir vorliegenden Briefen noch erkennbarer durch spätere Aeußerungen, als er bereits in seine Dichtung: „Die Weihe der Kraft" sich vertiefte.

Digitized by Google

Am 22. Februar 1806 berichtet er an Peguilhen aus Berlin: „Nächstdem melde ich Dir, daß ich ein Schauspiel für die hiesige Bühne schreibe, das bald fertig ist, und will's Gott, noch diesen Sommer gespielt werden wird. Sein Gegenstand ist Dr. Martin Luther! — Das war noch ein Mann, ein ganzer Mann! Sieh, der kämpfte auch für die Freiheit, aber er war selber frei. Glaube übrigens nicht, daß ich darum weniger katholisch bin als sonst. Luther war es gewiß auch im höheren Sinne! Dieser Luther soll übrigens für die Quartaner das seyn, was die „Thales-Söhne" für die Tertianer in der Religion waren, und das „Kreuz an der Ostsee" für die Secundaner ist. Für die Primaner kann ich nicht schreiben, denn die lesen keine Komödien mehr." —

„Die Weihe der Kraft" mit dem Werner'schen Luther kam nun auch schon am 11. Juni 1806 auf die Bühne, und die erste Veranlassung zu diesem Glaubensdrama hatte bei seiner Anwesenheit in Berlin — Schiller gegeben. Er fragte Iffland: „Haben Sie nichts zu lesen für mich, etwas Neues im Manuscript vielleicht?" — Kurz zuvor hatte Werner „Die Söhne des Thales" als „Ordensgemälde in fünf Akten" eingeschickt, und bei Iffland lag dies Werk; jetzt griff er danach, und Schiller empfing es. Am nächsten Morgen ward dieser von Iffland besucht, der den damals schon bedenklich kränkelnden Dichter fragte: „Wie haben Sie geschlafen, und wie geht's Ihnen heut?" — „Ganz gut", antwortete Schiller; „geschlafen hab' ich aber gar

Digitized by Google

nicht! Wegen Ihres Manuscripts bin ich die ganze Nacht wach geblieben. Von wem ist's?" — „Von einem gewissen Werner", entgegnete Iffland. — „Von einem gewissen Werner?" sagte Schiller nicht ohne empfindliche Betonung; „das ist Ihr Mann, an Den müssen Sie sich halten, wenn Sie etwas für die Bühne haben wollen. Ich mag nicht verbürgen, daß dies Stück bei der Darstellung Effekt machen wird; aber fordern Sie ihn auf, einen Glaubenshelden in einem andern Stücke zu schildern: Niemand kann es besser als er!" — Iffland erzählte dies in einer Abendgesellschaft des derzeitigen Kabinetsrath Beyme, durch diesen ward Werner's Wunsch, nach Berlin versetzt zu werden, betriebsam unterstützt, und im October 1805 erfüllt. Ein Unrecht gegen Iffland wäre es aber, wollte man glauben, er habe sich nicht schon vor jenem Gespräch mit Schiller, der im Mai 1804 in Berlin war, um Werner bekümmert. Dieser meldet am 30. April 1804 seinem Freunde Peguilhen: „Huray*) hat an mich geschrieben des Inhalts: Iffland habe ihn nach dem Verfasser der „Thales-Söhne" gefragt und ihm den Auftrag gegeben, bei mir anzufragen: ob ich nicht übernehmen würde, für das Berliner Theater zu schreiben; Schiller erhielte für jedes Stück 100 Ducaten, in dem Verhältniß würde Iffland mich vielleicht auch stellen, dabei könnte ich dann ex post

*) Daniel Huray, erst Regisseur, dann Director der Bühne in Danzig.

Digitized by Google

nach Jahr und Tag das Stück noch an Verleger verkaufen; ich dürfte nur durch einen Wink meine Meinung bekannt machen, und Iffland würde sich sodann gleich mit mir in Unterhandlungen einlassen."

Welche Forderungen Werner — zu seinem Vermögen von 12000 Thalern — in Bezug auf Orts- und Amts-Veränderung beantragt, wird aus demselben Briefe ersichtlich: „Ich müßte bei der Berliner Theater-Direction mindestens einen Posten von 600 Thalern Fixum (ohngerechnet dessen, was ich mir etwa durch Schriftstellerei machte) haben; dieses Gehalt aber wird, glaube ich, nur dem Theater-Dichter Herklots zu Theil, der — —*) doch noch lebt und leben wird. Wäre ein anderer Posten von der Art, bei dem wenig oder nichts zu thun wäre, vacant, so wär's ein Anderes. Aber unter 600 Thaler Fixum kann ich in Berlin nicht füglich leben, auch ist Berlin ein im Grunde fataler Ort für Den, der dort nicht locker leben kann. Ja, wer unverheirathet ist, aber Du kennst meine Lage! Mein Rath ist also der: Du nähmst Gelegenheit, Ifflanden kennen zu lernen, und mit ihm von mir zu sprechen. Du detaillirtest ihm gütigst meine Lage und Wünsche, sähst was zu thun wäre, um mir 600 Thaler Fixum zu verschaffen durch einen faulen Posten, gleichviel ob er bei der Theater-Direction oder nicht, hoch oder niedrig betitelt wäre, wenn er mir nur ein nicht precaires Fixum und sorgenfrei Leben

*) Eine ungeziemende Aeußerung gegen Herklots ist hier weggelassen.

Digitized by Google

verbürgt; denn habe ich das und Muße, so kann ich arbeiten für's Theater, selbst wenn ich Laternen-Inspector wäre." — Aus Warschau schrieb er am 11. Juni 1804: „Uebrigens freue ich mich wirklich ganz herzlich, wenn ich daran denke, nach Berlin zu kommen und mit Dir, rechtschaffenem Kerl, zu weinen und zu lachen, wie sich's trifft. Aber zwei Hauptbedingungen sind: 1) daß ich dabei nicht verhungere; 2) daß es ein Faullenzer-Posten ist, denn soll ich keine kommode Tage haben, so bleibe ich in Warschau, wo ich schon das Terrain kenne." — Am 4. September 1805 meldet er, noch von Warschau: „Was meine Versetzung nach Berlin betrifft, so ist solche so nah, daß ich tagtäglich der bestimmten Marschordre entgegensehe. Als was ich in Berlin angestellt werden soll, weiß ich selbst noch nicht, habe aber allen Grund zu vermuthen, daß man mich einstweilen zu einem Stück Geheimen Secretair mit circa 600 Thaler Diäten machen wird." —

Nach Berlin hatte Werner seine dritte Frau mitgebracht, von zwei Frauen war er bereits geschieden, und wenn man sein Leben und Treiben beobachten, davon hören konnte, ließen sich diese Scheidungen ohne vieles Forschen begreifen. Ueber Liebe und Ehe herrschte in ihm die sinnlichste Leichtfertigkeit, die sich auch nicht den Schein des Sittlichen zu bewahren wußte. Darüber mögen wenige Andeutungen zugleich seine Aufrichtigkeit bezeugen. — Im Jahre 1798 war ihm eingefallen, sich von Warschau nach Bialystock, wo sich damals Peguilhen befand, versetzen zu lassen. Ihm schrieb nun Werner unter Anderem: „Wenn

Digitized by Google

man nach Bialyſtock in Geſellſchaft eines ſchönen Weibes käme, und ſie weder als Frau noch als Maitreſſe präſentiren wollte, wären Eure Zirkel wohl aufgeklärt genug, um dieſes niedliche, ſehr gut erzogene Weibchen — eine halbe Deutſche und halbe Engländerin, keine Tyrannin, aber auch nicht wie meine Vorige!!! — um dieſes Weibchen, ſage ich, darin als Madame X oder Z zu produciren, und mit ihr unverheirathet zuſammen zu wohnen? Jedoch bitte ich im ganzen Ernſt, über dieſes Räthſel, was hier noch ganz ein Geheimniß iſt, weder von Dieſem noch von Jenem Aufklärung zu verlangen, da beides mich ſehr compromittiren würde". — Dies hatte er allerdings zu fürchten, denn Werner war derzeit verheirathet, bald danach geſchieden, ein Jahr ſpäter (1799) wieder verheirathet, 1801 abermals geſchieden, und im Juni 1802 berichtet er verſpätet aus Warſchau: „Ich bin mit meiner dritten Frau, einer hieſigen Schneiderstochter, Malgorszata Mankviatovska, ſeit dem September vorigen Jahres verheirathet. Meine Frau iſt ſtockpolniſch, 19 Jahr alt, und macht mich unendlich glücklich." — Es dauerte jedoch nicht lange mit dem Unendlichen, auch dieſe Ehe wurde aufgelöſt nach kaum vierjährigem Beſtande, und dem nun ſechsunddreißigjährigen Werner hatten bereits drei Frauen gern entſagt. Hinſichtlich der Dritten ſchreibt er an den Freund: „Erlaß mir die traurigen Details; das aber kann ich Dir ſchwören, daß die Scheidung von meinem innigſt geliebten Weibe (das Scheidungs-Erkenntniß iſt ſchon heraus) vielleicht die einzige gute Handlung

Digitized by Google

meines Lebens und das schwerste Opfer war, was ich je brachte." — Die „Details" wurden sehr offenkundig. Werner überließ sich während seines Aufenthalts in Berlin den sinnlichsten Genüssen, und dies zu dulden, verweigerte das Gefühl der schönen dreiundzwanzigjährigen Frau, die ich gesehen, aber nicht näher gekannt habe. Urtheilsfähige versicherten mir jedoch, daß sie sich durch Selbstbildung auszeichnete. Bei den Versuchen, Hülfe zu finden gegen das wüste Betragen ihres Mannes, das sein Aeußeres merklich veränderte, nahm sich der Staatsrath Kunth ihrer an, und sie wurde dessen glückliche Gattin, wußte sich also in steigende Verhältnisse einzuleben, was jedenfalls zeugt für höhere Geistesfähigkeit, als man bei einer polnischen Schneiderstochter vermuthet. Mit welchem Grunde Werner von einer „guten Handlung" und vom „Opfer" sprechen kann, das ist mir unenthüllt, schmerzlich war indeß diese Scheidung dem zwar zügellos leichtfertigen, trotz seiner theilweise unsittlichen Schwächen aber oft von gemüthlichen Stunden wunderlich überraschten Mann. Friederike Bethmann hat mir darüber Einzelnes mitgetheilt, unter Verschiedenem erzählte sie mir in Bezug auf jene Frau: „Als Werner im Jahre 1808 von Berlin abzureisen gedachte, stürzte er eines Abends mit fliegendem Mantel zu uns in's Zimmer, dabei heftig ausrufend: „Sie liebt mich noch, sie liebt mich noch!" Erst nach Umschweifen ward es uns klar, daß Werner die Kunth meinte, nachdem er bei ihr den Abschiedsbesuch nicht unterlassen hatte, und auf meine

Digitized by Google

Frage: woran er die noch dauernde Liebe erkannt habe, antwortete er in Verzückung: „Sie begleitete mich bis an die Treppe, und dort ſagte ſie: Werner, in Rückſicht auf unſer ſonſtiges Verhältniß will ich Dir noch einen freundſchaftlichen Rath geben: waſch' Dich, kämm' Dich, denn Du ſiehſt aus wie — —!" Für die, nicht von der Bethmann, nur hier unterdrückte Vergleichung darf man den ſtärkſten Ausdruck gebrauchen, und die geſchiedene Frau nicht im Unrecht finden; denn Werner vernachläſſigte ſich zuweilen ſo, daß ein ähnlicher Rath nützlich ſeyn konnte. — Wie nächſtdem irgend ein Gedanke ſeine Gereiztheit wendete oder ſteigerte, er dann faſt unzurechnungsfähig wurde, davon erwähnte die Bethmann noch zwei Beiſpiele, die entſchieden bezeichnend ſind. — Eines Tages wurde Werner's Wunſch erfüllt, die Kunſtkammer und Gemäldegallerie im Berliner Königlichen Schloſſe zu beſichtigen, nachdem der Kaſtellan, in Folge ſeiner Vermittelung, die Vormittagsſtunden, in denen es geſchehen könne, beſtimmte. Es hatten ſich, der Verabredung gemäß, vor dem Schloßeingange bis zu zwanzig Perſonen zum Beſchauen jener Kunſtſchätze vereint, Werner mitten unter ihnen. In der Gemälde-Gallerie verlor er alle Aufmerkſamkeit für Anderes, als er vor einem Heiligenbilde ſtand, und wenn man ihn rief oder herbeiholte, immer lief er wieder zu demſelben Gemälde. Dies dauerte, bis man die Säle verließ, da rief plötzlich Werner auf der Schloßtreppe: „Mein Hut, mein Hut!" Man mußte umkehren, den Kaſtellan erſuchen, nochmals aufzuſchließen,

Digitized by Google

und nun ging es an ein Suchen, wobei sich der dienstfertige Kastellan berührigst umthat. Endlich kam er wieder herbei und sagte verlegen: „Ich habe zwar dahinten einen Hut gefunden, kann aber nicht glauben, daß es der dieses Herrn sey.“ — „Es ist meiner!“ rief lebhaft Werner, empfing einen sehr abgenutzten Kindeshut, und sprach nun erklärend: „Meine Mutter schenkte ihn mir an meinem sechsten Geburtstage und ich hab' ihn mir aufbewahrt; da nun heut auch ein Jahrestag meiner Geburt ist, sah ich ihn mir an und konnte mich nicht davon trennen.“ — Die Wirkung dieser Sonderbarkeit läßt sich denken, doch verleugnete sie auch nicht ihren Theil ernsten Eindrucks. Alle verließen schweigend den Saal, und unterwegs erst befreite sich das Gespräch von der Befangenheit.

Hat dies Ereigniß einen Anflug vom Uebersinnlichen, ein zweites gehört dem Gegensatz an. — Da Werner gern süßen Wein, genannt Sekt, trank — überhaupt zu den „Gourmands“ gehörte — gab ihm die Bethmann etliche Fläschchen, mit solchem Wein gefüllt, mit auf die Reise. Nach ein paar Tagen, als man kurz zuvor darüber gesprochen hatte, wo Werner sich jetzt befinde, trat er selbst rasch ein. „Aber, mein Gott, wo kommen Sie her? wir glaubten Sie vierzig Meilen von hier!“ sagte die Bethmann, und er antwortete: „Ja, Verehrte, ich war auch schon eine Strecke fort, aber es trieb mich wieder zurück, um zu fragen: wo ist der vortreffliche Sekt zu haben?“ — Er hatte Postgeld verloren, um Sekt

Digitized by Google

zu holen, kaufte deſſen, und fuhr hierauf abermals von dannen.

Einmal wurde ich auch Zeuge von Werner's Hang zum Spukglauben. In einer Geſellſchaft, die ſich oft zuſammenfand bei einer geiſtig angeregten und anregenden Familie, war Werner mitheimiſch geworden. Man ſchätzte ſeine dichteriſchen Gaben, beſcherzte aber ſein Ueberſpanntes und Aufſchwärmen in's Haltloſe zuweilen durch verabredete Neckereien. Dazu wurde nun beſonders der von ihm unerſchütterlich genährte Glaube an Wunder, Geſpenſter und Hexenumtriebe benutzt. Eines Abends hatten ſich alle Anderen verbündet zur Erzählung von Geiſter- und ſonſtigen Wahngeſchichten, denen aber, wenn ſie augenblicklichen Eindruck gemacht hatten, ſtets die natürliche Löſung folgen mußte. Werner hörte anfangs mit behaglichſter Achtſamkeit zu, wurde aber allmälig bei jeder handgreiflichen Aufklärung verſtimmter, dann erhitzt; als nun aber der Bericht einer Hexenſage durch ein höchſt ſpaßiges Erläutern zunicht, und darüber ſehr gelacht wurde, gerieth Werner außer ſich, ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch, ſchrie dabei: „Hexen geben er's!" (örtlich beſchränkter Ausdruck für „Hexen giebt es!") verließ wüthig das Zimmer, und es bedurfte mehrmaligen Zuredens, ehe er wieder in jenem Familienkreiſe erſchien.

Im Jahre 1814 oder 1815 war Werner für kurze Zeit nochmals in Berlin; ſeine Ankunft wurde vorher bekannt, und ich erhielt auf ihn eine Anweiſung im Betrage von ſechshundert Gulden. Er hatte ſie

Digitized by Google

von dem, meinen Geschäfts-Verhältnissen dankenswerth zuthulichen Buchhändler Cotta empfangen, als Vorschuß in Bezug auf Reise-Berichte für das „Morgenblatt", die aber ausblieben, und ich sollte nun versuchen, jene Summe einzuziehen, was mißglückte. Um mir wenigstens ein Zeugniß zu verschaffen, daß ich die Angelegenheit betrieben habe, ging ich selbst zu Werner. Nachdem er „alle Forderung schwer überstandener Tage" von sich abwieß, kamen wir im Gespräch mit dem Erinnern doch zu sonstigem Bestreben, wobei Werner, wie er auch öffentlich gethan hat, seine Dichtungen sammt aller früheren Lebensbewegung verurtheilte. — „Vielfach hab' ich damals gesündigt", sagte er; „wenn Poesie und Kunst nicht in Demuth und Anbetung dem Höchsten dienen, Dichter und Künstler nicht mit Geist und Herz Priester des Allerheiligsten sind, werden sie den verderblichsten Abwegen nicht entgehen; ich finde dann im Kindesglauben die bessere, die reinere Erhebung, und das armseligste Crucifix erfüllt mich mit tieferer Andacht, als das gepriesenste weltliche Kunstwerk. Bin ich aber etwa deshalb, weil ich den Priesterrock anzog, ein poetisch Abtrünniger, der das Flügelkleid der Poesie verdammt? Nein! in meinem Bewußtwerden vereint sich nichts inniger, als der Begriff von Priester und Dichter. Der Talar des Priesters ward mir geschenkt, über mein Verdienst geschenkt; aber sey er das Gewand der Unterwürfigkeit, der Feier des Heiligen und Ewigen, jenes schöne Flügelkleid ward mir angeboren, es ist anvertrautes, unerschöpfliches Vermächtniß von Oben. Nicht nur

Digitized by Google

bis zum irdiſchen Ende werd' ich es pflegend behüten, ſondern, wie ich von Gottes Gnade hoffe, auch am verklärten Leibe nicht verloren haben." — Umſtändlicher ſprach er dann über ſeine früheren „Prunk- und Irrzuſtände", in deren Schilderung Entzücken und Bereuen nicht ſelten die ſchwungvolle Begeiſterung mit niederem Ausdruck vermiſchten. Dies habe ich auch wahrgenommen in einer von mir gehörten Predigt, bei der Werner zuweilen an Abraham a Santa Clara denken ließ, indem er mitten aus dem überſinnlichen Emporſchweben in die gewöhnlichſte Wirklichkeit herabſtürzte: ein Gegenſatz, der für einen Mehrtheil des Volkes niemals ohne Mächtigkeit iſt. Als er ſich über die Theater äußerte, gerieth er gegen deſſen „Götzerei und Verſumpfung des Erhabenen" in Flammeneifer, wo dann zur Verdammniß die derbſten Beiwörter auch nicht mangelten. Der letzte Eindruck, der mir von ſeinem Weſen blieb, war jedenfalls der ihm günſtigſte; denn aus dem Ungleichen der augenblicklichen Stimmungen entwickelte ſich mir deutlicher das Gleichgewicht der Ueber- und Abgeſpanntheit.

Die Veränderungen an ſeinem Aeußeren waren übrigens bedauernswerth auffällig; ſeine Geſtalt von Mittelgröße ſchien gegen ſonſt durch Abmagerung verlängert, das Geſicht mit dem unter ſtarken Brauen düſter blickenden Augen war faltiger, das dunkle Haar mehr mit Grau gemiſcht. Die Sprache aber hatte an Kraft und Volltönigkeit nichts verloren, und die Wandelbarkeit der Mienen war eben ſo lebhaft im Anreizenden, wie im Abſchreckenden, je nachdem er in

Digitized by Google

der Rede das ihm Werthe oder Widrige berührte. Unvergeßlich iſt er mir in dem Augenblick, als wir uns trennten. Wir hatten eben noch über Kunſt- und Literaturzwecke geſprochen, da ergriff er meine Hand und ſagte mit Würde: „Laſſen wir die Moder des Staubes ſich im Kreislauf abmüden, und wünſchen wir Jedem, daß ihm aus den unvermeidlichen Schmerzen des Irrthums die Kraft erwachſe, vom Weltlichen Alles hinzugeben, um durch Glauben und Ahnung das Reich der Unſchuld zurück zu empfangen, wie es einſt die Menſchheit mit dem Paradieſe verlor. Auf dieſen Segen hoffe ich, und dieſer Segen ſey mit Ihnen!“ — Da ſtand er innerſt angeregt vor mir als Geweihter, der beſeligt aufblickte zum Gebiet der Verheißung, und ich leugne nicht, daß der Mann, den ich vordem wegen ſeiner ſchwankenden Wunderlichkeit belächeln mußte, mich erſchüttert hätte, wonach mir die gerühmte Wirkung ſeiner Predigten ſehr einleuchtend, der Werner von Ehemals und Jetzt zu einem ſeltſamen Doppelweſen, daneben doch wieder zu einer denkbar möglichen Einheit wurde. — Fühlte er ſich durch ſeine prieſterliche Thätigkeit beſeligt, ſo iſt dies mit keinem Wort zu verletzen; ein nicht gering zu ſchätzendes Andenken wird ihm aber — auch bei verſchiedenem Urtheil — doch nur bewahrt durch ſeine Dichterwerke, die er verdammte.

Schon ein paar Mal bin ich in Nachbetrachtung meines Lebensganges an Chriſtian von Mecheln mehr vorübergegangen, als daß ich mir den in ſeinem Behaben mitunter ſeltſamen alten Schweizer feſtgehalten

Digitized by Google

hätte. Wo ich ihn erwähnte, geschah es mit der ihm schuldigen Dankbarkeit für die mir von ihm eben so wohlwollend als klug bewiesene Theilnahme bei dem Gefährlichen während der französischen Gewaltherrschaft; doch mag es hinsichtlich seiner Eigenthümlichkeit, die theils rührend, theils belustigend ansprach, geziemend seyn, ihn deutlicher hervortreten zu lassen, weil auch er beiläufig mit seinem Benehmen das Zeitwesen bezeichnet. — Daß Mecheln ein beachteter Mann war, bezeugen die ihm bei seiner Anwesenheit in Weimar von Schiller am 16. März 1805 gewidmeten Zeilen:

„Unerschöpflich an Reiz, an immer erneuerter Schönheit
Ist die Natur; die Kunst ist unerschöpflich wie sie.
Heil Dir, würdiger Greis! Für Beide bewahr'st Du im Herzen
Warmes Gefühl, und so ist ewige Jugend Dein Loos."

Hierzu gab der Probst Hanstein in Berlin an Mecheln's achtzigstem Geburtstage — am 4. April 1816 — folgende Nachschrift:

„Im prophetischen Geist hast Du gesungen, o Schiller!
Jugendlich wirket noch heut Mecheln, Dein würdiger Greis;
Denn noch glüht Ihm warmes Gefühl im Herzen für Beide:
In dem Tempel Natur opfert er feiernd der Kunst."

Diese doppelte Anerkennung sey vorausgeschickt, um den Werth Mecheln's zu bekräftigen, was nicht hindern kann, daß, der verdienten Achtung ohne Abzug, auch sein sehr geübt eingreifendes Umsichthun anschaulich werde.

Er war aus seiner Heimath Basel geflüchtet, nachdem er im Kunsthandel, hauptsächlich bei Herausgabe einer General-Landkarte der Schweiz, in Schulden

Digitized by Google

gerieth, die er weder decken noch Hülfe finden konnte. Nach der Meinung seiner Anverwandten hätte man ihn aus Staatsmitteln unterstützen sollen, weil es damals die beste General-Landkarte der Schweiz war, die für Mechel n zum Unheil, der Gesammtheit aber nützlich wurde. Zahlungsunfähige bei Handelsgeschäften bedrohte die Schweiz im vorigen Jahrhundert noch mit strengen Gesetzen, und der einzige Ausweg war, eine andere Heimath zu suchen. Mechel n wandte sich im Jahre 1803 nach Berlin, wußte mit der unbefangensten Dreistigkeit in dem engsten Kreise des Königs Friedrich Wilhelm III. vertraut zu werden, empfing jetzt aus Gutwillen, dann durch Ueberredung mancherlei Aufträge, bei deren Ausführung er auch meiner gedachte, indem er schon 1805, bald nach meiner dauernden Ansäßigkeit in Berlin, mich umfänglich bei seinen Unternehmungen in Anspruch nahm. Er zeigte bis in das Geringste hinein Sparsamkeit, man darf sagen Geiz, schickte aber alles Erworbene nach der Schweiz; denn seines Lebens Ziel war nur noch, die Schulden dort zahlen zu lassen, um im Vaterlande sein Grab finden zu können, was zum erschütternd Gemüthlichen wurde an seinem Geiz. Er kleidete sich so erkennbar ärmlich, um verleitet zu werden, daß man ihm ein Almosen geben dürfe, und ich sah ihn von 1805 bis 1817, seinem Sterbejahr, stets in demselben Anzuge, der zahlreiche Spuren des Ausbesserns zur Schau trug.

Bis zum Eindringen der Franzosen hatte er eine geräumige Miethswohnung, die ihm nöthig war für

Digitized by Google

eine Mischmenge von Kunstgegenständen; als er aber nun von der Stadtbehörde zur Aufnahme fremder ungebetener Gäste gezwungen werden sollte, half er sich mit treuherziger Keckheit. Er ging zur Wittwe des Prinzen Heinrich, Prinzeß Wilhelmine von Hessen, die, was ich schon erwähnte, in dem großen Palais viele unbewohnte Zimmer hatte; sie erlaubte auf Mecheln's unwiderstehliches Ersuchen ihm den Einzug, und er nahm eine Reihe von Gemächern in Besitz. Seine schmiegsame Gewandtheit, sich als Gast einzufügen — was er gewöhnlich ausglich mit Schenkung eines Kupferstichs, dessen Abdruck in einer Stufenfolge von Köpfen aus einem Frosch den Apollo-Kopf werden ließ — bewährte er hier ebenfalls, indem er bei der Prinzessin die Beköstigung ermittelte für sich und eine ihn bedienende damals vierzehnjährige Karoline, von Mecheln „der Wolf" genannt, weil sie nach seiner Meinung nicht zu sättigen war. — Der Winter nöthigte eben auch zur Gegenwehr; als nun die Palaisdiener in ihren Reffs Holz hier- und dorthin trugen, zu Mecheln nicht, beklagte er sich bei der Prinzessin, die dann richtig befahl, auch ihm solle Holz zugetragen werden.

In dieser Palais-Wohnung war er einmal bedenklich krank, die Prinzessin sandte ihren Arzt, und als ich den alten Herrn besuchte, murrte er langweiligst darüber, daß er nicht aus der königlichen Hof-Apotheke freie Medizin erhalte, obgleich es leicht begreiflich war, daß bei einstweiliger Abwesenheit des Hoflagers der Apotheker sie hätte auf eigene Kosten geben müssen.

Digitized by Google

Vom Bett aus ordnete er während meines Beſuchs an, daß „der Wolff“ aus einem verſchloſſenen Schrank etwas herausholen ſollte. Das Schlüſſelbund hatte er unter dem Kopfkiſſen, und ſichtlich gab er es mit Aengſtlichkeit her; dann drehte er ſich mühſam nach allen Seiten, um das Mädchen mit Blicken zu verfolgen; nächſtdem beſchrieb er umſtändlich die Stelle, wo ſie, und nirgends anders, hingreifen ſolle: man fühlte den Argwohn heraus, es könne ihm etwas entkommen, und ſeine Anſtrengung war bedauerns- und belachenswerth zugleich.

All dieſe Sorge für irdiſch Gut hegte er nur zu dem angedeuteten Zweck, um in der ſchweizeriſchen Heimath ſchulden- und ſchuldfrei ſein Grab zu finden: er hat es nicht erreicht. — Die Prinzeſſin Wilhelmine ſtarb im Jahr 1808, nach der Wiederkehr des Königspaares wurde das Palais des Prinzen Heinrich zum Univerſitäts-Gebäude beſtimmt: Mechel mußte ausziehen. In ſeiner neuen Wohnung, nahe an der Werder'ſchen Kirche, durchlebte er noch Jahre, ſtarb als Einundachtziger, und da die benannte Kirche einen Begräbnißhof hatte, wurde er in ſeinem Sarge, wie er gewünſcht hatte, dort eingeſenkt, wo ihm auch noch keine Ruheſtätte gegönnt war. Der Kirche Neubau veranlaßte die Beſeitigung des Begräbnißplatzes, und die zuletzt dort beerdigten Särge wurden nach einem Orte außerhalb der Stadt gebracht. — Dies Schickſal Mechel's hat mich zumeiſt geſchmerzt, und meine dienſtwillige Zuneigung für ihn blieb dauernd; denn bei aller Sonderbarkeit im Leben und Betrieb

Digitized by Google

seiner Erwerbshaft war er ein redlicher, gutmüthiger, hülfsbereiter Mann und Freund, was er mir in der Noth unvergeßlich bekräftigt hat. Seine Schilderung mag aber ein Mitzeugniß seyn, daß man auch bei auffälligen Mißlichkeiten das Verurtheilen nicht vorschnell betreiben soll: denn das Getadelte wird nicht selten bis zum Gegensatz ausgeglichen durch verborgene und doch geltenswerthe Gründe. — Im Gesammten hatte Mechel n das Gepräge einer altschweizerischen Natur bei vielseitiger Bildung, die einer schon zur Zeit unseres Umgangs lautschallig übermüthigen Weltweisheit und ihrer Einbildung, weiter zu seyn als die Erfahrung, nicht nachgiebig war. Sein geistiges Leben nährte sich auf den Wegen der „Pariser-Encyclopädisten", mit denen er in persönlicher Bekanntschaft gewesen, und sie mögen es verursacht haben, daß ich in Gesprächen ihn wiederholt sagen hörte: „Nichts wird jetzt mehr verleumdet als Gott und das achtzehnte Jahrhundert." Wie viel oder wie wenig Wahres in diesem Ausspruch verhüllt ist, mag Jeder bei sich selber vermitteln; doch wird es hauptsächlich darauf ankommen, welchen Richtungstheil des achtzehnten Jahrhunderts man in Betracht zieht, wozu in Etwas behülflich die Versicherung seyn mag, daß Mechel n für die französische Freiheit und Gleichheit sich nicht im Mindesten erwärmen konnte.

In der Erinnerung mich umschauend, naht sich ein anderer Zeitgenosse, E. T. A. Hoffmann. Mit diesem Schriftsteller, dessen Talent ich stets anerkannt habe, ohne daß ich mich an den Spukgebilden seines

berauſchten Verſtandes ungetrübt zu erfreuen vermochte, bin ich zwar in Begegnung und Umgang, dabei aber niemals in Behaglichkeit gekommen. Es ſtand faſt ſeit dem erſten Zuſammentreffen mit ihm eine Begebenheit zwiſchen uns, die meinerſeits eine Scheu erklärlich macht, und für Hoffmann-Callot, wie man ihn oft nannte, Stoff einer Schauergeſchichte in ſeiner Manier hätte ſeyn können.

Im Jahre 1806, als die Franzoſen das ehemalige Südpreußen in Beſitz nahmen, verlor Hoffmann ſein Amt bei der Juſtiz-Verwaltung in Warſchau, und ich ſah ihn in Berlin zuweilen bei Abend-Geſellſchaften. Bis dahin wußte ich nichts von ihm, und habe zu geſtehen, daß ich mir ihm gegenüber die oft gehörte Lehre: nach Geſichtszügen laſſe ſich nur unſicher urtheilen, wiederholen mußte, ohne rechten Erfolg zu ſpüren. Sein Anblick hatte für mich immer etwas Unheimliches, und nicht für mich allein; ſein Geſpräch war jedoch meiſt ſo ſprudelnd geiſtreich, daß man davon hingeriſſen wurde, ſelbſt wenn ein Grad vom Schroffen bis zur Giftigkeit bei ſeinen Aeußerungen ſelten ausblieb.

In einem der geſelligen Kreiſe machte Hoffmann die Bekanntſchaft einer jungen, ſehr ſchönen kinderloſen Gattin eines preußiſchen Beamten, der, bevor die Franzoſen nach der Schlacht bei Jena Berlin erreichten, mit dem Kriegs-Collegium dem Königszuge nach Oſtpreußen gefolgt war. Sie lebte in unglücklicher Ehe, und ihr Mann trug im Antlitz Zeichen einer Krankheit, die jeden Widerwillen begreiflich macht. Ihre

Digitized by Google

Bildung war vernachlässigt, und wahrscheinlich hatte sie ihre frühere Jugend in ärmlichen Verhältnissen verlebt; etwas Bestimmtes habe ich darüber nicht erfahren, auch nie danach gefragt. Natürlicher Verstand bis zu Geist und Witz fehlte ihr jedoch nicht, was Vielen um so annehmlicher seyn mochte, weil sich Alles im Anspruchlosen hielt, sie sich ihres beschränkten Wissens bewußt, dabei zugleich lernbegierig war, immer herzlich mitlachte, wenn sie ihre Unkenntniß in drolligen Bemerkungen verrathen hatte, dann aber jedesmal um Belehrung bat. Diese Frau, welche ich bis dahin nur in einem ihr Tag für Tag zugänglichen Familienkreise gesehen hatte, begann plötzlich, ihre wenigen Bekannten, Frauen und Männer, zu Abend einzuladen, und in einfachster Weise zu bewirthen. Ich selbst folgte nur das erste Mal der Einladung, und fand Hoffmann dort, der sich, wie es mir schien, in der engen Wohnung sehr heimisch benahm, übrigens mit stachelndem Reiz, ich möchte sagen in tollster Laune die Anwesenden, eine geringe Zahl, lebhaft unterhielt, auch die Musik zu Hülfe nahm. Etwa ein paar Monate nachher verließ er Berlin, und wurde Musik-Director in Bamberg.

Schon vor seiner Abreise vernahm ich in der Familie, wo jene Frau sich eine Freundin und oft gastliche Aufnahme fand, sie werde sich scheiden lassen, und mit Hoffmann, sobald dessen Verhältnisse geordnet wären, sich verheirathen. Nicht genau unterrichtet über diese Verhältnisse, wohl aber über die unglückliche Ehe der Frau, hatte jene Mittheilung für

Digitized by Google

mich nichts Unglaubliches. Ein ſpäter auftauchendes Gerücht: Hoffmann ſey ſchon verheirathet, konnte entweder Unwahrheit, oder eine Scheidung hier ebenfalls beabſichtigt ſeyn, und nächſtdem war mir dieſe Angelegenheit nicht ſogleich genau bekannt. In erwähnter Familie wurde ſie jedoch bald der Grund zu mehrfacher Verſtörung. — Jene Frau war eine Verführte, eine Getäuſchte; ehe ihr dies ganz deutlich wurde, vertraute ſie ſich der Freundin, die das Möglichſte that, durch Geheimhaltung ſie vor Schmach zu ſchützen, was indeß nicht völlig gelang, weil doch eine verrätheriſche Zunge den ſorgſam gehüteten Schleier zerriß. Sey er hier möglichſt geſchont; es iſt für das Folgende genug, zu ſagen: die Frau gebar einen Knaben, der durch Vermittelung jener Freundin — der Hausfrau im bezüglichen Familienkreiſe, die ihren Gatten zum Mitwiſſer des Unheils gemacht hatte — fremder Pflege übergeben wurde. Die in Todesängſten ſchwebende Mutter hoffte noch immer, ſie war und blieb aber verlaſſen.

Im Jahre 1809 kam ihr Mann nach Berlin zurück und kannte bald durch die verrätheriſche Zunge, einer alten Jungfrau angehörend, das Vorgefallene, was ihm beſtätigt wurde, als ſeine Frau erklärte: ſie könne und wolle ferner nicht mit ihm leben. In welcher Art der Mann ſich benahm, darüber erhielt ich keinen zuverläſſigen Bericht; es ſoll leider ſein Zorn ihn zu den ärgſten Mißhandlungen, die Frau zur Verzweiflung getrieben haben. Eines Abends hatte ſie ſich erhängt; dies wurde indeß frühzeitig genug entdeckt,

Digitized by Google

ſo daß die Wiederbelebungs-Verſuche Erfolg hatten. Die Unglückliche erwachte wieder zu einem traurigen Daſeyn! — ſie war wahnſinnig, mußte in das Irrenhaus der Charité; von dort entließ man ſie nach zwei Jahren als geneſen, doch zerſtört an Geiſt und Körper.

Um den Knaben bekümmerte ſich kein Anverwandter, er blieb dem Mitleid jener Familie empfohlen, und da deren Umſtände nicht erlaubten, ganz allein für ihn zu ſorgen, vereinten ſich Mehrere zu dieſem Zweck, nachdem vergebens verſucht worden war, von Hoffmann Beſtimmungen und Unterſtützung zu erwirken. So wurde auch ich ein wenig betheiligt, und man entſchloß ſich, dem Knaben einen Pflegevater zu geben in der Perſon eines Küſters in Bernau, drei Meilen von Berlin. — Nun aber ſtellte ſich ein ſeltſames Zeichen dar von der Kraft des Bluts, ſo daß die Worte des Goethe'ſchen „Mephiſtopheles“: „Blut iſt ein gar beſondrer Saft“, ſich bewährten. Ohne Unterricht empfangen zu haben in der Muſik — bekanntlich von Hoffmann leidenſchaftlich geliebt — hatte dieſe eine unwiderſtehliche Gewalt über den Knaben. Er folgte, als er höchſtens ſieben oder acht Jahre alt geworden, herumziehenden Muſikanten meilenweit und tagelang, ſo daß der Pflegevater oft nicht wußte, wo der Davongelaufene ſich herumtrieb, und dann nach Berlin kam, ihn hier zu ſuchen. Selten war er zu finden, kehrte aber gewöhnlich am andern Tage, zuweilen aber erſt nach zwei oder drei Tagen aus eigenem Antriebe in das Haus des Pflegevaters zurück, ohne daß ihn die

Digitized by Google

jedesmalige Bestrafung hinderte, bald darauf wieder davon zu laufen. Zuletzt wußte man aber wenigstens, wo man seiner habhaft werden konnte: er lief immer nach Berlin. Dort spähte er bei dem Opernhause, bis er irgend eine Thür oder ein Fenster offen fand und ungesehen hineinschlüpfen konnte. Dann versteckte er sich innerhalb und nahm Abends die Gelegenheit in Acht, mit dem ersten Andrange der Hereineilenden ein Plätzchen zu gewinnen, wo er Zuhörer wurde und dabei alles Andere vergaß. Wovon er während solcher Ausflüchte lebte, wo er in der Nacht seine Schlafstätte hatte, das blieb meist unerklärt; denn nur wenn ihm Alles fehlschlug, wandte er sich — was aber höchst vereinzelt geschah — mit dem reuigsten Geständniß an einen Bekannten, ihn um Hülfe bittend. So trieb er es bis zum elften Jahr; jeder Versuch, ihn festzuhalten bei dem Schul-Unterricht und im Hause des Pflegevaters, scheiterte, wenn er wußte, daß in Berlin eine neue Musik-Aufführung angekündigt war. Das wußte er aber jedesmal, denn alle Gelegenheiten, sich die Zeitung zu verschaffen, hatte er auskundschaftet. Eines Wintertages nun, als der Knabe die Nacht zuvor stöhnend und fast erfroren im Säulengange an der katholischen Kirche gefunden, in die nächste Wache gebracht, dann zufolge seines Verhörs am Morgen zu der ihm bekannten Familie geführt worden war, kam man im Berathen zu der Entscheidung, ihn für die Musik ausbilden zu lassen, und bald hatte er in Bernau einen Lehrer, bei dem er täglich am Klavier Unterricht erhielt. Seine Ausflüge nach Berlin unterblieben

Digitized by Google

aber doch nicht, wie es denn durchaus der Zeit und Hoffnung überlassen werden mußte, ob es möglich sey, ihn für den ruhigen Betrieb des Lernens und der Ausdauer dabei zu zügeln. Bis zum dreizehnten Jahr hatte sich in seinem Thun und Treiben eigentlich noch nichts gebessert; — da griff auch hier das Schicksal ein: der Knabe ertrank bei dem Baden in einem See der Umgegend Bernau's.

Gewiß bieten diese Ereignisse in ihrem Zusammenhange Stoff zu einer Schauergeschichte in Hoffmann-Callot'scher Manier!

Leicht begreiflich wird es seyn, daß ich als Mitwisser dieser düsterhaften Begebenheit nicht geneigt seyn konnte zur Geselligkeit mit Hoffmann; ich vermied ihn, indeß war es nicht zu verhindern, daß wir ein paar Mal noch persönlich zusammentrafen, zuletzt im Jahr 1818, hier bei einem Anlaß, wo er mir in eigensüchtig schlimmer Absicht entgegentrat. Darüber ist der Bericht mit seinen mannigfachen Umständen und Verwickelungen jener Nachzeit angehörend, hier schließe in Kürze meine Ansicht über Hoffmann als Schriftsteller. — Er war unzweifelhaft ein Genie, das bei besserer Selbstleitung höheren Werth erlangt hätte; denn es darf wohl gesagt werden, dies Genie litt durch seine eigenen Verzerrungen und Krampfverzuckungen, die sich sogar in Hoffmann's Antlitz tummelten: aus seinen unaufhaltsam unruhig beweglichen Gesichtszügen ließen sich Muster zu Spott- und Hohn-Larven entnehmen. Ein wollüstiger Schmerz, ein Herauswenden der grauenhaftesten Seite des Menschen, ein Schwelgen an einer

Digitized by Google

Geſpenſter-Tafel geht — wenn auch nicht völlig ohne Ausnahme — durch das, was er gefühlt und geſchrieben. Dem Leſer iſt's als ob er abendlich an einer Reihe von Wachsgeſtalten vorüberwandelt, und ich will es nicht verhehlen, daß es mir niemals möglich war, eines dieſer Schattenbilds-Werke vom Anfang bis zum Ende zu leſen.

Angenehmer ſtellt ſich innerhalb der Jahre 1809 bis 1811 meinem Rückblicke zuerſt noch ein Schauſpieler, der durch herzliches Zureden mich hineintrieb in eine Angelegenheit, die zu lange dauernder Plage wurde, aber zugleich die damalige Tagesgeſchichte ſchildern hilft. — Ordne ich die mancherlei Theater-Bekanntſchaften meiner Vergangenheit, dann iſt Franz Mattauſch Einer von den Wenigen, bei denen ſich mir kein Gedanke trübt. — Er war im Leben und auf der Bühne nach klarſter Bedeutung und Treue „Naturaliſt". Dieſe Benennung hat bei einzelnen Inhabern ſtrenger Schulgrundſätze mißwollende Nebenbegriffe, die meiſt nur einſeitig haltbar ſind, indem recht ſchätzenswerthe Gelehrte die Erfolge des von Selbſtantrieben genährten Schaffens unterſchätzen. Sie reden ſich ein, der Naturaliſt verdränge die Regel, verſchmähe das Eingehen auf Geiſtes- und Wiſſensforſchen, während von ihm doch Beides aus urſprünglicher Schaffungsgabe beſeelt und beherzigt wird. Der Naturaliſt hat entweder nicht das Eingeſchulte, oder will es nicht haben, und bei Mattauſch war dies völlig ſo in der einen wie in der andern

Beziehung, was hervorgeht aus seinen Jugend- und Berufsverhältnissen.

Franz Mattausch wurde im Jahre 1764 in Prag geboren; an welchem Tage, das wußte er nicht, was sich leicht erklärt, denn er war Katholik. In seiner Familie wurde der 4. October als Namensfest, der Geburtstag gar nicht gefeiert, und er zweifelte daran, ihn jemals gekannt zu haben. Er hatte arme Eltern, mußte ein Handwerk erlernen, und als er Geselle geworden, wandte sich seine Neigung zum Theater, wo er willige Annahme fand, weil er, bei dem Kirchengesange schon als Knabe betheiligt, durch seine klangvolle Stimme sich auszeichnete. Am 11. Februar 1782 stand er in seiner Vaterstadt zum ersten Mal auf der Bühne als „See-Offizier" in dem Singspiel „Adelheid von Veltheim"; seine geistlichen Vorgesetzten fanden dies aber sträflich, und er sah sich nach vieler Quälerei zur Flucht genöthigt. Auf seinem erwählten Berufswege kam er 1784 zu Veltheim in Baireuth, 1786 zu Schröder in Hamburg, 1789 nach Berlin, wo er sich eine feste Stellung gewann, und, wie das 1792 erschienene „Taschenbuch für Theater-Freunde" mit Recht sagt, „der Liebling des Publikums wurde."

Diesen Andeutungen folge nun, was ich persönlich erlebte mit Mattausch, dem ich bis zum Jahresanfange 1810 niemals in der Gesellschaft begegnet war. Jetzt besuchte er mich wegen eines häßligen Familien-Unheils, womit sich meine Dienstwilligkeit bis zum Abenteuerlichen verwickelte, und in seinem Gemüthswesen nannte mich Mattausch baldigst „Vetter", ob-

Digitized by Google

wohl ſich keine andere Verwandtſchaft nachweiſen ließ als die der Menſchheit insgeſammt. Was ihn außerhalb des Theaters betraf, ſo wußte ich eben nur durch Alltagsgeſchwätz, daß Mattauſch, der hochgewachſene, kräftig ſchöne Mann, gleich nach ſeiner Erſcheinung auf der Bühne von vielen Frauen ſchwärmeriſch verehrt wurde, mitunter in jener Ueberſpannung aus dem Gefühlseinfluß von Martin Miller's „Siegwart" und Goethe's „Werther." — Ich habe noch eine Frau gekannt, die geſtändlich in ihrer Jugend den Namen „Mattauſch" aus den Theaterzetteln ſchnitt, und dann dies Streifchen Löſchpapier mit dem Kaffee in Wonne einſchlürfte, was zu glauben war: denn dieſelbe Frau hat noch in ihrem Alter vermöge geförderter und vortheilſüchtig benutzter Einbildungen als „Magnetiſirte" wirriges Aufſehen erregt. — Mattauſch war aber gegen Zerfahrenheit im Umgange mit dem ſchönen Geſchlecht behütet durch die von ihm lebenslang in Dankbarkeit empfundene Zuneigung einer geiſtreichen Frau: Marianne Böheim, die dem „Königlichen National-Theater" — ſo hatte man die damals einzige Berliner Schauſpiel-Werkſtätte benannt — mit ihrem Gatten angehörte. Joſeph Böheim war in Prag geboren, wie Mattauſch; dieſem ward dadurch gleich nach ſeiner Ankunft in Preußens Hauptſtadt ein Familienkreis geöffnet. Die Frau, derzeit in ihrem zweiunddreißigſten Jahr, als ich ſie ſah in der Nähe der Funfziger noch ſchön bei hoher, edel getragener Geſtalt, kenne ich als beliebte Darſtellerin im Fach der Frauen von Stande, — der „Salonsdamen"

Digitized by Google

heißt es noch jetzt in gepflegter Fremdsucht. Von ihr wurde Mattausch unterstützt im Aufstreben, und nachdem er sich mit einem Fräulein von Pelkowska verheirathete, gab es in seiner einfachen Häuslichkeit kein Fest ohne das Ehepaar Böheim, von 1810 bis zu meiner Ehe und weiterhin auch selten ohne mich, wieder aus Drang seiner Dankbarkeit, deren Grund sich aus jenem ersten Besuch und dessen nicht unmerkwürdigen Anlaß herleitete.

Im August 1809 war der mit Mattausch durch die Schwester seiner Gattin verschwägerte Hauptmann von Bredow verhaftet worden. Aus dem Militairdienst geschieden, hatte man ihn als Verwalter eines staatlichen, aus königlichen Forsten gefüllten Holzmarkts angestellt, und „er machte ein Haus", wie man herkömmlich sagt. Es wurde erklärlich, weil er nicht ohne Erbthum war, außerdem mit sechs Gespannen auch das Fuhrwesen betrieb, und dabei im Durchschnitt wöchentlich über hundert Thaler in seine Einnahme gebracht haben soll. Als die Franzosen im Herbst 1806 nach Berlin vordrangen, den Holzbeständen wie allem königlichen Eigenthum Beschlagnahme drohte, bewog Bredow, in der Meinung, Vieles für die Folge zu retten, Freunde und Bekannte, keine geringe Anzahl, ihm rasch Holz auf Borg abzunehmen, damit sich der Platz möglichst leere. Dieser Geschäftsumweg war mehrseitig bestätigt, mit dem Einrechnen noch verzögerter Zahlungen auch der Kassen-Abschluß in Ausgleichung. Man beschuldigte ihn aber — in Bezug seiner, obschon durch Zeugen beglaubigten An-

Digitized by Google

gabe, „daß der Bestand doch nicht völlig abgeräumt gewesen sey, die Franzosen Nachts auf Wagen und Kähnen viele Ladungen weggeholt hätten" — der Unterschlagung zu eigenem Vortheil, und der bis dahin viel beneidete Bredow wurde gegen Ende des Jahres 1810 zur „Cassation, Unfähigkeit zu öffentlichen Aemtern, fünfjähriger Festungshaft, zu Geldstrafen im Betrage von 20,689 Thlr. 2 Gr. 10⅔ Pf., im Unvermögensfalle noch zu funfzehn Jahren Festungshaft verurtheilt. Ich besitze die Akten, habe genau abgeschrieben, und es bedarf keiner Worte, daß diese Verurtheilung in der Familie — das Ehepaar Bredow hatte sieben Kinder — allen Lebensmuth niederschlug.

Mattausch wandte sich nun im Januar 1811 an mich, um, wie und wo es wirksam seyn könne, zu helfen mit der Feder, die er, nach seinem offenen Geständniß, nur sehr unbehülflich zu führen wisse. Das Kampfgebiet der Rechtswissenschaft ist mir ein sehr fremdes, ich wehrte mich gegen solche Einmischung, doch die schmerzlichen Bitten der Frauen in der liebenswürdigen Familie machten mich widerstandslos, und in Mithülfe einer Darlegung des Hof-Fiskal und Justiz-Commissarius Blume, Bredow's Anwalt, schrieb ich zum Druck und Vertheilen an Personen von Einfluß eine „Vertheidigung des Hauptmanns und Holzverwalters von Bredow gegen das Urtheil erster Instanz; als Manuscript zu betrachten." — Dem Censor, dem mir wohlgesinnten Ober-Bibliothekar Bieſter, bemerkte ich: „Der Aufsatz wird nur deßhalb gedruckt, um dem oftmaligen Abschreiben zu entgehen; er kommt

durchaus nicht in's Publikum.“ Die Urschrift ist noch vorhanden, und aus der darauf befindlichen Verwahrung Biester's, die zugleich etwas censurgeschichtlich ist, wird einleuchten, daß ich selber verantwortlich wurde. Er schrieb auf die Titelseite zu meinen, nur ihm bestimmten Worten:

„Unter dieser Voraussetzung habe ich das Imprimatur ertheilt. Was zur Vertheidigung eines Klienten dient, bei Personen, die es angeht, oder bei höchst zuverlässigen Menschen, darf nicht sogleich öffentlich gesagt werden. Um Exempelsweise nur Eines zu erwähnen, so würde es Beschwerden und Verdruß erregen, wenn in einer öffentlichen Druckschrift hier gesagt würde, die Franzosen hätten des Nachts mit Gewalt ganze Fuhren Holz weggeholt. Wenn über diese oder sonst irgend andere Aeußerungen nachher Klagen und Unannehmlichkeiten entstehen, wegen der versprochenermaßen nicht sorgfältig verhüteten allgemeinen Bekanntwerdung dieser Schrift, so hat der Hr. Verfasser sich es allein zuzuschreiben, und kann sich nicht auf den Censor berufen.

Biester.“

Diese Erklärung empfangen zu haben, mußte ich bescheinigen, bin jedoch über meine Abhandlung, mein einziges Eingreifen in fremde Rechtshändel, nicht angefochten worden.

Hauptsächlich war nun von den Vielen, die mit der Druckschrift um Hülfe ersucht wurden, der Minister von Voß für den Zweck bemüht, und in der Familie Bredow erwachten wieder Hoffnungen. Das

Digitized by Google

Urtheil zweiter Instanz milderte auch, es lautete aber immer noch drückend genug: neun Monat Festungshaft, nebst 4500 Thaler Geldstrafe, und Bredow wurde aus dem so lange bewohnten Gefängniß der Hausvogtei in der zweiten Hälfte des Juli 1811 nach der Festung Spandau abgeführt. — Jetzt schrieb ich für die Familie, begreiflich auf deren unwiderstehlichen Antrieb, ein, von mancherlei Belegen unterstütztes Gnadengesuch an den gütigen König Friedrich Wilhelm III., dessen mit in Anregung gebrachter Geburtstag — der 3. August — eben ein angenehmes Beiwirken in Aussicht stellte. Vermöge meiner Ueberzeugung, Bredow habe in Wahrheit durch den Willen, Staatseigenthum zu retten, sein Unglück herbeigezogen, außerdem erschüttert von den Wehklagen der Frauen und Kinder, hingerissen von der Lebhaftigkeit, die mich damals Fünfundzwanzigjährigen beherrschte, hatte der Brief an den König eine mitunter etwas zu heiße Art; deshalb war ich bald nach der Absendung hinsichtlich der Antwort nicht ohne schwüle Besorgniß. — Nun denke man sich, daß etwa zehn Tage später eines Morgens das sechzehnjährige Fräulein von Bredow höchst erhitzt hastig in mein Arbeitszimmerchen eintritt, auf ihre Tragtasche zeigt und lautlos ohnmächtig niedersinkt. Ich rufe meine Mutter zur Hülfe, öffne in zitternder Bewegung die Tasche, ergreife die blaue Hülle eines Kabinetschreibens und lese in fast auch mich überwältigendem Eindruck: daß Bredow sofort der Haft entlassen, auch von der Geldstrafe befreit seyn solle. Nachdem des Fräuleins durch überschweng-

Digitized by Google

liche Freude und den Eilgang zu mir erschöpfte Kraft sich erholt hatte, erfolgte die Einladung, mit der Familie nach der Festung Spandau zu fahren, um dem Gefangenen die gesegnete Botschaft zu bringen. Nachmittags in dritter Stunde waren wir dort, festen Glaubens, den Begnadigten sogleich entführen zu können, aber — der Kommandant hatte noch keine Kunde. Nicht im Geringsten zweifelte er an der königlichen Entscheidung, „müsse aber den Feldjäger erwarten, der ihm die Ordre einhändige." — Es wurde Abend, kein Feldjäger erschien, und Bredow's Unruhe steigerte sich in maßloser Weise, wie dem immer so ist, wenn bei einer unerwartet glücklichen Schicksalswendung sich doch wieder Befürchtungen eindrängen. Wir blieben auf dem Glacis, unablässig nach der „Jungfernhaide" hinschauend, von dorther mußte der Feldjäger kommen: er blieb aus. Die Zeit war vorgerückt bis zu einer wundervoll mondhellen August-Nacht, und der freundliche Kommandant zeigte die gefälligste Theilnahme durch den Antrag: bis zum nächsten Tage, der unfehlbar das Nöthige bringen werde, zu verweilen, that auch das Möglichste zur Ruhe und Bequemlichkeit. So bin auch ich eine Nacht in der Festung Spandau wohl verwahrt gewesen, aber ohne zu schlafen, denn für mich knüpfte sich ein Zwischenereigniß an. Es waren eben noch solche Offiziere Schill's in Haft, die ihn auf seinem letzten Zuge begleitet hatten — auch ein paar von Jenen, die in den Jahren 1806 und 1807 paßlich von mir nach Colberg befördert wurden; sie hörten meinen Namen, und zeigten sich

Digitized by Google

dankbar für die meinerseits dem Schill'schen Frei-Corps erwiesene Zuthulichkeit. Diesen Gefangenen fehlte nichts von Dem, was zu genußvollem Gelage dient, und die Nacht verging im Freien bei nicht kargem Mahl und oft gefüllten Gläsern. — Sehr früh stand ich dann mit der Bredow'schen Familie wieder auf dem Glacis; in der zehnten Stunde entdeckten wir endlich am Saume des Waldes einen Reiter: es war der Feldjäger. Jubelruf ertönte, und bald fuhren wir zurück, nachdem wir innigen Abschied nahmen von dem liebenswürdigen Kommandanten, dessen Andenken sich noch jetzt gern in mir erneuert.

Meine Bemühungen in den Bredow'schen Gefährlichkeiten erwarben mir bei Mattausch die vollste unwandelbare Freundschaft: er beeiferte sich, sie mir zu bezeugen, wie er nur irgend konnte. Ich wurde zum Günstling seiner Verwandten, und hatte besonders bei ihm im Verein mit dem Ehepaar Böheim sehr erheiternde Stunden der Gemüthlichkeit, die nicht ohne geistiges Einströmen war. Oft sprach ich auch zu dem Befreundeten über die Durchführung seiner Rollen, wobei er mehrmals die Aeußerung wiederholte: „Vetter, Ihr könnt mir Alles rein herausſagen, doch thut's unter vier Augen, denn ich fühle mich schon bei mir selber manchmal entmuthigt, wenn ich merke, daß hier und dort mir Allerlei mangelt." — Was Wissenschaftlichkeit betrifft, so war dies nicht zu leugnen, aber die Macht seiner Natürlichkeit und ihres Erwärmens wirkte so innig zur Gefühlseinstimmung, daß die Wahrheit des beseelten Ausdrucks alles

Digitized by Google

Makeln verscheuchte; man empfand: er habe den Geist der Natur, das unbewußte Schaffen, oft ansprechend wie höhere Offenbarung. Mußte man sich zuweilen in Betreff gelehrter Bildung einen Verstoß gefallen lassen, es wurde leicht vergessen bei einem Schauspieler, der im Zeitengange vom „Naturburschen" bis zum „Wallenstein" einen so weiten Umfang von eingeborner Begabung erwiesen hatte. Wenn ich seine Gestaltungen in dichterisch aufstrebender Richtung mir in Gedanken wieder nähere, ist darauf hinzudeuten, daß man im Anfang unsres Jahrhunderts die Schlichtheit, die Rede, wie man sie von ernst Gebildeten im Umgangsleben vernimmt, auf der Bühne für das Musterhafte hielt, demnach auch den Vers nicht vorherrschend abtheilte, ihn mehr im Flüssigen des Ungebundenen sprach, was von Fleck und der Bethmann herstammte, auch von Iffland begünstigt wurde. Man schuf die Steigerungen des Gefühls und der Leidenschaft ungespreizt aus der Innerlichkeit, aller Aufschwung hatte nichts von dem gezierten Worthochmuth gehäuft schwerer Betonung, die den Vortrag gleichsam zum Stelzengang zwingt. Während des geistigen Erhebens unserer Bühne machte sich die Ansicht geltend: weil dort doch selbst im höheren Begriff das Leben zu schildern sey, müsse es auch mit der Regsamkeit und Wahrheit des Lebens in geedelter Weise, nicht mit hochtraberischer Unnatur und prunkredneriſcher Schminke geschehen, was den Urtheilsfähigen abschreckt, und ihn bei dem dichterisch Erhabensten in Mißstimmung niederdrückt. — Mattausch

gab sich auch im sogenannt höheren Schau- und Trauerspiel herzvoll wahr, und ein Zug von Schwärmerei unterstützte ihn dabei sehr glücklich.

Im Bereich von Lebensverhältnissen der Wirklichkeit benahm er sich in einfach bürgerlichem Sinn und anspruchsloser Art. Er gehörte nicht zu der Mehrheit von Schauspielern, die auch außerhalb des Theaters dem Schein dienen, sich um Gunst der Hochgestellten unterwürfigst bewerben, jede gnädigst flache Schmeichelei eines Durchlauchtigen werther schätzen als das gediegene, nicht unterthänige Urtheil. Sie halten zwar die geläufige Glattheit der Besternten nicht für baare Münze, suchen sie aber zu ihrem Vortheil daraus zu prägen, oder wenigstens ihre Eitelkeit damit zu mästen. Mattausch blieb fern von solchem Treiben, ließ sich hinsichtlich der „Gage" in seiner Bescheidenheit sogar zuweilen mehr gefallen, als er hätte thun sollen: das ist aber bei Denen, die sich nicht entwürdigen wollen, eine ehrenhafte Genügsamkeit. — In seiner Stetigkeit hielt er ohne Grübelei auch seinen Glauben fest, blieb demnach getreuer Katholik, was bei dem einstigen Kirchensänger als anerzogene Natürlichkeit zu erachten ist. Wie in vielen katholischen Familien eine sogenannte „Weihnachts-Krippe" gepflegt, alljährlich mit etwas Neuem bereichert wird, so war dies auch sein behagliches Geschäft. Für einen der Weihnachtstage war ich dann eingeladen zur nebenherigen Anschau; die Krippe wurde bestens erleuchtet, Mattausch dann von innerer Kindlichkeit wie in's Himmelsgefilde er-

Digitized by Google

hoben, indem er Alles erklärte, ausführlichſt ſeinen neuen Zubau. — Daß er in ſeiner Gläubigkeit aber doch kein ſtarrer Katholik war, bezeugte er mir bei ſtreitigen Begebniſſen, denen nicht vorzugreifen iſt.

Zum ſogenannt vornehmen Kreiſe habe ich mich nun wieder zu wenden, zum Fürſten von Wittgenſtein, von dem ſchon erwähnt iſt, daß ich auf ſeinen Wunſch für den letzten Geburtstag, den die Königin Luiſe erlebte, die mitgetheilten Verſe ſchrieb. Vom Jahre 1810 an wurde ich raſch näher mit ihm bekannt, bald auch mindeſtens monatlich ein Mal ſein Gaſt in Geſellſchaften, wo man begreiflich meiſt Hofleute und niemals Frauen erblickte, weil der Fürſt Ober-Kammerherr und unvermählt war. Mich beachtete er anfänglich nur deshalb, weil ſeine Neigung zu Neckereien mir zutraute, ich könne ſeine Scherze ausführen helfen, was ich that, ohne zu ahnen, daß ich zehn Jahre nachher ihm ſehr ernſt gegenüber ſtehen würde. Für jetzt gedenke ich, gemäß der Zeitfolge, ſeiner luſtlaunigen Streiche, vorzugsweiſe gegen die Oberhofmeiſterin Gräfin von Voß, deren peinliche Strenge in hofſtaatlichen Erbgebräuchen er bewitzelte. Gern ſprach der Fürſt von zwei Gelegenheiten, die er zu ſolchem Zweck benutzt hatte, ehe ich ihm Mitgehülfe war; ſie ſind bezeichnend für ihn und in Bezug deſſen, was man ſich bei dem lieben Königspaar, Friedrich Wilhelm III. und Luiſe, erlauben — aber doch nicht zu ſehr die Grenze überſchreiten durfte, wie aus der zweiten Begebenheit hervorgehen wird.

Digitized by Google

Am 22. Februar 1803 hatte sich während eines Ballfestes im Königshause die Königin entfernt, auch die damals vierundsiebzigjährige Gräfin von Voß war nach ihrer Wohnung im Erdgeschoß gegangen. Die Mitternachtstunde hatte den Ball nicht beendet, der Tanz hielt sich noch in der Woge, da tritt hastig die Frau Oberhofmeisterin ein — im Schlafrock über dem Nachtkleide — eilt, so sehr sie es vermochte, auf den König zu. Ihr war gebührend zuerst angezeigt worden, die Königin sey rasch und glücklich von einer Tochter*) entbunden; augenblicklich ließ sie alle Thüren, aus denen sich die Nachricht verbreiten könne, schließen, um mit der Meldung vor dem Könige die Erste zu seyn, und diesmal hatte sie alle Etiquette hinter sich gelassen. Das Gelächter über eine solche Erscheinung in dem glänzend erleuchteten Saal, mitten unter der mit allem Kleiderprunk ausgestatteten Gesellschaft, war ein unüberwindlich unauslöschliches: der fein gebildete Fürst von Wittgenstein wußte es bei der Erzählung noch nicht zu bewältigen, obwohl seit jenem drolligen Abenteuer Jahre, schlimme Jahre entwichen. Damals ließ er diesen Sieg der Diensteifrigen über ihre steife Etiquette malen, und die Frau Oberhofmeisterin empfing das Bild an ihrem Geburtstage, am 11. März 1803, mit einem Spottgedicht, dessen Verfasser mir der Fürst nicht nannte, als er — vom Jahre 1810 an — meine Kunst- und Versübung zu seinem Allerlei-Treiben mithülflich in Anspruch nahm.

*) Prinzessin Alexandrine, als Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin vermählt und verwittwet.

Aus dem zweiten Geschichtchen, das mir der Fürst von Wittgenstein erzählte, wird es sehr einleuchtend, daß er, neben seinem Spaß mit der Oberhofmeisterin, einen eitlen Mann zum ausgelachten machen wollte. — Bei einer Reise des Königspaares vor dem Jahre 1806 befand sich die Gräfin von Voß im Gefolge, während der Fürst in Berlin blieb, und Jener versprochen hatte, zuweilen ihr Hauswesen zu beobachten, womit er schon am ersten Tage nach ihrer Abreise begann. Da klagte ihm die Wirthschafterin: daß sie vergessen habe, die Zuckerdose der Frau Gräfin einzupacken, und „Excellenz" — auch diese Prunkanrede hatte sich die Oberhofmeisterin ermittelt — nehme aus keinem anderen Gefäß Zucker. Der Fürst versprach zu helfen, ließ die Zuckerdose mit einem Dutzend Hüllen umgeben, und in seine Wohnung bringen, in das Haus damals noch dem Geheimen Commerzienrath Faudel gehörend, den der Fürst als einen nach der Gunst der Vornehmen sehr lüsternen Thoren schilderte. Diesem reichen Faudel wurde gesagt: das Päckchen enthalte Kron-Juwelen, welche mitzunehmen vergessen, in Erfurt jedoch, wohin die Majestäten kämen, der Königin nöthig wären; es frage sich nun: ob er sie in Courier-Eile der Oberhofmeisterin überbringen wolle. Der Befragte ging eifrigst darauf ein, und der Fürst beabsichtigte nichts weiter als eine lächerlich täuschende Ueberraschung zwischen der Gräfin von Voß und Faudel. Was aber begab sich? Mit immer frischem Viergespann auf jeder Poststation fuhr der Beauftragte nach Erfurt, kam nun früher an als die königs-

Digitized by Google

lichen Perſonen und ihr Hofſtaat, die, wegen eines Beſuchs in Dresden verweilend, dort ſich der Nachtruhe überlaſſen hatten. Prahleriſcher Weiſe ſtellte ſich Faudel ſogleich dem Kommandanten in Erfurt vor, und verlangte zur Sicherheit der ihm anvertrauten Kron-Juwelen, die zu überbringen er die Ehre habe, einen Wachtpoſten vor ſeiner Gaſthof-Wohnung. Der Kommandant hatte Bedenken, dies zu genehmigen; doch war er bereit, das Päckchen zu verwahren im Kommandanten-Hauſe, in einem Zimmer, deſſen Thür Faudel mit Siegeln belegen, wo dann auch ein Wachtpoſten angeordnet werden ſolle. So geſchah es, und bei Ankunft der hohen Herrſchaften meldete der Kommandant in aller Form: „daß allhier der Geheime Commerzienrath Faudel aus Berlin eingetroffen ſey mit Kron-Juwelen, und ſelbige bei ihm verwahrt lägen.“ Das Königspaar erſtaunte über dieſe Nachricht und begab ſich ſammt Gefolge hin zu dem geheimnißvollen Ort, wo auch Faudel zugegen war. Die Siegel an der Thür wurden gelöſt, das Päckchen wurde geöffnet — und was nun erfolgte, kann ſich Jeder leicht denken. Indeß aber Alle, die Gräfin von Voß und Faudel freilich ſehr verlegen, zum Gelächter erregt waren, blieb der König ſehr ernſt, was Faudel zu empfinden hatte. Der Wachtpoſten mußte ſogleich entfernt werden, und Faudel hatte zur Strafe jedem Soldaten, der dort geſtanden hatte, einen Ducaten zu zahlen. Nach der Rückkehr des Königs empfing dann auch der Fürſt von Wittgenſtein einen Vermerk,

Digitized by Google

der ihm nachhaltig im Gedächtniß blieb, denn ich habe nach Jahren darauf hinzudeuten.

Solche Schalksthaten, womit die spottbegierige Durchlaucht sich gleichsam selbst als lustigen Rath des Hofes angestellt hatte, erzählte mir der, neben angeerbten Standesvorurtheilen, die er jedoch nicht zur Schau trug, dennoch umgangshülfliche Fürst, um mich zur Freiheit anzumuthigen für kecke Aeußerungen, die ich in seinem Namen gereimt aussprechen sollte. Das Ziel der Wortpfeile war und blieb zumeist die alte Oberhofmeisterin, deren Wesen — mir schon etwas bekannt — er mir möglichst zu schildern suchte, zusammengefaßt in folgender Weise: „Sie ist eine Dame von Erfahrung und Bildung; diese aber steht noch völlig innerhalb der Schranken des früher an den Höfen herrschenden französischen Einflusses, so daß ihr sogar eine gewöhnliche Unterhaltung in deutscher Sprache nicht klar verständlich ist. Wir können also überzeugt seyn, sie begreife das Neckische und Spöttische, was ihr deutsch gesagt wird, eigentlich gar nicht, indem ihre Eitelkeit zugleich immer Schmeicheleien voraussetzt. Der König nennt sie oft Dame d'Etiquette, und in Wahrheit hat sie das Gesetzbuch der Hofgebräuche bis zum Geringfügigsten im Gedächtniß, will es allzeit fest geltend machen. Dabei muß sie sich dann zuweilen eine solche Heiterkeit gefallen lassen, die jedem Andern empfindlich wäre; sie aber unterscheidet dies nicht, was um so komischer wirkt, weil Jeder weiß, wie unpassend ihr Steckenpferd ist unserm „hohen Herrn" gegenüber, der sich am wohlsten fühlt

Digitized by Google

in einem echt bürgerlichen Familienleben, und läſtigen Anordnungen der alten Dame, wenn es irgend geſchehen kann, den Eingang verſperrt."

Bemerkt ſey, der Fürſt, wenn er von Friedrich Wilhelm III. ſprach, nannte ihn faſt immer den „hohen Herrn", und bei jener Schilderung der Oberhofmeiſterin beabſichtigte er, daß ich bereit ſeyn möge, ihrem nächſten Geburtstage, dem 11. März 1810, irgend einen übermüthigen Spaß anzuhängen. — Sie hatte durch Erkältung die laute Sprache verloren, aber ihr heiſeres Wispern war zur Verſtändigung ausreichend. Es wurde nun beſchloſſen, ihr als zehnte Muſe eine Würde mehr zu ertheilen; ich hatte ſie in Eile zu zeichnen, und ihr als ſinnbildliche Beihülfe das Sprachrohr in die Hand zu geben, den Herrſcherſtab im Gebiet ihres neuen und geſteigerten Glanzes, was in Reimen zu erläutern war. Denen — damals in ſehr bemeſſener Auflage für den Hofſtaat gedruckt — habe ich in meinen Papieren vergeblich nachgeſpürt, beſitze nur noch die Platte des haſtig entſtandenen Bildchens. Die Verſe — „ein Schwank in ſchönen Knittelreimen" — mögen verſchollen bleiben: ein Verluſt iſt dies gewiß nicht; was ſich aber bei dem Zeichnen des Bildes ereignete, dürfte eher Rückerinnerung beanſpruchen.

Durch das frühzeitige Beſchäftigen mit dem Holzſchnitt war meinen Augen das Weitſichtige ſehr vermindert, doch habe ich nie eine Brille gebraucht, und in der Nähe iſt mir die ſcharfe Sehkraft dauernd geblieben. Die alte Dame im Fluge für den bezweck-

Digitized by Google

ten Scherz zu zeichnen, benutzte ich eines Nachmitags in ihrer Parterre-Wohnung des königlichen Palais ein Marmortischchen, brachte es dicht an das Fenster, und verdeckte dies der ganzen Höhe nach zur Hälfte. Dicht an der lichten Hälfte saß nun, mir zur Seitenansicht, mit stattlichem Kopfputz, die Greisin, und ich zeichnete möglichst berührig. Mitteninne vernahm ich ihr heiseres Geflüster: „Ich weiß nicht, was die Leute da draußen wollen!“ Mich hinüberbeugend, gewahrte ich eine Schaar Menschen, begriff sogleich, daß die unregsam starr Hinausblickende auffällig geworden war, konnte es freilich nicht ändern, beeilte mich nun aber noch eifriger. Während dieser Sitzung kamen ein paar Prinzlichkeiten, und auf deren Frage: was hier vorgehe? antwortete die Gräfin, ohne sich zu bewegen: „Ich werde in Holz geschnitten; Durchlaucht Fürst von Wittgenstein sagt, das soll eine große Ehre seyn.“ Endlich, als der Wintertag schon zu dunkeln begann, war ich fertig mit des Bildnisses Umrissen, doch zeigen durfte ich ihr nichts, denn ich hatte das drollig Nebensächliche schon vorher entworfen. — Da kam nun, als ich eben meinen Kram einpackte, der Fürst von Wittgenstein, und gleich nach der Begrüßung wurde er gefragt: „Durchlaucht haben doch nicht vergessen, daß Sie mir zu diesem Abend eine Partie L'Hombre versprochen haben?“ — „Nein, nein, es ist Alles in Ordnung!“ antwortete der Fürst; der Ton dabei schien mir aber zögernd und schwankend. Die Gräfin entfernte sich, der „Abend-Toilette“ wegen; kaum war sie fort, rief der Fürst mir zu: „Spielen Sie L'Hombre?“

Digitized by Google

und nach meinem Geſtändniß: „Durchlaucht, ich habe noch niemals Karten geſpielt!“ entgegnete er: „Schlimm, aber ich bitte Sie — es fehlt jetzt jeder andere Ausweg — thun Sie mir den Gefallen, bleiben Sie hier, denn ich hab' es total vergeſſen, was ich der Alten verſprochen hatte.“ — Er zog die Klingel, ein Diener kam, der mußte Karten und Erhellung beſorgen; dann unterrichtete der Fürſt mich, der ich beſtürzt ohne klaren Willen war, eine Weile im L'Hombreſpiel, wobei begreiflich höchſtens die ſeltſamen Benennungen einzelner Karten in meinem ehedem geprieſenen Gedächtniß hafteten. Solch Belehren endete der Fürſt mit der Aeußerung: „Das Spiel iſt hoch; es verſteht ſich von ſelbſt, daß Sie auf den Ruin meiner Börſe ſpielen!“ — So gepreßt zum L'Hombre, das ſpäter mir als ſehr ſchwierig beſchrieben wurde, ſpielte ich unzweifelhaft gründlich ſchlecht, obwohl mich der Fürſt mit allerlei Winkäußerungen und Flüſtern unterſtützte. Faſt zwei Stunden dauerte dieſe Marter, wobei mir hölliſch heiß wurde, und ich empfand es, daß der Fürſt einzig der Verlierende ſeyn wollte. Aber nicht nur die Gräfin, auch ich hatte gewonnen; es iſt, als ob ſich ein Reizteufelchen bei ſolcher erſten Verführung einmiſcht. Dies wollte mir auch ſo ſcheinen, als ich einſt während eines Sonntags-Ausfluges, bei dem Regenwetter einbrach, in einem Wirthshauſe Billard ſpielen mußte, ebenfalls nur dies eine Mal. Da ſollte ich gleich mit dem erſten Stoß ſo weit im Zählen vorgerückt ſeyn, daß mein Gegner, der mir wer weiß wie viel vorgegeben hatte, verſtimmt die

Digitized by Google

Queue hinwarf; ich mußte ihn beruhigen, und nachher konnte ich nur in Fehlstößen mich auszeichnen. — Genug, ich hatte in L'Hombre achtundzwanzig Thaler gewonnen, und der Fürst drängte mir fünf Friedrichsd'or auf, indem er sagte: „Ihren Verlust hatte ich zu decken, der Gewinn aber gehört Ihnen von Rechtswegen, und ich habe zu danken; Ihre Karten in der Hand eines geübten Spielers, dann mußt' ich unzweifelhaft ein paar hundert Thaler bezahlen."

Kurz vor dieser Zeit hatte ich mit dem Holzschnitt meine ersten kleinen Versuche im Buntdruck gemacht, und der Fürst von Wittgenstein fragte mich: ob ich das Bildniß der Gräfin von Voß nach einem, damals schon vor etwa dreißig Jahren von Anton Graff gemalten Pastellbilde in gleicher Größe nachahmen könne. Die Aufgabe war lockend, im Erwerb genügend; ich wagte die Arbeit, nicht ohne Angst, und als sie so weit glückte, daß man die Abdrücke für Pastellgemälde halten konnte, freute sich der Fürst sehr, zahlte nicht nur den verheissenen Geldbetrag, er schenkte mir auch eine Achttage-Uhr, ein Meisterstück ihres Verfertigers.

Nun sollten der Gräfin von Voß an ihrem Geburtstage des Jahres 1812 Abdrücke dieses Bildnisses mit einer verwegen übertriebenen Lebensgeschichte gewidmet werden. Die Trauer über den Heimgang der Königin Luise beherrschte aber die Stimmung im Königshause, so daß der Fürst ein Jahr zuvor alle Neckerei unterließ, dann am 11. März 1812 zwar die Abdrücke des Bildnisses vertheilte, aber nur mit dem

Digitized by Google

Verheissen der Lebensgeschichte in der von mir geschriebenen und wieder nur in geringer Auflage „als Handschrift" gedruckten

„Erinnerung und Vertröstung.

Zum 83ten Geburtstage der Allverehrten.

Hoch glänzt der Tag, auf Freudenthränen schwimmet
Gehüllt in Sonnenduft Dein Genius! —
Doch klüger ist's, daß man herab sich stimmet,
Denn solch Gepraſche währt nicht bis zum Schluß;
Dem Fräulein tönte Prunk vom Reimler-Troß,
Doch war besingt die alte Frau von Voß?

Ich will's, und möcht' ein klassisch Lied Dir singen,
Dir unerhört, so jahrereich Du bist;
Doch kann ich's nicht mit Heidengöttern zwingen,
Obgleich mein Stoff ein echt antiker ist;
Nur sinnig, innig, minnig bin ich heute,
Erseufz' als Siegwart mir Dein Herz zur Beute.

Zwar hab' ich neulichst en passant vernommen,
Es sey so starr wie eis'ger Felsenschlund; —
Das trifft nur, die mit leeren Händen kommen,
Ich weihe Dir Dein Bildniß, groß und bunt;
Nun mürbt mir Amor wohl, der Gluthentzünder,
Dein Kieselherz durch Vierundzwanzigpfünder.

Bei diesem Bilde soll das Weltall lernen,
Wie man vor Olim's Zeiten Dich geseh'n!
Dein Ruf stolzirt zu Fernen und zu Sternen,
Und Jeder, Dich erkennend, muß gesteh'n,
Daß Deiner Züge faltigen Ruinen
Versteckte Grazien noch lieblich dienen.

Oft denk' ich Dich — und ist's auch kaum zu denken! —
Einst jugendschön und weiß wie Blüthenschnee,
Dann will das Schicksal mild den Trost mir schenken:
Verwünscht sey'st Du von einer tück'schen Fee; —
Parbleu! — wär's Das, ich wollte Dich erlösen,
Bereit selbst zu Duellen mit dem Bösen!

Digitized by Google

Doch mußte Ihr Ruf sich im Erdball verbreiten,
Es buhlte allstündlich ein Heer um den Schatz;
Nicht Mangel an Männchen verspürten die Zeiten:
Ein Männlein galt damals nicht mehr als ein Spatz;
Duelle nur konnte der Zufluß bereiten,
Zweihundert verzierten fast täglich den Platz:
Gab eben der Zufall ein Troja noch her,
Nichts wäre die Ilias, nichts der Homer.

Doch Großes will nimmer im Wirrwarr gedeihen,
D'rum kämpfte kein Ritter bei Ihr sich zum Gott;
Versucht ward es nun, Ihr Gedichte zu weihen,
Der Pegasus diente zu Tritt und zu Trott:
Man quälte sich rasend, Gedanken zu leihen,
Man wühlte und spülte das Reimschiff sich flott,
Man thränte und wähnte und sehnte wie nie,
Gleich Werther war Jeder, die Lotte war Sie.

Ihr Fenster verfinsterte Reimler-Bagage,
Vor Versen war nirgends das Pflaster zu seh'n,
Und täglich ließ, wegen gehemmter Passage,
Der Stadtmagistrat Publikanda ergeh'n;
Mir zeigte ein Stück der poetischen Rage
Ein Alterthumsforscher und großer Mäcen,
Narcissus von Brausedampf hat's Ihr gesandt,
Ich mach' es in treulicher Abschrift bekannt:

„Sonnen-Sonne! Zarter Engel!
Schlanker noch als Lilienstengel,
Schenke mir Dein Augenmerk!
Bringe mit des Blick's Karfunkel
Meines Daseyns Rabendunkel
Schnell das schönste Feuerwerk.

Mit der Liebe Flammensiegel,
In der Gluthgefühle Tiegel
Schmelze Deine Brust von Erz!
Sieh', auf sich'rem Stempelbogen,
Für der Ehe Sturm und Wogen,
Präsentir' ich Dir mein Herz!

Zeig'st Du nicht mir Hoffnungstriften,
Muß ich wahrlich mich vergiften,
Doch erst wird's der Welt entdeckt:
Daß Du, respectiver Kiesel,
Aerger als der schlimmste Friesel,
Jählings mich in's Grab geschreckt!"

Und daß ſich nun Alles recht paßlich vereinigt,
Iſt oben und unten ein Bild angeklebt:
Zu Anfang Oreſtes, von Furien gepeinigt,
Zu Ende ein Lamm, das zur Schlachtbank man hebt.—
Narciſſus Vergiftung iſt nirgends beſcheinigt,
Doch hat er zehn Jahre nachher noch gelebt;
Vielleicht iſt der Mord dann im elften geſcheh'n:
Ich laß' ihm das Leben, um weiter zu geh'n.

In Ihr war ein weiblicher Joſeph zu wittern,
Denn marmorkalt blieb Sie trotz Kampf und Geſchrei,
Sah Hälſe zerbrechen und Verſe zerknittern,
Und ſtrickte ſich ſeidene Strümpfe dabei;
Sie dachte Ihr Glühen nicht leicht zu verſplittern,
Und zählte der Jahre ſchon zwanzig und drei,
Als Amor im Blick des Geſandten von Voß
Das ſteinerne Herzchen zu Trümmern Ihr ſchoß.

Zweiter Geſang.

Gott Hymen nahm ſchnell Sie in ſchwere Verpflichtung,
Und windgeſchwind war Sie dem Hofe entführt!
Dem bebenden Höflingsheer drohte Vernichtung,
Den Jammer zu ſchildern, ſo wie ſich's gebührt,
Iſt ganz unerreichbar für menſchliche Dichtung:
Wer wenig empfand, ſchien vom Blitzſchlag berührt!
Es ward nur nach Echo's gefragt und gejagt,
Und Klüften und Lüften das Leiden geklagt.

Das Pärchen jedoch ſchritt auf Stelzen der Liebe,
Und ſchwamm auf mit Küſſen beladenem Kahn
Verſtohlen zum Tempel der Venus wie Diebe,
Dort ſpielend den girrendſten Tauben-Roman:
Zwei Junker entſproßten dem Gluthengetriebe,
Ein Fräulein beſchmückte die irdiſche Bahn,
Auch wurde Sie „Frau Präſidentin", doch bald
War tückiſch vom Fatum der Spaß Ihr vergallt!

Urplötzlich hat Jedem das Leben verſauert
Der Kriegsgott, des Jammerthals tollſter Despot;
In Magdeburg fand ſich das Pärchen vermauert,
Die Luft muſizirte mit Kugeln und Schroot,
Auch wurde der älteſte Junker erlauert
Vom knöchernen Herrſcher, dem ſenſenden Tod,
Und kam nicht der Friede zu Hülfe gekutſcht,
So wäre Fortuna der Kugel entrutſcht.

Digitized by Google

Doch kann's nicht ſeyn, ſo bleibt's ein ſchlimmer Handel,
Und mein Empfinden leg' ich ruhig brach; —
Auch ein Gedicht von Deinem Lebenswandel,
Was ich Dir, Theure, früher ſchon verſprach,
Giebt's heute nicht, Verhängniß trat zum Kampfe,
Ich muß pariren, ob vor Wuth ich ſtampfe! —

Wie Ueberſchwemmung ſchnell entflog ein Bote
Mit meiner Schöpfung nach der Druckerei;
Doch widerſpenſtig iſt jetzt auch das Todte,
Verkündet ward mir bald mit Nothgeſchrei:
Die kecken Preſſen hätten ihre Mucken,
Und wollten ſo berühmtes Zeug nicht drucken!

Was war zu thun? — Mit hölzernen Juriſten
Iſt nie zu ſiegen bei dem kleinſten Streit,
Doch las ich ihnen Deiner Thaten Liſten:
Man fand ſie wicht'ger noch als unſ're Zeit,
Nur druckten — ſchrie'n die Dinger um die Wette —
Sie nichts als Lügen, Unſinn und Sonette.

Wohl gäb' es Inhalt myſtiſchen Romanzen,
Daß ich die Preſſen redend eingeführt;
Fürerſt will ich indeß ſie ſo kuranzen,
Daß jede ſich nach meinem Willen rührt,
Doch muß ein Jahr ich zur Geduld Dir rathen:
Du nahm'ſt ja auch Dir Zeit zu Deinen Thaten!

Bis dahin werd' ich gratulirend ſchließen! —
Man hat ein Lied mit prächt'ger Melodie,
Es heißt: „Ach, ſchönſtes Kind, zu Deinen Füßen" —
Etcetera — das ſchaff' Dir, Holde! Sieh',
Dann kannſt Du ſchmachtend Dir das Weit're leſen —
Adieu, mon ange, ich bin doch da geweſen!"

Möglichſt den Zuſammenhang bewahrend, iſt nun das Angekündigte hier einzureihen, um dann dieſe Hetzjagd des Spaßes mit wenigen erläuternden Bemerkungen ſchließen zu können. — Am 11. März 1813 — als in Berlin bereits das Kriegeriſche vorwaltete — wurde der alten Dame (mit den nachträglich bezeichneten zwei Aenderungen) überreicht:

Digitized by Google

Die Voßiade.

Das Wichtigſte aus dem Leben der
excellenten Frau
Sophie Wilhelmine Charlotte Marie, Gräfin von Voß,
gebornen von Pannewitz.
Epos in drei Geſängen.
Ihr zur vierundachtzigſten Geburtsfeier überreicht.

Wahrheit und Dichtung.

Erſter Geſang.

Auf! — ſtutzet, ihr Völker! ich will es jetzt wagen,
Sie, eh' in dem Weltſtrom Ihr Daſeyn verrinnt,
Mit Buchdruckerſchwarz in das Ew'ge zu tragen,
Daß hell ſich Ihr Ruhm in's Unendliche ſpinnt! —
Wer Sie iſt, wird breit euch der Titel ſchon ſagen,
Jetzt meldet Annalen: was that Sie als Kind?
Sie ſchrie, doch ihr aller-erbärmlichſter Muck
Beſiegte die Töne von Lully und Gluck.

Auch habe Sie — ſagt eine merkwürd'ge Note —
Mit Puppen wie ſpäter mit Männern gehauſ't;
Sie lernte faſt Alles, und auch die Gebote,
Doch that Sie danach? — Bevor es euch grauſ't
Erfahrt ihr: Cupido, der lebende Todte,
Hat hier die Annalen gar greulich zerzauſ't;
D'rum mangelt in Casu genauer Bericht,
Mit Ihrem Gewiſſen befaßt er ſich nicht!

Das Trübe vermeidend, verfolg' ich das Klare:
Sie wurde vom Vater ſtets Liebling genannt;
Nun meint ihr, Sie wäre verzogen? — Bewahre!
Stets blieb Sie ein Kindchen, zum Küſſen ſcharmant!
Auch ward Sie ringsum ſchon im fünfzehnten Jahre
Als mächtigſter Brennpunkt der Schönheit erkannt,
Und als ſie im ſechszehnten Hofdame ward,
Da waren die Kammerherr'n ſämmtlich vernarrt.

Es ſchien, ließ Sie reizend die Aeugelein blinzen,
Als ſtänden verzehnfacht die Grazien hier,
Denn überall knieten die Kunzen und Hinzen,
Im Sehnen und Seufzen zerſchmolzen ſie ſchier;
Die Herrliche ſpricht auch von ſchmachtenden Prinzen,
Doch weiß ich's von Niemand als einzig von Ihr:
D'rum hab' ich, begreiflich aus tiefſtem Reſpekt,
Den Grund zu der Mythe mir ſelbſt nicht entdeckt.

Digitized by Google

Sie war von dem zeitigen Herrſcher erkoren,
Ein Leuchtthurm zu ſeyn in des Anſtandes Bucht,
Reliquie Dem, der mit Ahnen geboren,
Ein lebendes Landrecht für Sitte und Zucht;
Ihr Wort iſt Orakel bei Weißen und Mohren,
Ihr Beiſpiel in Form hat gebietendſte Wucht;
Sie ſtützt ſich auf „Ehmals", Madam Etikett
Eröffnet Ihr Auge und führt Sie zu Bett.

Die Hofluft durch alle erſinnlichen Grade
Erträgt Sie mit erzener Phyſiognomie,
Bleibt ſtill bei der Launen oft ätzendem Bade,
Und los wird Sie König und Vaterland nie!
Sie ſtieg mit Verdientem und höherer Gnade
Gar bald auch zur Gräfin, man wußte nicht wie!
Sie fühlt Ihre Würde, doch thut Sie nicht ſtolz,
Ihr Anblick erwärmet gleich flämmendem Holz.

Stets hilft Sie Sich ſelbſt und den then'ren Verwandten,
Auch Andern, vorzüglich — mit wortreichem Rath;
Herablaſſung rühmen die — Hoflieferanten,
D'rum ſind ſie devoteſt zu Allem parat;
Sie giebt, wenn ſich Arme zum Betteln ermannten,
Mit Andacht Chauſſeegeld auf himmliſchem Pfad;
D'rum dank' Ihr, Jahrhundert, daß jetzt Sie juſt lebt,
Sie iſt es, die Dich dem Vergeſſen enthebt! —

Nicht Zeit iſt es, daß ich die Schwärze noch ſchone! —
Als donnernd uns traf des Verhängniſſes Ächt,
Hing klettenhaft Sie an dem heimiſchen Throne,
Dem Winde hat nimmer die Cour Sie gemacht;
Ihr Ton hielt ſich feſt, trotz dem Schall der Kanone,
Ihr Lebensſchiff hatte Vertrauen als Fracht:
Nur wenn Sie allein war, da löſ'te der Schmerz
Vermuthlich ſich auf, wie der Schneemann im März.

Jetzt lauſchet! — ich bin zur Begeiſt'rung geritten,
Daß Schöpfungsdrang heiß von der Stirne mir troff —
Beneidet mich, Dichter der Franzen und Britten,
Euch wurde noch nie ſo erſchütternder Stoff! —
Sie reiſ'te nach Rußland, da fiel Sie vom Schlitten,
Doch war dort aus Ehrfurcht die Straße nicht ſchroff:
D'rum blieb Sie complett und lag da wie gemalt,
Auch ward Sie zum Troſt mit dem Orden umſtrahlt.

Digitized by Google

So ungewiß wie das Entſtehen der Druſen
Scheint nun mir die Chronik, bei vielem Gebläh';
Doch weh' mir, was leſ' ich? Ihr keuſchen neun Muſen,
Vergebt mir und macht nicht zu arges Gekräh'! —
Ein König liegt ſtets Ihr am claſſiſchen Buſen —
Von ſelber verſteht es ſich: nur im Portrait!
Auch wurde Sie „Sürintendante" und ſieht
Gemächlich zu, wie man Prinzeſſinnen zieht.

In Spiritus ſetzet, was Ihr widerfahren,
Der kommenden Welt bis zum letzten Geſchlecht
Dies Epos! Es miethet durch Schriftſteller-Schaaren
Das künftige Urtheil als folgſamen Knecht! —
Ja, quält ſich die Schöpfung in endloſen Jahren,
Ein Weſen, gleich Ihr, bringt ſie nimmer zurecht;
D'rum muß Sie, ich folt're der Nachwelt es ein,
Zum wenigſten Ninon Germaniens ſeyn!

Wohl Mancher noch knüpfte mit ſeligem Hoffen
Am Altar mit Ihr den bereichernden Bund,
Doch Jeder denkt, ſteht das Fünfſinnen-Thor offen:
Alt iſt Sie genug, doch auch pöbelgeſund;
Gewiß macht die Zukunft, getäuſcht und betroffen,
Die Jahre annoch mit zwei Nullen Ihr rund,
Vielleicht, daß Freund Hein Sie auch gänzlich vergißt,
Dann wird Sie unſterblich, ſo wie Sie da iſt!

Und nennt man das Grabmal oft Grenzſtein der Leiden,
So ſieht man mit Angſt auf unſterbliche Frau'n,
Und wahret bei Ihr ſich vor ehlichen Eiden;
Doch Sie, um auf Männer noch fühlend zu ſchau'n,
Sponſiret mit Kön'gen von Juden und Heiden,
Auch Chriſten, in merklichem Feuer und Grau'n,
Und handhabt allabends mit heft'ger Manier
Die innig Geliebten — auf Kartenpapier. —

Getreu iſt der Chronik nun Alles entzogen,
Doch, daß Sie den Platz in den Sternen erwiſcht,
Behaupt' ich, das Schlimme iſt völlig erlogen,
Und Wahrheit mit Dichtung echt Goethiſch vermiſcht;
Das heißt: iſt der Dampf vom Reellen verflogen,
So hat der Chroniſt wohl in Träumen gefiſcht! —
Solch Treiben verwehrt ſich ja kein Biograph,
Denn brächt' er nur Wahrheit, citirt er den Schlaf.

Digitized by Google

Dem Siebenjahrs-Kampf hab' ich rasch mich entschwungen,
Und schaue die Chronik im Friedensornat;
Die Siege noch preis't sie voran, wie gedungen,
Dann folgt mit Vernunft der Bericht: was man that.
Es wurden moderne Tedeums gesungen,
Auch brannten die sämmtlichen Lampen im Staat,
Nicht wegen des Friedens, den längst man entbehrt,
Nein, weil an den Hof Sie zurück nun gekehrt!

Es war der Gemahl zum Hofmarschall erhoben,
Der hohen Begünstigung weihte Sie Dank;
Nur fehlten Brillanten, Bouffanten und Roben,
Des Krieges gewaltsame Pharao-Bank —
Sie hatte das Baare geschwächt und zerstoben,
Die Börse war schlaff und nur Leere im Schrank:
Da schalt Sie mit Eifer den Luxus der Welt,
Dann fuhr Sie zu Freunden und borgte sich Geld.

Jetzt könnt' ich von Liebschaften Wunder erzählen,
Doch da bei Erhab'nen der Tod erst erlaubt
Die Leute mit solchen Memoiren zu quälen,
So schweigt hier die Fama, der Zunge beraubt;
D'rum lass' ich nun eiligst die Tochter vermählen,
Und zwar an ein gräflich reichstragendes Haupt; —
Zuvor ist die Kreuz und die Queer man gereis't,
Um Kenntniß dem Fräulein zu holen und Geist.

Die Chronik verschweigt, ob dies nutzvoll geschehen,
Sie meldet nur: Jedermann blieb wie versteint
Vor Ihr, der unsäglich Bezaubernden stehen,
Verblüfft, als wenn rauschend die Windsbraut erscheint;
Sie hat all' die närrischen Völker gesehen,
Die Deutschland in Grenzen zur Trennung vereint,
Und Sie zu erschau'n, kam das Größte von fern,
Denn Gleiches und Gleiches gesellet sich gern.

Bald strahlte Ihr Name auf Kraftmehl und Pappen,
In Festesglanz schwebten zehn Jahre dahin,
Und konnte ein Wörtchen von Ihr man erschnappen,
So gab man Präsente und sprach von Gewinn;
Auch nahm Sie, das liegt am Familien-Wappen:
Es sind recht begehrliche Thierchen darin! —
Sie aber gab innige Freundschaft nur aus,
Und brachte fünf Wagen voll Stammbuch nach Haus.

Digitized by Google

Doch leert man einmal mit der Freude den Humpen,
So weiß Herr von Zufall, der wüſte Rebell,
Mit Händen und Füßen hinein auch zu plumpen:
Ihr einziger Sohn, ein Gerichtsrath, ſtarb ſchnell,
Das mußt' Ihr erſparete Thränen entpumpen:
Er war Ihrem Stamme das Hoffnungsgeſtell,
Auch braver Juriſt, doch für Irdiſches nicht,
D'rum nahm er ſich Dienſte bei'm jüngſten Gericht.

Für dieſen Verluſt gab den tröſtlichſten Henkel
Die Zeit und das Alles ausgleichende Ihr,
Drei Monden nachher requirirte ein Enkel
Auf Erden mit ſchreiendem Jubel Quartier;
Gewiegt auf der Großmama zärtlichem Schenkel
Durchſchwebte das Knäblein der Jugend Revier,
Ward älter und wird nun den glorwürd'gen Stamm
Mit Liebe verbreiten und mehren wie Schwamm.

Ein langes Stück Zeit ignorirt die Geſchichte,
„Das wäre vielleicht vom Merkwürdigſten voll!"
So klage geheim ich mit trübem Geſichte,
Und denke dabei, auf das „voll" reimt ſich „toll";
Dies Wort gilt dem Tode, dem lauernden Wichte,
Er zwingt mich von Neuem zum Ton aus E—moll,
Weil keck der Gemahl den Humor mir verdarb,
Und plötzlich auf Guritz in Mecklenburg ſtarb.

Den Muſen ſey Dank! Der ruht auch in der Erde! —
Recht nothdürftig hat Sie geweint und gebebt;
Sie ſcheute mit Anſtand die Augenbeſchwerde,
Doch trug Sie viel Schwarz, weil den Teint dies erhebt!
Als Wittwe nahm raſch Sie ſich Extrapoſt-Pferde,
Und fuhr nach der Hauptſtadt, da hat Sie's erlebt,
Daß mannlos Sie blieb, nicht aus Hang, nur aus Zwang,
Doch halt! — dies gehört für den letzten Geſang!

Dritter Geſang.

Sie kam nach Berlin, bei dem Lärm von Trompeten
Stand Alles in Galla vom Hut bis zum Schuh,
Rings jubelten Vivats von Hänſen und Grethen,
Und bäuſerhoch wirbelten Mützen im Nu;
Acht Theile der Erde und neunzig Planeten,
Die ſahen im tiefſten Incognito zu;
Was lahm nicht war ſtürmte zum Glückwunſche hin,
Und nannte Sie: „Oberſte Hofmeiſterin."

Digitized by Google

Ehe ich in Erlebniſſen mit dem Fürſten von Wittgenſtein weiter noch abweiche von der Zeitfolge, fordern in meinen Angelegenheiten Erinnerungen an Iffland Raum, und dabei iſt mit einem Anderen zu beginnen. — Der Muſikdirektor Seidel erbat ſich von mir ein Gedicht, das er mit Muſik begleiten könne; ich ſchrieb ihm die ſagengeſchichtliche Erzählung: „Der graue Thurm am See“, er begabte ſie tonkünſtleriſch zum Vortrage in ſeinem alljährigen Concert, und hatte gewünſcht, der Sprecher möge Iffland ſeyn. Dieſer jedoch entſchuldigte ſich, und Seidel glaubte, wenn ich ſelber an Iffland ſchriebe, würde er zuſagen. Nun war kurz zuvor in einer auswärtigen Zeitſchrift ein Aufſatz, der die Berliner Bühnen-Verwaltung ſehr ſcharf beurtheilte, verbreitet worden, und das Gerücht log mich zum Verfaſſer. Indem ich alſo Seidel's Anliegen erfüllte, ſchien es mir rathſam, jenes Gerücht zu verneinen, ohne den von mir entdeckten Verfaſſer zu nennen, wozu ich mich weder berufen noch verpflichtet fühlte. Ich erhielt eine Antwort, die neben der Aeußerung über den bezüglichen Vortrag die damalige Stimmung Iffland's bezeichnet und eine merkwürdige Anſicht ſeines Verhältniſſes zu den Berliner Theaterbeſuchern kund giebt. Er ſchrieb mir das Folgende:

„Wohlgeborner Herr,
Hochgeehrter Herr Profeſſor!

Herr Muſikdirektor Seidel hat vor einigen Tagen mir eine Ballade von Ihnen übergeben, welche ich mit Vergnügen und Achtung für Ihr Talent geleſen

Digitized by Google

habe. Er hat gewünſcht, daß ich dieſe Ballade, deren Kompoſition von ihm angefangen ſey, in ſeinem Conzerte vortragen möge.

Geſtern Vormittag habe ich Herrn Muſikdirektor Seidel erklärt, daß ich aus mehreren Gründen, welche ich ihm auseinandergeſetzt, Ihn erſuche, mich freundſchaftlich davon zu entbinden, und Demoiſelle Beck oder Herrn Beſchort zu erſuchen.

Geſtern Abend erhalte ich Ihre Zuſchrift über dieſen Gegenſtand, und nehme heute den erſten freien Augenblick, mich mit freundſchaftlicher Aufrichtigkeit über dieſen Gegenſtand an Sie zu erklären.

Herr Seidel iſt ein ſo fleißiger, rechtlicher, grader Mann, und ich liebe und achte ihn ſo wahrhaft, daß ich in ſich ſchon keine wirkſamere Aufforderung kenne, als ſein eigenes Verlangen, Ihm nützlich zu ſeyn. Schließen Sie von da her, wie dringend es ſeyn und wie ſchwer, aber auch wie nothwendig es mir fallen muß, Ihm etwas zu verſagen.

Es haben Vier Individuen das Nämliche von mir begehrt, und Sie ſehen gewiß ohne mein Zuthun ſehr klar, daß ich das nicht vermag, und daß ich es nicht darf.

Die Beneficen ſind aufgehoben zu betrachten, mehrere Intereſſenten verfallen auf ſolche Gegenſtände, und ich kann mich Allen nur dadurch entziehen, daß ich Keinem dieſen, in mehr Rückſichten für mich beſchwerlichen Wunſch gewähre. — Gehen Sie mit ſich die Reihe Derer durch, welchen ich zu verſagen haben

Digitized by Google

Zum Schluß mag die Feder ſchnell Wünſche noch kritzeln,
Sonſt grüßt mich die Gnäd'ge im Buff und im Bah! —
Erfriſche, Apoll, mich mit geiſtigen Blitzen,
Minerven auch ſende, der Künſte Mama;
Ihr reizenden Muſen, laßt jetzt mich nicht ſitzen,
Vergeßt es, daß ſtets euch ein Gleiches geſchah! —
Nichts regt ſich, der Qual iſt ſelbſt Pegaſus ſtatt?
So gebe der Himmel Ihr — was Sie nicht hat!

Von dieſen mitunter bedenklich ſcharfen Reimen — zu denen für mich eine geſchriebene, mir bewahrte Vergangenheits-Geſchichte der Bezüglichen vorlag — hatte der Fürſt von Wittgenſtein zur Selbſtbehütung dem „hohen Herrn" ſchon im Februar die Handſchrift mitgetheilt, ehe die geringe Auflage gedruckt wurde. Der Fürſt brachte mir das — noch vorhandene — Heftchen zurück, und wieß beſorglich auf zwei Stellen hin, wo der König Roth- und Bleiſtiftſtriche gezogen und Milderung verlangt hatte. Dies betraf im zweiten Geſange die Zeilen:

„Da ſchalt Sie mit Eifer den Luxus der Welt,
Dann fuhr Sie zu Freunden und borgte ſich Geld."

Die letzte Zeile wurde nun gemäßigt in:

„Dann hat Sie ſich willigſt dem Luxus geſellt."

Im dritten Geſange ſind angeſtrichen die Zeilen:

„Sie ſtieg mit Verdientem und höherer Gnade
Gar bald auch zur Gräfin, man wußte nicht wie!"

und es erfolgte die Aenderung:

„Gar bald auch zur Gräfin durch Glücks-Lotterie!"

Bin ich über dies nebenſächliche Hofweſen in ſolchen Zuläſſen umſtändlich geweſen: es geſchah, um die Unbefangenheit im Königshauſe noch näher zu bezeichnen, und dazu gehört, daß auch über den Eindruck jenes Schwankes, deſſen Inhalt nebenher Aufſchlüſſe

Digitized by Google

genug giebt zu den Berührungen der Oberhofmeisterin mit der Geschäftswelt, eine kurze Andeutung nachfolge.

Auch bei mir hatte sich wegen der schrankenlos arg zu nennenden Possenreime Zagen eingefunden, der Fürst beschwichtigte es aber mit den Worten: „An diesem Geburtstage der Alten sollen Sie sich selber überzeugen, daß die Gräfin bei deutscher Sprache ohne klares Verständniß ist, gar nicht zweifelt, daß man ihr im Ernst oder Scherz nur Angenehmes sagt."

Nicht dies allein bestätigte sich, überhaupt wurde auch bemerklich, daß manche Spitzrede Grund hatte. — Das Zimmer war mit Glückwünschenden dicht gefüllt: neben vornehmen Staatspersonen sah man die Hoflieferanten, und auf zwei Tischen reichlichste Geschenke. Die Gefeierte empfing die gedruckte „Voßiade" in glänzendem Einband; ein Herr von Bülow benutzte als Vorleser die Erhöhung am Fenster, und richtig verbeugte sich die Frau Oberhofmeisterin öfters sehr zierlich, wahrscheinlich doch in der Meinung, sie vernehme nur Schmeichelhaftes. An Gelächter mangelte es auch nicht, eben so wenig an betroffen langgedehnten Gesichtern; ich aber muß bekennen, dabei nicht in die beste Stimmung gekommen zu seyn, obwohl mir der muthwillige Fürst zuflüsterte: er habe und wisse Alles zu vertheidigen. — Jedenfalls war es sein letztes Geburtstags-Angebinde der Art für die Geneckte, denn die Kriegsereignisse drangen im Jahr 1813 rasch ein, und die Gräfin von Voß erlebte den 11. März nur noch ein Mal.

Digitized by Google

keineswegs mit Unrecht, wenn wir auch dieſe oder jene, an ſolcher Stelle unvermeidlichen Irrthümer zugeben müßten.

Bald nach Empfang des mitgetheilten Schreibens war ich mit Iffland in einer Geſellſchaft, und da er ſich auch im Geſpräch mißmüthig zeigte über ſeine Stellung, verhehlte ich ihm nicht, ich ſey überhaupt der Meinung, es wandle ſelten Jemand, der mit dem Theater in Berührung komme, auf den angenehmſten Wegen. Er lachte, als ich ihm erzählte, daß ich ſchon vom funfzehnten Jahr an wiederholt ausgeſprochen habe: auch wenn ſich Befähigung dazu bei mir einfände, das Amt eines Theater- oder Polizeidirektors würde ich niemals übernehmen; eine Selbſtbeſcheidung, die ſich in mir ſehr befeſtigte. Dennoch war ich durch Gefühlseinfluß nach vielem Zureden ſchon einmal bereit, einen Vertrag zu unterzeichnen, der mich zum Mitdirektor des Königsſtädtiſchen Theaters gemacht hätte, wenn nicht vor dem verhängnißvollen Federzug ein glücklicher und begründeter Umſtand mich beſtimmen mußte, die Unterſchrift zu verweigern.

An jenem Abend, da mir Iffland unter zahlreicher Geſellſchaft begegnete, wurde ein von mir geſchriebener Gelegenheits-Scherz aufgeführt; er gefiel ihm, und im Ausdruck deſſen empfahl er mir: ich möge auch der öffentlichen Bühne mich zuwenden, für die ich aus Gefälligkeit ſchon Einzelnes in ſogenannte „Schubladenſtücke" beſorgt hatte. Ich erwiederte, daß ich in Mußeſtunden neben den künſtleriſchen Arbeiten und dem fortgeſetzten Lernbetrieb mit Dichtung für

Digitized by Google

die Bühne mich schon beschäftigte, und dabei Uebung in den verschiedenen Versarten beabsichtigt habe. — Er ließ ermunternde Worte nicht fehlen, um zu veranlassen, daß ich ihm meine Anfangsversuche einsenden möge. Das fünfaktige Trauerspiel: „Ein Tag des Schicksals" hatte ich vor meinem vierundzwanzigsten Jahr zu Ende gebracht, und es trägt, wie ich längst weiß, alle Spuren jugendlicher Schwärmerei, gepaart mit sehr mangelhafter, überhaupt nicht leicht zu gewinnender Erfahrenheit in der Scheinwelt zwischen den Bühnenwänden. Ich zagte und zögerte, ehe ich hinsichtlich des Einreichens zur Darstellung mich entschließen konnte, fand es endlich rathsam, mit kleinen Gaben zu beginnen, und Iffland erhielt von mir im März 1813 handschriftlich: „Die selige Frau", dann „Lieb' und Friede". Das eine wie das andere Stück ist einaktig, jenes Lustspiel oder eigentlich jener Schwank in Alexandrinern, dieses Schauspiel in Jamben und Trochäen, da es sich zu spanischem Boden hinwendet. Beide nahm Iffland mit freundlichem Urtheil zur Aufführung für den Herbst des benannten Jahres an, was mich ermuthigte, ihm auch das Trauerspiel zu senden. Schon damals war er sehr krank, doch glaubten die Aerzte an baldige Wiederherstellung, und da sie ihn nach dem Bade Reinerz geschickt hatten, wurde die Handschrift meines Jugendwerks dorthin befördert. In meinem Briefe dazu verhehlte ich nicht, daß die mir schon frühzeitig auferlegte Pflicht, für meinen vom Erblinden bedrohten Vater Ernährer der Familie zu werden, mich verhindern müsse, ohngeachtet

Digitized by Google

muß: ſo kann es nicht fehlen, Sie überſehen das Gewicht und die Nothwendigkeit meiner Gründe.

Außerdem iſt es Ihnen nicht unbekannt, daß eine ſehr namhafte Partei im Publikum — denn ungern möchte ich ſagen: das Publikum ſelbſt — dahin gebracht worden iſt, ſein früher gegebenes Vertrauen wenn nicht zu entziehen, doch zu vermindern. Ich weiß noch nicht, zu welcher Entſchließung dieſe Lage mich leiten muß.

Ich thue dabei meine Pflicht ſorgſamer und zarter als je, wenn's möglich iſt. Aber Ihrem Zartgefühl wird es nicht entgehen, daß ich in dieſer Spannung, welche ohne mein Verſchulden entſtanden — außer meinen Dienſt-Angelegenheiten — dem Publikum mich nicht zeigen, entgegenſtellen und den Vorwurf des Aufdringens auf mich laden wollen kann.

Was ich in ſolchem Betracht vor drei Monaten auf mich nehmen konnte — oder allenfalls konnte — kann ich nicht in dem gegenwärtigen Augenblicke. Herr Seidel und Sie, als Künſtler, werden dieſen Umſtand fein und rückſichtlich faſſen.

So hoffe ich, daß Herr Kapellmeiſter Weber das alte Verſprechen des freilich ſchon früher vorgetragenen Eiſenhammers aus derſelben Rückſicht mir erlaſſen werde.

Uebrigens ſtehe ich, der ich bis jetzt zu Allem, was gegen mich unternommen wird, ſchweige, mit keiner Redaction, keiner Zeitung oder Zeitſchrift, wie ſie Namen haben mag, hier, noch in, noch außer Deutſchland — weder in mittelbarer, unmittelbarer,

Digitized by Google

noch aufträglicher Korreſpondenz, Beziehung, Nachfrage, Spürung, Leitung oder Einwirkung, kann alſo bei meiner allergänzlichſten Unthätigkeit in ſolcher Hinſicht nicht faſſen, welche Aeußerung über meinen inneren Glauben, oder Meinung, eine auswärtige Redaction ſich geſtatten kann.

Ich darf annehmen, daß Sie von meinem rechtlichen Sinne und Willen für das Gute und Nichtbeſchwerende Ueberzeugung haben: ſomit verdiene ich Glauben, wenn ich von einer Sache, wie von dieſer, erkläre, daß ich ſie unter den vorliegenden Umſtänden jetzt nicht vermag.

Mit wahrer Achtung

Ew. Wohlgeboren

Berlin, Ergebenſter Diener

den 3. Januar 1811. Iffland."

Gewiß iſt die Scheu vor dem Publikum auffallend bei einem Mann, berühmt als darſtellender Künſtler, dem man ſogar auch noch heut und weiterhin ſein anderes Verdienſt als Bühnendichter nicht ableugnen kann, obſchon das um ſich greifende Parteitreiben der jüngſten Weisheiten ihn verurtheilte aus denſelben für Grundſätze gehaltenen Einbildungen und Anſichten, die nicht nur das Theaterweſen, ſondern auch die Volkszuſtände überhaupt verſchlimmerten, verwilderten, und ſie vom Deutſchthümlichen in allerlei Zerfahrenheit trieben. Jene Scheu iſt um ſo auffallender, wenn man bedenkt, daß Iffland ſelbſt von Denen, die ſeine Schauſpiele mißachten, noch immer für Theater-Verwaltung als Muſter anerkannt wird,

Digitized by Google

meiner Neigung und des inneren Triebes an dramatiſche Arbeiten zu denken, wenn ich dabei nicht Ausſicht hätte zu einer Mithülfe für meine oft bedrängten Verhältniſſe. Die empfangene Antwort iſt ein achtungswerther Beweis, mit wie wohlwollend bemühter Theilnahme Iffland den Anfänger leitete; ſie iſt zugleich eine Hindeutung auf derzeitige Theaterzuſtände in Berlin, und ich ſchließe ſein Schreiben hier an:

„Wohlgeborner Herr,
Hochgeehrter Herr Profeſſor!

Eine Tragödie muß hintereinander weg, ohne alle Unterbrechung geleſen werden, wenn man nicht dem Verfaſſer, der auf die ſteigende Wirkung zu rechnen hat, ein Unrecht thun will, das nicht auszugleichen iſt. Ihr Trauerſpiel, welches Sie mir anzuvertrauen die Geneigtheit gehabt, iſt den 18ten Junius hier angekommen, und ich war nicht früher als geſtern im Stande, eine ſo anhaltende Lectüre zu machen. Völlig aufgerieben kam ich hier an und meine Beſſerung des Befindens geht langſam, doch iſt ſie, wie man es glaubt, gründlich.

Ich habe nicht weniger von Ihnen erwartet, als Sie mir geſendet, und habe mit vielem Genuß geleſen, wofür ich Ihnen herzlich danke. Sie ſind ungemein ſorgfältig in Anlegung und Haltung der Charaktere geweſen. Ein Verdienſt, das mir ſehr achtbar iſt, wie gleichgültig man auch jetzt darüber weg geht.

Der Geſchichtsinhalt iſt mannigfach und reich. Ich will nicht hoffen, daß die Schwierigkeit, welche

Digitized by Google

Manche haben, aus der erhöhten Versſprache den verwickelten Inhalt zu faſſen, der Sache nachtheilig werden könnte.

Auf Eins muß ich Sie aufmerkſam machen, nämlich, das Stück iſt für die Aufführung durchaus um Vieles zu lang. Ich habe ſtill und nicht unterbrochen Drei und ¾tel Stunden geleſen. Die Erfahrung beſtätigt, daß eine Tragödie, welche ſo viel Zeit zum Still-Leſen fordert, wegen des langſamen Gehens, Kommens, der gehaltenen Reden, der Märſche, Muſikſtücke, der — ſey es verkürzten Zwiſchenacte, für die Aufführung Vier und ¾ tel Stunden wegnimmt. Wenn Sie erwägen, daß außer der Rolle des Alwin faſt alle Rollen entweder Reflexion, oder doch mehr ein tiefes als ſchnelles Gefühl äußern — ſo wird Ihnen die angegebene Zeit, welche alſo von 6 bis ¾ auf Elf Uhr ausmacht, nicht übertrieben angeſetzt ſcheinen. Es würde daher überall weggenommen werden müſſen, wo es Ihnen thunlich iſt. Nur der Autor, der den Plan, die Geſchichte, Charaktere, Augenblicke, die Ihm beſonders geltend ſind, ſtets im Blicke hat, vermag dies auszuführen. Was über ein 4tel auf 10 hinausdauert, ſpannt die Empfänglichkeit der Zuſchauer ab, und die würdigſten Werke haben dann mit der Ueberſättigung und dem Humor der Einzelnen zu kämpfen. Es würde faſt ſo viel hinweggenommen werden müſſen als der fünfte Act Blätter enthält. Faſt.

Ich weiß, daß man nie einem Verfaſſer angenehm erſcheint, dem man das ſagt. Allein ich muß entweder Ihnen eine falſche Höflichkeit, oder die Wahrheit

ſagen, wie mir die Ueberzeugung ſie eingiebt. — Fern ſey es von mir, Ihnen meine Anſicht aufdringen zu wollen. Sie ſind Herr des Stückes, und ſollen auch Ihre Ueberzeugung nicht der meinigen opfern.

Die Scene zwiſchen Adalbert und Pfullendorf entwickelt Charakter — hält aber auf. Die Stelle des Pfullendorf: „Ich ſcheine hier nicht an dem rechten Orte" kann Lachen erregen. Sie iſt kritiſch.

Vom erſten, lange vorbereiteten Zuſammentreffen des Alwin mit Landenberg erwartet man mehr Erfolg. Ueberhaupt, da Alle ſo viel von Landenberg zu tragen haben — ſcheint es mir — als fühle man lange, ehe Alwin die Stelle ausſpricht, die Sache auf eine nicht befriedigende Weiſe—:

„Gebettelt bei der Bosheit hat das Recht,
Nicht um Gerechtigkeit, nein, nur um Gnade,
Die Tücke ſiegt — doch ruht der Donnerſtrahl!"

Der Frühherbſt iſt die glücklichſte Zeit für die Darſtellung, und wie gern ich eine oder die andere Rolle ſpielen würde, kann ich doch jetzt nicht vorher ſagen, was um jene Zeit meine Kräfte für Neuheit, vereint mit Proben, Vorſtellung und Wiederholung, werden ausdauern können und dürfen. Ich bin daher genöthigt, Sie zu erinnern, auf mich als Schauſpieler nicht Rückſicht zu nehmen.

Die übrige Beſetzung wollen Sie mir vorher mittheilen. Ihre Gegenwart bei den Proben hat keinen Anſtand.

Ich würde es Ihnen verargen, wenn Sie nicht über das Honorar ſich erklärt hätten, ſelbſt wenn Sie

Digitized by Google

nicht den edlen Grund, vereint mit dem Verdienſt der Sache hätten, den Sie mir vertrauen, und den ich zu achten weiß.

Umſtände und Anmahnungen haben die Direction genöthigt, alle Honorare herabzuſetzen; ich kann alſo für jetzt auf fünfzehn Friedrichsd'or eingehen, und es wird von dem Glücke, was die Tragödie macht, abhängen, ob alsdann noch fünf Friedrichsd'or nachgezahlt werden können. Es wird Ihnen nicht unbekannt ſeyn, daß die Umſtände die Theaterkaſſe dahin gedrängt haben, die Gehaltszahlungen jeden Monat nur halb unternehmen zu wollen. Bei Erfolg wird alsdann der Reſt nachbezahlt. So, das heißt auf partielle Zahlungen nach den jedesmaligen Umſtänden, ſind wir mit allen Zahlungen, alſo auch mit dieſer, angewieſen. Sie werden geſtatten, daß um die Zeit der Aufführung der Herr Rendant Jacobi Ihnen alsdann die Vorſchläge deshalb mache, welche die Kräfte in Anſehung der Termine, vereinbar mit der Verantwortlichkeit gegen die beſoldeten Mitglieder und das Verdienſt des Dichters, nur irgend geſtatten.

Wollen Sie indeß die Geneigtheit haben, wegen des Honorars für das kleine Luſtſpiel in 1 Akt dem Herrn Sekretair Esperſtedt eine Zeile zukommen zu laſſen, ſo wird er dieſes ſogleich beſorgen. — Die möglichſte Offenheit beider Theile über dieſen Gegenſtand des Handels, den ich auch, als ich noch ſchrieb, gegen andere Directionen niemals anders behandelt und geſtellt haben wollte, ſcheint mir gleichſam von ſelbſt vorauszuſetzende Bedingung zu ſeyn.

Digitized by Google

Man nimmt an, man verſagt, wie die Umſtände das Eine oder das Andere fordern, und die Erklärung über die Bedingungen folgt von beiden Theilen mit Gradheit.

Bei der Vorſtellung des Stücks werde ich mit Vergnügen alle die Sorgfalt verwenden, welche ich dem Talente, der Sache und mir ſelbſt ſchuldig bin.

Daß Sie die Muſik vom Herrn Kapellmeiſter Weber wünſchen, hat meinen Beifall, ich werde ihm ſogleich deshalb ſchreiben. Da in den letzten Scenen Schlachtgetöſe, die Erzählung des Arno und auch der Geſang der Igna theils zuſammen, theils nahe aufeinander eintreten, ſo hat ſein erprobtes Genie ein reiches Feld, um die Eigenthümlichkeit dieſer Gegenſtände in dem geltendſten Moment mit der Faßlichkeit zugleich aufrecht zu erhalten.

So heiße ich Sie denn willkommen! als tragiſcher Autor!

Die dramatiſche Kunſt iſt Treibhausgewächs. Ein warmer Hauch kann ſie nur im Leben erhalten. Abſchößlinge weggenommen, nicht herabgeriſſen, befördern den ſtolzen Wuchs im Gedeihen. Sonne und Schatten gerecht vertheilt, erhalten den Schmelz der Farben, denen der Rauhfroſt ein Gift iſt. Wir haben Beide nur ein Intereſſe, daß Ihr Baum wohlgeſtellt und geſehen ſey. Geſehen, genoſſen und empfunden —, dann mögen die Vorübergehenden, einzeln, es mit ihrer Lorgnette halten wie ſie wollen.

Leben Sie wohl in den Stürmen der Zeit!

Mit der vollkommenſten Werthſchätzung

Ew. Wohlgeboren

Reinerz — Ergebenſter Diener

den 23. Juli 1813. — Iffland."

Digitized by Google

Mein überfüllt versreiches Trauerspiel hat Iffland wahrscheinlich unter einer Linde gelesen. Als es wegen der mir überlassenen Kürzungen an mich zurückkam, sah ich, daß er überall, wo ihm entweder Längen aufgefallen oder Bedenklichkeiten angeregt worden waren, Lindenblüthen als Zeichen zwischen die Blätter gelegt hat; ich habe dauernde Freude daran, daß ich gleich den Entschluß faßte, diese Abschrift ganz so aufzubewahren und eine andere zu gebrauchen für das widerwärtige, aber nach aller Erfahrung der Bereitwilligkeit sämmtlicher Bühnendichter dringend zu empfehlende Geschäft des Kürzens. In den immer bewegter kreisenden Lebenswirren schwindet der Mehrheit die sinnige, die aufmerksame Ruhe, deren vorzugsweise das Sprech-Schauspiel zu begründeter Entwickelung auf den „die Welt bedeutenden Brettern" bedarf — um so nöthiger, je tüchtiger das Werk! — Die aus jener Ruhelosigkeit entstehende, durch Söldlings-Beifall gesteigerte Wechselwirkung, eingedrungen zwischen den Zuschauern, den Dichtern und Schauspielern, und nun kaum noch abzuleiten, half die Theaterzustände verflachen.

Bevor eines der genannten Schauspiele zur Darstellung kam, ereignete sich ein Zwischenfall, der hier einzuschalten ist. Der König Friedrich Wilhelm III. hatte in Töplitz ein Verkleidungsstück gesehen: „Der Beruf"; es war davon die Rede gewesen, und man sollte es auf die Berliner Bühne bringen. Bei dem Lesen fand sich aber, daß der Spaß verjährt sey, wonach ich von der Inhaberin der Hauptrolle — Luise

Schröck — und der Direction ersucht wurde, ihn möglichst zu verjüngen, was beinah zu gänzlicher Umarbeitung führte. Von den sechs Verwandlungen in dem alten Machwerk blieb nur eine, und als die Aufführung erfolgte (25. März 1813), gefiel diese eine nicht, so daß ich auf Bitten dafür ebenfalls eine andere einzuschieben hatte. Zur ersten Darstellung war der alte Titel mit dem Namen des ehemaligen Verfassers auf meinen Wunsch beibehalten worden, schon bei der zweiten (30. März 1813) ließ die Direction ihn weg, doch den meinigen verweigerte ich zu dieser flüchtigen Arbeit auf Bestellung, ließ mir auch kein Honorar zahlen. Das Gerücht nannte mich aber allmälig immer lauter als Verfasser, und mein Verdruß darüber bestimmte mich gegen Ende des nächsten Jahres zu einer Umbildung, die unter dem Titel: „Die Talentprobe" bekannt, und dem „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele für 1847" (in zweiter Auflage) angefügt ist. Ich hatte versucht, in das leichte Wesen wenigstens ein Etwas von Gedanken zu bringen, und die im „Beruf" beschäftigten drei Personen waren nicht nur geneigt zu neuem Einlernen, sie freuten sich des unzweifelhaft verbesserten Stücks. Da Iffland am 22. September 1814 gestorben war, wandte ich mich an die ihm einstweilig folgende Theater-Verwaltung mit dem Ersuchen, das anspruchslose Stück so, wie es nun geworden, einstudiren zu lassen. Dies wurde abgelehnt, „weil der „Beruf" noch immer das Haus fülle, mithin ein solches Einstudiren als erläßlich erscheine." Den von mir so anspruchslos erzeigten Gefälligkeiten

Digitized by Google

gegenüber (ich ſchrieb, zum Beiſpiel, auch fünf neue Scenen zu Kotzebue's „Schauſpieler wider Willen" für die verſchiedenen Darſteller) war meiner jugendlichen Heftigkeit eine ſolche verneinende Antwort die Verletzung eines erworbenen Anſpruchs. Jetzt würde ich mit jener freilich nicht zu billigenden Entgegnung dieſe unbedeutende Sache lächelnd und ruhig vorüber laſſen, damals entgegnete ich aber ſchriftlich: „Wohl denn! — es möge mir Genugthuung ſeyn, daß auf der Berliner Bühne das kleine Stück nie ſo aufgeführt werden darf, wie es nun iſt." — Es verſteht ſich von ſelbſt, daß man über dieſe Aeußerung ſehr gleichgültig hinwegging, ſie als nichtig betrachtete; im Weiteren meiner Aufzeichnungen wird ſich darlegen, daß dies ein Irrthum war. Einſtweilen wende ich mich wieder zum Jahre 1813.

Iffland wußte, daß es mir unangenehm ſey, durch das Gerücht und dann auch in Zeitſchriften als Verfaſſer des „Beruf" genannt zu ſeyn; das mochte ihn mit veranlaſſen, die drei ihm überſandten Stücke raſch nach einander auf die Bühne zu bringen. „Die ſelige Frau" wurde am 10. September 1813, „Lieb' und Friede" am 22. October zum Erſtenmale gegeben, auch in den Wiederholungen und im öffentlichen Urtheil günſtig aufgenommen. Es fehlte mitunter nicht treffender oder bösgemeinter Tadel, andrerſeits nicht Lob über Gebühr, wie Dem oft bei vielen Bühnenwerken noch heut ſo iſt, was den Verfaſſern recht ſeyn kann: denn aus Rede und Gegenrede entwickelt ſich immer etwas mehr Wärme für die Sache. —

Digitized by Google

Schon am 5. Januar 1814 folgte die erste Darstellung des Trauerspiels, so daß in viertehalb Monaten drei Stücke von mir auf die Bühne kamen. — Ueber „Ein Tag des Schicksals" empfing ich von Iffland aus Breslau, auf dessen Theater er gleich nach seinem Aufenthalt im Badeort Reinerz gastspielte, noch ein Schreiben; es finde hier ebenfalls seine Stelle:

„Wohlgeborner Herr!

Die Besetzung der Rollen in Ihrem Trauerspiel, die Auswahl zwischen der Einen oder der Anderen Künstlerin will ich für diesmal Ihnen ganz anheimstellen.

Sollten Sie auf den Proben erst Ihre Meinung über diese oder jene Haltung sagen und dort berichtigen wollen, so könnten Sie Gefahr laufen, den Total-Effekt zu hemmen und sich Selbst zu schaden. Schauspieler der gewöhnlichen Weise fassen sich von da an zu rechnen nicht wohl mehr. Die Anderen werden leicht in dem Zulaufe gehindert, den sie vorher kräftig genommen. Es ist nicht mehr Zeit genug, um eine andere Richtung, welche der Autor verlangt, alsdann noch in sich so aufzunehmen, daß sie mit dem Eigenthümlichen sich gehörig verschmelzen könnte.

Sicherer gehen Sie, wenn Sie vor dem Einlernen mit den Personen, worauf es ankommt, die Rollen und Stellen besprechen.

Meine Gesundheit ist auf bestem Wege. — Ich fand es nöthig, hier, im engeren Raume, einige Vorübungen anzustellen, woraus ich entnehmen kann, was

Digitized by Google

ich in größerem Raume zu Berlin mir werde gestatten dürfen, oder versagen müssen.

Die Aerzte verlangen, daß ich den Winter hindurch mich als einen der Genesenden halte, die weit zurück waren.

Bedeutende neue Rollen werde ich sobald nicht übernehmen. Erhält sich mein Befinden, und sollte ich leidlichen Befindens durch das Gewirre verdrüßlicher Dinge, die in einem so verwickelten Geschäftsleben unvermeidlich sind, hindurchkommen, so kann ich dann nach und nach weitergehen.

Die Rolle des Landenberg wird Herr Lemm gewiß mit Erfolg leisten, da sein erhöhter Vortrag, gleich fern vom Dehnen oder Predigen, ein inneres Leben behält. Vor Gesticulationshäufung muß man ihn zu warnen suchen, da dies nicht seine vortheilhafte Seite ist.

Glückwünschend zu dem Erfolge Ihres Lustspiels, bin ich mit vollkommenster Hochachtung

Ihr

Breslau, den 26. September 1813.

Ergebenster Dr. Iffland."

Mit dem Lustspiel ist „Die selige Frau" gemeint, zum Erstenmal aufgeführt, ehe Iffland nach Berlin zurückkehrte. Er hatte für die Rolle des Liebhabers (Kammerherr) den von ihm sehr begünstigten Rebenstein gewünscht, sie gehörte aber eigentlich dem sogenannten „Bonvivant", derzeit Stich. Dieser fühlte sich verletzt, und als er mir eines Abends zu Pferde

Digitized by Google

bei der sonstigen Fasanerie im Thiergarten begegnete, stellte er mich vom Sattel herab zur Rede. Seinen Anspruch verkannte ich in meiner Antwort nicht, bemerkte jedoch, daß die kleine Rolle für ihn kein nennenswerther Verlust seyn könne, was ihn keineswegs beruhigte. Dies habe ich anzudeuten, weil es elf Jahre später unter der General-Intendanz des Grafen Brühl noch von Einfluß war in seltsamer Verwickelung, und ich diesen Umstand wieder berühren muß. Jetzt bin ich bei dem Trauerspiel, und habe von einer damit in Zusammenhang kommenden Fehde zu erzählen.

Wie schon erwähnt, war ich auf den Antrag Spener's, dem meine Mittheilungen im „Morgenblatt" gefallen hatten, für seine Zeitung Berichterstatter über das Theater geworden, besprach nun auch mit Namens-Unterzeichnung meine eigenen ersten Versuche, wobei ich jedoch erklärte, daß ich es nicht mit dem etwaigen Guten, nur mit den Mängeln zu thun habe, die mir vermöge der Bühnenbelebung deutlicher geworden. Das war unbefangen gemeint, aber doch mehr anmaßlich als gescheidt, obgleich gründliches Zurechtfinden für Bühnenwerke allerdings nur zu erlangen ist durch Darstellungen, die ich jedem Schauspieldichter jetzt und künftig wünsche. — Nun ging im Juni 1813, also bevor mein Name auf Theaterzetteln erschien, ein Lustspiel in Scene, betitelt: „Besser spät gefreit als niemals". Der Verfasser hatte sich nicht genannt und mir selbst blieb er noch lange verschwiegen. Meine veröffentlichte Ansicht über sein Werk war, da das Ganze sich im Unsittlichen, obenein ohne

Digitized by Google

Bühnenwirkung bewegte, eine abfällige, und der Verfasser forderte mich — wieder ungenannt — mit den derbsten Aeußerungen in der Spener'schen Zeitung zu einem Lustspiel-Zweikampfe heraus, bestimmte die Frist auf sechs Monate, und für beide Erzeugnisse den Titel: „Der Egoist". Obwohl einsehend, daß nichts damit gethan sey, wenn wir — was sehr wahrscheinlich ist bei Allem, was man in festgesetzter Zeit für die Bühne liefern soll — zwei schlechte Stücke mehr hatten, würde mich doch eine Weigerung bei einer Mehrheit alles Vertrauens beraubt haben, ich nahm also den wunderlichen Kampf an in folgenden Zeilen („Spenersche Zeitung" 1813. Nr. 76):

„Wer ein solches Lustspiel („Besser spät gefreit als niemals") schrieb, kann meine Freimüthigkeit allerdings unter *seiner* Würde halten, die ihm gewiß nicht beneidet wird. Wenn der Verfasser verkennt, daß ich sein Werk nur so beurtheilte, wie es Jeder thut, der Vernunft und Sitte nicht unterjochte, so ist mir das seinetwegen leid, und ich versichere ihm nur: daß ich Witz- und Schimpfgefecht nicht für gleichbedeutend halte, wie er es that. Den gebotenen Zweikampf nehme ich ohne weitere Worte an, ich will indessen die Idee des Lustspiels mir selbst andeuten und dem Herausforderer auch seinen Titel: „Der Egoist" lassen. F. W. Gubitz."

Um mit dieser Angelegenheit gleich zu enden, bemerke ich, daß später der Schriftsteller T. H. *Friedrich* als Herausforderer bekannt wurde. Er hielt in den Jahren 1813 und 1814 in Berlin „satirische

Vorleſungen", die mancherlei Zuſtände angriffen und einem zahlreichen, ähnlich geſtimmten Kreiſe zuſagten. Dies trieb ihn an zu der Verirrung, ſein vor Nahrungsſorgen ihn ſchützendes Amt — er war Kammergerichts-Rath — zu verlaſſen, um von der in Deutſchland meiſt mit Kümmerniß verbundenen Schriftſtellerei zu leben, was dann ſo mißglückte, daß die bedauernswerthe Haltloſigkeit ſeines Weſens ihn vier oder fünf Jahre nachher zum Selbſtmorde verleitete. — Zu dem von Friedrich veranlaßten Luſtſpiel-Zweikampfe kam ſeinerſeits „Der Glückspilz und die Glücksritter", ich brachte „Die Prinzeſſin", beide fünfaktig, und ſie erſchienen alsbald im Buchhandel. Mein Luſtſpiel wurde in Hamburg, Prag, Poſen, auch noch auf anderen Provinzial-Theatern aufgeführt. Die Hofbühnen blieben ihm ſeines Stoffes wegen unzugänglich, und in Berlin meinte man gar, ich hätte mit einer „Gräfin Milana" an die Gräfin von Lichtenau erinnert, was mir niemals einleuchtete, während es mir nicht lange verborgen blieb, daß ein ſchwaches Machwerk entſtanden war. In einer Vorrede zur zweiten Auflage äußerte ich (1815) über den Urſprung:

„Es iſt geſchrieben auf die Herausforderung eines andern Schriftſtellers zu einem Luſtſpiel-Kampfe; dies ſey Denen Beantwortung, welche ſich zuweilen an mich wandten, um Kunde von dem ſonderbaren, aber nicht eben wichtigen Scherze. Ich laſſe jene Angelegenheit ruhen und wünſche überhaupt, wenn nicht Wahrheit und Ehre dagegen ſind, gern Frieden um mich her; denn es ſchmeichelt der Eitelkeit, eine Lanze zu

Digitized by Google

brechen, es aber nicht zu thun ist der Sieg der Vernunft. Ich gestehe nebenher frei, daß ich meine literarischen Erzeugnisse, Gedankenspiele meiner Mußestunden, weder mit großer Hoffnung noch Furcht der Oeffentlichkeit sende; für den Weltstrom ist zuletzt Beides Ballast, von dem sich in allen Verhältnissen nur wenig zurückbehalten läßt, wenn wir sicher zum Ziele kommen wollen."

Jene Feindschaft Friedrich's — von dem ich in den Jahren 1817 und 1818 die freundlichsten Briefe empfing, der mich aber vorher noch in aller Weise verfolgte mit gedruckten Anfechtungen, die ich nicht erwiederte — war im loderndsten Gange, ehe mein erstes Stück auf die Bühne kam, und vermöge seiner Vorlesungen hatte er auch willigen Anhang. „Lieb' und Friede" wurde beifällig aufgenommen, wie zuvor „Die selige Frau", und daß innerhalb weniger Monate als Drittes mein fünfaktiges Stück die Darstellung erreichte, fachte die Zornesgluth der Widersacher noch mehr an. Wenn ich jetzt überschaue, wie schwer oder gar unmöglich es Diesem und Jenem wird, nur eines seiner Stücke auf die Bühne zu bringen, und welche Hindernisse auch nach der Annahme dem Aufführen entgegenstehen, dann muß ich freilich offen bekennen, daß mir selber jenes Ergebniß auffällig geworden ist, ich also Aehnliches meinen Gegnern nicht verargen, jedenfalls aber versichern darf, niemals Gunst oder Vorrecht in Anspruch genommen zu haben.

Am 5. Januar 1814 ging also „Ein Tag des Schicksals" zum Erstenmale in Scene, und obwohl

ich wähnte, Iffland's Rath, zu kürzen, sey hinlänglich befolgt, dauerte die Darstellung doch von Sechs bis ein Viertel auf Elf. Welch ein Ungeheuer von Länge das Gedicht in der Urschrift ist, mag man daraus entnehmen, daß ich bereits mehr als tausend Verszeilen der Vergessenheit geopfert hatte, und ich bin den damaligen Zuschauern für die Geduld, bei meiner Ueberschwenglichkeit so beharrlich ausgehalten zu haben, über mein Erdenleben hinaus Dank schuldig. Im „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele für 1845" — dreißig Jahre nach der Darstellung — ist mit dem Titel „Schicksals-Kämpfe, historisch-romantisches Schauspiel in fünf Akten", diese Jugendarbeit nach der für die Wiederholung abermals sehr gekürzten Handschrift gedruckt; wie geübter ich nun schon zu streichen wußte, erhellt daraus, daß die zweite Darstellung eine Stunde früher endete. Bei der ersten erwarben sich die beiden Anfangs-Akte lebhaften, die Schlußwendungen des zweiten Aktes stürmischen Beifall. Mir fürerst Theilnahme zu erobern, hatte ich einen wesentlichen Theil dessen, was eigentlich vor der Entwickelung erhellt seyn mußte, dem Einleiten des dritten Aktes überlassen. Die Steigerung wurde dadurch zu sehr unterbrochen, die Anregung abgekühlt; doch glückten ein paar Scenen in diesem und dem vierten Akt, sie erhielten mäßigen Beifall, der sich im fünften Akt, unterstützt von der trefflichen Musik Bernhard Anselm Weber's, verstärkte, und bis zu letztem Sinken des Vorhangs aushielt. — Meiner Gegnerschaft war der nicht ungünstige Erfolg dieser ersten Darstellung

Digitized by Google

ſehr zuwider, und was ſich nun begeben ſollte, aber nicht begab, das mögen meine eigenen derzeitigen, ganz und gar die von eitlem Uebermuth nicht freie Jugendlichkeit bezeichnenden Berichte hier erläutern.

I.

„Morgenblatt.“ 1814. Nr. 52.

— „Eine Neuigkeit will ich heut erzählen, eh' ſie da iſt, daß mein Trauerſpiel, „Ein Tag des Schickſals“, morgen bei der zweiten Vorſtellung ausgepocht wird. Wie ich das heute weiß? — Seit mehreren Tagen bekam ich Anzeigen, daß an öffentlichen Orten Werbungen geſchehen. Schon bei der erſten Vorſtellung, ſagt man mir, habe ſich eine Gegenpartei gebildet, ſich aber nicht ſtark genug gefühlt, und werde nun mit allen Reſerven gegen mich anrücken. Immerhin, wenn's nicht anders ſeyn kann! Es ſoll ein Dichter alle Situationen durchempfinden; da ich nun nicht alle Tage Gelegenheit habe, ausgepocht zu werden, will ich dieſe benutzen, und, wenn der Gegenpartei das Unternehmen glückt, meine Empfindungen dabei nicht vorenthalten. Ich habe die mir bis jetzt klar gewordenen Fehler des Stücks durch ſchnelle Verkürzungen bedeckt, und kann, nachdem die erſte Vorſtellung — die (den Leſern des Morgenblatts unter uns geſagt) im dritten und vierten Akt ſelbſt mir etwas langweilig war! — nicht ohne Beifall vorüberging, es dem Haſſe erlauben, daß er ſich ausſpricht. Ich hab' ihn durch manches Keckwahre lange wider mich gereizt, obwohl ich wußte, daß ich ihm nicht nur in die Hände, ſondern in die Füße fallen würde. Das war

Digitized by Google

nicht lebensklug, aber ehrlich; darauf will ich pochen, ja sogar meinen Gegnern gleich durch ein paar Epigramme behülflich seyn. Wird mein Stück ausgepocht, schlag' ich dies vor:

Er zeigt, daß wider alles Schlechte
Das Schicksal ewig siegend focht;
Hier glänzt es in dem vollsten Rechte,
Denn wißt: sein Werk ward ausgepocht!

Wird nur gezischt, wäre folgende Aenderung nicht übel:

Viel sich'rer hat, als jeder Alte,
Sein Trauerspiel uns aufgefrischt,
Wie hochgerecht das Schicksal walte,
Denn wißt: sein Werk ward ausgezischt!

Uebrigens werden mich die Darstellungen und der spätere Druck überall bei Denen rechtfertigen, die mit der äußeren Handlung auch die der inneren Welt wünschen; so ein Kurzhalten der Eitelkeit hat aber bei beginnenden Dichtern auch sein Gutes. Ein Zurücknehmen nach diesen Pochgerüchten wäre eine unverzeihliche Feigheit gewesen, und so werde mir denn der morgende Tag ein Tag des Schicksals. Amen!"

II.

„Morgenblatt". 1814. Nr. 60.

„Niemand erröthe beschämt oder zitternd, daß er von oder über sich selbst schreibt; als ein vernünftiger Mensch ist er Rechenschaft über sich schuldig!" — sagt Herder, und ob ich auch weiß, daß meine Vernunft nicht unbestritten ist, will ich doch, auf jenen Satz gestützt, über mein Empfinden bei der zweiten Vorstellung meines Trauerspiels ein wenig Tinte verlie-

Digitized by Google

ren, wie ich ſchon, obwohl für andere Umſtände, verſprach. — Die erſte Vorſtellung dieſes Verſuchs, der dahin ſtrebt, die löſend eintretende Macht des Schickſals treffend und auch in ſeiner Unbegreiflichkeit beruhigend zu zeichnen, war überſtanden. Gab ſich der Erfolg nicht ſo, wie ihn Eitelkeit ſich dachte, es hatte doch nicht an Beifall gefehlt. Ich konnte zufrieden ſeyn, beſonders auch deshalb, weil ich mehrere Fehler entdeckte, die ſich, wenn nicht gleich, doch ſpäter beſſern ließen, und da, nach Horaz, die Weisheit mit Erkennen und Wegthun der Fehler beginnt, ſah ich mich mindeſtens auf gutem Wege, wenn auch nicht gleich an gutem Ziel. Mit ausgezeichneter Güte waren von den darſtellenden Künſtlern die Aenderungen für einige Scenen aufgenommen, mehrere gewaltige Dehnungen in leidliches Maaß gebracht für das Wiederaufführen. Indeſſen hatte ich Widerſacher, die Keinem fehlen, der eben irgendwo beginnt, und früher gegen das Uebereinkommen handelte: Schone Du mich, ſo ſchon' ich Dich wieder! Man warf mit der kleinen Kritik: erbärmlich, langweilig, und ſo weiter, erſchöpfend um ſich, fand, daß dem Dinge bei der erſten Vorſtellung zu viel Heil widerfahren ſey, und beſchloß, wie mir ſchriftliche und mündliche, freundliche und feindliche Warnungen anzeigten, eine vollkommene Hinrichtung bei dem zweiten Erſcheinen. Möglich iſt's! dacht' ich; ich hatte nach einiger Tiefe geſtrebt, manchen Theatercoup verworfen, wenn er mir gar zu ſehr nur als ſolcher da zu ſtehen ſchien, und giebt man Vielen nicht grade was ſie wollen, werden ſie böſe.

Digitized by Google

So prügeln die Kanadier sogar ihre Götter, wenn sie nicht schnell Alles thun, was man will. Ein beginnender Theaterdichter wird in der Rangordnung auch nicht viel mehr seyn als ein kanadischer Gott; daß Pocher unter den Theatervölkern die Wilden sind, kann Niemand streiten. Ich mußte mich also auf ein energisches Accompagnement gefaßt halten, und das that ich, denn der Rath von Freunden: das Werk fürjetzt zurück zu nehmen, war mir zuwider. Ich hatte mehr Furcht vor der Feigheit als vor Dem, was geschehen sollte, tröstete mich mit manchem besseren Dichter, dem es anfangs nicht besser ging, gedachte einiger neueren Theaterprodukte, die wieder viel zu gut durchkamen, und ohne Entscheidung über die Frage: ist es eine Ehre oder Schande, ausgepocht zu werden? — brach der Schicksalstag herein. Wenn ich sagte, er sey mir ein angenehmer gewesen, wäre der ganze kleine Aufsatz gewiß nichts werth. Im Gegentheil, ich hoffte mich still, zagte und plagte mich stumpf und dumpf, wettete mit Hrn. v. U—r schönes Geld, daß mein Stück bestimmt ausgepocht würde, hörte aber die Rapports: nicht ausgespielt würd' es, und es wären schon „Die beiden Grenadiere" erwählt, ohne weiteren Schreck über die beiden Kerls an, denn ich selbst hatte die geehrte Direktion gebeten, auf den Fall oder Unfall alle möglichen Anstalten zu treffen. Um sechs Uhr hielt mich eine überraschende Korrespondenz noch am Arbeitstische, und ich trat erst eine halbe Stunde nach dem Beginn in das Haus, ziemlich überzeugt, ganz andere Gestalten als die mei-

Digitized by Google

nes Drama's auf der Bühne zu ſehen. Ein Blick dorthin belehrte mich vom Gegentheil. Da ich recht gut wußte, wer beſonders nur der Hinrichtung wegen gekommen war, gab ich eine Ausſicht auf mich, um nicht über Mangel an Ruhe von meiner Seite ſchreien zu laſſen. Ich war kaum einige Minuten da, ward applaudirt; der erſte, zweite, dritte Akt entſchwand bei öfterem Applaudiren ohne Mißtöne. Mir war gewaltig unklar zu Muthe; da ich aber wußte, daß bei der erſten Vorſtellung der dritte und vierte Akt am wenigſten gefallen hatten, lief ich im Zwiſchenakt nach dem Gange, um mich zu ſtärken für Das, was nun kommen würde, obwohl mich meine ändernden Verkürzungen wieder ſtützen wollten. — Ein ältlicher Mann ſprach zu mir: „Man hat mir das Stück als ein ſo ſchlechtes verrufen, ich kann es nicht finden!“ — „Warten Sie nur“, erwiederte ich, „es wird ſchon noch kommen!“ — „Haben Sie auch Urtheile gehört?“ — „Genug!“ ſagt' ich. „Meine Freunde finden's ſehr gut, meine Feinde finden's ſehr ſchlecht, wenn nicht beide Theile unrecht haben, weiß der Teufel, wer recht hat!“ Der Alte ſtierte mich an, und das Ende der Zwiſchenmuſik rief uns zum Betrachten. — Auch der vierte Akt ging mit Theilnahme vorbei, und weil mir außerordentlich beſſer zu Sinne wurde, merkt' ich erſt, daß mir vorher — nicht wohl geweſen war, was ich nach dem beifälligen Schluß des Ganzen völlig vergeſſen hatte. Ja, ich würde durchaus mehrere Tage lang mich vom Traume geneckt gewähnt haben, hätt' ich nicht bei dem Hinausgehen ſelbſt die Worte ver-

Digitized by Google

nommen: „Wär' es nur im Parterre voller gewesen, ich hätte gewiß gepocht!" — Diesmal wär' ich also den Füßen entgangen, und ich darf sagen, daß mein Versuch bei der zweiten Vorstellung ausdauernder gefiel. Mit dem vollsten Recht hab' ich Dank für die Darstellenden auszusprechen, die wahrhafte Liebe zu ihren Charakteren hervorleuchten ließen durch eine ausgezeichnete Sorgfalt überall. Selten wird auf ein Stück solche Mühe verwandt, wie hier bei dem meinigen geschah; ich denke künftig durch bessere Arbeiten zu danken, und so eigene Ungeschicklichkeit und Anderer Haß zu besiegen. Ich weiß, wie ich zu diesem Haß komme, denn wer mich nicht kennt, sucht in meinen Urtheilen nur Persönlichkeit, nicht Liebe zum Besseren. Zeit und Gelegenheit werden das lehren; ich bedauere nur, daß es Menschen giebt, die keine Verstellung für die höchste halten, die auf Alles eher rathen, als darauf, daß Jemand ehrlich seyn will! Frei will ich auch ferner Meinungen und Empfindungen walten lassen über Andere und mich, doch ohne Leidenschaft, damit nicht das Blut über die Ufer der Vernunft brause, und mit Archilochus denken: „Alles ist möglich, nichts ist ohne Hoffnung, aber auch nichts der Bewunderung werth." Gtz."

Aus diesen Berichten, geschrieben in aufregender Ungewißheit zwischen Hoffen und Zweifel über meine geistige Befähigung, spricht das innere Gähren sich in erfahrungsarmer Freimüthigkeit aus, zugleich der Entschluß, weiter thätig zu seyn für Bühnenwerke. Da sie jedoch zum nährenden Bedarf wenig beisteuerten,

Digitized by Google

die Aufträge zu künſtleriſchen Arbeiten ſich aber wieder gemehrt hatten, trieb ich mir den Drang zur Schauſpieldichtung möglichſt aus dem Sinn. Nächſtdem machte mir im Jahre 1814 meine Häuslichkeit noch umfänglicher zu ſchaffen. Ich verheirathete mich (am 3. Januar 1815) mit der herzvoll ſinnigen und ſorgſamen Tochter Fleck's, die in „Liebe und Friede", dann auch in „Ein Tag des Schickſals" mitbeſchäftigt war, auf meinen Wunſch aber ſchon vor unſrer Ehe dem Theater entſagte, wonach ich um meine drei bühnendichtlichen Verſuche mich gar nicht mehr bekümmerte; ein Entſchluß, der ſich auch dadurch befeſtigte, daß der mir wohlwollende Iffland langwierig krank und ſchon im September 1814 geſtorben war.

Wenn ich von ſeinem Hinſcheiden an die Berliner Theaterverhältniſſe in der Zeitfolge überblicke, findet ſich in mir der Glaube gerechtfertigt, daß Iffland's Werth bedeutſamer wurde. Unzweifelhaft war es ihm um die Innerlichkeit, um die Seele der Schauſpielwirkung zu thun; dies iſt der Kern ſeiner Eigenthümlichkeit, bei deren Schilderung man ihm das Gemüthliche mehr beſchränkte, als es ſich mit der Wahrheit verträgt. — Mag er als Dichter verläſtert ſeyn von den Verfechtern der „romantiſchen Schule" und „poetiſchen Poeſie" — eine an ſich überſpannte Benennung! — ſie trieben durch ihr Liebäugeln mit dem Fremden die deutſchen Grundlagen in Zerfahrenheit, während auf dem Wege, der ſich volksgemäß angebahnt hatte, die „Idealität", die geiſtige Erhebung für unſre Bühne

heimischer zu erreichen wäre. Sagt Goethe von Iffland's Schauspielen: „sie sind zu einem bürgerlich rechtlichen Behagen hingewendet", wird wohl Niemand behaupten, daß diese Worte irgend etwas vom geistigen Aufschwung ausschließen.

Betrachte ich in Iffland den Darsteller, dann ist er meinen Erinnerungen da, wo seine Persönlichkeit nicht einigermaßen hinderlich wurde, unübertroffen, vorzugsweise in Gestaltungen aus dem ruhsamen Gemüthsbereich, so wie in denen der Wirklichkeit angehörenden des feinen und derben Lustspiels. Sein Streben erhob den sittlichen Zug selbst in der Posse, die ehemals — ob auch nicht ohne Ausnahme — kein solch leichtfertiges Erzeugniß war, als sie es geworden ist in verderblichster Weise für achtbare Zwecke der Bühne, und mit Goethe, der zuschauend stets völlig befriedigt war durch Iffland, bezeichne ich in ihm, zufolge des Gesammteindrucks, den „großen Schauspieler." — Beifall hielt er dem Bühnenkünstler für nothwendig; denn weil sein Schaffen dem vorübergehenden Augenblick angehört, hat ihn auch, wenn er es verdient, der Augenblick dankbar zu belohnen, um die Innerlichkeit des zu belebenden Gebildes vor Ermattung zu schützen. Doch war, bei dem Erzielen von Rührung und Erschütterung, die lautlose und doch fühlbare Ergriffenheit für Iffland der an Dank reichste Beifall.

Iffland's würdiges Bezwecken erwies sich auch im Umfange seines Verwaltens; überall stand der Werke Inhalt dem Aeußeren voran, so daß seine

Digitized by Google

durchdringende Umsicht mit geringer staatlichen Unterstützung — auch bei den schwierigen Allgemeinzuständen von 1806 an — in geistiger Hinsicht mehr verwerthete als es jetzt geschieht mit höchst namhafter Staatsbeihülfe. Nächstdem war er in vielfachster Weise ein Vorbild des unermüdlichsten Fleißes bis zum kaum Begreiflichen in der Zeiteintheilung, und in Betreff der Pflichtübung strenge gegen sich selbst, war er es auch, wo er sie von Andern zu fordern hatte. — Empfindlichkeit überfiel ihn allerdings nicht selten; die immer mit einwirkende Gereiztheit der Schauspieler herrschte auch in ihm, in seinen letzten Jahren durch Kränklichkeit mißtrauischer, doch hat er jedenfalls mit dieser Gereiztheit neben seiner Friedensliebe mehr sich geschadet als Andern.

Noch umfassender als hinsichtlich seiner eigenen Dichtungen für die Bühne wurde Iffland von dem Vorwurf verfolgt: er habe bei den zur Darstellung erwählten Schauspielen die „Poesie" und „Phantasie" nicht begünstigt. Das ist ein Vorwurf, bei dem man sich vor Allem über den Standpunkt zu einigen hätte, der weder mit dem Schulmaaßstabe noch mit der Ueberschwenglichkeit allein so leicht zu begründen ist als manche Wissenschaftler oder Heißgehirne sich einbilden. Wenn man die Bemühung nicht scheut, sich ein Verzeichniß zu verschaffen von den Werken, die während der Iffland'schen Verwaltungsjahre zum Erstenmale auf das Berliner Theater kamen, dann erfährt man, erstaunend über die Anzahl, daß Goethe's und Schiller's Werke vollständig heranzogen, von

Digitized by Google

den Dichtern nach ihnen Iffland fast Jedem, der mehr oder minder Beruf einleuchten ließ, die Bahn zur Bühne eröffnete, auch wenn ihm die Richtung nicht zusagte, wie — zum Beispiel — an A. W. Schlegel's „Jon." Wäre die Rede von Denen, die hauptvorzüglich der deutschen Bühne alle Herrlichkeit gesichert glauben mit Shakspeare, dann ist zu antworten: Iffland brachte ihn zuerst in den Uebertragungen von J. H. Voß und A. W. Schlegel. — In Bezug auf Natur und Unnatur, heimisch und unheimisch, hatte allerdings Iffland schlichte Ansichten; lag ihm dadurch die Leitung des Gegenwärtigen näher als eine bevorzugte Bekanntschaft mit dem uns absonderlich fern oder seltsam Gewordenen, den Zweck der Allseitigkeit hat er sich dennoch bewahrt, und steht selbst bei solcher Prüfung der Zeit nach ihm voran, wie er überhaupt ihr als Muster voransteht im Fördern des Heilsamen der Bühnenwirkung. — Einen überwiegenden Vorwurf wollte und will man auch noch jetzt daraus erwachsen lassen, daß er die Dichtungen des Heinrich v. Kleist nicht zur Darstellung brachte; man darf dies aber nicht vom späteren Standpunkt der Ansichten beurtheilen. Gewiß wird Jeder durch das Schicksal und irdische Schreckensende des Unglücklichen sich erschüttert fühlen, um so mehr Einer, dem seine Gestalt herbeischwebt im Zurückschauen. Nicht glänzend angethan, düster vor sich hinblickend, sah ich ihn zuweilen in einer oder andern Straße Berlin's — es wird 1810 oder 1811 gewesen seyn — ein Wort von ihm selber habe ich nie

Digitized by Google

vernommen, und seine Schriften wurden mir auch erst nach seinem Tode bekannt. Erzählt hat man mir damals, Heinrich v. Kleist beschäftige sich mit einem Tagesblättchen, zu dessen Inhalt er das Nöthige meist in einem Gasthause für Weintrinker schreibe. Der gewaltsame Schluß seines Lebens, der Selbstmord, mit dem er und seine Geliebte, eine verheirathete Frau, sich im Tode vereinigten, erweckte aus lebhaftem Streit öffentlicher Stimmen für Heinrich v. Kleist eingänglichere Beachtung, und nun auch Aeußerungen gegen Iffland. Man hat aber zu bedenken, daß Kleist's Dichtungen in ihrer Ursprünglichkeit überhaupt nirgends die Bühne erreicht hatten, ausgenommen das Lustspiel: „Der zerbrochene Krug", das — nach Goethe's Zeugniß — 1807 in Weimar „eine sehr ungünstige Aufnahme fand." Nächstdem mag man lesen, wie im Gesammten über Heinrich v. Kleist das Urtheil Goethe's lautet. Er sagt:

„Mir erregte dieser Dichter, bei dem reinsten Vorsatz einer aufrichtigen Theilnahme, immer Schauder und Abscheu, wie ein von der Natur schön intentionirter Körper, der von einer unheilbaren Krankheit ergriffen wäre. Tieck wendet es um: er betrachtet das Treffliche, was von dem Natürlichen noch übrig blieb, die Entstellung läßt er bei Seite, entschuldigt mehr, als daß er tadelte; denn eigentlich ist jener talentvolle Mann auch nur zu bedauern, und darin kommen wir denn Beide zuletzt überein."

Bearbeitungen der Kleist'schen Dichtungen fehlten noch zur Zeit Iffland's, und daß er, in seiner

Digitized by Google

Weiſe bemüht, von der Bühne aus für Geſundheit des Familienweſens zu wirken, bei dem Viſionsnebel und allerlei wunderlichen Einmiſchungen der Kleiſt'ſchen Ueberſpanntheit auch etwas „Schauder" ſpürte, iſt natürlich. Wie ſehr es dem Leidensträger wäre zu gönnen geweſen, ſeinem unzweifelhaften Dichterberuf während ſeines Lebens Läuterung und Geltung, ſeinen Kräften Frieden mit ſich ſelber zu erringen, nach damaligen ſehr erklärbaren Auffaſſungen iſt jedenfalls die wegen Kleiſt für Iffland beſchwerende Schuld ſehr zu erleichtern. — Ehre alſo ſeinem Andenken über jeden Mißton aus eingeſchulter Enge hinweg, und Achtung auch ſeinen dichteriſchen Gaben, mit denen er in beſter Meinung für das ſittliche Volkswohl that, was er vermochte, auch mehr als dies nie thun wollte, weil er eben als Dichter ſich der Schranke ſeiner Strebſamkeit bewußt war.

Minder zu gutem Andenken ſtellte ſich mir noch vor dem Ableben Iffland's ein anderer Zeitgenoſſe, der gallig ſtreitſüchtige Müllner, deſſen Haderluſt mich Jahre hindurch zeitraubend zwang, ihm Gegner zu ſeyn. — Als am 14. Februar 1814 ſein Trauerſpiel: „Die Schuld" zur Darſtellung kam, hatte ich darüber zu berichten in Folge meiner Mitarbeit bei der „Spener'ſchen Zeitung", und fand mich angeregt, vom chriſtlichen Standpunkt aus den in jener Dichtung waltenden Schickſalsglauben des griechiſchen Alterthums zu bekämpfen. — Es iſt um ſo rathſamer, hier nicht in Breite die Entwickelung ſolcher Anſicht zu wiederholen, da jeder Denkende mit ihr vertraut

Digitized by Google

seyn wird; hier sey nur bemerkt, daß Müllner's Vorrede zur zweiten Auflage der „Schuld" meist gegen meine Aeußerungen eiferte, obwohl ihnen anderseits die Zustimmung nicht fehlte.

Etwa inmitten des Jahres 1816 war nun Müllner in Berlin, wegen Berathens mit dem Theater-Verwalter — nun Graf Brühl — hinsichtlich der Darstellung des Trauerspiels: „König Yngurd." Mir unerwartet besuchte mich der „Weißenfelser Aristarch", wie Müllner schon damals genannt wurde, und ich empfing ihn so zuthulich, wie es meine beschränkten Verhältnisse gestatteten. Da ich zur Erholung bei schriftstellerischer Beschäftigung ein Zimmer nah am Thiergarten für Nachmittags- und Abendstunden gemiethet, auch nahe Gelegenheit hatte zu einfachem Mahl, bat ich ihn, dort mein Gast zu seyn. Er sagte zu, fand sich ein, und wir saßen zu Dreien beisammen, denn nur noch meine junge Frau war zugegen. Er leitete bald absichtlich das Gespräch auf jenen Bericht, und je deutlicher ich davon mich abwenden wollte, je mehr hofmeisterte er mich mit übermüthigem Behagen. Endlich war doch bei aller Nachgiebigkeit nicht weiter auszuweichen, er schlug um sich mit immer schärfer verletzender Rede; ich sah mich gezwungen, meine Ueberzeugung zu vertheidigen, und that es möglichst besonnen, doch so entschieden kräftig, wie seine Angriffe es mir geboten. Jetzt wurde mir klar, daß Müllner mich eigentlich nur besucht hatte, um mich einzuschüchtern, und dadurch mein öffentliches Aussprechen für seine Zwecke zu bevormunden. Als er

Digitized by Google

nun begreifen mußte, dies werde ihm nicht gelingen, steigerte er seinen Zorn, während sich dessen Ausdruck erniedrigte; dann, nachdem ich ihm nicht mehr antwortete, stand er hastig, so sehr es seine Wohlbeleibtheit erlaubte, vom Polstersitz auf, und verließ mit dem barschbös tönenden Ausruf: „Gute Nacht!" plötzlich das Zimmer. — Meiner Frau, von Angst und Schreck erfüllt, waren Thränen entpreßt, und die Brust erleichternd sagte sie aufathmend: „Gott sey Dank, daß er fort ist; Der kommt im Leben nicht wieder zu Dir!"

So dachte auch ich; Müllner überraschte mich jedoch schon am nächsten Tage, und trat in mein Arbeitsstübchen der Stadtwohnung mit der Anrede: „Entschuldigen Sie, ich habe Rühmens gehört von einer Predigt, die von Ihnen in Art des Abraham a Santa Clara geschrieben ist, möchte sie gern lesen." Ich hatte einzelne Bogen des Bandes, worin dieses Spiel heiterer Laune im Jahr 1816 zum ersten Mal gedruckt erschien, und gab sie ihm, dabei äußernd: er könne sie behalten. Was er dann noch sagte und entgegnete, klang immer wie nur halb verhüllte Drohung, doch ging daraus zugleich hervor, so ganz wolle er es nicht verderben mit Einem, der eine öffentliche Stimme in der „Spener'schen Zeitung" und im „Morgenblatt" hatte: an jener Predigt war ihm gewiß wenig oder nichts gelegen. Da er sich schließlich sogar erbot, mich bei einer bezweckten Mitsorge zum Vortheil des „Vaterländischen Vereins für hülfsbedürftige Krieger" zu unterstützen, sandte ich auch ihm die

Digitized by Google

gedruckte Einladung zu Beiträgen in Bezug auf die für jenes Unternehmen entstandenen vier Bändchen „Gaben der Milde", empfing aber keinen Beitrag, und später, als keiner mehr nöthig, und Ende Novembers 1816 meine Zeitschrift: „Der Gesellschafter" angekündigt war, folgende Antwort:

„Weißenfels am 1. Dezember 1816.

An Aufsätzen schönwissenschaftlichen Inhalts, die für Ihren wohlthätigen Zweck sich eigneten, bin ich gänzlich arm. Aus Verdruß über die Berliner Bühnenverwaltung bin ich der Kunst fast abhold geworden, und habe aus Desperation eine Menge rückständiger Kritiken im Fache der Jurisprudenz und Staatswissenschaft aufgearbeitet. Diese gelehrte Wuth wird aber vorübergehn und für ihre Zeitschrift wird sich in Zukunft Manches finden, wenn ich erst mit der Tendenz derselben bekannt werde. Wollen Sie zum Anfange und zum Beweis der Aufrichtigkeit meines guten Willens einige Scenen aus Yngurd, so schreiben Sie mir deshalb.

Mit ungeheuchelter Hochachtung

Ew. Wohlgeboren ergebener

Müllner."

Einstweilen zu begrenzen ist die Rückschau nach jenen Wirrigkeiten, bei denen ich durch mannigfach erregte Umtriebe Müllner's entweder offenbar persönlich angefochten, oder aus schlaufüchtiger Verdreherei in seine Händel mit Andern verwickelt wurde. Auf allerlei Wegen und Umwegen hat er mich mindestens acht Jahre mit seiner Verbissenheit geplagt, und da

die Anfechtungen hauptsächlich mit meinem zeitschriftlichen „Gesellschafter" verknüpft sind, habe ich voran über dessen Entstehen und die durch Garlieb Merkel's arglistiges Einschreiten erweckte Veranlassung zu berichten, dann auch zeitgemäß von dem erwähnten „Verein zur Verpflegung der in den Feldzügen von 1813 und 1815 hülflos gewordenen Berliner Kriegern und deren Wittwen und Waisen" zu sprechen.

Seit Merkel's Flucht aus Berlin im Jahre 1806 erfuhr ich durch Gerüchte von seinen Verhältnissen weiter nichts, als daß er in Riga eine Zeitung herausgebe, sich Reichthum und ein Landgut erheirathet habe, und „Skizzen" aus seinem „Erinnerungsbuch" drucken ließ. Nach etwas über neun Jahren sah ich seine Handschrift wieder in einem Schreiben, womit mein kurzes aber sehr widerliches Abenteuer mit ihm begann. Ich hatte zu lesen:

„Depkinshof bei Riga am $^{8}/_{20}$ Oktober 1815.

Mein alter, sehr geehrter Freund!

Mit der herzlichsten Theilnahme und Freude bin ich dem genialischen Gange gefolgt, den Sie genommen haben, um dem Publikum auf so vielfache Weise hochachtungswerth und wichtig zu werden. Hätte ich es mir nicht zum Gesetz machen müssen, meinen Freunden wie meinen Feinden aus meiner Ferne schweigend zuzusehn, längst und oft hätte ich Ihnen fröhlich Glückauf! zugerufen. Endlich läuft meine Quarantaine ab, und Sie sind Einer der Ersten, denen ich schreibe.

Digitized by Google

Die nähere Veranlassung dazu ist eine Aeußerung des Dr. Kosegarten (der vorgestern hier ankam), aus der ich manche, nicht unerwartete, aber mir wichtige Schlüsse über die Lage des „Freimüthigen" und seines jetzigen Herausgebers gezogen habe. Sie würden mich, mein hochgeehrter Freund, unendlich verpflichten, wenn Sie mir mit umgehender Post meldeten, wie sie eigentlich ist, und ob das Blatt im künftigen Jahr wird fortgesetzt werden können? Ich wünsche indeß, daß meine Erkundigung geheim bleibe.

Melden Sie mir zugleich, ob das Berliner Publikum noch zuweilen an mich denkt, und ob freundlich? Oder ob noch der alte Aerger darüber herrscht, daß ich nicht, wenn ich sagen wollte, „Hans Christoph, Du bist ein Pfefferſack!" statt dessen sprach: „Hochedler Herr, Sie sind stets gewürzreich!"

Mit Ungeduld seh' ich Ihrer Antwort entgegen, mehr noch, weil sie mir ein Beweis Ihrer freundschaftlichen Gesinnung seyn wird, als wegen des Gegenstandes.

Mit aufrichtiger Hochachtung und Freundschaft Ihr
Merkel."

Was ich auf seine Fragen zu antworten wußte, schrieb ich ihm. Kotzebue hatte den „Freimüthigen" als sein unbeschränktes Eigenthum betrachtet, demnach das Recht einer erneuerten Herausgabe und des Verlags verkauft an den Dr. August Kuhn, der behauptete: Jenem 30,000 Thlr. gezahlt zu haben, was muthmaßlich für Uebertreibung zu halten ist. Auf Beurtheilen des Sachlichen ließ ich mich nicht ein,

denn aus Dem, was von benannter Zeitschrift vorlag, konnte ja Merkel selbst sich eine Meinung oder ein Urtheil verschaffen. Auch war es mir keine Nothwendigkeit, „über die Lage des „Freimüthigen“ und seines jetzigen Herausgebers“ zu berichten. In den nächsten Monaten vernahm ich nichts von Merkel, bis ich brieflich folgende Mittheilung empfing:

„Memel, am 17. März 1816.

Mein theurer, verehrtester Freund!

Endlich, endlich sind alle Hindernisse theils besiegt, theils gradezu weggeworfen, und in fünf oder sechs Tagen bin ich so glücklich, Sie in Berlin zu umarmen. Mit großer Freude begrüßte ich an der ersten Preußischen Stadt, die ich nach zehntehalb Jahren wieder sah, die tausendmal tausend Erinnerungen meiner vorigen Tage in Deutschland und vorzüglich in Berlin. — Was verging, blüht nicht wieder, vielleicht etwas Besseres und Schöneres statt seiner.

Die erste Bitte, die ich nach Berlin sende, trifft Sie, mein hochverehrter Freund! der Sie überhaupt bei meinen Erwartungen und meinen Plänen für dort im bedeutendsten Vordergrunde stehen. — Ich hoffe, wir schlagen für manches Bedeutende Hand in Hand. Vorizt habe ich indeß nur ein ganz prosaisches Anliegen, nähmlich, daß Sie mir, wo möglich in Ihrer Nachbarschaft oder der Friedrichsstraße, eine Chambre garnie, etwa zwei hübsche Zimmerchen, besorgen, und einen monatlich bedungenen Diener. — Gern schriebe ich Ihnen noch viel; aber der Schokner Schiffer, mit

Digitized by Google

dem mein Reisegefährte accordirt, lärmt so viel Versprechungen heraus, daß das Zimmer wiederhallt. Also Alles, was in meiner Seele sich bewegt, aufgeschoben, bis ich auf Ihrem Sopha sitze.

Herzlich umarme ich Sie! Mit aufrichtiger Hochachtung und Freundschaft Ihr

Merkel."

Was dieser Brief nöthig machte, war geschehen, was Merkel weiter von mir wollte, hatte ich zu erwarten. Am 25. Mai 1816 kam er an; wir sprachen lange über Vergangenheit und Gegenwart, nichts diente zum Klarwerden jenes Schreibens, und nach seiner Aeußerung: er wisse nicht, wo er den heutigen Abend zubringen solle, erging meinerseits die Einladung: er möge mich in dem Stübchen vor dem Thore besuchen, wo nur noch meine Frau seyn würde, die aus früheren Tagen von der Bühne her bekannte Henriette Fleck. Wir waren am Abend beisammen; ein schlichtes Mahl, dazu Cardinal-Getränk, wurde uns von der Hauswirthin besorgt. Die Unterhaltung mußte meist ich übernehmen, denn Merkel rauchte aus langer Thonpfeife — bei mir, dem Nicht-Raucher, wurde diese sammt dem Taback auch erst ermittelt — und blieb mehr schweigend als sprechend.

Am nächsten Vormittage wurde ich überstürzt durch eine Zusendung von ihm. Er schrieb mir:

„Hochverehrter Freund!

Ihre Unterhaltung und Ihr Cardinal haben mich zu einem Plane begeistert, der mich die halbe Nacht beschäftigt hat. Lesen Sie die Beilage, und billigen

Digitized by Google

Sie, wie ich sehr wünsche, den Inhalt, so senden Sie mir sie mit dem Namen ausgefüllt zurück. Dann schicke ich sie noch heute nach Petersburg und Riga, und mit nächster Post nach Wien und Prag. In Berlin selbst muß diese Anzeige erst in der Mitte des Junius erscheinen.

Gewagt wird bei dem Unternehmen nichts. Und würde es nur ein Vierteljahr lang fortgesetzt, immer wird es eine heilsame Bewegung veranlassen, und muß, außer baarem Vortheil, viel Spaß machen. Ueber den eigentlichen Zweck und Karakter sind wir wohl ohne Erörterung einverstanden; was sonst noch zu bereden ist, wird keine Schwierigkeit machen.

Mit ganzem Herzen Ihr Ml."

Die Beilage war eine Ankündigung der Zeitschrift: „Ernst und Scherz oder der alte Freimüthige", und auf der ersten Seite stand:

„Herausgegeben von und ."

Ich sollte nun meinen Namen an der einen oder anderen leeren Stelle einfügen, und der Bote sagte: er hätte auf den Bescheid zu warten, dann mit dem Rückweg zu eilen. — Ich packte die Ankündigung wieder ein, und beigelegt waren nur die Zeilen:

„Verehrter Herr und Freund!

Sie werden gütigst entschuldigen, daß ich auf Ihren Vorschlag nicht eingehe. Meine Verhältnisse sind nicht der Art, um augenblicklich mit Herausgabe einer Zeitschrift mich beschäftigen zu dürfen.

Hochachtungsvoll und ergebenst
Berlin, 26. Mai 1816. F. W. Gubitz."

Digitized by Google

Kaum eine Stunde ſpäter war Merkel wieder bei mir, überſtrömte mich mit Zureden, ſetzte mir auseinander: er habe, faſt zehn Jahre von Deutſchland entfernt, Jemand nöthig, der mit deſſen Zuſtänden in ſtetem Zuſammenhang geblieben ſey, und endlich machte er es geltend, daß einſt, da ich in meinem Kunſtſtreben angegriffen war, er mir beihülflich zu meinen Gegenreden im „Freimüthigen" Raum bewilligt habe, jetzt aber auf meine Beihülfe rechne, die ich ihm, des Vergangenen gedenkend, hoffentlich nicht verſagen würde.

Merkel hatte, wie ſich glauben läßt, die Erregung meines Gemüths beabſichtigt, und darf man wohl vorausſetzen, ſeine Theilnahme an jenem Streit habe er für ſich ſelbſt als zweckdienlich erachtet, auch der Schein von Undankbarkeit war mir empfindlich. Ich gab der Bedrängniß nach, und ſchrieb auf die Handſchrift der Ankündigung meinen Namen in die zweite Lücke. Vollen Vertrauens fiel mir Schriftlichkeit des Vertrags gar nicht ein, hinlänglich ſchien mir das gegenſeitige Verſprechen: gleiches Recht, gleiche Theilung bei Gewinn und Verluſt.

Die Ankündigung wurde gedruckt und verbreitet, anfangs mit ſo günſtigem Erfolg, daß man die Ergiebigkeit der Zeitſchrift, deren Druck Gottfried Hayn, deren Verſendung die Spener'ſche Buchhandlung übernahm, nicht bezweifelte. Nach Merkel's Vorſchlag hatte er die Blätter der ungraden, ich die der graden Zahlen in Macht und Sorge, Einer dem Andern die für ſein Bereich geeigneten Beiträge einzu-

händigen. Eifrigst bemühte ich mich von der Stunde an, in der ich durch Einfügung meines Namens mich dem Bündniß verpflichtet hatte, mußte aber bald einsehen, daß mit der steigenden Mehrung der Bezahler auch die Anmaßung Merkel's in Steigerung war. Kaum verbreitet hatten sich die ersten Blätter, da sagte mir der alte Hayn: „Ich glaube als vieljähriger Freund Ihrer Familie Ihnen nicht verhehlen zu dürfen, daß mir Herr Merkel äußerte, er sey Eigenthümer des Titels, also auch der Zeitschrift überhaupt, könne Sie von der Redaction entfernen, sobald er wolle, und demnach wären seine Anordnungen die gebietenden, wie er sich ausdrückte!" — Das machte mich aufmerksam, und obschon ich ungern in dies Verhältniß gewilligt hatte, mein Recht und Ehrgefühl waren jetzt mitsprechend. Ich ahnte, weshalb Merkel die Titel der von ihm vor seiner Flucht herausgegebenen beiden Zeitschriften vereint habe und welche Absicht darin ihre Grundlage gewinnen könne, erkundigte mich auch hier und dort. Es bestätigte sich: mir drohte die Gefahr, wie ein unterthäniger Diener entlassen zu werden, und ich schrieb nun an Merkel:

„Verehrter Herr und Freund!

Indem ich mich in meiner Geschäftigkeit für unsere Zeitschrift sehe, überschaue ich: sie wird mir so viel Zeit kosten, daß ich dabei manche, mir nicht einmal als solche angerechnete Verluste haben muß. Fest entschlossen, mit der höchsten Thätigkeit selbst für die Zeitschrift zu wirken, nächstdem noch ihr Eingreifen mit allen zahlreichen Bekanntschaften und Mitteln zu

Digitized by Google

fördern — wie Sie es bisher bemerkt haben — werden Sie nicht unwillig ſeyn, wenn ich manches geldbringende Geſchäft nicht gern entbehren mag, ohne eine Sicherheit zu erkennen, wie ſie bei Unternehmungen gewöhnlich iſt. Gern und willig beginne ich das Werk mit Ihnen auf gleiche Gefahr, und da wir, wie es denn nicht anders ſeyn kann, mündlich für ganz gleiche Rechte übereinkamen, ſo laſſen Sie, nach dem regelmäßigen Gange, uns dies gegenſeitig auch ſchriftlich geben.

Offen, wie ſtets, ſage ich Ihnen darüber meinen, ſchon oben angedeuteten Grund. — Mein Plan iſt, mich als Künſtler allen geringfügigen Arbeiten zu entziehen, und künftig nur an Werke zu gehen, die meines Namens Dauer mir ſichern; deshalb habe ich Stunden der Erholung benutzt, mir ſchriftſtelleriſche Quellen zu eröffnen, und es iſt mir bisher geglückt; ich habe noch keine Unternehmung gemacht, wobei die Verleger nicht zufrieden geweſen wären. Jetzt, wo ich mit einem Male in der Nothwendigkeit bin, meine Kunſt auf meine Wünſche beſchränken, oder — wie ich freudig empfinde — ausdehnen zu müſſen — eben weil es meine Wünſche ſind! — jetzt, wo ich in der erſten Zeit bei unſerm Werke ohnfehlbar manches Opfer bringen werde, will ich mindeſtens mit derſelben Hoffnung auf die Zukunft mich vertröſten können, als Sie es vermögen. Ich bin dann nicht ſo getheilt, nicht halb bei einer Angelegenheit, die alle Kraft in Anſpruch nimmt.

Digitized by Google

Haben Sie denn nicht gleiche Rechte, gleiche Hoffnungen? — werden Sie fragen, und ich muß darauf erwiedern: Nein! — Meine Unbefangenheit hat nicht daran gedacht, daß, wie ich gestern in einem zufälligen Gespräch mit einem Rechtsfreunde erfuhr, Sie — im Falle es Ihnen einmal wollenswerth erschiene — mich sogleich von der Redaction entfernen könnten, weil — wie ich gefragt mit Ja zu beantworten hatte — der Titel mit jenem Anhange von Ihnen vorgeschrieben wurde. Obwohl dies an sich eine Geringfügigkeit ist, doch hat sie mich bedenklich gemacht, und da es Ihnen durchaus gleichgültig seyn kann, daß unser Uebereinkommen — Wort gegen Wort! — auch schriftlich werde, so bitte ich Sie darum, und zugleich auch: daß Sie gütigst die Punkte entwerfen und mir vorlegen. Ich habe dabei unsere Bestimmung im Sinn: Gleiche Gefahr, gleiche Lasten, gleichen Vortheil — gebe ihn uns der Himmel! — Dann noch einen Punkt, der eine Entschädigung betrifft, im Falle Umstände Sie oder mich zum Abtreten bewegen sollten; — so ist die Sache in aller Kürze richtig und in der Form.

Sehen Sie dieses Begehren nicht als Mißtrauen an — Sie werden es leicht bemerklich finden, daß mir nicht viel davon zu Theil geworden ist! — sondern als einen Beweis des redlichsten Willens, mich unserm Vorhaben mit der angestrengtesten Thätigkeit widmen zu können.

Um baldige Anordnung des Gewünschten Sie bittend grüßt herzlich Ihr

Berlin, den 28. Juni 1816. F. W. Gubitz."

Digitized by Google

Jetzt entstand ein rascher, seinerseits mit Drehen, Wenden und Schwenkungslist geführter Briefwechsel, ansichtlich dessen Merkel sich offenbar vor dem schriftlichen Uebereinkommen hüten wollte, bis er dann mir den Entwurf des Vertrags zuschob. Er empfing ihn nach Anleitung jenes Briefes am 3. Juli, zögerte nun mit der Antwort, erbot sich endlich für den 10. Juli zu einer persönlichen, vermeintlich ausgleichenden Besprechung, und auch dies wurde mir schon als gnädige Nachgiebigkeit angerechnet, was hervorleuchtet aus folgenden Zeilen, die er mir zwei Tage vor der Zusammenkunft sandte, wie man bemerkt ohne Ueberschrift:

„Die Erfüllung Ihres Wunsches wird Ihnen einen Beweis geben, welchen Werth ich auf Ihre Wünsche lege. Aber ich habe nun auch ein Paar. Erstlich, da es doch möglich ist, daß wir uns am Mittwochen nicht vereinigen, bitte ich Sie, im 6. Blatt keinen Artikel anfangen zu lassen, es sey denn, daß Sie mir ihn ganz überlassen. Ferner bitte ich Sie um Zusendung der eingegangenen Beiträge, da sie doch ohnehin, bis ein neuer Vertrag zwischen uns geschlossen ist, mir gehören.

Mit aufrichtiger Hochachtung und Freundschaft

Ihr

Am 8. Juli 1816. Merkel."

Diese Bitten sammt Anhang verrathen den bösen Willen der „aufrichtigen Freundschaft" deutlich genug. Was war zu thun? Da die Spener'sche Buchhandlung mit der Zeitschrift in Verbindung, der alte Spener mir wohlgesinnt war, sandte ich diesem alle Briefe,

Digitized by Google

ſprach das Vorhaben aus, mich ſogleich von Merkel trennen zu wollen, erſuchte aber um die Meinung und den Rath des umfänglich erfahrenen, wackern, auch wiſſenſchaftlich bedeutſamen Mannes. Am Morgen des 10. Juli erhielt ich die Antwort:

„Ich danke Ihnen, verehrter Herr und Freund, für die Mittheilung der anbey zurückgehenden Erklärungen und bin überzeugt, daß Sie nie Urſach haben werden, Ihren Entſchluß zu bereuen. Auch wenn Sie in dieſer Sache einen Proceß gewinnen könnten, würde es möglich ſeyn, mit einem Manne in Frieden zu leben, dem die Umwege geläufig ſind? Noch beſſer werden Sie ſich befinden, wenn Sie nun auch keinen Groll im Herzen behalten. Daß man für ſich ſelbſt und für Andere unendlich dabei gewinnt, wenn man ähnliche Ereigniſſe für bloße Mißverſtändniſſe erklärt, ſich auch beſtrebt, ſie wirklich dafür zu halten, das hat mir nun 67 Jahre lang die Erfahrung beſtätigt. Ihr ergebenſter

Den 10. Juli 1816. Johann Carl Spener.“

Gleich nach Empfang dieſes Schreibens ging ich zu Merkel, und nachdem ich in meiner Aufregung ihm ſehr freimüthig mein Urtheil über ſein hinterhaltiges Treiben beigebracht hatte, legte ich ihm ein haſtig an ſeinem Pult geſchriebenes Abſchiedsblatt vor zur Unterſchrift, die er verweigerte. Als ich aber mit Entſchiedenheit beharrlich blieb in meinem Verlangen, und hinzufügte: wenn er nicht von ſeiner Weigerung abließe, müßte ich unſer Begegniß nebſt allen Briefen gedruckt in die Oeffentlichkeit ſenden,

Digitized by Google

kam das Folgende mit seiner Bestätigung in meine Hand:

„Gründe, die nicht für das größere Publikum sind, bestimmen mich, von der Herausgabe, der Redaction und jeder Mitarbeit bei der Zeitschrift: „Ernst und Scherz oder der alte Freimüthige" abzutreten, wie ich dies am heutigen Tage Herrn Dr. Merkel anzeigte.

Berlin, den 10. Juli 1816. F. W. Gubitz.

Obige Erklärung übergebe ich Herrn Dr. Merkel, damit höchst zufrieden, daß ein Verhältniß ende, welches mir keinen Frieden erzeugt hätte; — es war also für mich, den die Gewinnlust nicht zu dem Unternehmen führte, ein schnelles Scheiden das wünschenswertheste. Herr Dr. Merkel erstattet mir alle gehabten Kosten, übernimmt die Zahlung aller Kosten, die noch vorfallen, ich habe gar keine Verbindlichkeit mehr, zu zahlen. Gtz."

„Meine Zufriedenheit mit dem Vorstehenden bezeuge und erkläre ich hierdurch. Dr. G. Merkel."

Dies ist das im „Conversations-Lexicon" erwähnte Schriftstück, von dem gesagt ist: „Nach der Befreiung Deutschlands kehrte auch er (Merkel) dahin zurück, in der Meinung, sein Aristarchenamt fortzusetzen. Nachdem er sich zu diesem Zweck mit Gubitz verbunden, aber eben so schnell seiner Unverträglichkeit wegen (wie er dies in einem eignen Document, das er diesem auszustellen genöthigt wurde, bekennen mußte) wieder entzweit hatte, ließ er allein eine Zeitung artistisch-literarischen Inhalts unter dem Namen: „Der alte Freimüthige" erscheinen. Allein er

Digitized by Google

mußte bald wahrnehmen, daß seinen seichten und abgeschmackten Unterhaltungen die Leser fehlten."

Empfindbar ist es, daß jenes Abschiedsblatt in heftig innerer Bewegung entstand; für die Veröffentlichung habe ich damals nur die ersten Zeilen benutzt.

Als Merkel unterzeichnet hatte, schritt ich der Stubenthür zu bei den Worten: „Geh' es Ihnen nach Gebühr!" Jetzt rief er aus: „Ich bin für drei Blätter Honorar schuldig!" Ich antwortete: „Lassen wir Das, ich begehre nichts!" und er entgegnete: „Das darf ich nicht dulden! was zahlt Ihnen Cotta für die Beiträge zum Morgenblatt?" — Erheitert durch den gewünschten Erfolg gab ich lachend den Bescheid: „Eine unglückliche Frage für Sie; er honorirt mir den Bogen mit Dreißig Thalern Gold." Ein paar Augenblicke vergingen im Schweigen, bevor er, mir die Hand bietend, die ihm leer blieb, erwiederte: „Nun, ich nehme Ihre Freundschaft an!" — Nochmals lachend verließ ich ihn in bester Laune, denn der letzte Auftritt hatte mich belustigt, und meiner Befreiung war ich herzlich froh.

Den Rath Spener's habe ich befolgt. Merkel bewies mehrmals Tücke gegen mich, ich that, als wüßt' ich's nicht, und kann behaupten, daß ich — mit Ausnahme der Abwehr einer schnöden Lüge, wobei Merkel die Widerlegung gar nicht versuchte — erst jetzt wieder seinen Namen geschrieben habe. — Um gleich über ihn zu enden, berichte ich nur: Nach der Trennung von ihm wurde ich von Gräff und Vetter, die Besitzer der Maurer'schen Buchhandlung geworden

Digitized by Google

waren, mit dem Anliegen bedrängt, selbst und allein die Herausgabe einer Zeitschrift zu unternehmen. Ich widerstand, bis auch Gräff, dessen Verhältnisse sich für ihn sehr nachtheilig verändert hatten, auf eine vergangene Zeit hinwies; nun unterschrieb ich die Anzeige im December 1816. Mit dem 1. Januar 1817 begann der „Gesellschafter", der „alte Freimüthige" aber verlor schnell so an Theilnahme, daß Merkel sich im März 1817 von Berlin entfernte, nachdem er Julius v. Voß überredet hatte, einstweilen Redacteur zu seyn, was eine schlimme Stellung wurde, und mit dem Juni verschwand der „alte Freimüthige". — Daß sich der „Freund" nun in den galligsten Feind verwandelt hatte, ist ersichtlich aus der Schrift von Merkel: „Deutschland, wie ich es nach zehnjähriger Entfernung wiederfand". Die „Allgemeine Literaturzeitung" hat ihn aber in Bezug meiner Persönlichkeit damals gleich dermaßen abgefertigt, daß ich es gar nicht für nöthig hielt, Merkel'sche Schmähungen zu beachten; dies ist auch jetzt zu unterlassen, weil ich schon von der mir öffentlich ausgesprochenen Genugthuung in jener bis auf alle Zeit befriedigt wurde, mich nächstdem stets gern wieder hinwende zu Schilderungen, die mir angenehmer und erfrischender sind.

Digitized by Google

Berichtigend iſt zu leſen:

Seite 30. Zeile 1. ſtatt eigene — eigenen.
— — — 6 von unten, ſtatt eine — einen.
— 39 — 6 von oben, ſtatt mir — mich.
— 48 — 7 von oben, nach und — dem.
— 95 — 10 von unten — Grävenitz.
— 121 — 23 von unten, ſtatt welcher — welchen.
— 149 — 11 von oben — Freimüthigkeit.
— 172 — 7 von unten — Verfaſſer.
— 272 — 11 von oben, ſtatt war — wer.

* * * * *

Im Verlag der Vereins-Buchhandlung erſchienene Schriften

von

F. W. Gubitz.

Wirklichkeit und Phantaſie. Erzählungen. Zwei Bände. 3 Thlr.
Erzählungen, Mährchen und Schwänke. 22½ Sgr.
Lachender Ernſt und Stacheln der Laune. 1 Thlr. 15 Sgr.
Des Nachbars Roſentage. Mit zwölf Holzſchnitten in Doppelfarbe. 10 Sgr.
Gelobtes Land der Kalender Bilder. Mit zwölf Holzſchnitten in Doppelfarbe. 10 Sgr.
Die Entziehung der Vor- und Zwiſchenmuſik im Berliner Schauſpielhauſe durch die gegenwärtige General-Intendantur. 3 Sgr.
Gedichte. Zwei Bände. 2 Thlr.

Für die Bühne.

Die Ehrenſchuld. Drama in einem Akt.
Allen iſt geholfen. Luſtſpiel in einem Akt.
Hans Sachs oder Dürer's Feſtabend. Dramatiſches Gemälde in einem Akt.
Das Urtheil. Drama in einem Akt.
Schickſalskämpfe. Hiſtoriſch-romantiſches Drama in fünf Akten.
Die Talentprobe. Luſtſpiel in einem Akt.
Czaar Peter und der Glaſer. Drama in einem Akt.
Die ſelige Frau. Schwank in einem Akt.
Herz und Weltehre. Schauſpiel in fünf Akten.
Die neue Schauſpieler-Truppe. Faſtnachts-Poſſe.

Digitized by Google

Der Kaiser und die Müllerin. Historisches Lustspiel in einem Akt.
Verschiedene Wege. Lustspiel in fünf Akten.
Der lustige Rath. Historisch-romantisches Lustspiel in fünf Akten.
Gewagt und verzagt. Idyll-Schauspiel in einem Akt.
Keck und verwegen. Lustspiel in einem Akt.
Winkelränke. Lustspiel in einem Akt.
Karl der Große daheim. Vorzeit-Bild in drei Akten.
Kräftige Mittel. Lustspiel in einem Akt.
Gustav Adolph an der Oder. Geschichtlich Schauspiel in fünf Akten.
Sophie Oetzloff. Geschichtlich Lustspiel in drei Akten.
Bei Leipzig. Schauspiel in einem Akt.
Sappho. Melodrama in einem Akt.
Die Abgeordneten auf der Bühne. Zeitbildlich Vorspiel.
Der Brautkranz. Dramatisirte Romanze.

(Sämmtlich im **„Jahrbuch deutscher Bühnenspiele".**)

Zusammengetragen:

Goethe in Briefen und Gesprächen. Supplement zu den Werken des Dichters. (Nicht in seinen Werken enthalten.) 1 Thlr. 10 Sgr.

Schiller in Briefen und Gesprächen. Sammlung brieflicher und mündlicher Bemerkungen. Supplement zu den Werken des Dichters. (Nicht in seinen Werken enthalten.) 1 Thlr.

Für seine Enkel als Weihnachtsgeschenk ist neulich gedruckt:

Festesgabe für Kindesjahre.

In Liedern
von
F. W. Gubitz.

Zufolge der Anforderung jetzt in zweiter Auflage für Jeden zu haben. 5 Sgr.

Die Zeitschriften **„Gesellschafter"** (zweiunddreißig Jahrgänge) und **„Volks-Gesellschafter"** (fünf Jahrgänge) sind vergriffen, die vierunddreißig Jahrgänge des **„Volks-Kalender"** nicht mehr vollständig, und das damit verbundene **„Jahrbuch des Nützlichen und Unterhaltenden"** nur noch in geringer Anzahl vollständig zu haben.

Mehreres, was **F. W. Gubitz** unter erwählten Namen erscheinen ließ, wird er in der Schilderung seiner **„Erlebnisse"** zu besprechen haben.

Digitized by Google

Von dem, schon im ersten Mannesalter aus dem Erdenleben geschiedenen Sohne

Anton Gubitz

hat die Vereins-Buchhandlung im Verlag:

Der Mensch und die Schönheit. Neue Grundlegung der Wissenschaft vom Schönen und der Kunst. 15 Sgr.

Republik und Königthum. Ein Blick in die deutsche Gegenwart. 2½ Sgr.

Ansichten und Bemerkungen über Kunstwerke der Gegenwart. 5 Sgr.

Am Himmel und auf der Erde. Naturwissenschaftliche Unterhaltungen. 1½ Thlr.

Für die Bühne.

Drei Schauspiele (**Kaiser Heinrich und seine Söhne. — Sophonisbe. — John der Ziegler**). 1 Thlr.

Margaretha. Schauspiel in einem Akt. } Im „Jahrbuch deut-
Fürstengunst. Schauspiel in zwei Akten. } scher Bühnenspiele."

In Bezug auf den Holzschnitt sind hier anzuschließen:

Wohlfeilste Volks-Bilder-Gallerie. Bildnisse und Darstellungen nach vorzüglichen Gemälden. 224 Blätter. 6 Thlr.

Sammlung von Verzierungen (2361) in Abgüssen für Buchdruckereien zu haben. 5 Thlr.

Deutscher

Volks-Kalender

1868.

Herausgegeben von F. W. Gubitz.

Mit vielen Holzschnitten.

Vierunddreißigster Jahrgang.

Inhalt:

In den Monats-Räumen **Dreiundfunfzig Mittheilungen für Ernst und Frohsinn im Leben.** — Es folgt dem in aller Hinsicht vollständigen Kalender das

Digitized by Google

Jahrbuch

des

Nützlichen und Unterhaltenden.

Lebenslehre. Die Wahrheit und die Gelenkmännchen. Ich, Du, Ihr. Das Erforderliche. Uebergelehrt. Erkenntniß. Mancher berühmte Staatsmann. Nicht Allen angenehm. Anklänge. Von Innen. (Gtz.) Stilles Glück. (F. Brunold.) Erziehung. (Gtz.) Weihnachts-Mährchen. (R. Graf Rehbinder.) Johann Friedrich von Flemming. (Adolph Ziemann.) Gemüthszug aus der Vergangenheit. (Therese.) Der Apfelblüthenstecher. Naturbild. (Karl Ruß.) Schrind und Pech. Erzählung aus dem Weichselwerder. (Marie Roskowska.) Gleichheit bei aller Ungleichheit. (Gtz.) Seit vierhundert Jahren. (Gtz.) Liebesgemälde aus Ehedem. (Gtz.) Drei geschichtliche Züge. (Gtz.) Verschiedene Ansicht. Guter Abschluß. (H. Rino.) Publikum. (Gtz.) Die Kalender-Tagesnamen. Deutsch. (Gtz.) Das weissagende Gespenst. (Gtz.) Fortgesetzte Versteigerung von Gegenständen aus dem Tagesbesitz. Unter den Hammer gebracht vom Hofnarren des Zeitschwindels. (Gtz.) Lebenslenkungen. (A. v. Michalowska.) Randstreifen. (Gtz.) Anregungen aus dem Gebet des Heilands. (Gtz.) — Auffassungen: „Etiquette." Genie. Tugend. Einseitig und Mehrseitig. Niedriges und Höheres. „Gefährlicher Mensch." Absicht. „Civilisation" — „Humanität" — ob Menschenthum. (Gtz.) Adler. (K. Tenner.) Blumen und Bäume. (Ed. Hillmar.) Umstände bilden Gegensätze. (R. Dobin.) Vom Bier. (F. L. Körner.) Bildliches. (Gtz.) Des alten Murrkopfs Zeit-Anschau. (R. Herrmann.) Anreden zum Gruß. (Gtz.) Die Schöpfung und Bahn des Weibes. (Wilhelmine.) Der Engel des Herbstes. (B. Fahrtner.) Schluß-Gabe. In Dir ist Hülfe. Jungen-Gelenk. Objectiv und subjectiv — Sach- und Sichgemäß, Liebe. Die Selbstlauter A. E. J. O. U. Beinah ein Wunsch. Empfinden. In die Seele zu schreiben. Heilschutz. (Gtz.)

12½ Sgr.

E. Schlesinger's Buchdruckerei in Berlin.

Digitized by Google

Erlebnisse

von

F. W. Gubitz.

Nach Erinnerungen und Aufzeichnungen.

Zweiter Band.

Berlin.
In der Vereins-Buchhandlung.
1868.

Digitized by Google

Immer Willens, nach der Zeitfolge wieder einzulenken, habe ich jetzt in weiteren Begebnissen mit Müllner dort anzuknüpfen, als er für die Zeitschrift: „Der Gesellschafter" mir Mitthätigkeit brieflich ausgesprochen hatte. Auf sein Erbieten, mir Theile aus dem Trauerspiel „König Yngurd" zum Abdruck zu überlassen, ging ich ein, erhielt die Abschrift des Ganzen, und wählte die, meiner Ansicht nach das Eigenwesen der Dichtung trefflich vermittelnde „Expositions-Scene", um Müllner's Ausdruck zu gebrauchen. Ich glaubte, das Bekanntwerden dieses Eingangs zu dem Werke könne bei der damals bereits verheissenen Darstellung den Zuschauern das Verständniß erleichtern; Müllner war jedoch über diese Wahl empfindlich, ich weiß nicht weshalb, nebenher empfing ich aber seine Genehmigung. Der Abdruck dieses Bruchstücks erschien in den Blättern 2 bis 6 des ersten Jahrgangs jener Zeitschrift, nach einer kurzen von Müllner unterzeichneten Vorrede, die mit der Bemerkung schließt:

Digitized by Google

„Die Scene erscheint hier so, wie sie in dem, zum Druck bestimmten Manuscript sich befindet, also für Leser. Für den Zuschauer hat der Verfasser selbst den Bühnen empfohlen, sie möglichst „zusammenzustreichen". Er meint, daß der Zerstreuung und Unachtsamkeit des deutschen Theaterpublikums sich überhaupt nicht viel exponiren lasse, zumal, da die Organe der Bühne so wenig für die Redekunst geeignet sind. Singen oder bellen wird künftig wohl das einzige seyn, was das deutsche Theater dem Ohr darzubieten hat."

Müllner meinte dies zumeist nur in Hinsicht auf das Sprech-Schauspiel in Vers-Vortrag, seitdem ist es — milder aufgefaßt — mitunter offenbarer weissagend geworden; er hätte jetzt zu solcher Aeußerung mehr bewährten Grund, als in jener Zeit, aus der zu bezeugen ist: die fast durchweg von dem Dichter selbst angeordnete Rollenbesetzung zu „Yngurd" war, mit wenig Ausnahme, vorzüglich, was auch von den öffentlichen Urtheilen anerkannt wurde, als endlich — am 6. Juni 1817 — das Werk auf die heissen, sogenannt weltbedeutenden Bretter kam. Der geschätzte Dichter Wilhelm Müller, vor seiner Reise nach Italien in Berlin verweilend, war mein Berichtgeber für die Darstellung, ich äußerte mich über die Dichtung, und habe eine Stelle meines Aufsatzes einzufügen, um einen nachher aus Rechtspflicht mitzutheilenden Brief Müllner's erklärlicher werden zu laßen. Nach dem Lobe des mir Werthvollen ist („Gesellschafter" 1817, Bl. 101) zu lesen:

Digitized by Google

„Wenn ich nun hier meine ungeheuchelte Verehrung für Müllner aussprach, darf ich aber eben so offen gestehen, daß ich während dem Lesen und Darstellen dieses Trauerspiels mir selbst oft die Frage beantworten mußte: Welches Dichters Werke sind wohl am dauerndsten: der sich seiner Zeit hingiebt und sie zur Gespielin der Seele erhöht, oder der, welcher mit Allem, was Erfahrung unvergänglich bewies, ihr schwankendes Wesen in Sicherheit zu bringen strebt? — Ich glaube, die Frage beantwortet sich von selbst! Die Zeit gleicht einem Weibe, was gern nach Herrschaft ringt; wenn sich aber der Geist ihm vermählt, soll er mit seiner Erstheit kräftig vorangehen, damit nicht das Treiben des Zeitgeistes, sondern das Wirken einer Geisteszeit herrsche. Darf ich nun aus solchem Gesichtspunkte jenes Trauerspiel betrachten, — und ich kann nicht anders, ob ich auch gern mich der Voreiligkeit enthalte, meine Meinung zu der Anderer machen zu wollen! — dann ist es auch erlaubt zu bemerken, daß ich dem Unangenehmen darüber mich nicht zu entziehen weiß: wenn die Tendenz jenes Werkes verwandt ist mit der jüngsten Romanen-Literatur, die zur Preisfrage reizt: ob sie Quell oder Folge, wirkend oder rückwirkend ist bei manchen jetzigen Ereignissen, in denen finstere Schwärmerei dem Zufälligen eine Art von Vernunft verleiht und so im Strudel von Unvernunft dem Zufälligen dienstbar bleibt. Man lehrt dem Volke: seine gewöhnlichen Traumbücher seyen nichtig und verderblich, sollten denn hochpoetische Traumbücher nicht auch ihre Ge-

Digitized by Google

fährlichkeit haben? Man wende nicht ein: die Menge verſteht ſie nicht! — wer kann ſagen, wo die Menge aufhört, wenn zu entſcheiden iſt, wie weit der Wahn gehen kann? — Müllner iſt in den neuromantiſchen Gebilden viel eindringlicher, in den Ausſprüchen ſchärfer, überall beweiſender, und aus ihm ſcheint auch das Unerklärlichſte noch Klarheit zu wollen; ſein Talent giebt ſich, wenn man auch nur gelegentliche Aeußerungen prüft, als ein gebietendes, nicht als ein ſich fügendes zu erkennen; in den alten Begrenzungen der Neuromantiker kann er ſo ſich nicht heimiſch fühlen. Den freien Menſchen gegen Wahn und Vorurtheil kämpfend aufzuſtellen, die Schwächeren von der Gewalt eines drückenden Glaubens loszuringen, dünkt ein Beruf, der ihn glänzender noch zeigen würde, und wahrhaftig! die Begeiſterung für Lichtvolles ſchließt die Schwärmerei des Gemüths noch immer in ſich, will man mir etwa vorwerfen, ich dächte bei dem Edelſten eben nicht an — Theaterwirkung. Sollte ich irren, und ein deutſames Dichterwerk zu ſehr mit dem Zwecke des Lebens verſchwiſtern wollen, ſo darf ich mich mindeſtens den Beſten, die jemals irrten, beigeſellen, denn ich folgte meinem Bewußtſeyn, und ende raſch, weil ſich hier leicht gar nicht enden läßt."

Ehe der die Entgegnung und noch Nebenheriges enthaltende Brief Müllner's ſich anſchließt, iſt unerläßlich darauf hinzuweiſen, daß er ſchon vor dem Erſcheinen des „Yngurd" auf der Bühne mit mir wieder im Zwiſt war, ſtets über Kleinliches. Be-

Digitized by Google

achtenswerth ſcheint es mir aber deshalb, um einen ſchriftſtelleriſchen Haderſüchtigen erſten Ranges bildtreu aus der Vergangenheit in die Gegenwart zu ſtellen, wobei doch nicht zu vergeſſen iſt, daß es einen Mann von geiſtvoller Fähigkeit betrifft. — Er ſchickte mir zum Abdruck unzählige Ausfälle gegen ihm Mißliebige, entweder gar nicht, oder mit irreleitenden Buchſtaben unterzeichnet; der Inhalt war mir ſelber mitunter völlig räthſelhaft, ſo daß ich zum Rückſenden mich genöthigt ſah. Unter Anderem kam eine Anſtachelung gegen ein ſogenanntes „Liebhabertheater" in Erfurt, wo ein Mitglied Müllner's Trauerſpiel „Die Schuld" hatte zur Darſtellung bringen wollen; ein Jude ſollte dies hintertrieben haben, und über dieſen Juden waren nun verfängliche Familienbeziehungen eingewebt. Ich ſandte die unbedeutende, nur ſchmähende Schriftelei zurück und empfing nun nachſtehende Strafverfügung:

„Weißenfels, am 13. März 1817.

Faſt glaub' ich nun an die unüberwindliche Macht der Iſraeliten in Berlin, von welcher ganz Deutſchland ſpricht. Ich will auch gegen deren Einwirkung auf Sie, mein ſehr verehrter Freund, nicht ankämpfen, aber das muß ich bemerken: Ein Journaliſt, der nur ſeine Anſicht allein will herrſchen laſſen, und um der lieben Conſequenz willen jeden Gegenſatz aus ſeiner Schrift zurückweiſen will, wird unfehlbar monoton. Wozu iſt denn die Parentheſe: eingeſandt da? Dieſe Maxime wird Ihre Mitarbeiter ſehr lau machen: denn wer kann errathen, was Sie nach der-

Digitized by Google

ſelben aufnehmen werden, oder nicht? Uebrigens werde ich, auch ohne Mitarbeit, immer freundlichen Theil nehmen an der Lectüre des Geſellſchafters. Ihre Welt- und Staatsbürgerlichen Anſichten ziehen mich und viele meiner Bekannten an; des gräulichen Berliner Siegspoſaunentons iſt man im deutſchen Reiche herzlich ſatt. —

Haben Sie denn No. 12 und 13 der Erholungen und No. 44 der Zeitung für die elegante Welt geleſen? Was ſagen Sie zu der Theatergemeinheit, die ſich dort über mich und mein Buch hermacht? Hochachtungsvoll

Müllner."

Das war eine förmliche Abſage mit etwas Verſüßen des Galleneinfluſſes, deſſen Wirkung ich auch zu empfinden hatte durch öffentlichen Angriff in der „Zeitung für die elegante Welt", den ich in derſelben Zeitſchrift mit der Wahrheit abwehrte. — Im nächſten Monat erhielt ich aber doch ſchon wieder einen, mit Müllner's Namensunterſchrift begabten Aufſatz: „Aehrenleſe auf dem Felde der Kritik", begleitet von einem Zettelchen, auf dem geſchrieben ſteht:

„Wßfls am 10. April 1817.

Mit Ihrer Judenfreundlichkeit, mein verehrter Herr und Freund, hat mich das viele Gute wieder ausgeſöhnt, was ich im Blatte 38—40 gefunden habe. Hier folgt ein Beitrag, den ich mir, im Fall vorwaltender Bedenklichkeiten, baldmöglichſt zurück erbitte. Hochachtungsvoll

Müllner."

Digitized by Google

Jener Beitrag ward gedruckt (1817, Bl. 65 und 66), die Angabe: „Der Schluß folgt", ließ ſich aber nicht erfüllen, der Cenſor ſtrich ihn wegen „injuriöſer Ausfälle".

Nach der Darſtellung des „Yngurd" ſchickte er mir eine biſſige Gehäſſigkeit gegen den achtungswerthen Prediger — der franzöſiſchen Gemeinde — und Profeſſor Catel, Redacteur der „Voßiſchen Zeitung", damals auch ihr Theater-Beurtheiler. Er hatte ſich über jene Trauerſpiel-Dichtung, neben dem vollſten Lobe des Trefflichen, mißbilligend geäuſſert in Bezug auf den ſchwindeldunklen Abſichtszweck des Werks, und ich ſollte nun den Zornausbruch Müllner's ohne ſeine Unterzeichnung, alſo mit mir aufgebürdeter Selbſtverantwortung, in die Leſewelt leiten. — Die Handſchrift ging an ihn zurück mit meinem Erbieten zum Abdruck, wenn er ſeinen Namen nicht vorenthalte, und hinzugefügt war die Bemerkung: „Dem Sinne nach müßten Sie übrigens mit der Anſicht Catel's auch die meinige verurtheilen." — Diesmal hatte Müllner eingeſehen, daß er ſich übereilte; erwähnt aber iſt dieſer Zwiſchenfall, um von ſeinen Briefen den einzuſchalten, der ſich gegen meinen Glauben über das Gedankliche in Betreff des „Yngurd" richtet, wonach Jedem die eigene Entſcheidung überlaſſen ſey.

„Wßfls. d. 14. Juli 1817.

Sie thaten wohl, meinen Sarkasmus gegen Herrn C. zurückzuweiſen, ich hatte ihn nur auf Andringen niedergeſchrieben, und in der Rückerinnerung,

Digitized by Google

daß der ſelige Iffland gegen mich einmal ſehr verächtlich von dieſem Herrn C. ſprach. Vielleicht verdient er es nicht. Aber ſich treten Sie auf jeden Fall zu nahe, wenn Sie Ihre öffentlichen Aeußerungen über Yngurd mit ſeinem Zeitungsgewäſch vergleichen, und ich müßte ein Geck ſeyn, wenn ich ſie Ihnen übel deuten wollte. Inzwiſchen ſprechen möcht' ich einmal mit Ihnen über den Gebrauch des Wunderbaren in der Tragödie, über den Hang der Mehrzahl dazu, und — über des Ariſtoteles Hinweiſung, den Volksglauben zu benutzen. Der Irrthum Ihrer kritiſchen Anſicht der ſogenannten höheren („Ideal"-) Tragödie ſteckt meiner Meinung nach darin, daß Sie die überſinnlichen Beziehungen, welche der Menſch natürlichen Begebenheiten gern beilegt, für die Urſachen derſelben anſehen. Nehmen Sie einmal aus dem Yngurd in Gedanken die Träume, Vorgefühle (Ahnungen) und Anzeichen weg, und prüfen Sie, ob dann die Fabel auseinander fällt? ob die Tragödie daran mehr verliert, als dichteriſche Hebel, um die Phantaſie aufzuregen, und durch dieſe das Gemüth für den Haupteindruck zu ſtimmen?" —

So weit nur beſpricht dieſer Brief meine nicht tiefgehenden Einwendungen, er hat aber wegen des nachher genannten Schauſpielers Bezug auf noch zu Erzählendes, dann Hinweiſe, die zu beachten wären, weshalb auch Folgendem ſeine Stelle gegönnt werde:

„Ich habe heute den Beſuch des Schauſpielers Herrn Stein erhalten, und alſo Ihren freundlichen Empfehlungsbrief ebenfalls. Es war recht gut, daß

Digitized by Google

er ſich damit verſehen hatte, er hätte ſonſt leicht eine vergebliche Reiſe machen können, weil ich gegen reiſende Künſtler ziemlich barricadirt bin. Ich danke Ihnen, daß Sie dieſen mir geſendet, es ſcheint etwas in ihm zu ſeyn.

Mein feindlicher Minneſänger hat über die Darſtellung des Yngurd recht brav geſchrieben. — Was Sie mir über die Berliner Darſtellung geſchrieben haben, hebt völlig die Zweifel, daß ſie gelungen ſey. Es dünkt mich eine beachtenswerthe Erfahrung, daß unter ſechs Theatern, die ſich daran verſucht, gerade dasjenige am glücklichſten gefahren iſt, welches den Autor in den Beſetzungsrath zog, und deſſen Mitglieder theils das Ganze, theils ihre einzelnen Rollen mehreremal aus ſeinem Munde hörten. Für mich iſt nun zwar dieſe nähere Berührung mit dem Theater ziemlich übel abgelaufen, und ich möchte mich dazu nirgends wieder brauchen laſſen; aber das iſt zufällig, oder auch wohl zum Theil meine Schuld. Im Ganzen wäre zu wünſchen, daß es bei den Bühnen Mode würde, die Mitwirkung der Autoren zu ſuchen, ſtatt daß ſie dieſelben gewöhnlich fliehen wie hölliſches Feuer. Der Theaterkritik käm' es vielleicht zu, darüber einmal ein motivirtes Wort zu ſagen. Das, und Aehnliches könnte mehr nützen, als die meiſt oberflächliche Tageblattsmuſterung der Novitäten. Vielleicht ſagen Sie, oder einer ihrer Herren Mitarbeiter einmal ein ſolches motivirtes Wort, wenn Sie meinen Anhang zum Yngurd im Druck geleſen haben werden. Dort iſt die Geſchichte meiner un-

Digitized by Google

vollendet gebliebenen Mitwirkung kürzlich erzählt, und auf die Hinderniſſe, die ich bei der Verwaltung fand, hingedeutet. Was Sie im Morgenblatt von der nöthigen Vorbereitung ſagen, kann dieſe Verzögerung nicht entſchuldigen. Im Juli 1815 kam das Manuſcript ſchon nach Berlin und im Juni 1817 ward es aufgeführt. Hund (des Aubri), Rußkachel und Conſorten hatten den Vortritt. Hat eine erſte Bühne nicht die Pflicht, raſcher, angelegentlicher für die dramatiſchen Dichter zu wirken? Und liegt es nicht der Theaterkritik ob, diesfalls ein wenig Juſtiz zu adminiſtriren bei offenem Gerichtsſaal? Dixi!

Müllner."

Gewiß iſt nicht zu beſtreiten, daß dieſer Brief manches Wahre enthält, ein erhellendes Geleit wird jedoch erforderlich, um auch da, wo Müllner im Recht ſeyn mag, ſeine vielleicht unwillkürlich allzu ſelbſtſüchtig, allzu argwöhniſch gewordene Leidenſchaftlichkeit erwägen zu können.

Zuförderſt habe ich, nach funfzig Jahren, Catel's Bericht über „Yngurd" wieder geleſen; er iſt der Art, daß er den Hingeſchiedenen ehrt. Ihn zu mißhandeln hat aber Müllner keineswegs unterlaſſen; es gab ſtets hadergierige Tagesblätter, deren Druckführer es weniger um die Sache, als um Klopffechterei zu thun iſt, und der Weißenfelſer Advokat hatte ſich ſo furchtbar gemacht, daß er in vielen Zeitſchriften herriſch ſeyn konnte.

Unglaublich iſt es, daß Iffland von Catel verächtlich geſprochen haben ſoll; ſie waren befreundet

Digitized by Google

und Beide nicht doppelzüngig. Uebrigens habe ich fernhin Anlaß, die liebenswürdige Ehrenhaftigkeit Catel's hervorzuheben. — Der „feindliche Minnesänger" ist Wilhelm Müller, der den jetzt noch lesenswerthen Streit über „Oper und Schauspiel" mit Müllner hatte, einen Streit, der sich in sechs Zeiträumen durch den ersten Jahrgang des „Gesellschafter" hinspann. — In „Geistige Feldzüge", von mir herausgegeben (Berlin, Vereins-Buchhandlung), ist diese Schriftsteller-Fehde im Zusammenhange und mit einem urtheilenden Nachtrag zu finden.

Bei fortdauernder Zusendung von nicht unterzeichneten Häkeleien, die ich theils aufnahm, wenn Recht und Pflicht dies erlaubten, theils zurückwies, zog sich ein im Unangenehmen sich steigernder Briefwechsel bis zum November 1818. Es war natürliche Folge der von Müllner in unzählige Zeitblätter eingetriebenen Anfechtungen Aller, die den „Dey von Weißenfels", wie man ihn nannte, nicht unbedingt verherrlichten, daß Gegenreden kamen, unerläßlich zuweilen der Abdruck solcher, die von meinen Mitarbeitern unterzeichnet wurden. Da schrieb mir unter dem 2. November 1818 — nach einer Anfrage über den Verfasser des Romans: „Wahl und Führung" — der richterliche Dey:

„Um der Zukunft willen glaub' ich Sie mit folgendem Grundsatze meiner Journalpraxis bekannt machen zu müssen. Ungezogene und verleumderische Angriffe auf die Person eines Schriftstellers, auch wenn sie vom Einsender unterzeichnet sind, fallen

Digitized by Google

dem Redacteur zur Laſt, und ihre Aufnahme befleckt den Ruf des Journals."

Das war meiner Friedensliebe doch zu arg von Einem, der ſeinen angeblichen Grundſatz durch ſein Verfahren unabläſſig verhöhnte. Ich antwortete auf dieſe, mir aufgedrängte, in ihrem Anlaß nicht offenbarte Schnödigkeit:

„Ueber die Schlußzeilen Ihres Briefes müßten Sie ſich deutlicher erklären, wenn ich Sie verſtehen ſoll. Meine Journalpraxis ſagt mir: daß Alles, was Jemand unterzeichnet, keinem Andern, alſo auch keinem Redacteur zur Laſt fällt. Ungezogen — verleumderiſch — das ſind ſchwere Worte, und es fragt ſich nun: ob ſie auf einen Angriff oder auf eine Erwiederung paſſen. Wollen Sie den Grundſatz, den Sie Ihrer Journalpraxis unterlegen, im Allgemeinen durchſetzen, möchten eben Sie wohl manche Redaction ſtark damit belaſten. Ich ſpreche das Wort „Verleumdung" nicht leicht aus, ich kenne aber manche, die es auch nach jeder Erklärung bleibt, die nicht unterzeichnet war, und ich habe deshalb doch keinen Redacteur in Anſpruch genommen. Das mag in Verſchiedenheit der Anſichten liegen, aber daß verſchiedene Anſichten da ſeyn können, muß man doch zugeben. — Es thut mir recht leid, daß mich, im Geſammten, was Sie thun, nichts angeht; ging' es mich etwas an, ſo ſpräch' ich einmal ein ernſtes, obwohl herzlich gemeintes Wort zu Ihnen, denn im Ganzen glaub' ich doch mehr Achtung für Ihre Talente zu haben als Die, welche Ihnen blind gehorſam

Digitized by Google

oder hellſehend ſchmeicheln. Mit der Bitte, mir meine Offenheit zu entſchuldigen, die ich nun einmal nicht hindern kann, noch will, grüßt hochachtungsvoll Ihr

Berlin, ergebenſter
den 10. November 1818. F. W. Gubitz."

Nun wurde Müllner's Grimm giftiger, und ich erhielt nach ſeinem beliebigen Sinne eine Zurechtweiſung in Folgendem:

„Weißenfels am 13. November 1818.

Ew. Wohlgeboren

wünſchen eine Erklärung meiner dunklen Zeile? Alle literariſche Oppoſition iſt mir gleichgültig: denn ich bin ſeit der Haude- und Spener'ſchen Zeitungskritik von 1812 ff. darauf gefaßt und gerüſtet. Aber Sie begreifen, daß ein gekannter Schriftſteller, ſchon um der Schwachen willen, die etwa an ihm Antheil nehmen möchten, nicht wünſchen kann, als Mitarbeiter eines Journals genannt zu werden, in welchem er achtungslos beklatſcht, verkleinert, am Charakter verunglimpft, mit einem Worte beſchinkt wird. Das geht kaum bei Literaturzeitungen an, wo doch die Namen der Mitarbeiter dem großen Publikum verſchwiegen werden. Ungezogenheiten und Verleumdungen bleiben Ungezogenheiten und Verleumdungen, ſie mögen Angriffs- oder Entgegnungsweiſe zum Vorſchein kommen, und ein Redacteur iſt ſeinen Mitarbeitern, wie ſeinem eigenen Ehrgefühl, ſchuldig, ſie aus ſeinem Blatt zu verbannen; höchſtens den Fall ausgenommen, wo der Angriff in demſelben

Digitized by Google

Journale, und ebenfalls auf ungezogene und verleumderiſche Weiſe geſchehen wäre. Iſt dieſe Anſicht die Ihrige nicht, und glauben Sie, bei einer entgegengeſetzten ſich beſſer zu befinden, ſo haben Sie die Gewogenheit, aus dem Verzeichniß Ihrer Mitarbeiter meinen Namen in der nächſten Ankündigung wegzulaſſen. Wünſchen Sie ſodann noch meine Theilnahme, ſo muß ſie pſeudonym geſchehen und unter uns bleiben.

Es ſcheint, daß einige Schlauköpfe für ihre Abſichten Sie zu gewinnen ſuchen, indem ſie Ihnen das Vorurtheil beibringen, daß ich Furcht erregen wolle. Das reizt natürlich denjenigen Freiheitsſinn, der Sie mir immer achtungswerth macht, und das mögen jene Füchſe wohl wiſſen. Von meinem geringen Talent übrigens ſteht Ihnen frei, zu urtheilen, was Sie wollen, „im Ganzen", und im Einzelnen. Es wird mir nicht an Gelegenheit fehlen, öffentlich über das Ihrige zu ſprechen, ſobald mir es darauf ankommt, zu erfahren, wer von uns Beiden des meiſten literariſchen Credites in Deutſchland ſich zu erfreuen haben möchte. Hochachtungsvoll

Müllner.

P. S. Erlauben Sie mir, zur Erläuterung meiner obigen Anſicht noch eine Anecdote beizufügen. Das Dutzend Journale, welches ich wöchentlich bekomme, geht, eh' ich ſelbſt leſe, durch die Hände meines Bedienten zum Buchbinder, um ſodann unter einigen und 30 Bekannten mittelſt eines Colporteurs Heftweiſe zu circuliren; ſo durchläuft er ſie vor allen

Digitized by Google

Dingen selbst, um zu sehen, ob etwa wieder etwas von seinem Nicht-Ich darin steht. So fand er jüngst ein Blatt voller Invectiven gegen mich. Die Sache schien ihm so bedenklich, daß er anfragte, ob er das auch mit zum Buchbinder tragen sollte, nachdem er sich zuvor über den Fall mit meiner ältesten Tochter berathen hatte. Da es bloße Histrionenumtriebe enthielt, deren Eigenthümlichkeit meine hiesigen Bekannten schon kennen, so sagte ich ja. Einige Stunden darauf kam — der Buchbinder. Auch ihm war es seltsam vorgekommen, daß diese Invectiven hier mit circuliren sollten, und er fragte an, ob dies Blatt mit einzuheften wäre. Ich sagte zwar wiederum ja, fand mich aber genöthigt, das Journal aufzukündigen, um durch Gemeinheiten ähnlicher Art, die dort unfehlbar wiederkommen werden, nicht in den Augen meines Bedienten und meines Buchbinders zu verlieren. Machen Sie davon die Anwendung auf ein Journal, wovon ich Mitarbeiter bin, und welches ich also nicht füglich aufgeben kann, so lange ich es bin. Vox populi vox Dei. Diese beiden gemeinen Menschen hatten das Unschickliche in der Sache recht wohl gefühlt. Man kann bei der jetzigen Einrichtung des Journalwesens nicht vermeiden, persönlich geschmäht zu werden, ja es hat sogar seinen Nutzen. Aber man muß um seiner nächsten Umgebung willen den Schein vermeiden, daß man es wisse und dazu schweige. Daß die Verhältnisse und Ansichten die Redacteurs bisweilen geniren können, seh' ich ein; aber sie haben ja die Wahl. Der Gastwirth, bei welchem unan-

Digitized by Google

ſtändiger Streit unter den Gäſten entſteht, hat davon keinen Ruhm. Um wie viel weniger der Redacteur, der es in ſeiner Gewalt hat, den unanſtändigen Ausfall zu hindern, und dem Angreifer höflich zu ſagen: das geht hier nicht, der Geſchmähte iſt auch mein Gaſt. Ihre Einſicht ſagt Ihnen übrigens, daß hier nicht die Rede von abfälligen Urtheilen iſt, welche Mitarbeiter wechſelſeitig über ihre Schriften ausſprechen. M."

Da bemerkt man erſtens, daß Müllner meinen Berichten in der „Spener'ſchen Zeitung" noch immer gehäßig iſt, denkbar beſonders hinſichtlich auf ſeine „Schuld"; zweitens den alten achtungswerthen Schauſpieldichter und Beurtheiler Schink (Johann Friedrich) beläſtert, weil Dieſer — nicht im „Geſellſchafter" — ſich hatte wehren müſſen; drittens ſelber an ſeinen Bedienten erinnert, deſſen Namen Müllner vorſchob in ſeiner Schriftſtellerei, um Gegner möglichſt ſchmachvoller zu behandeln; daß er viertens ſeine Krähwinkelei in kleinlichſter Weiſe erkennen läßt; fünftens ſich von der Mitarbeit am „Geſellſchafter" losſagt, ſich dann „pſeudonym" wieder anbietet, und doch ſcheinbar Vertheidiger des Ehrenwerthen ſeyn will. — Es wurde um ſo nothwendiger, die Aeuſſerungen des „Dey von Weißenfels" zu beleuchten, da ein ſonderbarer Zwiſchenfall mitſprach. — Dr. Pfeilſchifter hatte in ſeinen „Zeitſchwingen" durch ein „Sendſchreiben an den Herausgeber des Geſellſchafter" mich mit argen Vorwürfen belaſtet wegen eines Aufſatzes, der — einem andern

Tagesblatt zugehörte. Er war nicht willig, sich sein Unrecht zu lichten, erhärtete es vielmehr, und nachdem es ihm meinerseits klar bewiesen wurde, erschreckte ihn sein Versehen. Zu zeigen, daß er mir nicht feindlich gesonnen sey, schickte er mir abscheuliche Ausfälle gegen mich, die er nicht hatte abdrucken lassen; — ich erkannte an der mir gebliebenen Handschrift augenblicklich Müllner. — Dies war hier voraus zu erwähnen, um Jeden über meine, sich nun anreihende Entgegnung bald heller sehen zu lassen als ihn.

„Ew. Wohlgeboren

geehrtes Schreiben vom 13. November habe ich nicht eher beantworten können, indem eine noch nicht ganz vorüber gegangene Unpäßlichkeit mich hinderte; jetzt aber will ich mich bemühen, Ihnen die nöthige und genügende Antwort zu geben. — Sie haben in Ihren Ansichten über die Verbindlichkeiten eines Redacteurs — so dünkt mich — eine zu beschränkende Linie angegeben, denn Sie würden Sich, wenn wir sie allgemein ziehen, ohnfehlbar bei Manchem, was Sie in andern Zeitschriften thaten, ausser derselben befinden. Ich will jedoch jetzt nur bei Dem stehen bleiben, worüber Sie etwa in Betreff des „Gesellschafter" zu schelten gesonnen wären, wenn Sie von Angriffen auf Ihre Persönlichkeit reden. — Da kann ich nun im „Gesellschafter" selbst gar nichts finden, wobei ich nicht die strengste Neutralität beobachtet hätte; ja, wenn die Manuscripte vorlägen, würde man mir sogar ein Abschneiden zu Gunsten Ihrer vor-

Digitized by Google

werfen können. Es bleibt, nach meinem Erkennen, als Klagepunkt nur der kleine Aufſatz des Herrn Dr. Schöne im „Bemerker“ ſtehen. Aber erſtens: gilt dieſer als eine Art von Exil, als ein Anhang zum „Blatt der Ankündigungen“, mit dem er auch in der Regel zuſammenhangend ausgegeben iſt. Ich habe hier kein ſo ſtrenges Recht zu üben, und frage Sie: ob nicht — zum Beiſpiel — im Intelligenz-Blatte jeder Zeitſchrift dieſer Satz hätte aufgenommen werden müſſen? — Ich kann im „Bemerker“ zu den Aufſätzen (wie ich es auch zuweilen dabei, wie im „Geſellſchafter“ thue) lindernde, ja völlig niederſchlagende Noten geben, aber, hier komme ich auf zweitens: das in Rede ſtehende iſt ein kitzlicher Punkt, denn Ihre Frage gehörte offenbar zu den ſogenannten unglücklichen Fragen, und kaum war ſie von Ihnen geſchehen, ſo flogen mir die Antworten in's Haus, unter denen ich zuletzt die wählte, welche an ſich noch gewiße Schranken hielt und unterzeichnet war. Die Entgegnung iſt, nach hieſigem Lokalausdruck, ſprachrichtig, und alſo — glaubten Sie wirklich, Ihr Name lieſſe keine Deutung zu — auch gleich eine Berichtigung, die vielleicht bei einer Unterdrückung, die ich verfügte, auf andere Art nur um ſo lauter geworden wäre. Um hier Pflicht und Wünſche zu vereinen — ich geſtehe nämlich gern, daß ich den Gegenſtand lieber mild und ſcherzend genommen hätte — blieb, nach den mir ſchon zugekommenen Klagebriefen nur ein Mittel; ich konnte ſelbſt anzeigen: es ſind mir mehrere Aufſätze über

Digitized by Google

dieſen Punkt geſandt, das Ganze iſt zwar ſprachgerecht, aber trotzdem nicht eben des Aufbewahrens werth. Hätten Sie mir aber das wohl geglaubt? — hätten Sie nicht mir, der ich ohnehin ſchon eine Menge Zornausbrüche von Ihnen habe ertragen müßen, wieder aufgepackt, was Ihnen etwa eingefallen wäre? Trotzdem hätte ich mich vielleicht vor mir ſelber mehr befriedigt — auch diesmal unbekümmert darüber: wie Sie etwa von Neuem auf mich losſchlagen möchten — wenn ich nicht grade in der Zeit — obwohl Sie mir gewiß ein gutes Capital von Ruhe nicht abſprechen werden — durch ein von Ihnen verſandtes Manuſcript, welches mir in die Hände gefallen iſt, ſehr empört worden wäre. Doch — davon ſtill! Ich gebe mir alle mögliche Mühe, in den literariſchen Streitigkeiten andern Ton anzuſtimmen, und laſſ' es in allen Dingen lieber auf's Aeuſſerſte kommen —! Mein Grundſatz iſt: in der Widrigkeit, womit ſo Viele dem Publikum, größtentheils auf eigene Koſten, ein Klopffechter-Schauſpiel geben, mich ſo lange fern zu halten als möglich; wenn aber einmal gekämpft und geſprochen ſeyn muß, dann geſcheh' es auch mit allem Nachdruck, der nur irgend aufzubringen iſt, verſteht ſich auch dann noch mit der Achtung, die man Achtungswerthen ſchuldig iſt.

Sie beurtheilen mich durchaus falſch, wenn Sie meinen: einige Schlauköpfe hätten mich gegen Sie gewonnen. Ich bin hier beſonders deshalb von einigen Schriftſtellern, und grade von den Parteien, die

Digitized by Google

ſo unvernünftig gegen Sie auftraten, befeindet, weil ich gar keine Gemeinſchaft mit ihnen haben mochte und mag. Die Richtigkeit dieſes Verfahrens wird ſich Allen darthun; mir und den Einzelnen iſt ſie dargethan durch die Perſönlichkeit der Herren. Wären Sie hier, würden Sie wie ich wiſſen, daß man es hier ſogar mit Leuten zu thun hat, die täglich betrunken ſind, und doch auch täglich ſich hinſetzen, um Urtheile zu ſchreiben. Einen Verſuch, der vor drei Wochen gemacht wurde: daß ich mich mit einem der Redactoren verſöhnen ſollte, habe ich demſelben ohne Weiteres zurückgewieſen. Ich bin nicht mit ihm in Streit; er ſchimpft blos auf mich, und das laſſ' ich mir gefallen, weil ſein Lob eine Schmach, und eine Verſöhnung, für die in ſeinem Charakter keine Gewähr liegt, nur ein öffentlicher Scandal wäre. Wenn aber von einem Aufreizen gegen Sie durchaus nicht die Rede ſeyn kann, ſo verſichere ich Ihnen auch, daß Sie gänzlich im Unrecht ſind, wenn Sie glauben: ich wollte eine feindliche Stellung gegen Sie annehmen. Sie haben eine ſolche ſeit geraumer Zeit ſchon gegen mich angenommen, und hier wär' es ein Anderes; hier dürft' ich im Nothfalle nicht ſchweigen. Sie genießen der öffentlichen Achtung und verdienen ſie — denn Schmähungen Einzelner treffen Sie und mich, ohne daß ſie eben ſtark haften bleiben — und gegen Sie müßt' ich mich mit aller Kraft und mit der letzten wehren, auch mich aller, mir zu Gebote ſtehenden Mittel bedienen, wie Sie Sich gewiß auch nicht entgehen laſſen, was Ihnen in ſolchen Dingen

Digitized by Google

nutzbar scheint. Meine Persönlichkeit bürgt dafür, daß ich unerlaubte Mittel verschmähen würde; denn man mag auf mich schelten und schimpfen, ohne zu lügen bringt man Schlechtes nicht gegen mich auf, und jede Lüge rächt sich mit der Zeit.

Ob Sie ferner Mitarbeiter vom „Gesellschafter" bleiben wollen? — das kann ich nicht entscheiden, aber ich weiß: daß ich Sie sehr ungern verlieren würde, obwohl Sie meine Zeitschrift, namentlich in diesem Jahre, fast vergessen haben. Ich habe Ihnen freundlich die Hand geboten, und biete sie Ihnen wieder; das aber gehört nicht in unser Uebereinkommen, daß ich mir von Ihnen soll Alles gefallen lassen! Behüte der Himmel!! Die Frage: „wer von uns Beiden des meisten literarischen Credits in Deutschland sich zu erfreuen habe?" möchte tausendfach schwerer für Sie sich entscheiden, das kann einen Mann, der sich eines redlichen Strebens bewußt ist, nicht hindern, seine Meinung frei und öffentlich auszusprechen, wenn er bemerkt: man will ihm weh thun, und die Wahrheit hat auch gegen den Ruhm ihr Gewicht, über den zu entscheiden ich den Moment selten für befugt halte.

Lassen wir nun aber Alles! Wollen Sie mir ein geschätzter Mitarbeiter bleiben — denn mit dem „pseudonym" kann es Ihnen kein, oder nur ein unbedachter Ernst gewesen seyn! — so ist es am besten, wir vergessen — aber aufrichtig! — was hinter uns liegt, und was hab' ich da Alles zu vergessen!! Zum Glück darf ich mir darin wenigstens ein größeres

Digitized by Google

Talent zutrauen, als Sie zu haben ſcheinen, und glauben Sie mir: es iſt gar 'was Glückliches! — So thun wir denn, als machten wir neue Bekanntſchaft, und es läg' uns recht am Herzen, daß wir uns gegenſeitig gefielen. Weder Sie noch ich können verſprechen, keine Meinung zu äußern, die nicht dem Andern ſich entgegenſetzte, aber wir können es immer ſo thun, daß es ſich ausgleicht, wie denn das leicht iſt da, wo das Talent nicht fehlt, und eine Zeitſchrift nicht aufhört. Aber freilich, wenn Sie mir etwa gar keines zutrauen, und Sie nur immer der Schläger ſeyn wollen, dann ſteht die Sache für mich ſchlecht, und ich muß mir helfen, wie es ehrlich geht! — Ich komme im nächſten Jahr mit größerer Geſchäftsfreiheit zu meiner Zeitſchrift, da ich mir jetzt und bis zum Schluße dieſes Jahres das hölliſche Anſtürmen in Sachen der „Bücher-Verlooſung für den vaterländiſchen Verein" beendige; dann, wie ich mir überhaupt den Kreis der Lebendigkeit noch ſehr erweitere, wär' es mir angenehm, mehr als ſonſt auf Sie zählen zu können, und Sie werden nun entſcheiden: ob es zwiſchen uns Krieg oder Frieden gilt. Ich heiſſe dieſen gewiß herzlich willkommen, müßte mich aber auf jenen nothwendig und ſo bereit halten, daß ich mir auch im unangenehmſten Falle bei Ihnen die Achtung bewahrte, mit der ich die Ehre habe zu ſeyn

Ihr

Berlin, ergebenſter

28. November 1818. F. W. Gubitz."

Der erwähnte, vom nicht werthloſen Dichter

Dr. Karl Schöne, den Müllner ebenfalls übel behandelt hatte, unterzeichnete kleine Aufsatz bespricht die in der „Zeitung für die elegante Welt" Seitens des „Weißenfelser Dey" unvorsichtig aufgeworfene Frage: „Heißt denn in irgend einer Sprache mein Name etwas Garstiges? Das wäre doch fatal." Ihm bewieß nun Dr. Schöne: was nach Adelung und Heynatz in der Ableitung von Müll das Wort Müllner bedeute: ein Mensch, der sich mit Müll beschäftigt, was theilweise unzweifelhaft für den schriftstellerischen Verkehr des Bezüglichen treffend war. — In dem Zweck aber, mein Schreiben solle versöhnend wirken, hatte ich sehr geirrt; Müllner haderte mit mir auch brieflich weiter, offenbar überwiegend in dem Drange, zu erfahren: welche seiner Handschriften in meinem Besitz sey. — Daß sie von Pfeilschifter mir ausgeliefert wurde, habe ich nie gebilligt; ihn der Rache Müllner's hinzugeben, wäre ebenfalls nicht zu billigen gewesen. Konnte aber der „Weißenfelser Dey" die Sachlage nicht errathen, so bezeugt dies hinlänglich: er müsse sehr viel, darunter Vieles in verschiedenen Zeitschriften nicht Abgedruckte gegen mich versandt haben, und mich ergötzten nun die pfiffwenderischen Antriebe, mich zum Geständniß zu verleiten, was seine fortgesetzte Federdreherei hauptsächlich beabsichtigt. — Für den nächstfolgenden seiner Briefe ist noch zu bemerken: er selbst hatte den Buchstaben „W" unter den Mittheilungen meines Münchener Berichtgebers öffentlich in das Schimpfwort verwandelt, um ihn deshalb zu schänden, weil er geäußert

Digitized by Google

hatte: Müllner's Drama: „Der Wahn" (oder „Der neunundzwanzigste Februar") sey „kein empfehlenswerthes Werk" — und nun kommen wir zu der Antwort, die ich empfing:

„Weißenfels, den 30. Nov. 1818.

Wohlgeborner Herr!

Die Veranlassung meiner Eröffnung war keineswegs die schöne Etymologie, welche ihre Abfertigung bereits in der Eleganten 230, und zum Glück ohne alle Beziehung auf Sie, erhalten hat; es war vielmehr einzig die Münchener Correspondenz des Herrn Waldesel (wenn er anders wirklich so heißt), die es mir nöthig zu machen schien, Sie von meiner Ansicht in Kenntniß zu setzen. Sie haben eine andere. Gründe fruchten selten viel, wo das Gefühl über Anständigkeit oder Unanständigkeit entscheiden muß. Das meinige sagt mir, daß ich Sie bitten muß, meinen Namen aus dem Verzeichnisse der Mitarbeiter wegzulassen. Es geschieht ohne allen Groll, ja zum Besten Ihres Unternehmens. Halbheit taugt selten, und die bleibt es immer, wenn sie zu meinen Gunsten streichen müssen. Lassen Sie die Herren sich über mich ergießen nach freiem Belieben; sobald ich außer der Nothwendigkeit bin, es zu lesen, hat das gar wenig zu sagen.

Ich kann nicht errathen, welche Handschrift von mir Ihnen in die Hände gefallen seyn mag. Aber es giebt keine, worinnen ich über Sie gesprochen, die nicht auch wirklich zum Druck gekommen wäre, und keine, die ich, wenn Sie mich gefragt hätten, ver-

Digitized by Google

leugnet haben würde. Die Gelehrten Zeitungen ausgenommen, wo ich meinen Namen nicht nennen darf, ſchreib' ich gewöhnlich nur in den Fällen anonym, wo die Nennung meines Namens keinen andern Zweck haben könnte, als den, Credit gegen Credit zu meſſen. Ich laſſe meiſtens lieber die Sache ſprechen als die Perſon. Und ſo begegnet es denn wohl, daß ſpitzbübiſche Redactionsexpedienten meine Manuſcripte wegſtibitzen, und um Geld oder Gunſt an andere Journaliſten verkaufen, welche die Federzüge meiner Abſchreiber kennen.

Das Talent, leichter zu vergeſſen, als ich, will ich Ihnen nicht ſtreitig machen. Vielleicht aber fehlt Ihnen ein Anderes: das Talent, Ihre Meinung auch da, wo Sie nicht verwunden wollen, ſo zu ſagen, daß ſie wirklich nicht verwundet. Das Richteramt im Gebiet der Literatur iſt etwas anderes, als das Recht, ſeine Meinung über fremde Werke und Talente auszuſprechen. Jenes fordert Beweiſe der Competenz, wiſſenſchaftliche Begründung des Urtheils. Dieſes hat jeder; aber wenn er es öffentlich ausübt, ſo thut er es auf ſeine Gefahr, welche hauptſächlich darinnen beſteht, daß der Verurtheilte die Competenz mit Beweiſen ihres Gegentheils anficht. Ich widerſtehe mit Mühe der Verſuchung, Ihnen zu erzählen, wie ich im Jahre 1812 die Bekanntſchaft meines Spener'ſchen Rezenſenten durch Iffland machte. Sie werden es begreiflich finden, daß ich ihn genau in's Auge faßte, und das Gelingen ſeiner Verſuche aufmerkſam beobachtete. Es wurde ſpäter meines

Digitized by Google

Amts, über Einiges davon zu sprechen. Den Ton, worin es geschah, kann der seinige bestimmt haben, den Inhalt des Urtheils nie.

Was den Krieg betrifft, den Sie zu meiner Entschließung stellen, so kommt Alles darauf an, was Sie sich darunter denken. Soll die Kunst und deren Wissenschaft das Streitobject seyn, so finden Sie mich dazu bereit, ihn zu führen, wie ich ihn mit M(ethusalem) Müller geführt habe: mit möglichster Rücksicht auf Nutzen und Vergnügen. Ich werde in diesem Falle nur zu beklagen haben, daß es, Ihrer oben besprochenen Maxime wegen, meinerseits nicht in Ihrer Zeitschrift geschehen kann. Wollen Sie Ihre Operationen auf ein anderes Object richten: auf — den guten Namen, so werd' ich ja sehen, was ich zu thun habe. Die Kriegsmittel, auf deren Gebrauch Sie mit einer unruhigen Vorempfindung des Gewissens hindeuten, werden hoffentlich nicht so beschaffen seyn, daß ihr Gebrauch Ihnen das Schicksal des Herrn Hebenstreit bereiten, und mich nöthigen könnte, um meiner Ehre willen sonder Schwertschlag aus den Schranken zu entweichen. Hochachtungsvoll

Ihr ergebenster
Müllner."

Unerläßlich genöthigt, seine umherschweifende, durch selbstisches Verfahren von ihm selbst widerlegte und stets abermals beleidigende Edelthuerei wegzuweisen, schrieb ich nun:

Digitized by Google

„Verehrteſter Herr!

Ihr Brief vom 30. November hat des Empfindlichen viel für mich; doch iſt es nicht deſſen Abwehrung, was mich veranlaßt, gleich nach Leſung Ihrer Zeilen die Antwort zu ſchreiben. Es iſt leicht, Andere zu kränken; ich wähle das Schwerere: es mit Gleichmuth zu ertragen, und wohl mir! daß ich auch diesmal unterſtützt bin von dem Gefühl, daß ich verkannt werde. — Nicht aber darf ich dulden, daß Sie mich ſogar in Niedrigkeit zu ſehen glauben, und ich verſteh' es, daß bei einer ſolchen Meinung, die Sie über mich hegen, mein früherer Brief, den ich mit dem beſten Sinne ſchrieb, nur übel wirken mußte. — Sie ſagen: „Und ſo begegnet es wohl, daß ſpitzbübiſche Redactionsexpedienten meine Manuſcripte wegſtibitzen, und um Geld oder Gunſt an andere Journaliſten verkaufen, welche die Federzüge meiner Abſchreiber kennen." — Denken Sie wirklich, daß ich für Geld oder Gunſt Dergleichen zu erlangen ſuche? — Daß ich mit den Redactions-Expedienten mich deshalb in Berührung ſetzte? — Nun, Sie müſſen es doch wohl gedacht haben, als Sie es mir ſchrieben, aber ich bin ſo billig, zu empfinden: es müſſe Sie ſchmerzen, daß Sie es gethan haben. — Das Manuſcript, von dem die Rede iſt, habe ich von dem Redacteur einer Zeitſchrift bekommen, ohne irgend eine Anforderung von meiner Seite, ja unter überraſchenden Umſtänden; denn ich konnte gar keine Ahnung davon haben, daß es in ſeinen Händen war. Jener Redacteur hatte den Druck nicht verfügt, und

Digitized by Google

Sie haben es, obwohl etwas gekürzt und verändert, dann in einer andern Zeitschrift abdrucken lassen. — Wohl hatte ich bei dem Lesen des Gedruckten Sie als Verfasser erkannt, aber eine entschiedene Gewißheit, die allgemein gültig wäre, ist solch ein Erkennen nicht. Es verdrießt mich auch übrigens nicht, daß Sie hart und unaufhörlich gegen mich urtheilen, ja, ich nehme sogar an, daß die dabei vorgefallenen Irrthümer nicht außer Ihrem Glauben, nicht außer Ihrer Ueberzeugung liegen mochten; aber den Wunsch durft' ich stets haben: daß Sie es offen thaten, daß Sie nie verhüllen wollten: Ich bin's! — Schrieb ich doch nie eine Zeile, die Sie betraf, ohne daß ich mich stellte; denn selbst bei Uebernahme der Spener'schen Zeitungs-Recensionen nannte ich mich, und Iffland hat meinen Namen durch mich selbst erfahren in dem Augenblicke, als ich, nach Zusage an Spener, zuerst die Feder ansetzte. Und weil ich bemerkte, daß namentlich Iffland auf Andere den Verdacht warf, die es nicht ohne Nachtheil ertragen konnten, so that ich dasselbe auch bei meinen Correspondenz-Artikeln für das „Morgenblatt". Was Ihnen Iffland über mich mitgetheilt hat, darf ich nicht scheuen; ich besitze selbst unter mehreren Briefen von ihm an mich ein Schreiben von viertehalb Bogen, wo er, neben sichtlich scharfer Beurtheilung, wie ich sie gewünscht hatte, mir so viel des Löblichen und Erfreulichen sagte, daß ich ihn für überaus zweideutig hinstellen müßte, wenn er Ihnen so gar Entsetzliches über mich geäußert hätte, und Sie können meinetwegen rüstig damit heraus. —

Digitized by Google

Der Name, den Ihr Pseudo-Correspondent dem Münchener Correspondenten gegeben hat, ist ein Spaß, für den ich mich des Beiworts enthalte: Jener mag ihn verantworten. — Was ich früher über Sie in verschiedenen Aufsätzen gestrichen habe, würd' ich auch heut' noch streichen; ich habe nur geäußert: Andere würden mir vorwerfen: ich hätte zu Gunsten Ihrer gekürzt; ich suche bei Andern Gerechtigkeit und Offenheit, Gunst hab' ich weder zu ertheilen, noch will ich sie jemals begehren. — Wenn ich von Krieg mit Ihnen sprach, so bezog sich das auf eine Stelle Ihres Briefes, und mein Gewissen hat dabei die Vorempfindung, die Sie ihm zuschreiben, nicht gehabt, denn mein Kampf kann nur darin bestehen: Ihre Angriffe abzuwehren mit den Gründen, die mir zu Gebote stehen. Daß dies „Ihrem guten Namen" gelten könnte, ist auch eine Muthmaßung, die Ihnen bei besserer Laune irrig vorkommen muß. Wenn Sie mich in die Nothwendigkeit setzen, mir eine bessere Achtung bei Ihnen zu erzeugen, so bitt' ich Sie, mir zu glauben, daß ich es nicht so albern anfangen werde. — Ueber einen Punkt Ihres Briefes, den nämlich, „daß mir vielleicht das Talent fehle, meine Meinung auch da, wo ich nicht verwunden will, so zu sagen, daß sie wirklich nicht verwundet" — werd' ich mich noch recht ernstlich prüfen; ich habe mich stets um Milde bemüht, wo sie anwendbar ist, und darf mir nachsagen, daß ich es mit jedem Jahre um ein gut Stück weiter gebracht habe; — aber, Hand auf's Herz! wollen Sie Sich nicht ein bischen üben? —

Digitized by Google

Und damit ich meine Uebung fortsetze, will ich lieber an „Streit heben", als an „Hebenstreit" denken, den Sie mir am Schlusse ihres Briefes als Aussicht hinstellen, und ich bin überzeugt, daß auch Sie einmal still bei sich denken: etwas Unrecht hast du ihm doch gethan! — Es ist möglich, daß in diesem Briefe das Gefühl der Kränkung spricht, welches mich aus Ihrer Antwort überfiel; aber ich seh' auch nicht ein, warum ich es hätte verbergen sollen. — Gebe ihnen der Himmel stets die Heiterkeit, die ich schon jetzt wieder gewonnen habe, nachdem ich diese Zeilen so tragisch begann!! und nehmen Sie die Versicherung ausgezeichneter Hochachtung von Ihrem

Berlin, ergebensten
den 5. Dezember 1818. F. W. Gubitz."

Müllner's Antwort beschäftigt sich nun mit stärkerem Hebel, um zu erfahren, was ich ihm nicht enthüllte, auch schon deswegen nicht, weil es ja nur das öffentliche Schmähen vermehrt hätte. Sein Angriff wendet sich gegen eine Unschuldige, um auf solchem Wege mich zum Verrath zu reizen:

„Weißenfels, den 11. December 1818.

Ew. Wohlgeboren

Zuschrift vom 5. ist das Werk einer Besonnenheit, die ich ehre. Aber wegen des Manuscripts sehe ich noch immer nicht hell, und kann Ihnen unmöglich Offenheit zugestehen, wo Sie mich zum Beklagten machen, ohne mir den Kläger zu nennen. Redacteur, sagen Sie. Hätten Sie Redactrice gesagt, so hätte ich wenigstens eine Spur. Vor geraumer Zeit ist ein

Digitized by Google

Aufſatz gegen Sie, in welchem man ſich auf Ihr früheres Verfahren gegen mich berief, um eine mir fremde Sache zu vertheidigen, durch meine Hände gegangen, und dieſen hatte Frau Thereſe von Huber, ich glaube nach monatelanger Zögerung, zurückgewieſen, vermuthlich, weil Sie Mitarbeiter des Morgenblatt ſind. Daran that ſie wohl, und bewährte den feineren Tact ihres Geſchlechts. Hat ſie aber eine Copie dieſes Aufſatzes Ihnen mitgetheilt, ſo that ſie ſchlecht, und bewährte einen hämiſchen Zeitungsſchreiberſinn. Schrieb ſie Ihnen vielleicht gar, der Aufſatz komme von mir, ſo log ſie nichtswürdig: denn ſo, wie er in ihre Hände gekommen, konnt' ich ihn nicht geſchrieben haben. Ich mußt' ihn erſt von aller Perſönlichkeit reinigen, und in Hinſicht der mich betreffenden Thatſachen berichtigen, ehe ich mich dazu verſtehen konnte, ihn an ein anderes Journal einzuſenden und zu vertreten.

Im Uebrigen kann ich Ihnen die Verſicherung geben, daß die Widerſacher, welche Sie durch Zeitungskritiken ſich zugezogen haben, mir ungleich mehr Noth machen, als die Hebenſtreitigkeit von 20 Journalen nicht vermögen würde. Jene ziehen oft alle Regiſter, um ihre, bisweilen vielleicht ziemlich unreine Hand mit meiner Klinge zu bewaffnen, die ſie ein paarmal wohl ganz leidlich durch die Literaturluft haben ſauſen hören; ſie bedenken nicht, daß ſie nur fauſt, wo es den Vortheil der Wiſſenſchaft und Kunſt, nicht eine abgeſchmackte Rechthaberei gilt. Hochachtungsvoll

Ihr ergebener Diener Müllner."

Digitized by Google

Eine Entgegnung war wieder unerläßlich; ich schrieb also:

„(Eilend.) Verehrtester Herr!

Ihre Vermuthung hinsichtlich der Frau Therese Huber ist ohne allen Grund; ich hab' es mit keiner Abschrift, sondern mit dem Manuscript zu thun, das Sie versandten. Ich habe über dergleichen Gegenstände von jener geachteten Frau nie eine Zeile bekommen, lege auch übrigens gar keine größere Wichtigkeit auf den besprochenen Aufsatz, als die: daß er mich überraschte und überraschen mußte. Wenn ich Ihnen den Einsender nicht nenne, überhaupt nichts bezeichne, so können Sie darin gerechter Weise wohl nur den Willen finden: daß ich Niemand compromittiren mag, wo es sich vermeiden läßt; ein Mangel an Offenheit liegt darin gar nicht. Was meine Ansicht, meine Gründe, meine Meinung betrifft, so kann ich darüber bestimmen, und Sie werden mir nicht nachsagen können: daß ich mich dabei im Geringsten verbergen, oder nur schonen will; Andere darf ich aber nicht aussetzen. Wie angenehm es mir wäre, wenn wir Beide in Frieden leben könnten, wie gern ich dazu das Meine beitragen möchte, insofern es nicht feststehenden Grundsätzen widerstreitet — so glaub' ich mich doch auch stark genug, eher ein literarisches Anstürmen ertragen zu können, als Mancher, dem nicht eine gleiche Unabhängigkeit gegeben ist. — Nächstdem ist ja der Punkt, in welchem es sich auch in Ihrem letzten Schreiben handelt, eine Nebensache. Sie gestehen selbst zu, daß sie sogar Aufsätze von Andern,

Digitized by Google

die gegen mich gerichtet ſind, bearbeiten und verſenden. — Finden Sie denn das recht? — Daß ich Feinde habe, weiß ich, kenne Einige, die mir Kratzfüße machen und lieber einen Nackenſtreich verſetzten; das hindert mich aber nicht, den geraden Weg zu gehen, und den Zweizünglern meine Meinung in's Angeſicht zu ſagen. Die Schlechten mach' ich damit mir böſer, das verhehl' ich mir nicht, aber dem kann ich doch nicht ausweichen. Man gewöhnt es ſich gar zu leicht an — wie ich im Welttreiben täglich bemerke — durch falſche Höflichkeit und Eigennutz ein Schelm zu werden, und darum mag ich lieber den Zorn Anderer reizen, als in mir eine Verachtung meiner ſelbſt erzeugen, die trübe Stunden — wie ſie wohl jeder Menſch hat — zur Hölle machen muß. Ich habe, was mir wahr ſchien, vor Ihnen nie verheimlicht, mich ſelbſt aber dabei auch nicht; ich habe Ihnen aber auch unzweideutige Beweiſe von Achtung gegeben; wollen Sie als Entgeltung auf heimliche Inſinuationen hören, ſo muß ich mir das gefallen laſſen. Ich kann und mag nicht auf gleiche Weiſe Ihnen entgegen treten, ſonſt — wie Sie wohl leicht ſich denken können — fehlt es an Dergleichen gegen Sie im geringſten nicht. Ich habe neulich wieder ein Manuſcript leſen und zurückſchicken müſſen, das eine Art Biographie Ihrer enthielt; ich habe unreinen Geiſt darin erkannt und angenommen, daß nur Bekanntes mit Erlogenem geſchickt vermiſcht war, und ähnliche Dinge ſind viele zurückgeſchickt, oder liegen noch in der Mappe. Wer öffentlich unbeliebte Mei-

Digitized by Google

nungen ausſpricht, wird gehaßt, und wer dieſes Haſſen begünſtigt, muß ungerecht werden. Wer nicht ſelbſt den Muth hat, ſeine Meinung frei und offen auszuſprechen, bei Dem ſoll man doch billig Heimtücke vermuthen, und ihn nicht unterſtützen. Doch — Sie wollen mich nun einmal ſchwarz ſehen, und nichts von Dem wiſſen, was etwa für mich ſpricht — was ſoll ich thun? — Sie täuſchen? — und zu denen Verehrern treten, die es doch nicht ehrlich mit Ihnen meinen? — Das würde ich ſehr ungeſchickt anfangen. — Auf die Seite Ihrer Widerſacher mich ſtellen? — Dazu hab' ich zu viel wahrhafte Achtung für Sie und die Ehre meiner Geſinnung. — Schlagen Sie alſo nur zu; wenn wir uns jetzt begegnen müſſen, geſcheh' es denn im offenen Kampfe, ſobald es nicht mehr zu vermeiden iſt. Mit Ergebenheit grüßt Ihr

F. W. Gubitz."

Berlin, den 16. Dezember 1818.

Die Hoffnung, dieſer widerwärtige Briefwechſel werde nun ſein Ende haben, erfüllte ſich noch nicht. In dem Trachten, durch ehrverletzende Wortwendungen neben ſelbſtiſcher Muſterblenderei meiner Aufwallung den verſchwiegenen Namen zu entlocken, verſuchte Müllner einen heftiger angreifenden Schachzug:

„Weißenfels, am 30. December 1818.

Es muß von Ihnen abhangen, ob Sie mir Denjenigen nennen wollen, der Ihnen ein von mir verſendetes Manuſcript tückiſcher Weiſe ausgeliefert haben ſoll. Nur muß ich im verneinenden Falle anneh-

Digitized by Google

men, daß Sie den ganzen Vorfall erfunden haben, weil ich nicht glauben mag, daß Sie die Discretion bis zur Verhehlung eines literarischen Betrügers treiben würden. Ob ich für recht halte, einen gegen Sie gerichteten Aufsatz aus fremder Feder zu bearbeiten und zu versenden, das hängt vom Inhalte des Aufsatzes ab. In demjenigen, welchen ich Ihnen bezeichnet habe, berichtigte ich literarische Thatsachen und kürzte die darin enthaltene Kritik eines Ihrer Dichtererzeugnisse ab. Diese Correctur kam nie aus meiner Hand, es wurde, nachdem der Verfasser sie gebilligt hatte, bloß eine Abschrift davon versendet. — Daß man es wagt, Ihnen solche Aufsätze zuzusenden, wie Sie erwähnen — schließen Sie daraus, verehrter Herr, wie sehr Sie verkannt werden, und wie leicht Nichtswürdige Sie für Ihresgleichen halten. — Daß Sie Feinde haben, ist natürlich, Sie sind Journalist; aber unter Denen, welche meinen Beistand gesucht haben, hat keiner die Absicht verrathen, Ihr Privatleben anzutasten. Wer mir die Zumuthung machte, dies vor das Gericht der Publicität zu ziehen, der würde sehr übel fahren. Ich kenne nur den Künstler und Schriftsteller Gubitz, vom Menschen Gubitz ignorir' ich alles, was sich nicht durch die erstgenannten öffentlichen Personen kund giebt.

Sie scheinen sehr viel davon zu halten, daß man öffentlich seine Meinung immer unter seinem Namen sage; damit brechen Sie fast allen kritischen Instituten in Deutschland den Stab, die aus erheblichen Gründen das nicht einmal erlauben. Grade dadurch scheidet

Digitized by Google

ſich die literariſche Republik von der bürgerlichen Welt, ungefähr wie ein Maskenball vom Geſchäftsleben. Nicht immer maskirt man ſich, um wirklich unerkannt zu bleiben. Sie begreifen das! Aus dieſen Anſichten nehmen Sie die Antworten auf Ihre Frage. Das Zuſchlagen, wie Sie es nennen, klingt nicht fein. Nicht alles, was uns verwundet, iſt ein Schlag, und das eigentliche Zuſchlagen mit Spott und Schimpfnamen verwundet nicht; es thut ſogar der Eitelkeit wohl.

Ich halte nun, inſofern Sie bei Eingangs gedachter Verſchweigung beharren, unſern Stoff der Privatcorreſpondenz für erſchöpft und grüße Sie freundlichſt nach der Sitte Fouque'ſcher Ritter.

Ergebenſt Müllner."

Müde eines Hin- und Herſchreibens, bei dem der „Dey von Weißenfels" trotz ſeiner beſchönigenden Querzüge immer gallenſüchtiger eingriff und mir den friedlichſten Willen empörte, erhielt er ſchließlich nur die wenigen Zeilen:

„(Eilend.)" Ew. Wohlgeboren

letztes Schreiben ſucht darzuthun, daß Sie nie gegen den Menſchen Ihre Anfälle richten, und doch iſt gleich der Eingang dieſes Schreibens: „daß, wenn ich Ihnen den Einſender des beſprochenen Manuſcripts nicht nenne, Sie annehmen müßten, ich hätte den ganzen Vorfall nur erfunden", ſo ſehr nur gegen den Menſchen gerichtet, daß ich im gerechten Unwillen darüber weiter kein Wort verlieren mag. Eine unendliche Laſt von Geſchäften hat mich bisher verhin-

Digitized by Google

dert, ſo manche lügenhafte Angriffe von verſchiedenen Seiten unbeachtet zu laſſen, auch war dies recht gut, um über Dergleichen mehr Ruhe zu gewinnen; ich hoffe aber recht bald, Ihnen und Vielen zu beweiſen, daß Sie über Manches gar ſehr im Irrthum ſind, und ihn fördern. Nicht was man annehmen will, ſondern was da iſt, und in der Wahrheit iſt, das entſcheidet!

Ergebenſt

Berlin, 5. Januar 1819. F. W. Gubitz."

Was nun bald nach Empfang des Abſchluſſes dieſer brieflichen Plagen der Ergrimmte gethan hatte, erhellt ſich aus meiner im „Bemerker" zum „Geſellſchafter" (1819. Bl. 34) abgedruckten

„Erklärung zu einer Berichtigung.

In Nr. 34 der „Zeitung für die elegante Welt" findet ſich folgende Berichtigung:

„Die Verlagshandlung der Berliniſchen Zeitſchrift: der Geſellſchafter fährt fort, wie ich ſehe, meinen Namen unter den Mitarbeitern derſelben zu nennen. Das iſt ein Irrthum, ich nehme weder ſchreibend noch leſend mehr Theil an dieſem Tageblatte, und habe davon den Herrn Herausgeber ſchon im letzten Monat des vorigen Jahres unterrichtet.

Müllner."

Die Verlagshandlung verſandte eine Anzeige, die vor dem Jahresſchluſſe gedruckt war, wie dies aus den erſten Zeilen: „Dieſe Zeitſchrift beginnt mit 1819 ihren dritten Jahrgang" deutlich hervorgeht. Schon im Umſchlage des Dezember-Heftes iſt der Name Müllner weggelaſſen, auf des Herrn Hof-

Digitized by Google

raths Verlangen, dem ich eher zu willfahren vermochte, als daß ich deſſen Anſichten unbedingt zu den meinigen machen konnte. — Wäre Hr. Hofrath Müllner als Mitarbeiter dieſer Zeitſchrift ſehr thätig geweſen, ſo würde ſie dadurch verloren haben, daß er ſchreibend nicht mehr Theil nimmt; wenn er es aber auch leſend nicht mehr thut, ſo verliert ſie dadurch gewiß nichts. Mir aber iſt es unter den obwaltenden Umſtänden leid, mit einem geiſtvollen Schriftſteller nicht in angenehmer Berührung ſtehen zu können.

Berlin, den 25. Februar 1819.

F. W. Gubitz."

Nun war ich des Glaubens, ich würde künftig niemals wieder Einſendungen für meine Zeitſchrift von Müllner empfangen; dieſer Glaube hat ſich aber nicht bewährt. Gar zu große Umwege in der Zeitfolge abzuleiten, muß ich aber für Weiteres und Aergeres, wodurch er ſich als Rechtsgelehrter ſehr Bitteres zuzog, erſt ſpäter in meinen Aufzeichnungen mit ihm wieder zuſammenkommen.

Bei Schilderung der Begegniſſe mit dem Weißenfelſer Streitſucher will ich mein Bemühen für den Schauſpieler Friedrich Wilhelm Lemm nahe rücken, weil dies zu Müllner's Bühnengaben auch etwas in Beziehung iſt.

Ein im Nachruhm lebender Schauſpieler, in Berlin geboren, auch lebenslang nur Mitglied der zu ſeiner Zeit einzigen, bei Lemm's Anfängen von Iffland verwalteten Berliner Bühne, läßt ſchon dadurch vermuthen, daß es ihm nicht leicht geworden, eine her-

Digitized by Google

vorragende Stellung zu gewinnen, und so ist es auch gewesen. — Lemm war der Sohn eines nicht wohlhabenden Berliner Bürgers und etwa neunzehn Jahre alt, da führte ihn (1801) seine Neigung zum Theater. Dort mußte er von der untersten Stufe an dienen, und brachte es nach elf Jahren nur bis zu Nebenrollen geringfügiger Art. — Seine Gestalt war eine günstige, der Gesichtsausdruck belebt und berührig; Gewandtheit und Schliff der Bildung in Bewegungen und Geberden mangelten ihm lange: sein Sprachton aber hatte Kraft und Klang in Fülle.

Erst im Jahre 1813 scheint Iffland etwas mehr als früher auf Lemm geachtet zu haben; daß es, wie man wiederholt drucken ließ, gar nicht geschehen, könnte schon widerlegt seyn aus dem bereits eingeordneten Briefe Iffland's vom 23. September 1813, der für mein von ihm zu günstig beurtheiltes Trauerspiel: „Ein Tag des Schicksals", den von mir in der Rollen-Besetzung zum „Landenberg" bezeichneten Hrn. Lemm als richtige Wahl anerkannte.

Mag der benannte „Landenberg" keine bedeutsame Aufgabe seyn, für den Bau meines Jugendwerks ist es eine bedeutende, auch in sich schwierige; jedenfalls war es für Lemm die erste Rolle, mit der ihm eine Hauptstütze in einem neuen Schauspiel anvertraut wurde, und seine Freude darüber war überschwenglich. Er bat mich, ihm bei dem Einstudiren zu helfen, und ich entgegnete: daß der Schauspieler seine Ansicht über eine Gestaltung gleich mit seiner Eigenthümlichkeit zu verbinden habe, eines Andern Eingreifen, sey es auch das

Digitized by Google

des bezüglichen Dichters, doch vielleicht die Einheit der Ausprägung ſtören könne. Sein wiederholtes und andringliches Erſuchen, bei dem ich die Aengſtlichkeit herausfühlte, machte mich dann inſoweit nachgiebig, daß ich ſagte: „Nun wohl; leſen Sie zuvor das Ganze und geben mir ſchriftlich Ihre Meinung über Auffaſſung und Durchführung der einzelnen Rolle, um mich mit Ihrer Eigenthümlichkeit beſtimmter verſtändigen zu können.“ Sichtlich betroffen und nicht ohne Zögern erwiederte er mir: in ſchriftlichen Aufſätzen ſey er wenig geübt, und als ich darauf wie im Scherz antwortete: „Deſto rathſamer, daß Sie in Uebung kommen!“ geſtand er offenherzig: durch ſeine Familien-Verhältniſſe gezwungen, habe er frühzeitig ſeine Schulbildung unterbrechen müſſen. Ich ſprach ihm Muth ein mit dem Troſt: es handle ſich ja nicht um gefeilte Schreibart, er ſolle nur die Feder brauchen wie den Mund; er that, was ich von ihm verlangte, und that es geſchickter, als ich nach ſeiner Voräußerung erwartete. Wir einigten uns, er gab bei mehrmaligem Beifall den „Landenberg“ vortrefflich im Vortrag der Verſe, etwas überhäuft und etwas geſpreizt ungefügig in der Geberde, was ſich glücklicher Weiſe mit dem Weſen der Aufgabe einigermaßen deckte. Lemm, nach lange erlittenem Druck der Zurückſetzung wie verjüngt und erhoben, ſchloß ſich mit Innigkeit mir an, und da ich bald wahrnahm, daß er aus ſeinen bisherigen Verhältniſſen Grämlichkeit, Mißtrauen und Argwohn eingeſogen hatte, bemühte ich mich ermunternd um ihn, ſo viel ich konnte.

Digitized by Google

Als nun bald Graf Brühl General-Intendant wurde, begannen für Lemm glücklichere Jahre; er empfing nach und nach der Hauptrollen mehr, und auf seine freundlichen Wünsche eingehend, habe ich ihn mit bestem Willen unterstützt im Einstudiren des „Valeros" (Müllner's „Schuld"), „Kurt Kuruth" (in Werner's „vierundzwanzigstem Februar"), „Antonio" (Goethe's „Tasso"), Kotzebue's „Abbé de l'Epee" und „Yngurd", auch noch in minder namhaften Rollen, stets in dem angebahnten Gange, daß er mir über jede ihm neue Aufgabe vorweg seine Ansicht schriftlich darzulegen hatte. Wir waren dann auch oft in Familien-Kreisen beieinander, und wanderten nicht selten zur Erholung im Freien. Besonders erinnere ich mich mit Vergnügen mancher Sommertage in den Jahren 1815 und 1816, wo Lemm, meine Frau und ich nach einem Dorfe schritten, unterweges nächst dem Allerlei auch Kunstgespräche laut werden ließen, und sie dort bei dem idyllischen Genuß von Milch und Schwarzbrod fortsetzten. — Begreiflich wuchs mit seiner wichtigeren Beschäftigung auch die Gage Lemm's, aber doch nur sehr langsam und spärlich, bis er sich im Jahre 1818 in der Stellung sah, Forderungen entschieden geltend zu machen. Dies ereignete sich nach einem ruhmreichen Gastspiel auf dem Burgtheater Wien's, dessen damalige Zustände er mir neben dem Erfolg seines dortigen Kunstwirkens brieflich schilderte. Sein Bericht, der nicht das ihm Persönliche allein berührt, wird gewiß noch jetzt zum Vergleich nicht ungern

Digitized by Google

geleſen, ich will ihn deshalb hier unverkürzt einſchalten.

„Carlsbad, den 9. Juni 1818.

Sehr geehrter Herr und Freund!

Schon längſt konnten Sie mit vollem Rechte über den Erfolg meiner Gaſtrollen in Wien und mein anderweitiges Treiben und Thun einige Nachricht erwarten, wozu Ihre edle, mir ſtets bewieſene Theilnahme und gütige Zuneigung mich auffordern mußte; doch wollte ich nicht gern den erſten Eindruck und Reiz der Neuheit zu meinem Vortheil benutzen, ſondern abwarten, bis meine Gaſtrollen geendet, wobei ich die Abſicht hatte, durch Contraſte zu wirken, und in dieſer ganz fremden Sphäre zu erkennen, wie ich über mich ſelbſt zu urtheilen habe. Nach den Beifallsäußerungen des Publikums, des immer gefüllten Hauſes, und den beſonders ehrenvollen Auszeichnungen, deren mich zu erfreuen ich hier ſo glücklich war, darf ich wohl ein wenig mehr Zutrauen auf mich ſelbſt ſetzen, als früher der Emporkömmling — ohne ſich verſucht zu haben — es nicht wagen konnte, ohne anmaßend zu erſcheinen. Was ich Ihnen, mein edler Freund, hier geſagt und noch ſagen werde, ſoll Ihnen nur beweiſen, daß ich der Ehre nicht ganz unwürdig bin, Ihr Wohlwollen und Ihre Freundſchaft zu beſitzen. — Ich habe nun Gelegenheit gefunden, zu bethätigen, was Ihre edle Theilnahme und Menſchenfreundlichkeit ſo oft und gütig zum Vortheil in Anerkennung meines beſten Willens angedeutet. —

Daß mir von den dortigen (Wiener) Mitgliedern

Digitized by Google

mein Pfad nicht mit Roſen beſtreut wurde, konnte ich vorausſehen und habe mich nicht getäuſcht, denn ſie mußten ſo gut als ich vermuthen, daß meine Gaſtrollen die Baſis zu einem Engagement ſeyn ſollten. Beinahe vierzehn Tage war ich in Wien, ehe ich auftreten konnte; obgleich die Direktion ſeit December 1817 von meinen Wünſchen genau unterrichtet war, fiel ich hier wie aus den Wolken herab. Endlich, um nicht mehr Zeit zu verlieren, entſchloß ich mich, in „die Schuld" aufzutreten, denn an „Taſſo" war nicht zu denken. Ich ſpielte unter Koberwein's Regie, den Namen darf ich Ihnen nur nennen, und Jeder, der ihn kennt, erkennt, in welche Hände ich fiel! — Im Allgemeinen ſteht der Berliner Schauſpieler nicht zum Beſten in der Meinung des Wiener Publikums, das die „Ihrigen" bis über die Wolken hinaus erhebt; — das erfuhr ich unerkannt. Nach meinem Repertoir hatte ich auf acht ihrer Lieblinge die Lanze einzulegen: Lange, Roſe, Koch, Krüger, Koberwein, Reil, Klingemann, und der ſchlimmſte Punkt — das Verhältniß zu Brockmann, unvergeßlichen Andenkens. Dabei ſind vier Regiſſeure ein Herz und eine Seele, ſobald es darauf ankommt, Einem die Luſt zu benehmen, ſich zu fixiren. Zu meinem größten Mißvergnügen fand ich die ärgſte Klippe darin, daß ſich ein Ruf von mir verbreitet, der eben ſo unverdient als beinahe lächerlich war. — Der „kluge Berliner" dazu — mir war nicht wohl zu Muthe. Doch ich war einmal da, und ſo in Gottes Namen Alles gegen Alles! Ich fand in

Digitized by Google

der Idee Beruhigung: kommſt Du durch dies heiße Bad, ſo iſt viel gewonnen!

Noch mehr: die Stücke — keines ausgenommen — fand ich ſo verändert, daß ich Nachts ſitzen mußte, bekleben, ſchreiben und doch ſo einrichten, daß keines von den Mitgliedern nöthig hatte, noch etwas nachzulernen. In Hinſicht der Garderobe hat Jeder das Seinige zu Hauſe, ich konnte nicht einmal eine ſchwarze ſimple Feldbinde bekommen, nur mit Mühe und Derbheit gelang es mir; zu „Taſſo" lieh mir Frau v. Weißenthurn Federn, und Mad. Löwe wollte mir ein Schwert ſchicken, was nachher Korn that, denn von den mir vorgezeigten nimmt bei uns Buggenhagen keines: ein Glück, daß ich übrigens das Nothwendigſte bei mir hatte. Vor Allem meine Stecknadeln waren mir gleich Brillanten; das nöthige Band zu Schuhſchleifen ließ ich für mein Geld kaufen. So ging es bei jeder Rolle; erſt mußte ich mir die Galle in's Blut jagen, ſackgrob werden. Die unwiſſendſten Tölpel hatte ich zum Ankleiden, am Ende hatte ich aber Alles ſo in der Flucht, daß ſie meinen Diener, ehe ich kam, fragten: wie ich heut gelaunt ſey. Hätte ich nicht den Friſeur zum Ankleiden gehabt, ich wäre heut noch nicht fertig. In „Yngurd" hatten ſie es mit ihrer Dummheit ſo weit gebracht, daß ich im vierten Act nach Hauſe fahren wollte; ich habe ihn an dem Tage gewiß drei Mal geſpielt: auf der Probe, bei dem Ankleiden doppelt angreifend, und auf der Bühne. Trotz aller Hinderniſſe, die ſich mir durch Zufall oder Abſicht in den

Digitized by Google

Weg gethürmt, habe ich den glänzendsten Erfolg davon getragen. Jetzt begreife ich Fischer*) wohl! Ich fühle nun den merklichen Unterschied in Anerkennung eines redlichen Bestrebens, so wohlthuend und erhebend für den Darsteller; — es zieht ihn auf, reizt ihn, gern sein Alles aufzuopfern, weil es so dankbar empfunden wird, und sicher gewinnen beide Theile. Die Wiener sind gegen Fremde nicht verschwenderisch mit ihrem Beifall, denn: kurz vor meiner Ankunft ist bekannt gemacht, daß die Mitglieder auf ein Hervorrufen nicht erscheinen sollen, deshalb geben sie einem Fremden nicht leicht den Vorzug, um den einheimischen Künstler nicht zu kränken. Das fehlte nur noch, damit in Berlin gesagt werden kann: ja, er ist nicht einmal hervorgerufen!

Nun denken Sie sich, theuerster Freund, meine Lage mit dieser Aussicht; Jeder, dessen Rolle ich spielte, hat sein Publikum, und den Leuten zu Gefallen kann ich meine Rolle doch nicht auf den Kopf stellen. Ich nahm mir den Comödianten Krüger vor in „Valeros", wollte die Duell-Scene geben, die hier ausgelassen, bat, sie in die Censur zu schicken; auf der Probe sagte mir Hr. Koberwein kurz und kalt: die Scene wird nicht gegeben, sie müßte erst auf die Censur, und damit ist es zu spät — und sie sollte nicht seyn! — Ich trat auf und wurde hier nicht als

*) Der Sänger Joseph Fischer hatte damals mit den Berlinern über Fieberhitze und Kühle des Beifalls öffentliche Fehde; auch ich wurde hineingezogen, wie sich später erhellen wird.

Digitized by Google

Emporkömmling betrachtet, sondern mit einem Mordlärmen empfangen, bei der ersten Rede mein mir von der Natur verliehener Ton applaudirt, denn sonst wüßte ich nicht, wem es gelten sollte; jeder Abgang, viele einzelne Stellen, sogar Nüancen wurden applaudirt, das leise Bravo ging immer fort, am Schlusse des Stücks wurde ich hervorgerufen. — Ich habe zehn Mal gespielt: „Valeros", „Abbé de l'Epee", „Antonio", „Hofrath Reinhold", „Amtshauptmann Walberg", „Rudolph" („Hedwig"), „Yngurd", „Valeros", auf vieles Verlangen — mit der Duell-Scene — „Baron Wiburg" („Stille Wasser") und „Narbas": bei stets ganz vollem Hause empfangen, bei dem Auftreten, oft zwischen dem Act hervorgerufen, empfangen beim Auftreten im folgenden Act — und jedesmal am Schluß hervorgerufen.

Einen, und zwar meinen kühnsten Streich muß ich Ihnen erzählen. Nach der ersten Rolle wurde ich von nicht unbedeutenden Männern aufmerksam gemacht, den „Abbé" als zweite Rolle zu vertauschen, denn ich müßte dadurch den günstigen Eindruck meines ersten Erscheinens verwischen; mehrere Andere, die es wirklich herzlich gut mit mir meinten, hörten nicht auf in mich zu dringen und sagten: den Koch erreicht Niemand, meine Maske müßte schon störend seyn; Koch steht zu hoch in dieser Rolle, das Publikum will Niemand nach ihm sehen; mit einem Wort: das ist das Stadtgespräch, ich schade mir auf die Folge, wenn ich bei meinem Entschluß beharre. Selbst Koch sagte mir: „Es ist wahr, ich bin in dieser Rolle

Digitized by Google

ſehr beliebt, es ſoll meine beſte ſeyn; ſelbſt Iffland, von dem ich ſie ſo gern geſehen, that mir den Gefallen nicht, ſo ſehr ich ihn gebeten." Noch mehr: es war — Sonnabend, der erſte ſchöne Tag ſeit acht Tagen, im Kärnthnerthor-Theater eine beliebte große Oper — „Tancred" — an der Wien ein neues Kinder-Ballet, im Leopoldſtädter-Theater „Fauſt's Mantel", und — am frühen Morgen wurde Koch's Bildniß als Abbé in der Gallerie denen der ausgezeichnetſten Künſtler beigeſellt, wovon die Stadt voll war. Nun bekam ich Beſuch auf Beſuch mit der Bitte, wenn es mir möglich ſey, es noch abzuwenden — aber Nein! Nicht wahr, ſo iſt es recht? — Ich hatte Koch, mich ſeiner Beurtheilung zu unterwerfen, eingeladen; er war auf dem Theater, mich bei meiner Demüthigung recht nahe zu haben; ich trete auf, bei — vollem Hauſe, werde mit großem Lärmen empfangen, nach dem Gebet mit großem Beifall belohnt, ſo am Schluß des Acts, wo der Beifall noch fortdauerte, als die Gardine ſchon längſt gefallen; nach der Erzählung Beifall in drei Salven, kurz, wo er nur anzubringen war, erhielt ich ihn, und am Schluß wurde ich hervorgerufen. Hr. Koch konnte gegen mich ſeine Empfindlichkeit nicht unterdrücken; — mündlich darüber mehr.

Nach dieſer Rolle wurde mir ein Engagement angetragen von Hrn. Hofrath Filjod: ich hätte nur zu fordern, was ich wünſche ſolle nach Möglichkeit erfüllt werden. Was ſollte ich ſagen? Daß mir Wien ſehr gefällt, konnte ich nicht leugnen, und ich bedaure Den,

Digitized by Google

dem es nicht gefällt; mehr Beifall kann mir auch nicht geſchenkt werden. Mein Fach iſt durchaus nicht beſetzt, ſondern vertheilt: ich habe es unbeſchränkt; — was ich fordere ſoll ich erhalten. Daß ich dieſe Vortheile nicht in Berlin habe, wiſſen die Herren ſo gut als ich; — nun, ich ſchob die Sache auf die lange Bank und erſuchte den Hrn. Hofrath, erſt noch einige Darſtellungen von mir zu ſehen, und dann wollten wir weiter davon reden. Nach jeder Vorſtellung drang man mehr in mich, ich vermied es, den Hrn. Hofrath zu ſehen, wurde denn doch endlich eingeladen und mußte erſcheinen. Jetzt ſollte ich mich erklären und gleich dort bleiben (wie das zu machen wäre — —). Es wurde näher gerückt und berechnet, daß ich hier nach Preußiſchem Gelde 3250 Gulden Beſoldung erhalte, die ſiebzehn Jahre meiner Laufbahn ſollten mir vermittelſt meines Penſions-Dekrets eingerechnet werden — die Regie kann mir nicht entgehen und giebt eine große Einnahme; Roſe iſt jetzt wahrſcheinlich todt, und ſo muß ein Anderer eintreten: der Wink wurde mir gegeben. Zu der Zeit meldeten Briefe aus Stuttgart, daß Eßlair in Berlin engagirt ſey; ich ſchrieb ſogleich an den Hrn. Grafen: ob das gewiß ſey, dies wäre der einzige Grund, der mich beſtimmen könnte, von Berlin zu gehen — und noch habe ich keine Antwort, da ich während der Zeit ſchon ſechs Antworten haben könnte. Nach dieſer Antwort, ſagte ich dem Hrn. Hofrath, würde ich mich beſtimmen. Der Finanz-Miniſter Graf Stadion hat mich ſehr lieb und jeder Darſtellung von mir vom Anfang

Digitized by Google

bis zum Ende beigewohnt; — was das ſagen will, können Sie nur beurtheilen, wenn Sie ihn näher kennen. Mein Abſchied in „Narbas“ wird mir ewig unvergeßlich bleiben! — Ich fuhr in der nämlichen Nacht nach Prag und folgte wegen Mangel an Zeit einer Einladung nach Gratz nicht, wo ich eben Tauſend Gulden haben konnte binnen acht Tagen. In Prag ſollte ich ſpielen, auch wollte ich von dort an Sie ſchreiben, ein für mich höchſt trauriger Vorfall verhinderte beides — denn — mein Koffer mit meinen Habſeligkeiten iſt fort! Es iſt zu weitläufig Ihnen zu erzählen auf welche Art. Ich ſchrieb deshalb nach Wien, noch habe ich keine Nachricht und ſitze hier in Carlsbad höchſt mißvergnügt, muß mir ſogar Wäſche kaufen. Was könnte ich Ihnen von Wien, Prag und Carlsbad melden, aber es fehlt mir an Geduld und Laune. Gott gebe, daß ich hergeſtellt werde, ich will nichts verſäumen.

Bis zum 8. Juli ſpäteſtens bleibe ich hier, nach acht Tagen ſoll es ſich zeigen, ob ich noch nach Teplitz muß. An Böttiger ſchrieb ich durch Gelegenheit ein paar Zeilen: er möchte bei Hofrath Küſtner anfragen: ob ich in der letzten Hälfte Juli gelegen komme; ich erwarte nun die Antwort. — Schlechte Tinte, recht üble Laune, und kein unbedeutender Verluſt entſchuldigen mich wohl, daß ich ihre Geduld und koſtbare Zeit auf ſo harte Probe geſetzt. Empfehlen Sie Allen, die ſich meiner theilnehmend erinnern, Ihren Verehrer und Freund

Lemm.“

Digitized by Google

Nochmals muß ich darauf hindeuten, daß Lemm in den Jahren, wo er sich im Beruf zur Bühne unterdrückt fühlte, seine Betrachtungen verdüsterte, er auch nie von der Schwarzseherei ganz frei werden konnte, was unzweifelhaft auf seine körperlichen Zustände verderblichen Einfluß hatte. Dies erwägend, ist vielleicht sein Gemälde der Begegnisse bei dem Burgtheater im Jahre 1818 in den Farben zu mäßigen: mit Gewißheit kann ich es jedoch nicht behaupten.

In Bezug auf Lemm's Klage, daß er keine Antwort bekomme vom Grafen Brühl, sprach ich mit diesem geistreichen und in aller Hinsicht wohlgesinnten General-Intendanten, und ward nun für Jenen Vermittler eines lebenslänglichen Contrakts, durch den Lemm auch im Geldpunkte den bevorzugtesten Mitgliedern des Königlichen Theaters gleich gestellt wurde. Die Steigerung der Summe war eine so bedeutende, daß nicht nur Lemm, sondern sogar ich wegen meiner Mithülfe vom Neide angefochten wurde. Namentlich griff mich einmal Bethmann in einer zahlreichen Gesellschaft lebhaft und erbittert an wegen — nach seinem Ausdruck — „Pouffirung meines Zöglings, der das r gerade so schnarre wie ich", was ich lachend und belacht abfertigte mit der Entgegnung: „Schade, daß im Wort Neid kein r ist, ich schnarrte es Ihnen sehr gern, aber Ihrem Papagei studiren Sie es ein, der schnarrt's!"

Indessen hatte sich Lemm im Emporsteigen auch wunderlich verwandelt, und das Mißhellige seiner Anschauungen ward nun nach einer andern Seite ver-

Digitized by Google

führeriſch. Daß ihn der Mehrerwerb an Beifall und Vortheil erhob, fand ich eben ſo erfreuend als begreiflich; aber ſeine Aufgeregtheit wollte jetzt nicht die geringſte Wahrnehmung gegen ſeine Kunſtthätigkeit ertragen. Wie offenbarer noch, als andere Menſchen, die meiſten Schauſpieler für gefällige Bemühungen leicht das Gedächtniß verlieren, lehrte mir zuerſt Lemm, obwohl bei ſeinem, im Grunde redlichen Willen Manches in Anrechnung krankhafter Phantaſie, die eilig von Gehäſſigkeit träumte, ſehr verzeihlich war, von mir auch duldſam behandelt wurde. Daß er mich nach ſeiner Rückkehr von Wien niemals wieder um Rath fragte bei neuen Rollen, war mir lieb: ich hatte ihm genug an Zeit geopfert; wenn er jedoch den leiſeſten Widerſpruch im öffentlichen Urtheil als feindlich betrachtete, dann machte ſich ſein überſpannter Verdruß unleidlich. Ein Ereigniß der Art — ich darf zu Lemm's achtungswerthem Andenken ſagen: es war das von ihm übertriebenſte — wird die ihn zuweilen verblendende Grillenhitze deutlich machen.

Im Februar 1820 kam Calderon's „Don Gutierre" auf Berlin's Bühne. Bei dem Beſprechen der Darſtellung, in der Ludwig Devrient nicht an ihm geeignetſter Stelle ſtand, ließ ich drucken: „Die Wirkung wäre gewiß allgemeiner geweſen, hätte Hr. Lemm oder Hr. Wolff den „Don Gutierre" gehabt, und in einer Dichtung, wo beſonders auch die Contraſte in den Charakteren wirken ſollen, wie es hier der Fall iſt, hat die Beſetzung jeder Rolle entſchei-

Digitized by Google

denden Einfluß, um so mehr die der Hauptperson." — Im Weiterführen des Berichts ist dann zu lesen: „Hr. Lemm („König") hat, dem schwankenden Wesen in seiner Aufgabe zu sehr folgend, mehr nüancirt als nöthig war, doch gab er gelungene Einzelnheiten, und um meiner Meinung hier die Beachtung noch zu schwächen, bemerke ich: daß er Vielen besser gefallen hat als mir." („Gesellschafter" 1820. Bl. 85.) — Da wird wohl Jeder erstens einsehen, daß sich kein Uebelwollen gegen einen Schauspieler ahnen lasse, wenn man für ihn, selbst vor P. A. Wolff, die Hauptrolle in Anspruch nimmt, und zweitens kann sogar das über Lemm Geäußerte bezeugen, wie ich bedächtig seine immer wunde Verletzbarkeit zu schonen trachtete, ohne doch zu verleugnen, was mir Wahrheit schien. Aber welch eine lästige und langwierige Plagerei erweckten diese wenigen Zeilen! Lemm lief zu allen uns gemeinschaftlichen Bekannten, mit zornströmender Wortfülle mich anklagend, und wer weiß wie oft mußte ich in verschiedener Umänderung hören: „Was haben Sie denn unserm guten Lemm gethan!" Das dauerte, ohne irgend ein Zuthun meinerseits, bis zum Schluß des genannten Jahres: da hatte sich einstweilen seine Grübelsucht bekehrt. Am 1. Januar 1821 kam er durch das Familienzimmer zu mir, schob nur den Kopf durch die Thür und fragte: „Darf ein Narr sich unterstehen, einzutreten?" Nun bekannte er sein Unrecht, und der Bitte um Verzeihung fügten sich die, für den Neujahrstag gebräuchlichen Wünsche an. — Eine beruhigende Stimmung konnt' es aber

Digitized by Google

bei Lemm nicht lange aushalten, auch nicht, als er ſich verheirathet hatte. Nach meinem Glauben fand er für ſich in den erſten Jahren ſeiner Ehe mehr Zufriedenheit des Gemüths; ich ſah ihn da in Familienkreiſen ſehr heiter und geſellig, beſonders noch überall willkommen durch ſeine Fähigkeit des Nachahmens in Bezug auf Manieren ſeiner Kunſtgenoſſen und die Berliner Sprechart bei den unteren Volksſchichten. Der bei ihm eingekehrte Hausfriede flüchtete ſich aber: ihn befiel die Eiferſucht — vermöge meiner Anſicht und der Schlußfolge aus Lemm's bereitwilligem Argwohn — ohne gültige Beweiſe. Gar oft mußte ich weitſchweifige Klagen hören über Verhältniſſe, bei denen das Nichteinmiſchen am rathſamſten iſt. Jedoch meinend, es diene zu ſeiner Erleichterung, wenn er ſich ausſprechen konnte, verſuchte ich mit eigener Geduld, die ſeinige zu fördern, was mir aber gegen Lemm's Leidenſchaftlichkeit in dieſem Unheil niemals gelingen ſollte. Er war und blieb voll von innerſter Empörung und ich gedenke ſtets mit Bedauern des ihn fieberiſch durchzuckenden Zuſtandes, bei deſſen Steigerungen er mich einſt mit Heftigkeit in ein Haus der Leipziger Straße zog, und mich dort beinah eine Stunde lang feſthielt mit angeblichen Beſtätigungen ſeines Unglücks, die mir jedoch nicht als Bewährung eines Verdachts einleuchteten. Was ich erwiederte, es nutzte nicht, denn der Einſpruch hilft ſelten gegen das leidenſchaftlich Eingebildete: es iſt unüberwindlich für die Vernunft, ſie wirkt nur bei Dem, der ſich zu beherrſchen vermag.

Digitized by Google

Die Reizbarkeit und das Leidenschaftliche gehören zum Kunsttrieb des Schauspielers, und bei dem Ernst mit seinem Beruf wird sich Beides mehr oder minder ihm anhaften, wodurch sich leider auch die nur handwerksmäßig eingeübten Comödianten für die eitlen Launen der Selbstüberschätzung gerechtfertigt glauben. Bei Lemm war die fast beharrliche Aufregung, wie ich sie, um ihn erklärlich zu schildern, hervorheben mußte, noch dadurch erhöht, daß sein Eifer — es ist nicht zu verschweigen, weil sich hierin theils die Ursache, theils die rasche Zunahme seiner Krankhaftigkeit enträthselt — gewichtiger war als sein Geist. Was er aber erfaßt hatte — in der Regel das Treffende — hielt er folgerichtig fest, und überall setzte er die ganze Eigenthümlichkeit mit vollstem Vermögen ein. Noch bei Lebzeiten Lemm's urtheilte über ihn Hermann Marggraf bezeichnend genug in den wenigen Zeilen: „Seine Kraft scheint im Verlauf der Darstellung anzuwachsen, er erscheint von Scene zu Scene bedeutender, er hat ein Uebermaaß von physischer Kraft zu verwenden. Man beschuldigt ihn der Manier, aber es ist eine edle Manier, und ich wünschte, alle unsere Darsteller hätten eine solche. Hr. Lemm ist noch halb mit dem Geist der alten Schule verwachsen." („Gesellschafter" 1834. Bl. 154.) Bei seiner Kräfte Opfermuth auf der Bühne, und der dadurch begünstigten Aufwallungshast bei wirklichen, oder zur Selbstpein erfundenen Widerwärtigkeiten in Lebensverhältnissen, war es unvermeidlich, daß Lemm seinen mannhaften Körper in frühe Zerrüttung trieb.

Digitized by Google

Die Krankheitsanfälle erneuerten sich in immer kürzeren Fristen, und schon im Jahre 1825 war er so hinfällig, daß er beinahe zwei Jahre der Bühne entzogen blieb. Kaum in der Genesung, stachelte ihn der Drang zur Thätigkeit, nach jeder Wiederkehr wurde er mit Beifallsfülle begrüßt, bis er endlich dem Krankenlager nicht mehr entkam. Er starb am 16. Juni 1837.

Bei Umschau in der Vergangenheit mich vor- und rückwärts bewegend, gedenke ich des Bauern und sogenannten „Propheten" Johann Adam Müller, „vom Maisbacher Hofe bei Heidelberg", der im November 1816 nach Berlin kam. Er hat im „Conversations-Lexicon" ein Artikelchen erworben, wonach „einige Vorhersagungsgabe ihm nicht abzusprechen seyn möchte". Das wäre anzuwenden auf Jeden, der sich beeifert, von der Gegenwart aus Langes und Breites halb dämmerig und halb dunkel über Künftiges zu schwatzen, um in der Zukunft die Prophetenschaft sich einzubilden. Das lärmende Aufsehen beurtheilen zu können, was der in neuen Verkündigungen freigebige Ankömmling in Berlin erregte, besuchte ich ihn im December 1816, und ordne hier ein, was ich sogleich in den Januar-Blättern des „Gesellschafter" für 1817 drucken ließ.

„Gespräch mit dem Bauer Adam Müller, von Schwachen „Prophet" genannt.

„Wenn Menschen Unglück erregen wollen", — so schrieb mir ein Freund — „wie leicht finden sie Werkzeuge!" Dieser von Allen schon in der Erfahrung

Digitized by Google

geprüfte Ausdruck Pope's ist Dir gewiß bekannt, warum willst Du nun nicht glauben, daß der Bauer Adam Müller mit seinem Propheten-Dünkel eine solche Handhabe des bösen Treibens seyn könnte?" —

Darauf entgegnete ich: „Was seyn könnte" ist noch nicht hinreichend, um es zu glauben, und man muß sich hüten, die Schlechtheit der Menschen entdecken zu wollen, man wird ohnehin oft genug von ihr überrascht!" — Seit jener Zeit sprach ich, in Gesellschaft von ruhigen Beobachtern, den neuen Propheten selbst ziemlich lange und über Alles, was er gesehen und verkündet haben wollte. Da man sich der unangenehmen Bemerkung nicht entziehen kann, daß er allerdings Anhänger hat und gar unter Denen, die sich als „gebildete Stände" zeigen möchten; da Viele schon zürnende Blicke genug empfangen haben über ihr Zweifeln, sogar Leute in den Provinzen sich so angesteckt zeigten, daß sie Papiere nach den Hauptstädten schickten zu schnellem Umsatze in Geld, „weil der Bauer Adam Müller ja einen neuen, baldigen Krieg prophezeie", halt' ich, jenes Gespräch öffentlich zu machen, fast für Pflicht, besonders auch weil die Rechtfertigung eines Todten mich früher schon mahnte, über diese Angelegenheit laut zu werden.

In der Schrift, „Geschichte, Erscheinungen und Prophezeiungen des J. A. Müller" (Frankfurt am Main bei Willmanns) wurde mein Freund, der verstorbene Geheime Rath Reimann, den ich in Dankgefühlen zu verehren habe, ein Gläubiger genannt, nachdem er zuvor gewaltiger Zweifler war. Wie es

Digitized by Google

damit ſtehe, möge folgende Stelle aus einem ſeiner Briefe (von Memel) darthun:

„Sie haben gewiß ſchon von dem Bauer Müller gehört, aus der Gegend von Heidelberg? Er machte hier den Propheten, nicht ohne Partei und Gegner. Die letzteren vermehr' auch ich eigentlich, doch möcht' ich auch Denen, die ſich durch ſeine Worte beruhigen laſſen, nicht zuwider ſeyn. Verluſte wollen ihre Schonung und ſelbſt eine Tröſtung, die uns nicht als ſolche erſcheint, es aber vielleicht Andern iſt, muß man da nicht ganz verweiſen; nur ſoll man ſich ſelbſt ſchützen, was nicht immer leicht iſt!" — — —

Kann ich nun auch mit dem nachgebenden Grundſatze nicht einverſtanden ſeyn, weil ich das Unheil gern feſt angreife, um ihm raſcher die Wege zu weiſen, ſo ehre ich doch das zarte Empfinden des Verewigten, nur werd' ich es nicht dulden, daß Thoren ihn als ihre Autorität gebrauchen wollen.

Nach dieſer Einleitung, die mein Herz erleichtert, komme ich zu dem Hauptzwecke dieſer Zeilen. — Ich fand den Adam Müller auf dem Sopha ſitzend, ſein Pfeifchen rauchend und ſo anzuſehen, wie Jemand, der ſich in gewünſchten Verhältniſſen findet. „Halten Sie auf Phyſiognomik?" fragte mich ein Anweſender. — „Nicht ſo gar viel, ich habe mich darin oft getäuſcht." — „Nun, ich wollte Ihnen nur den bedeutenden Zug der Liſt bemerklich machen, der in den Augen und zwiſchen ihnen, in dem leichten Eindruck der Stirne des Müller liegt." — „Es iſt dies wohl unleugbar, doch beweiſt es nichts."

Digitized by Google

Von den Umſtehenden vernahm ich erſt Mancherlei, ſo auch, daß der Müller ein wenig taub und ihm dies entſtanden ſey durch einen „rothen Trompeter, der bei einer ſeiner gehabten Erſcheinungen furchtbar geblaſen habe.“ — Bleibt ernſthaft, ihr Gläubigen! — ich mußte lächeln über den Verſuch, die Apokalypſe wieder aufzufriſchen.

Ich erwähnte jetzt dem Adam Müller ſelbſt manche, mir bekannt gewordenen Einzelnheiten über ſeinen Aufenthalt in Königsberg und Memel; er hatte nichts eiliger, als mir wiederholt zu äußern, daß ihm alle, auf der Reiſe erlebten Fährlichkeiten voraus geſagt worden wären. — Da verſicherte ich ihm: ich könne nicht vermuthen, daß irgend ein Menſch nicht ähnliche Gefahren ſich lebendig vorſtellen würde, wenn er, ohne Paß, mitten durch zwei Armeen reiſen wolle. Und, in Wahrheit! — es wäre doch eher an ihn zu glauben, wenn es ihm minder natürlich ergangen wäre; bemühen ſich einmal übernatürliche Kräfte ſeinetwegen, ſo konnten ſie auch — und waren es gerechterweiſe ſchuldig! — ihm ohne Verdrießlichkeiten und Schläge zum Ziele helfen.

Als ich deutlich meinte: der Himmel hätte dies wohl für ihn thun können, antwortete er, naiv genug: „Ja, er hat's doch nu nicht gemocht!“ — Ich gab mir viel Mühe, ihm begreiflich zu machen, daß er, wahrſcheinlich und lobenswerth von dem damaligen Unglück des Preußiſchen Hauſes ergriffen, oft darüber gedacht und den Wunſch gefühlt habe, hier ein Troſtverkünder ſeyn zu können. Darüber hätte er ſich

Digitized by Google

gewiß so vertieft, daß er Bilder der Möglichkeit aus den eigenen Gedanken sich belebte und dann in Gottes Namen einem Triebe folgte, den er zu bekämpfen nicht Lust noch Kraft hatte. — Er rief: „Nein, so ist's nicht!" und nebenher warf er mir einen Blick zu, der, in Worte gebracht, sagte: Ich weiß das besser und du erregst mein Mitleid! — denn was man, oft im Mißbrauche, einen „gemüthlichen Menschen" nennt, fand ich durchaus nicht an ihm, vielmehr mußt' ich erkennen, daß er sich vergnüglich in trockenen politischen Hirngespinnsten und spitzfindiger Religiosität verliert und in sich gern Anlagen zu einem Heiland vermuthen läßt. Er hat zu dem Allen nicht Klugheit genug, wohl aber reicht sein Verstand hin, um im rechten Augenblicke sich mit dem: „Das weiß ich nicht!" zu schirmen. Dies wurde besonders merkbar, als ich jetzt das Gespräch auf seine neuesten Verkündigungen wandte.

Zuerst ließ ich mir erzählen, wie sich die Erscheinung begab; seine Darlegung stimmte mit dem, was im erwähnten Büchlein gesagt ist. — Es sind Traditionen aus der Bibel und den Volkssagen, die in der ihm heimischen Gegend sich länger vererben als im Norden. —

Jetzt entfaltete Adam Müller seine Deutungen, sprach von Religions-Unruhen im südlichen Frankreich, die bald entstehen würden, ließ den Napoleon von St. Helena später dazu kommen, zwei große Schlachten liefern, in denen die Verbündeten Sieger blieben; er ließ ferner den Napoleon sterben, aber

Digitized by Google

nicht in, sondern nach der Schlacht, — dann Frankreich in drei Theile zerfallen und einen Frieden schließen, der tausend Jahre dauern würde. Und dies Alles — so setzte er hinzu — geschieht in dem nächsten halben Jahre!

Nachdem ich diese Prophezeiungen mit mancher Neben-Schilderung von ihm gehört hatte, trug mir ein Freund heimlich auf, den Müller zu befragen: „Ob er den Direktor ** kenne? — ihn in Heidelberg gesprochen habe? — und warum er ihm gesagt hätte: daß eine der großen Schlachten schon im Dezember 1816 vorfallen würde?" — Er antwortete mir auf die erste Frage: Nein! — auf die zweite: Er habe da viele Leute gesprochen! und auf die dritte ziemlich unwillig: Davon sey nie die Rede gewesen.

Mein Freund gab mir den Wink: er wolle selbst mit dem Müller sprechen; ich entfernte mich und trat dann nur gelegentlich wieder in die Nähe. Jener sprach mit ihm Allerlei, endlich wiederholte er die Fragen also: Sie sind morgen Abend bei dem Direktor **? „Ja!" Erinnern Sie sich, ihn in Heidelberg gesprochen zu haben? „Ja!" und auf die letzte Frage gab er die Entgegnung: „Das habe ich eigentlich nicht gesagt, sondern nur: daß die große Schlacht gleich nach den Religions-Unruhen in Frankreich seyn würde." — Ich mag aus diesen zweizüngigen Reden nicht breite logische Folgerungen ziehen, Niemand aber wird doch dabei des Propheten gerühmte Offenheit erkennen!?

In der ferneren Unterhaltung mit ihm und als ich wissen wollte: Ob seine Umgebung von den Er-

Digitized by Google

ſcheinungen je etwas ſah? erwiederte er: „Geſehen hat, außer mir, noch Niemand etwas, gehört haben aber meine Frau und mein älteſter Sohn!“ — „Gehört!“ — Nun da iſt es wohl möglich, daß er in ſeinen politiſchen Träumen mit ſich ſelbſt ſpricht. — Indem eben wieder von den Erſcheinungen die Rede war, berichtete, auf die Frage: „Wie ihm Gott erſchienen ſey?“ der Müller: „Das erſte Mal jung, das zweite Mal älter, das dritte Mal ganz alt.“ Auch die Dreieinigkeit hatte er geſehen, auf ein „Wie?“ erfolgte die Entgegnung: „Ganz im Nebel!“ und bei der Aeußerung: daß wohl der göttliche Vater und Sohn, nicht aber der „heilige Geiſt“ bildlich gut gedacht werden könne, antwortete Müller: „Der war auch wenig zu merken!“ — Das ſollt' er allen ſeinen Prophezeiungen als Motto voran ſenden.

Er ließ ſich nun über das „Neue Jeruſalem“ vernehmen, welches bei Nusloch, drei Stunden von Heidelberg, ſtehen wird, erzählte, daß gleich nach Krieg und Frieden (alſo in einem halben Jahre) alle verſchiedenen Religionen in einer Religion zuſammen ſtrömen, auch allmälig die Heiden und Türken ſich ihr verbinden würden, die Juden aber, ſetzte er hinzu, ganz zuletzt. — Denn darin, die Juden zu haſſen, folgt er dem Zeitgeiſt, oder dieſer vielleicht ihm; man iſt es ja endlich gewohnt, daß er (der Zeitgeiſt) nur als Ueberläufer und allen Parteien dienen ſoll. Was haben wir, nur ſeit der franzöſiſchen Revolution, für eine Menge Zeit-Geiſte gehabt, oder welche verſchiedene Maskeraden hat man mit ihm geſpielt! — Die

Digitized by Google

Entfaltung dieſes Religions-Vereins beſchäftigte den Adam Müller am meiſten, und er belegte, wie Viele ſchon, die dem Nichtbegreiflichen ihre Vernunft opfern, Alles mit alldeutigen Bibelſprüchen, die den Menſchen ohne Entſcheidungs-Vermögen gefährlich werden müſſen. — Er ſagte nun wenigſtens offenherzig: daß er gar nichts Neues prophezeie, ſondern daß Alles, auch ſeine politiſche Zukunft, ſchon geſchrieben ſtehe; — wer könnte nun wohl noch irren in der Quelle, die ſein Treiben hat? Die Bibel iſt ſein Rechenbuch: was er ſich in den Sinn quält, erſcheint ihm; eben weil er nur ſpekulativer Schwärmer iſt, halten Unerfahrene ihn für ruhig; und Erfahrene, die bis jetzt über ihn urtheilten, waren Theologen und Magnetiſeure, die zum Theil dienſtpflichtig einen Hang zeigen, der Philoſophie Fehde zu bieten, um Wahn auszubreiten, bis die Menſchheit ſich wieder in ihm verliert, was nicht große Schwierigkeiten zu machen ſcheint.

Nachdem der Adam Müller allen Verſammelten kein Räthſel mehr war — um das zu ſeyn, kann er die Thörigkeit zu wenig verſchleiern — ſagt ich ihm: „Es iſt doch ſonderbar, daß von der ganzen Menſchheit, die wohl hier und da noch echtfromme Seelen hat, nur Sie allein himmliſcher Erſcheinungen gewürdigt ſind, es iſt faſt kränkend!“ — er ſah einen Augenblick ſtumm vor ſich hin und endlich antwortete er kalt und hinwerfend:

„Ja, ich wäre ſie auch gern los, da könnt' ich zu Hauſe bleiben bei meinen Geſchäften!“

Es iſt doch, fürwahr! die gottloſeſte Naivetät,

Digitized by Google

daß ihm, der einzig dazu auserlesen scheint, an den Besuchen der Dreieinigkeit nicht einmal etwas gelegen ist!

Er schwatzte nun noch Mancherlei, wußte sich immer mit dem „Das weiß ich nicht!" durchzubringen, wenn Andere nach Zusammenhang in seinen Verkündigungen spähten, und ziemlich geschickt auszuweichen, wenn man über den Zweck seines Kommens sprach und dessen Erfolg wissen wollte. Er hatte sich erschöpft, die Gesellschaft wußte seine Angaben und suchte nun Sinn, aber sein „Ich weiß nicht!" konnt' ihn durchaus nicht geben; nur ein paarmal ließ er sich zu Breitungen verlocken, die aber alle nur Bibel-Sprüche untereinander mengten. Mit vieler Wohlgefälligkeit erzählte er auch: welch' eine Menge Briefe an ihn kämen, und holte einige aus seiner Brieftasche. Sie machten es begreiflich, daß der Arme allerdings einbüßen muß, was er von seiner Vernunft noch hat, wenn er bemerkt, wie erhaben ihn Viele sehen! Er erschien aufgeklärt im Vergleiche mit einem Theile der Brief-Sender! Da er gegen das Copiren der Schreibereien durchaus nichts einzuwenden hatte, sondern es schmeichelhaft fand; da ferner schadenbringende Thorheit eigentlich gar keine Schonung verdient, mögen hier, jedoch mit Weglassen der Namen, zwei solcher Briefe folgen.

1.

„G..., den 17. April 1816.

Mein lieber Freund und Landsmann!

Ich Endes-Unterzogener bin gebürtig aus Heidel-

Digitized by Google

berg, dermalen Katholiſcher Pfarrer in G..., — habe heute mit Herzenswonne ſeine Prophezeiungen geleſen und die Beweiſe davon in der heiligen Schrift; aber auch ihre traurige Erfüllung von 1792 bis 1815 ſelbſt erlebt und erfahren. Auch ich hatte viele Traum-Geſichte, die eintrafen, von Bonaparte und von Deutſchland, aber ſo beſtimmt waren ſie nicht, wie die ſeinigen. Warum? Weil es mir an jener Frömmigkeit fehlet, die er mit Gottes Gnade beſitzt und ſeiner Mitwirkung. Liebſter Bruder — — —, ich bitte ihn demnach, begebe er ſich zu mir hierher auf meine Koſten; ich habe vieles zu reden wegen meinem Seelenheile. Ich wollte gern zu ihm reiſen, aber meine Pfarrei iſt zu groß, ich habe 1500 Seelen, wo ich nicht ſo leicht verlaſſen darf, wegen den Kranken, die in meiner Abweſenheit ohne die bei uns gebräuchlichen Sacramenten ſterben könnten. O Beſter! mich treibt die Neugierde nicht, wie den Herodes bei Jeſus, und den Felix, Landpfleger, bei Paulus, ich will ihn um Rath fragen in einer großen Seelen-Angelegenheit. Bitte er für mich den Heiland, daß er ihm eingeben möge, was mit mir zu ſeiner heiligen Ehre und zur Beförderung der Chriſtlichen Religion zu thun ſey?! — —.

B..., Pfarrer."

Ich bedaure die 1500 Seelen, für welche der Jammerhafte ſorgen ſoll, enthalte mich aber aller, hier zu weit führenden Bemerkungen, um ſogleich von der grundgelehrten Sinnloſigkeit eines zweiten Briefſchreibers Kunde zu geben.

Digitized by Google

Der zweite Briefschreiber — welcher, nebenher gesagt, mit einem hohen Rathstitel prunkt, obgleich er in jeder Zeile sich der gröbsten orthographischen Fehler schuldig machte — theilte sich also mit:

2.

„Unter Anbetung desjenigen, von dem alle Weisheit kommt, durchlas ich die von Ihnen in die Feder gegebene Geschichte der aus dem göttlichen Reiche erhaltenen Offenbarungen, die aber der Aufschreiber nach dem Tone der jetzigen Gelehrsamkeit, die vor Gott eine Thorheit ist, durch den in der Vorerinnerung angehängten Zusatz: daß Sie durch die Kraft der Phantasie zu ihrer Kenntniß gelangt wären, nicht unbefleckt ließ.

Ich habe mich seit mehr als zwanzig Jahren aus dem göttlichen Worte, und aus den Zeichen der Zeit überzeugt, daß die Periode des eintausendjährigen Reiches, folglich auch die Bekehrung der Juden, heran nahe, wie es Ihnen auch offenbaret worden ist. In dieser Hinsicht habe ich bereits vor mehreren Jahren alle Stellen aus dem alten Testament ausgezogen, aus welchen der Messias den Juden untrüglich kennbar werden sollte.

Da bei den Juden aber das Vorurtheil eingewurzelt ist, daß der Messias nur für sie bestimmt sey, und für sie ein irdisches Königreich errichten werde, so war es zur Besiegung dieses Vorurtheils nöthig, aus dem göttlichen Worte zu erweisen:

erstens: daß der Messias zwar in der Jüdischen Nation, und aus ihrem Geschlechte werde offenbar

Digitized by Google

werden, aber nicht für sie allein, noch weniger zur Stiftung eines irdischen, sondern eines ewigen unvergänglichen Reiches.

zweitens: Um dies gründlich zu erweisen, war es nöthig auf den Grund zurückzugehen, warum das Menschengeschlecht eines Messias unentbehrlich bedurfte. Ueber diesen Gegenstand gaben die drei ersten Kap. des ersten B. M. den deutlichsten Aufschluß:

a. daß unsere ersten Eltern, als Folge des übertretenen göttlichen Verbotes, elementarische, d. i. thierische Leiber erhielten und dadurch unter die Gewalt des Satans verfielen, der unsere thierische Leidenschaften als seine Ketten benutzt und die Menschheit ohne unseren Erlöser ewig fesseln würde:

b. daß nach dem Sinn der Grundsprache 1, 27. Adam mit beiden Fortpflanzungs-Kräften erschaffen und V. 28. von Gott bestimmt war, aus sich geistige, nicht thierische Menschen auf die Welt zu setzen, dies beweiset auch das zweite Kap., weil Gott ihm das Paradies als einen geistigen Ort zur Wohnung anwieß. Die Heva war in dem göttlichen Schöpfungs-Plane gar nicht enthalten, sondern bekam durch die Begierde Adams nach einer äußerlichen Gehülfin ihr Daseyn 2, 18 bis 22. Hierin klärt der scheinbare Widerspruch sich auf: warum Gen. 1, 31 die ganze Schöpfung sehr gut; 2, 18. aber nicht mehr gut erklärt ist.

Diesen Grundsätzen widersprechen nun unsere Theologi heftig, ich weiß also im Voraus, daß meine

Digitized by Google

Abhandlung zu drucken nicht erlaubt wird, aus dieſem Grunde ließ ich ſie auch bisher liegen. Nach Ihrer, durch den Druck bekannt gewordenen Erklärung ſchien es mir nützlich dieſe Schrift bekannt werden ****** Rath einzuholen:

a. Ob Sie es gut und an der Zeit finden, dieſe Schrift durch den Druck bekannt zu machen, oder ob ſie noch länger liegen bleiben ſoll?

b. Ob Sie mir vielleicht einen Ort anweiſen können, wo dieſe Schrift ohne viel Hinderniß zum Druck befördert werden könne?

Wenn Sie einen Trieb fühlen, dieſen Brief zu beantworten, ſo bitte ich denſelben zu befolgen, ich habe dabei keinen anderen Zweck, als mein geringes Scherflein zur Beförderung des göttlichen Reiches beizutragen.

W . . ., den 5. Juli 1816.

Ihr getreuer Mitpilger
L . . . . ."

Da, wo die Sternchen ſtehen, fehlte eine Stelle im Briefe; befragt ſagte Adam Müller: „Da ſtand eben das Wichtigſte!" — „Warum riſſen Sie es denn weg, wenn es das Wichtigſte war?" — „Ich hab' es nicht weggeriſſen, der Herr, der den Brief ſchrieb, that es!" — „Wie können Sie aber wiſſen, daß da gerade das Wichtigſte ſtand?" — Adam Müller blieb die Antwort ſchuldig. — Nachher bemerkte er noch: daß ſeine Freunde in Berlin jenes Manuſcript wollten kommen und drucken laſſen!!

Zu allem hier Erzählten kann ich mehrere acht-

Digitized by Google

bare Perſonen als unverwerfliche Zeugen aufrufen; ich will den Bericht enden mit der Erklärung: Selbſttäuſchung, erregt durch die Begierde nach Zukünftigem, iſt das Gelindeſte, was dem Adam Müller zur Laſt fallen kann. Macht ſie ihn glücklich, ſey ſie ihm gegönnt, aber ſtrafbar iſt es, wenn er einen Schwindel, dem ſein ohnmächtiger Verſtand nicht entgegenarbeiten kann, über die Schwelle ſeines Hauſes verbreiten will. In deſſen Räumen leb' er vertraut und froh mit ſeinem Wahn, und wen danach gelüſtet, der mag ihn beſuchen; will er aber darauf reiſen und Schwache in vollkommene Narren umwandeln, müßte das nächſte Irrenhaus ihm offen ſeyn. Mit Denen aber, welche den armen Befangenen zu benutzen denken, wär' ein ernſtes Wort zu ſprechen! — Wie? dieſe direkten Eingebungen des Himmels, durch welche die Päpſte, Jahrhunderte lang, mit bösartiger Machthaberei dem Himmel Hohn ſprachen und an welche zu glauben die Menſchheit nur durch Ströme von Blut gehindert wurde, — ſie ſollte plötzlich wieder das Reich der Erfahrung verfinſtern? Weſſen Vortheil will denn ſo Schändliches? — denn nur frevelhaftes Intereſſe oder Verrücktheit könnte ſich zu ſolcher Dummheit bekennen."

Dies iſt der im Januar 1817 gedruckte Aufſatz, der wohl beweiſen könnte, daß nur ſinnloſe Selbſttäuſchung oder zweckdienlicher Betrug die Weiſſagungsmacht des Adam Müller anerkannte. Dennoch hat man es noch über das Jahr 1848 hinaus verſucht, ihn als unverwerflichen Zeugen eines perſönlichen

Digitized by Google

Vorzugs im Aufſchluß des Undurchdringlichen hinzuſtellen. Das verarge man jedoch nur Denkfähigen; denn eine nicht dazu gehörige Volksmaſſe wird keineswegs verantwortlich in der Geneigtheit zum Ueber- und Aberglauben: es iſt ihr Antheil am Dichteriſchen, den Alle bedürfen im Leben und Weltweſen, das Beides in unſrer eigenen beſchränkten und der weiten uns umgebenden Natur gar viel deſſen hat, was räthſelhaft iſt und wahrſcheinlich räthſelhaft bleibt. Man ſoll ſich aber nur nicht verleiten laſſen, das augenblicklich Unbegriffene eines Ereigniſſes für unbegreiflich zu halten: bei ſcharfer Prüfung wird man immer entdecken, daß es Zuſammenhang hat mit den Einbildungen und — Schwächen des irdiſchen Geiſtes. —

Meinem Zurückblick naht ſich jetzt der „Vaterländiſche Frauen-Verein zur Verpflegung der in den Feldzügen von 1813 bis 1815 hülflos gewordenen Berliner Krieger, deren Wittwen und Waiſen". An der Spitze ſtand Prinzeſſin Marianne (von Heſſen-Homburg), vermählt dem Prinzen Wilhelm, Bruder des Königs Friedrich Wilhelm III., deren Stellvertreter, wenn ſie nicht bei den Verſammlungen erſcheinen konnte, der Geheimrath, nachmalige Miniſter v. Kamptz war. Meine Freundin Amalia Beer, ſchon bei Stiftung des Vereins voranwirkend, hatte ſich für den wohlthätigen Zweck eifrigſt betheiligt, ſie fand auch mich bereit zum Bethätigen für Einnahmen. Meinerſeits begann die Mithülfe im Jahre 1814 durch eine „Ausſtellung", wozu ich alle bedeutſamen

Digitized by Google

und mannigfachſten Kunſtwerke, die im Familien-Beſitz waren, mir erbat. Glücklicherweiſe ließen ſich unentgeltlich die nöthigen großen Räume ermitteln in dem derzeit völlig unbewohnten Gebäude, das in der Folge dem Prinzen von Preußen gehörte, und von ihm auch als König Wilhelm I. noch bewohnt wird. — Des Zugeſendeten war ſo viel, daß die Säle ein paar Mal Anderes aufnehmen mußten, was den Ertrag ſteigerte. — Am 3. und 17. April 1816 gab ich Mittags-Vorſtellungen im Opernhauſe, ſpäter Abend-Unterhaltungen im Saale des Schauſpielhauſes, und drei Mal, 1817, 1837 und 1840, veranſtaltete ich „Bücher-Verlooſungen". Jeder Theilnehmer erhielt, abgeſehen von den größeren damit verbundenen Gewinnen, die vier Bändchen „Gaben der Milde" — eine Sammlung erbetener und geſchenkter Beiträge namhafter Schriftſteller — das „Handbuch aller Wiſſenſchaften", und ein bis dahin ungedrucktes Muſikſtück von Carl Maria v. Weber, überhaupt ſo viel, daß nach Maßgabe buchhändleriſcher Preiſe der Einſatz von Drei Thalern hinlänglich ausgeglichen war. Mir zur Freude erwarb ich mit dieſen und noch nebenherigen Unternehmungen dem „Vaterländiſchen Verein" gleich anfangs 18,000 Thlr. und der Ertrag ſteigerte ſich bis zu 32,000 Thlr., wonach ich auch, auf mir zugekommene Wünſche, Lazarethen außerhalb Berlin Antheile ſchicken konnte. Wie geringfügig der ſich weit ausbreitenden Noth gegenüber, es war doch eine Beihülfe in einer Zeit, wo die von den Zuſtänden allſeitig mit dringenden Anforderungen belaſteten

Digitized by Google

Staatseinnahmen nicht ausreichten zu genügender Unterstützung Derer, die im Kampfe für das Vaterland schwer gebrechlich und arbeitsunfähig wurden.

Hier über jene Unternehmungen in viel Ausführliches einzugehen, würde weitschweifig seyn, Einiges ist aber anzudeuten, Anderes bedingt Entwickelung. Nebenher bemerke ich, daß ich so glücklich war, mir das Vertrauen der geistreichen und anspruchslosen Prinzessin Marianne zu gewinnen. Jeder Ihrer mir werthen Briefe schließt mit den Worten „ihre Freundin", und ein Schatz meines Gedächtnisses sind die Gespräche mit der tieffühlenden Fürstin. — Erwähnen will ich dann nur, daß ich bei den Vorstellungen im Opernhause für Berlin zuerst sogenannte „lebende Bilder" zur Anschau brachte. Drei meiner Erzählungs-Gedichte wurden gesprochen von den Bühnenmitgliedern Beschort, Lemm und Auguste Düring — etwas später verheirathet mit dem Schauspieler Stich, nach dessen Tode Auguste Crelinger —. Zu jedem Gedicht enthüllten sich, ohne daß der Redner innehielt, mit sehr günstigem Eindruck drei eingerahmte Inhaltszüge, malerisch geordnet von Schadow, Schumann und Weitsch, meinen Amtsgenossen bei der Academie. Außerdem hatte ich, um den Reiz möglichst zu verstärken, in dem Einzelnspiel „Sappho" (bei Musikbegleitung von B. A. Weber dargestellt von Luise Schröck, aus erster Ehe sehr jung verwittweten Fleck) und dem Schauspiel „Lieb' und Versöhnen" (mit Ouvertüre und Lied von Carl Maria v. Weber) meine Richtung nach den „heißen

Brettern" hin wieder einmal auf die Probe gestellt, sogar für die Zwischenlücken der Darstellungen gesorgt durch Lieder, die, von Zelter, Rungenhagen und Wollank vierstimmig componirt und während der Veränderungen auf der Bühne vor dieser gesungen wurden. Alle zu nennen, die mich in meiner Regsamkeit in jenen Tagen unterstützten, ist mir eine Genugthuung, und wäre sie schon vollständig, würde ich diesen Gegenstand verlassen. Aber auch daran knüpft sich Abenteuerliches in Hinsicht auf Ludwig Devrient, so daß ich mir diesen für meine Betrachtung zu erwecken habe.

Viel, sehr viel, und in mancher Weise Ueberschwengliches ist über die Kunstfülle des Meisters Ludwig Devrient zu lesen; ich beschränke mich auf das mit ihm Erlebte und die sich in mir erzeugte Ansicht. — Seine Berufung nach Berlin ward im Jahre 1814 von Iffland, kurz vor dessen Tode, in Breslau abgeschlossen, und als „Franz Moor" begann Devrient seine Thätigkeit auf dem Königlichen Theater der Residenz am 1. April 1815. Genaues wußte ich von ihm nicht; der Ruf hatte ihn als „Genialen" ausgezeichnet, und die Schauspielfreunde Berlin's waren in gespannter Erwartung.

Zu jener Zeit herrschte nicht die strenge Anordnung, daß in den schmalen Seitengängen der Sperrsitz-Plätze Niemand stehen dürfe: eine Maaßregel, die keinesweges zu tadeln ist. Ich stand an der Directions-Loge, in der bei bedeutenden Bühnenereignissen, zufolge des ihr von Iffland ertheilten Rechts, auch

Digitized by Google

Friederike Bethmann saß, und während der Zwischenakte sprachen wir zuweilen miteinander. — In regster Aufmerksamkeit betrachtete ich das Gebilde Devrient's; nach dem ersten Akt sagte ich mir: dieser Schauspieler hat die Einsicht, daß man nicht schon durch das Aeußere am „Franz Moor" die Natur beschuldigen solle, sie habe alles Widerwärtige zusammengerafft, um ein unübertreffliches Musterbild menschlicher oder eigentlich unmenschlicher Häßlichkeit zu schaffen. Man merkte es an der kleidsamen, einem vergangenen Jahrhundert zugehörigen Adelstracht in Schwarz, daß sie für die Gestalt verbessern sollte, was zu verbessern war, und der Mantel in Purpurfarbe, mit Goldgeschmück umsäumt, ließ den anspruchsvollen Sohn eines „regierenden Grafen" erkennen. Das Gesicht aber wollte die mephistopheliſchen Züge nur mit Widerstreben verleugnen, wobei Devrient's lange, auffallend verschiefte Nase unter schönen, aber unheimlich ruhelosen Augen, nächstdem die Zuckungen in rasch veränderlichen Mienen sehr behülflich waren. Diese, der Persönlichkeit Devrient's angeprägten Eigenschaften wirkten durch sich schon, besonders zum Gebilde des „Franz Moor". Die Sprache hatte bei ihren geschmeidigen Tonabstufungen im Heuchlerischen und verdeckt Hämischen stets mehr oder minder doch — wie unwillkürlich — eine beigemischte Schärfe; im Gesammten erschien mir Devrient innerhalb des ersten Akts als bedächtig und geschickt, stellte sich mir aber nicht höher als mancher andere Schauspieler tüchtiger Art, der noch etwas beklommen vor einer

Digitized by Google

ihm fremden Menge der Theaterbeſucher ſteht. Das hervorragend Schöpferiſche ſprach jedenfalls mehr durch ſeinen beweglichen Geſichtsausdruck, als durch den Geiſt in ſeinem anerkennenswerthen, jedoch nicht immer flüſſigen Redevortrag. — Die Zuſchauer waren ſichtlich theilnehmend geworden, hatten indeß nur laue Beifallszeichen hören laſſen, und nachſinnend vergaß ich, die Bethmann über ihre Meinung zu befragen.

Im zweiten Akt nahm das Selbſtgeſpräch des „Franz Moor", bei dem er das „Arſenal des Todes" überſchaut, meine Einbildungskraft mit hinreißender Gewalt gefangen; meine jugendliche Lebendigkeit gerieth bei der mir unbegreiflichen Steigerung eines ſpottfrohen und mordluſtigen Zerſtörungstriebs in Aufruhr, und plötzlich, ganz vergeſſend, wo ich war, rief ich unwillkürlich aus: „Der Menſch iſt betrunken!" Das machte, obwohl es nicht überlaut geſchah, in meiner Nähe Aufſehen, und ein Schlag auf den Kopf vom Fächer der Bethmann brachte mich zwar zur Beſinnung, doch nur ſo weit, daß ich ihr meinen Ausruf betheuerte, wonach ſie flüſternd mir entgegnete: „Nun ja, er mag betrunken ſeyn, aber halten Sie nur's Maul!" Ich wiederhole genau ihre Worte, um es einigermaßen deutlich zu machen, in welcher aufwallenden Erregtheit ich geweſen ſeyn muß.

Vom erwähnten Selbſtgeſpräch an hatte die Darſtellung Devrient's Unübertreffliches im wachſend Grauſenhaften, in den ſtarrſinnigſten Kämpfen des „Franz Moor" gegen Alles, was Hinderniß wird bei ſeiner hab- und herrſchgierigen Selbſtſucht, die ihn

Digitized by Google

zu den unmenschlichsten Freveln, dann zum Selbstpeiniger aus der gestachelten Uebermacht des Gewissens, endlich zur Verzweiflung treibt. Die im Eindrucksdrange mit dem Darsteller wetteifernden Zuschauer äußerten nun immer lebhafter die erhöhte Antheilnahme, nach damaligem Maaßhalten sehr gesteigerten Grades. Innig ergriffen folgten sie dem Enthüllen des ungeheuerlichen Selbstsüchtlers in andächtiger Stille der Erschütterung; lauter Beifall machte dem schauerlichen Empfinden nur Luft nach den Aktschlüssen, und der Hervorruf wurde zurückgehalten bis zum Ende des gefühlzermalmenden Trauerspiels. — In jener Zeit waren die Beifallszeichen im Theater noch von Urtheils-Fähigkeit beherrscht, nicht vom handwerklichen Belieben Derer, die Söldner sind, und verstärkt werden durch hirnlose Nachäffer des tönend mitspielenden Lärms.

Ueber Devrient's Mächtigkeit als Schauspieler mehre ich nicht das doch eigentlich in seinem Tiefsten Unbeschreibliche, füge mich meist und hauptsächlich meinem Zwecke, eben nur das mit dem Künstler Selbsterlebte zu berichten, wobei sich meinerseits die ihm bewahrte Werthschätzung bezeugen wird, wenn auch nicht mit prunksuchenden Worten. — In Bezug seiner ersten Rolle auf der Berliner Bühne sey nur noch gesagt, daß am nächsten Abend die Bethmann mir erzählte: Devrient habe schon vor Beginn der Darstellung, dann während des ersten Zwischenakts zur Anstachelung berauschendes Getränk in sich hineingestürzt. Mit meiner durch Verlautbaren „etwas toll

Digitized by Google

gewordenen Ausschweifung bei dem Einwirken eines Schauspiels" neckte sie mich noch zuweilen; ich hätte mir das gern öfter gefallen lassen, leider wurde sie aber dem Erdenleben entrückt wenige Monate nach Devrient's Erwerbung für Berlin.

Damals war ich noch Berichterstatter für Cotta's „Morgenblatt" und die „Spener'sche Zeitung". In solcher Stellung wird man von Schauspielern und Schauspielerinnen besucht, nach alter, wie ich meine, für beide Theile nicht angenehmer Gewohnheit. Devrient besuchte mich nicht; das war meiner Gesinnung nebenher ein Zeugniß vom Gefühl künstlerischer Selbstständigkeit, und ohne Kenntniß über ihn hatte ich keinen Grund, einen andern Grund auch nur zu ahnen. So verging beinahe ein Jahr, ehe ich persönlich mit ihm zusammentraf, während er sich in dieser Zeit mit „Callot-Hoffmann" — nun Kammergerichtsrath — verbrüderte, sich dessen Abend- und oft Nacht-Gesellschaften in der Weingasterei bei Lutter und Wegener anschloß, was den körperlichen Zuständen Devrient's verderblich war. Ein bei mir seltenes Erscheinen im Wirthshause vermittelte mein erstes Zusammentreffen mit ihm, etwa im Februar 1816.

Ein mir befreundeter Berliner Banquier hatte Hamburger Geschäftsverbündete in das damals besuchteste Gasthaus Dallach's zu führen, und ich mußte Beisitzer zum Mittagsmahle werden. Uns in der Nähe sahen wir Devrient mit einem Kaufmann aus Breslau, der auf unserer Seite Bekannte fand, und

Digitized by Google

erſucht wurde, mit Jenem zu uns herüber zu kommen. Das mußte ſich der, nach meiner ſpäteren Erfahrung etwas menſchenſcheue Devrient gefallen laſſen. Wortkarg ſaß er neben mir, und im Geſpräch beſtanden ſeine Antworten faſt nur aus verſuchten Abkürzungen, was ich nie unbemerkt ließ, weil es mich ergötzte. Zwiſcheninne ergriff er jedoch die Gelegenheit für das Geſammtgeſellige, und erzählte Geſchichtchen mit eindringlicher Laune und höchſt ausdrucksvollem Mienenſpiel.

Das Mittagsmahl zog ſich in die Länge; bei dem Kaffee wurde den Handelsherren das Nebenzimmer anlockend zu einem Spielchen — offen geſagt zum Hazardiren — und jetzt blieb ich allein mit Devrient, der Gaſt des Breslauer Kaufmanns war und das Verweilen zugeſagt hatte. Er benahm ſich nun redſeliger, und in den gegenſeitig berührſam gewordenen Aeußerungen über Bühnenverhältniſſe machte mich ein Anflug von ehemaliger Liebe zur Kanzel ſo freimüthig, ihn vor dem Mißhandeln ſeiner Kräfte zu warnen. Meine Kenntniß von Krankheiten iſt — Gott ſey Dank! — ſeltſam gering; ich weiß nur: man muß in Regelmäßigkeit mit ſeiner Natur vertraut umgänglich werden: das erwiedert ſie in Wohlthat an Körper und Seele. Was ich jedoch hinſichtlich der Folgen eines täglichen Ueberreizes durch aufregende Getränke zu ſchildern wußte, das ſprach ich dem ſtill zuhörenden Devrient zu Gunſten der Schonung ſeines Kunſtvermögens in unverletzlicher Weiſe mit Offenherzigkeit aus. Dies veranlaßte

Digitized by Google

für mich eine sehr peinliche Wendung; er verurtheilte sich selbst in Grund und Boden, klagte seine jämmerlich nachgiebige Schwäche an, that dies endlich bei fließenden Thränen, so daß ich ihn mit angelegentlichster Mühe nicht beruhigen konnte, und mir zuletzt damit half, ihn zu einem Gange in's winterlich Freie zu bereden. Wir gingen vom Gensd'armenmarkt bei Laternenschein unter den bereiften Linden bis zum Brandenburger Thor, dann, vom Versprechen gefesselt, wieder zur Gesellschaft.

Am Spätabende erheiterte Devrient, nur mäßig trinkend, Alle durch nicht laute, aber bühnenartig in Witzlaune geschärfte Lustigkeit, die nach jeder Seite hin den angebornen Beruf zum Schauspieler hervorleuchten ließ. Seine geübte Naturgabe, sowohl äußerlich als geistig Eigenthümliches aufzufassen und anschaulich zu machen, ward meisterlich bei dem Erzählen kleiner Lebenszüge, und wie unwillkürlich versinnlichten Mienen und Geberde die in seinem Vortrage betheiligten Persönlichkeiten.

Bald nach diesem Tage bezweckte ich die Darstellungen auf der Bühne im Opernhause für den „Vaterländischen Verein", und wünschte die Mitwirkung Devrient's. Er gab ohne Zögern die bestimmteste Zusage, wonach er in meinem Schauspiel „Liebe und Versöhnen" die Rolle des „Caspar Lauser" erhielt. Da mir der General-Intendant Graf Brühl erklärt hatte: zu den Proben der mannigfachen Einzelnheiten des Darzustellenden könne mir erst am Tage vor der öffentlichen Aufführung das

Digitized by Google

Opernhaus überlaſſen werden, ſah ich mich genöthigt, mir in meiner Wohnung zu helfen. Für einen Abend hatte ich nun auch Devrient, der Schicklichkeit gemäß zugleich ſeine Gattin, die nicht mitbeſchäftigt war, zu mir gebeten. Verſammelt waren bereits die Schauſpielerinnen Luiſe Schröck und Auguſte Düring (dann Stich, ſpäter Crelinger), die Schauſpieler Lemm, Maurer und Rebenſtein; die Gattin Devrient's war ebenfalls gekommen, wer aber fehlte, das war Er. Immer beſorgter warteten wir auf ihn; wahrſcheinlich dadurch geängſtigt, wurde die Frau von Krämpfen befallen, und es mußten ſchleunig Hülfsmittel herbeigeſchafft werden.

Schon hatten wir von Sechs bis Acht vergebens auf die Ankunft Devrient's gehofft, da entſchloß ich mich, ihn aufzuſuchen. Aber wo nun? — Dieſe Frage beantwortete ſich wie von ſelbſt im Kreiſe der Anweſenden bei lachendſter Einſtimmigkeit, und raſch war ich auf dem Wege zu Lutter und Wegener. Dort war aber Devrient nicht; vermöge der dringlichen Umſtände machte ſich der Verdruß über mein verfehltes Unternehmen erkennbar, indem ich durch Fragen zu entdecken ſuchte, wo der Säumige ſeyn könne. Da winkte mir aus dem Hintergrunde mit ſehr vorſichtiger Geberde der Oberkellner — derſelbe, von dem einſt Devrient, als er um Zahlung gemahnt wurde, mit den Worten des „Franz Moor" feierlich äußerte: „Dieſer Karl fängt an mir fürchterlich zu werden!" — und ich folgte dem Wink nach dem Hausflur. Hier vertraute mir der dienſtwillige Karl:

Digitized by Google

„Wenn ſich Herr Devrient einmal verſtecken will, dann hat er ſeinen Schlupfwinkel an der Schützen- und Markgrafenſtraßen-Ecke bei einem Materialiſten, der auch mit Wein handelt; heut iſt er ganz gewiß dort, läßt ſich aber immer verleugnen. Da haben Sie nur in den Laden zu treten, um nach irgend 'was zu fragen, ſich dann raſch einer Thür zu nähern, die verhängte Glasſcheiben hat, und ſie dreiſt zu öffnen: da werden Sie ihn erwiſchen!"

Dieſer Fährte folgte ich, that in dem Laden, wo glücklicherweiſe ein paar Käuferinnen abzufertigen waren, ohne Behelf wie mir gerathen, und richtig: da ſaß Devrient ganz allein vor der Flaſche und dem Glaſe. Seine höchſt komiſche Betroffenheit reizt mich noch in der Erinnerung zum Lachen. Er war plötzlich in ſich geduckt, als wolle er ſich verbergen, und meine Anrede: „Guten Abend, Herr Devrient!" erwiederte er nur mit ſtöhnendem Laut und ſcheuem Aufblick ſeiner unruhigen Augen. Bittend trieb ich ihn an, mir eilend zu folgen, wozu er in den erſten Augenblicken nicht die geringſte Anſtalt machte. Endlich ſtotterte er verlegen: „Ich habe unterwegs die Rolle verloren, und ſchämte mich zu Ihnen zu gehen, weil ich ſie noch nicht im Kopf habe". Ich konnte und wollte dieſe, mir in Bezug des Verlierens ſehr zweifelhafte Angabe nicht beſtreiten, antwortete alſo nur: „Das iſt kein Hinderniß; Sie leſen Ihren Theil aus dem Souffleur-Buch, und noch heut wird die kleine Rolle neu ausgeſchrieben."

Er mußte mir folgen, wurde mit jauchzendem

Digitized by Google

Zuruf empfangen, las bei der Probe aus dem Souffleur-Buch, und als wir nachher zum einfachen Mahl gingen, zog er die Rolle aus der Tasche und sagte mit den schalkhaftesten Mienen und dem gutmüthigsten Ton: „Nochmals bemühen will ich Sie doch nicht!“ Tages darauf, in der Vorstellung, war er freilich des Einbläsers im Kasten sehr bedürftig und zuweilen wurden ganz andere Worte einstegreift; Meister Ludwig Devrient schuf aber seinen „Caspar Laufer“ dennoch zum treffendst ausgeprägten Bilde.

Aus dem Vergangenen hebt sich mir jetzt die Sonderbarkeit hervor, daß mein drittes gesellschaftliches Zusammenkommen mit Devrient sich wieder mit der Weinwirthschaft verbinden mußte, was begreiflich nur für mich, der ich lebenslang öffentliche Gastorte möglichst vermied, ein wenig merkwürdig ist. — Im März 1819 gab Nagel, derzeit Regisseur des Breslauer Theaters und ein durch Natur und Uebung geförderter Schauspieler, Gastrollen auf der Berliner Bühne. Der Hofrath Karl Stein, früher Schauspieler und auch als Schriftsteller bekannt, mochte trotz seiner spärlichen Geldmittel von jenem ihm Befreundeten sich nicht ohne einen mäßigen Abendschmaus trennen; dazu waren der Theater-Secretair Esperstedt, den man damals auch als Souffleur beschäftigte, und ich eingeladen. Beide schickten wir Absagen, Esperstedt, weil er soufflíren mußte, ich, weil ich arbeiten wollte; mich aber beredete Stein bei einem Besuch, ihn nicht mit Nagel allein zu lassen, und wir Drei waren Abends vereint „bei dem

Digitized by Google

Italiener", wie man ſagte, obſchon der Wirth den deutſchen Namen Dietrich hatte. Gegen Elf meinte Stein: es müſſe noch eine Abwechſelung ſtattfinden; es kamen Lutter und Wegener in Vorſchlag, ich aber weigerte mich ſehr entſchieden, ließ mich dann endlich zu einem Glas Eis bei dem damals gerühmten Conditor Teichmann beſchwatzen. Dort, unter den Linden, war das Geſchäft zu meiner Freude ſchon geſchloſſen, und nun wollte man mich nach meiner Wohnung begleiten. Der Weg führte an dem genannten Weinhauſe vorüber; der faſt ſechs Fuß hohe, derbkräftige Nagel und der auch handfeſte Stein hatten aber, wie ſich nachträglich entdeckte, einen Gewaltſtreich verabredet: der Eine ergriff mich bei den Schultern, der Andere bei den Füßen, und ſo, wie ſehr ich widerſtrebte, ſchleppten ſie mich hinein, grad-hin in das Eckzimmer, wo Devrient und Callot-Hoffmann ſammt ihrem Anhange ſaßen.

Tobende Luſt begrüßte in ſolchem Kreiſe, wo mancherlei Ueberſpannung herrſchte, den an mir vollbrachten Zwang; ich mußte mir ein Zutrinken gefallen laſſen und es ſelbſt üben. Den Aerger bekämpfend mit der Gewalt des Uebermuths, unterwarf ich mich dem Schickſal, und da ich in jener Zeit eben viele der Schriften des Paters Abraham a Santa Clara geleſen hatte, ſo machte ich mir den Spaß, meinerſeits mit ſeiner Art die Unterhaltung zu mengen, was ſelbſt bei Uebergängen zur Strafpredigt der allgemeinen, unzweifelhaft etwas tollen Stimmung behagte. Nach meiner Wohnung kam ich jedoch erſt

Digitized by Google

Morgens vier Uhr, und aus jenem Eckzimmer habe ich mir den unvergänglichen Widerwillen gegen Champagner geholt, was gewiß kein Unglück ist. — In jenen Nachtstunden blieb Devrient fast schweigsam mitten im schwirrenden Lärm, schaute meist wie tiefsinnig vor sich hin; — er dachte vielleicht drei Jahr zurück an meinen, sich als fruchtlos erweisenden Abmahnungsversuch.

Von da an bin ich überhaupt nicht wieder anders mit Devrient zusammengetroffen als im Begegnen auf der Straße, wo auch niemals ein erwähnenswerthes Gespräch entstand. Seine Rede war stets wie in Verlegenheit abbrüchig, sein ganzes, aus Gutmüthigkeit, Mißtrauen und Argwohn gemischtes Wesen schien immer auf dem Rückzug, denn er wußte, daß ich die, durch beinah ausschließliche Verbindung mit jenem vielleicht geistig antreibenden, aber körperlich aufreibenden Kreise beeilte Selbstzerstörung seiner Kräfte nicht unbeachtet ließ. Bei seinen bald schneller sich mehrenden Krankheitsanfällen wurde sogar einmal im „Gesellschafter" (1822. Bl. 20) öffentlich ausgesprochen: „Devrient ist wieder auf der Berliner Bühne aufgetreten und die Theilnahme äußerte sich lebhaft. Möge Hygeia mit ihrem Gerstenbrod (Maza) ihn erkräftigen und mit ihrem zweiten Sinnbilde, der Schlange, ihn daran erinnern, daß solch ein Schlangenwesen nicht nur die ersten Eltern zu verbotenem Genuß verleitete, und daß man mithin jeden Versucher sich fern halten müsse."

Er hielt sich aber den, ihn schon in Dessau und

Digitized by Google

Breslau begleitenden Versucher, der sich für Berlin in der Gestalt des Callot-Hoffmann seiner bemächtigte, nicht fern, und als dieser nach langer Qual in seinem sechsundvierzigsten Lebensjahre (1822) starb, war Devrient so im Vorschreiten seiner Hinfälligkeit, daß ihm ein Uebermaaß starker Getränke als Ernährung unentbehrlich war, um sich tagweise aufrecht zu erhalten. Auch auf der Bühne wurden die Folgezeichen sichtlich in den krankhaft verzogenen Händen und in der mitunter sehr auffälligen Schwächung des Gedächtnisses und Gehörs. Der Souffleur hatte mit ihm viel Mühe, die zuweilen doch nicht ausreichte.

Bei dem unverhüllbaren körperlichen Verfall bezeugten indeß die Darstellungen Devrient's ausdauernd die Großartigkeit seiner durchweg ursprünglichen Begabung; aber wohin er zum Gastspiel reiste, ohne Krankheit ging es nicht ab. Den Hamburgern — zum Beispiel — wurde dies kund im Herbst 1822, und der zum Abdruck gekommene Bericht an mich meldete: „Körperlich leidend, hat Devrient an seiner Geistesthätigkeit nichts eingebüßt; sein hörbar schwächer gewordenes Organ war aber nicht im Stande, unser, im Verhältniß zu andern Bühnen kleines Theater auszufüllen; verständlich sollte doch jedes vom Künstler ausgesprochene Wort seyn, gar manches war es aber durchaus nicht. Die Furcht, ihn wirklich einer physischen Schwäche erliegen zu sehen, störte immer den Genuß, obgleich ohne dem Ruhme des Künstlers Abbruch zu thun, es erregte

Digitized by Google

uns nur liebevolle Theilnahme.“ Da war Devrient erſt achtunddreißig Jahre alt! Am 15. April 1826 konnte er in Leipzig den „Lear“ nicht durchführen; mitteninne, ſchon im zweiten Akt, mußte der Vorhang fallen und ein anderes Schauſpiel eingeſchoben werden.

Geſteigerter verrieth ſich in Berlin die Zerrüttung der Kräfte. Da gewann ſich der Regiſſeur Weiß, ſelbſt vorzüglicher Schauſpieler, eine Art von vormundſchaftlicher Macht über Devrient. Durch Ueberredung brachte es Weiß, wie er mir mehrmals erzählte, ſo weit, daß der leicht Verführbare ſich in Ausſicht auf Abende, wenn er auf der Bühne wirken ſollte, Nachmittags in ſein Zimmer einſchlieſſen ließ; er mußte im Verſchluß bleiben, bis die Zeit, nach dem Theater zu gehen, herangerückt war, und Devrient nun abgeholt wurde. — In den letzten Jahren war er auch fortwährend von Gedanken an ſeinen baldigen Tod erfüllt, und in ſeiner Ueberſpannung bot er einſt nach der Verſicherung: er werde noch vor Ablauf von zwölf Monaten ſterben, dem Kammermuſikus Schröck eine Wette an auf — Champagner, deſſen Auslieferung je nach dem verſchiedenen Ausgange anzuordnen ſey. Schröck wies die Wette von ſich ab; der Vorſchlag dazu bezeichnet jedoch ſchon einen eigenthümlich phantaſtiſchen Zuſtand, bei dem Devrient's außergewöhnliche Lebensweiſe als ſehr betheiligt anzunehmen iſt.

Für mich hatte Devrient's Kunſtſchaffen mit wenigen Ausnahmen — zu dieſen rechne ich Geſtal-

Digitized by Google

tungen wie „Lorenz Kindlein“ und „Schewa“ — bei dem Naturgeiſtigen meiſt auch den Miteinfluß des Weingeiſtigen. Dieſer Ueberreiz, angeborenem Beruf zu Bühnengebilden unzweifelhaft ein Schaffen im Wagnißvollen erhöhend, ward von der, nach Iffland's Zeit ſich einwohnenden Ueberſättigung im Schauſpieltreiben begünſtigt, und es war den Zuſchauern willkommen, daß Devrient's Lebensweiſe ihn ſtets in ſich raſch mittheilende Erregtheit brachte. Jedenfalls wurde ſie nach meinem Erfahren und Glauben bei der Bühnenthätigkeit geſteigert vom vereinten Andrang des Spirituellen und Spirituöſen, das einen Beſtandtheil in den Adern beiherrſchend macht, und den Darſtellungen Devrient's ein Sprühen von Gedanken- und Gefühlsfunken gab, was man unerreichar nennt, vielleicht auch nur erreichbar wäre im Zuſammentreffen gleicher Berufsfähigkeit mit gleicher Art oder Unart ſich aufopfernden ſinnlichen Lebens. Wenn jedoch Bühnengebilde der tiefſten Zerriſſenheit, des überſprudelnden, mitunter grauenvoll kühnen, des bitterſten oder blitzenden Humors nicht anders erreicht werden könnten als auf dem Wege Devrient's, dann wird man es dem Schauſpielerberuf ſchwerlich zumuthen dürfen, in ihm das hauptſächlichſte oder einzige Vorbild zu finden und ihm ganz ähnlich zu werden. Dies ſey geſagt, unbeſchadet ſeines, auf die Spitzen des Scharfſchliffs getriebenen „Franz Moor“, „Richard III.“, „Lear“, „Fallſtaff“ und ſo weiter bis hinab zum Poſſenſpiel der „Drillinge“.

Digitized by Google

Devrient ſtarb am 30. December 1832, und es iſt erwähnenswerth, daß ſein Tod zu einer argen Abſcheulichkeit benutzt wurde. Der mit Recht geſchätzte Schauſpieler Lemm empfing am Neujahrstage 1833 eine ſchwarz verſiegelte Viſitenkarte, auf der zu leſen war: „Devrient an Lemm als den Erſten, der ihm folgen wird.“ Der auch Krankhafte war reizbaren und grämlichen Gemüths, ſtarb auch bekanntlich fünftehalb Jahre nach Devrient im ſonſt meiſt noch kräftigen Mannesalter; doch wird der tückiſche Streich ihn nicht lange beunruhigt haben, wenigſtens ging er in Aeußerungen darüber bald leicht hinweg. Mit dem unbekannt gebliebenen Abſender jener Viſitenkarte möchte aber gewiß Niemand beiſammen gewohnt haben, und wir wünſchen, es ſey keines Menſchen Heil oder Wehe ihm anvertraut geweſen. Devrient und Lemm ruhen in Frieden; daß aber jenem Unwürdigen der Friede nicht zu gönnen iſt, das wird wohl allſeitig empfunden, und ſein Gewiſſen hat unzweifelhaft das Richteramt übernommen.

Von dem „Vaterländiſchen Verein“ kann ich noch nicht ſcheiden, weil zu erzählen iſt, daß ich im Jahre 1818, bei der unvermeidlichen Leitung einer Mittags-Unterhaltung im Opernhauſe, wegen des berühmten Sängers Joſeph Fiſcher, einen Zuſchauer-Kampf zu überſtehen hatte, wie ich einen ähnlichen vorher und ſpäter nie wieder erlebt habe. Dieſer Wirrkampf iſt mit vielen, damals herrſchenden Bewegungen des Leidenſchaftlichen im Zuſammenfluß, erregte weitum

Digitized by Google

Lärm in den meiſten öffentlichen Blättern, wird ſich aber hier zum Erſtenmale lichten.

Der Baſſiſt Joſeph Fiſcher war, als er Mitglied des Berliner Königlichen Theaters wurde, unzweifelhaft der bedeutendſte Künſtler ſeines Stimmfaches in Geſang und Darſtellung, war es geworden durch allſeitig gründliches Bemühen für ſeinen Beruf. Auch außerhalb der Bühne konnte er ſich angenehm machen, wie dies unter Anderem dadurch bezeugt iſt, daß er ſich ein Fürſtenkind aus einer Links-Ehe, eine ſehr ſchöne und geiſtreiche Frau, zur Gattin gewann, ihre Theilnahme auch feſt zu halten wußte: denn faſt mehr noch als er eiferte ſie für ſeine künſtleriſche Stellung. Fiſcher und ſeine Frau wurden bald in die geſellſchaftlichen Kreiſe Berlin's gezogen, er war aber nicht ſo gefällig, die Ehre der Einladung mit Geſang vergelten zu wollen; das nannten die Einen recht, die Andern ſtolz, und Dieſe waren nun ſehr bereit, von ſeiner unbegrenzten Anmaßung zu ſchwatzen. Ein Selbſtüberheben, vielleicht maaßloſer, als es nicht ſelten bei dem von Handbeifall ſchwindlig gewordenen Bühnengünſtlingen zur Gewohnheit wird, läßt ſich nicht wegleugnen; daß aber Fiſcher dort, wo man es erkennbar als Dank für eine Gaſterei verlangte, nicht ſang, war gewiß zu billigen, und obenein iſt anzufügen, daß er oft bei Anweſenheit weniger Perſonen — auch in meiner Familie — unaufgefordert ſich an das Pianoforte ſetzte, und mit Freundlichkeit Alles vortrug, was ihm eben einfiel. — Die gegneriſchen Nachreden wurden aber feurig unterſtützt von

Digitized by Google

„Hoffmann-Callot" und seinen Weinhausgenossen, nachdem Fischer verweigert hatte, in der von Jenem componirten Oper „Undine" den „Kühleborn" zu übernehmen, aus dem Grunde, „weil unsangbar sey, was der Herr Kammergerichtsrath dem Sänger in Noten vorlege". Ob dies wahr ist, ob Fischer — selbst ein guter Lieder-Componist — unter allen Umständen das ihn Anwidernde hätte singen sollen, das mag Jeder für sich entscheiden; seine Aeußerung ist aber hinleitend zu dem gültig gebliebenen Urtheil, wonach der Musik zur „Undine" überhaupt grillenhafte Seltsamkeit innewohnt. — Diese vorläufigen Andeutungen gehören nur deshalb hieher, um die Förderungsmittel zu bezeichnen, die angestrengt wurden zum Verbreiten einer Mißstimmung, die Fischer auch auf der Bühne empfand, und darüber untröstlich war. Man muß Zeuge gewesen seyn, wie er bei dem in Gesang und Darstellung vortrefflichen Durchführen seiner Aufgaben kalt behandelt wurde, oder mit dem lauten Beifall entgegengesetzte Zeichen vernehmen mußte, wodurch Fischer in fieberhafte Wallungen gerieth.

Nun wollte schon im Jahre 1817 das Ehepaar mich anreizen, im „Gesellschafter" dies üble Treiben zu befehden, ich war jedoch der Meinung, der alberne Kampf könne durch öffentliche Einmischung erhitzter werden, wie dies gewöhnlich ist bei dem Parteiunwesen. Meine Weigerung erweckte aber neben der Empfindlichkeit die weibliche List, und es kam so weit, daß Madame Fischer mich in einer zahlreichen Gesell-

Digitized by Google

ſchaft beſchuldigte: ich würde nicht einmal den Muth haben, eine Anſprache, die Fiſcher ſelbſt unterzeichnete, in meiner Zeitſchrift erſcheinen zu laſſen. Das war nur zu belachen; bei fortgeſetztem Angriff erklärte ich jedoch endlich: wolle man ſo unklug ſeyn, Oel in's Feuer zu gießen, das von Fiſcher Unterzeichnete werde meinerſeits zum Abdruck angenommen.

Am Morgen des 20. Februar 1818 empfing ich den Aufſatz, und am Abend dieſes Tages lag er ſchon zur Satzberichtigung gedruckt vor mir. Derſelbe Abend hatte indeß, wie ich am nächſten Vormittage erfuhr, die Angelegenheit mehr noch in Bedenklichkeit gebracht. „Figaro's Hochzeit" war angekündigt, Fiſcher ſchickte der Intendanz das Erſuchen, ihn wegen ſeines Unwohlſeyns diesmal mit dem „Figaro" zu verſchonen, erhielt aber den Beſcheid: es ſey nicht zu billigen. Er mußte auf die Bühne, ſang mit Anſtrengung; als man jedoch nach zur Gewohnheit gewordenem Belieben die Arie: „Doch vergiß leiſes Fleh'n, ſüßes Wimmern ꝛc. ꝛc." Dacapo verlangte, gehorſamte er nicht, und wurde nun bei ſeinem nächſten Erſcheinen ſogleich ausgepocht. Obwohl er dann ſpäter, als Merkzeichen ſeiner Unpäßlichkeit, ein ſeidenes Tuch um den Hals gelegt hatte, es half nichts, er ſollte und mußte ein unerhörtes Verbrechen begangen haben gegen das Publikum; — eine Geſammt-Benennung, womit gar oft nur eine ſich Vorrechte zutheilende Parteiſippſchaft prunkt.

So genaue Kenntniß des Geſchehenen mangelte

Digitized by Google

mir am Morgen des 21. Februar, doch ward es mir einsichtlich, Fischer's Aufsatz werde jetzt für ihn noch weniger günstig wirken. Deshalb schrieb ich ihm in Sorglichkeit, und erhielt rasch die von Madame geschriebene Antwort: eben jetzt sey der Abdruck nothwendiger als je; ich möchte an meinem Versprechen nicht deuteln, und nur bemerken, daß Fischer's Erklärung mir vor diesem Ereigniß im Theater zugesandt sey. Im „Gesellschafter" (Jahrgang 1818, Bl. 32.) ist demnach zu lesen:

(„Auf Verlangen des Einsenders versichere ich, der Wahrheit gemäß, daß ich nachfolgenden Aufsatz schon am 20. Februar Morgens empfing.

Der Herausgeber.")

„Berlin. In Nr. 244 der „Zeitung für die elegante Welt" las ich eine Anzeige, welche meldet, daß ich bei meinem Wiedererscheinen auf der hiesigen Bühne, nach einer Reise, am Ende der Oper hervorgerufen, mit den Aeußerungen gedankt habe: „daß der im Auslande erlangte Beifall mich bei weitem nicht so erfreue, als der in der Heimath mir gezollte." — Etwas Wahres ist an der Sache; doch scheint dem Einsender jenes Artikels sein Gedächtniß untreu gewesen zu seyn, denn wörtlich, wie er schreibt, sprach ich nicht, und was ich damit meinte, merke ich wohl, verstand er gar nicht. Hätte er auf die Betonung der Worte Acht gegeben, wäre er wohl dem Sinne derselben näher gerückt. Uebrigens war die Phrase für hier gedacht, hier ausgesprochen und sollte auch nur hier verstanden werden. Um aber im Auslande, wo ich

Digitized by Google

mit ſo ausgezeichneter Güte aufgenommen worden, nicht lächerlich undankbar zu erſcheinen, kann ich nicht vermeiden, zur Erklärung jener Worte vielleicht in das andere Extrem zu verfallen, welches Den, der mich nicht verſteht — ſey es aus Unbekanntſchaft mit dem Künſtler-Gefühl oder aus böſem Willen — leicht tadelnswerth, ſtolz oder anmaßend erſcheinen dürfte. — Iſt es allgemein angenommen, den Künſtler über ſeine Leiſtungen öffentlich zu loben oder zu tadeln, warum ſollte es ihm nicht erlaubt ſeyn, auch ein Wort über das Publikum zu ſagen, und über die Art: Kunſtleiſtungen aufzunehmen? Ich erkenne mich nämlich einer kleinen Erbitterung ſchuldig, die mich an jenem Abend ergriff, da ich auf's Neue bemerkte, daß eine Abweſenheit von wenigen Monden mir hier ſchmeichelhaftere Aeußerungen des Wohlwollens errang, als es meiner beſtändigen Anſtrengung: das ganze Jahr hindurch zu geben, was in meinen Kräften ſteht (wobei gewiß, bleibt auch zuweilen das Geleiſtete hinter der Erwartung zurück, doch die eifrigſte Bemühung nicht zu verkennen iſt), gelingt; und doch ſind es jene Aeußerungen des Wohlwollens allein, die dem Künſtler Bürge ſind für das Gelingen ſeiner Anſtrengungen. Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze, er iſt nur auf den Augenblick angewieſen, in dem er wirkt; wie tief kränkend, ja erniedrigend möchte ich das Gefühl nennen, das ihn ergreifen muß bei der Kälte, die ſich hier ſo erſtarrend und allen Aufſchwung lähmend, bei den Kunſtleiſtungen äußert! — um ſo kränkender, wenn er weiß, ſein Möglichſtes mit

Digitized by Google

dem beſten Willen geleiſtet zu haben, und wenn er ſich in angenehmer Erinnerung bewußt iſt, mit demſelben Muſik-Stück, welches hier ohne Wahrnehmung zu Boden fällt, an andern Orten die lebendigſte Anerkennung wohl über den Werth gefunden zu haben. Woher ſoll unter ſolchen Umſtänden die Begeiſterung für die nächſte Scene kommen? Solcher Kälte kann keine Wärme widerſtehen, ſie greift an das innerſte Leben und entzweit den Künſtler mit dem Zuſchauer, denn ein altes Sprüchwort ſagt: Far la corte e non gradire e casa per morire. Der laute Beifall iſt dem Künſtler nothwendig, er erhebt ihn, feuert ihn an, begeiſtert ihn; ja er darf ihn fordern als Anerkennung der Achtung, die er dem Publikum durch ſeine Darſtellung ſchenkt, zum Beiſpiel am Ende einer Haupt-Scene, Arie u. ſ. w. gleichſam als Empfangsſchein des Gehörten; denn vom gänzlichen Ignoriren bis zum Auspochen iſt an andern Orten nur ein Schritt; hier hingegen geſchieht es dem vorzüglichſten Künſtler faſt täglich, und wie ſehr ſchadet ein Publikum ſich ſelbſt durch dieſes nihil admirari! Der ſich fühlende Künſtler erwartet dieſen Beifall, wird er ihm nicht — aus welchen Gründen es auch ſey — ſo ergreift er den Wanderſtab, wenn er kann; zwingen Verhältniſſe ihn, zu bleiben, ſo vernachläſſigt er ſich, ohne es zu wollen, wird matt, ja verdrüßlich und gleichgültig; das jüngere Talent hingegen, jede Aufmunterung entbehrend, wird zaghaft, des Weges ungewiß, den es zu gehen hat, auch wohl gar durch vielerlei Verſuche, den ſo wohlthuenden Beifall zu erhaſchen,

Digitized by Google

auf Abwege geleitet, die sich mit der Kunst nicht vertragen, allein freilich, leider! nur zu oft ihren Zweck erreichen. Welche Achtung genießt hingegen der Künstler in Frankreich, England und Italien, ja auch in Wien, München u. s. w. Gleich bei seinem ersten Auftreten empfängt ihn das Publikum mit Beifall, noch in der Erinnerung seiner letzten Darstellung und ihm gleichsam damit andeutend: daß man auch heute nicht Minderes erwarte. Wie werden einzelne Stellen gefühlt, herausgehoben; hier, wenn ein Fremder bei solcher Gelegenheit, von seinem Gefühl hingerissen, sich einen Beifallslaut — außer der Zeit — erlaubt, so wird meistens ein durchdringendes Zischen hörbar, welches den Darsteller eiskalt berührt und ihn schnell aus Rom, Athen, oder wohin ihn seine Begeisterung versetzt hatte, in die hiesige Wirklichkeit zurückzieht. Ja es scheint hierin eine Art Etikette eingeführt, zum Beispiel: nie ein Recitativ oder einzelne Solostelle, selten ein mehrstimmiges Stück zu applaudiren, daher die Wechselwirkung der Vernachlässigung solcher Stücke. Die hergebrachte Sitte geht noch weiter: was in der ersten Vorstellung applaudirt oder Dacapo gerufen wird, wird es künftig immer, gleichsam mechanisch, da es doch leicht geschehen kann, daß die nächste Darstellung, auch bei dem besten Willen, nicht so gut gelingt. Der Wirkung, die der Sänger, der auch Schauspieler ist, sich von einem Recitativ versprechen dürfte, steht schon der ängstliche Gebrauch der Opernbücher entgegen, die den Blick vom Darsteller so abziehen, daß Mimik und Spiel beinah überflüssig werden, des

Digitized by Google

ſtörenden Geräuſches nicht einmal zu erwähnen, welches bei dem Umwenden der Blätter im Unisono gleich der Brandung des Meeres ertönt und bisweilen, unglücklich genug, grade bei einer Stelle im Geſange eintritt, wo die größte Stille am wohlthätigſten wirken müßte. — Man könnte beinah behaupten: daß hier ſelten oder nie der laute Beifall rein durch die Macht der Künſtler über die Gemüther hervorgebracht werde; Privat-Verhältniſſe aus dem bürgerlichen Leben haben da vielen Einfluß. Wie oft hörte ich ſelbſt im Parterre Verhandlungen und Abſtimmungen darüber mit an: „Wollen wir Den applaudiren?“ — „J Gott bewahre, Den mag ich nicht leiden!“ oder: „Höre, Der muß heute heraus, es iſt ein gar guter Kerl!“ — „Ei was, der iſt ſchon übermüthig genug!“ und Dergleichen mehr. — Manches ließe ſich noch anführen, um einer verſammelten Menge in's Gemüth zu rufen: daß der Künſtler, welcher ſein ganzes Leben dazu verwendet, ihr Vergnügen und Genuß zu bereiten, der — nach dem Ausſpruche unſeres früh verſchiedenen Meiſters — in jeder angreifenden Rolle einen Theil ſeines Daſeyns darbringt, daß dieſer Künſtler gleiche Achtung und Aufmerkſamkeit zu fordern ſich berechtigt fühlt; daß die wenige Schonung, welche hier oft Denen bewieſen wird, die in ihrer Jugend und Kraft gefeierte Lieblinge waren, Jeden auf die Zukunft trübe Blicke werfen läßt. Doch ich ſchließe dieſen Aufſatz, der, meinem innerſten Gemüth entſtrömend, doch vielleicht Manchem zu lang dünkt, mit dem Ausſpruche jenes

Digitized by Google

Meisters: „Das Publikum ist die Geliebte des Künstlers!“ — muß aber nicht die heißeste Liebe endlich erkalten einer spröden oder gar koketten Schönen gegenüber, die tiefe Gefühle mit Theilnahmlosigkeit belohnend, oder gar höhnend neckt?

Joseph Fischer,
Königl. Kammersänger.“

Mag man in diesem Aufwallen eines leidenschaftlichen Selbstgefühls Ueberhebung und Verwerfliches finden, Wahrheit fließt auch mit ein, und nächstdem ist es eine offen ausgesprochene, dem bedrückten Gemüth entströmte Meinung, die bei dem Andringlichen eines empörten Künstlergefühls doch nicht in Unanständigkeit sinkt. Einstweilen sey darüber hinweggesehen, um dem Thatsächlichen möglichst feste Anreihung zu bewahren nach damaligen Berichten.

Schon am 9. Februar hatte Fischer den König gebeten, an einem Tage in Mittagsstunden zur Unterstützung des „Vaterländischen Vereins“ im Opernhause eine „Musikalisch-dramatische Academie“ einrichten zu dürfen. Damals war der erwähnte Hader noch gar nicht zu ahnen, und erst mehrere Tage nach jenem Theaterlärm erfuhr der Verein durch den General-Intendanten Graf Brühl, daß die Bewilligung zu dem Unternehmen erfolgt sey. Fischer empfing diese Nachricht am 6. März, erkannte das Mißliche seiner veränderten Stellung, erklärte aber: sein Versprechen und die königliche Zusage wären ihm unter allen Umständen heilig, und er halte es bei weitem weniger seiner Ehre nachtheilig, ausgepocht und ausgepfiffen

Digitized by Google

zu werden, als etwa in Furcht vor Kabalen sein zu Gunsten eines wohlthätigen Zweckes gegebenes Wort unerfüllt zu lassen; er werde demnach singen in dem Intermezzo „Il Geloso“, mit Beihülfe der Madame Schulz, wünsche aber im Uebrigen das Ganze geordnet, da die seinerseits beantragte Entlassung ihm das nothwendige Vermitteln der Beihülfe und die Leitung unmöglich mache. Weil ich ein Jahr vorher zwei Vorstellungen im Opernhause veranstaltet hatte, sandte mir, dem sogenannten Ehrenmitglied des Vereins, die Prinzessin Marianne ihren Stellvertreter, den Geheimen-Rath v. Kamptz, mich zu fragen: ob ich für das Ergänzen der Vorstellung sorgen, sie ordnen und leiten wolle. Vertraut mit den schwer zu bewältigenden Forderungen, die an den Verein gemacht wurden, gestattete ich mir kein Bedenken, mußte es jedoch haben in Hinsicht auf Fischer, und entgegnete: ihn selbst muß ich hören, muß erfahren, ob er auf einen argen Sturm gefaßt ist. Kamptz ging mit mir zu Fischer; Der sprach, wie er zum Verein schon gesprochen hatte, und fügte hinzu:

„Angenommen, die Dacapo's wären vom Sänger zu verlangen, was ich bezweifle, angenommen also, ich hätte gegen die im Schauspielhause Versammelten gesündigt, so traf mich gleich die härteste Strafe ihrer Gewalt: sie haben mich ausgepocht. Mein Verschulden wäre demnach gebüßt, ohne daß die Gegner von Gelindigkeit reden dürften. Meinen früher geschriebenen Aufsatz ließ ich zur Beherzigung oder Widerlegung drucken; auf demselben Wege, und jedenfalls

Digitized by Google

nicht im Theater durch Lärmtreiberei, die nur Beweis von Rohheit ist, muß diese Angelegenheit erörtert werden. Denn, wie ich Keinen hindern darf, seine Meinung öffentlich auszubreiten, so ist auch mir eine solche Freiheit nicht zu beschränken, und ich habe sie benutzt in grader Weise. Will eine Partei davon abweichen, immerhin! — es würde für sie kein günstiges Zeichen. Außerdem hat man mich bereits wegen meines Aufsatzes mehrmals in Tagesblättern sehr unanständig behandelt, wie jeder gebildete Leser empfinden wird; es könnten also auch Die befriedigt seyn, denen es nur um Kränkungen für mich zu thun ist. Will jedoch eine solche Partei, nachdem ich, vermöge meiner unbedingt geforderten Entlassung, bereits als Fremder zu betrachten bin, hier nur noch einem wohlthätigen Zweck diene, alles Rechtsgefühl auspfeifen, die Schicklichkeit durch Pochen mit Füßen treten, dann wird mein Recht mächtiger, und ich habe für mich genug erreicht."

Nach dem Berathen über diese Herzenserleichterung kam die erste, vom „Vaterländischen Verein" besorgte Ankündigung in die Oeffentlichkeit; ich bemühte mich, Mannigfaches für die Vorstellung zu ordnen, und hatte nun die Anzeigen allein zu unterzeichnen. — Jetzt erhielt Fischer unterschriftlose Briefe, die ihn erschrecken sollten; Zeichen, daß jene Partei, an deren Spitze der Kammergerichts-Rath Hoffmann-Callot stand, durch Feder und Rede sich verstärkte, und kein Mittel scheute, um den Sänger zu vertreiben, wurden in Menge kenntlich. Dabei schien es mir

Digitized by Google

doch zuweilen, Fiſcher betrachte das Unternehmen als den Pfad zur Verſöhnung; ich ſchrieb deshalb ein paar neue, bezügliche Verſe zu dem für ihn ſchickſalswenderiſchen Geſange des „Figaro“, erbot mich, vor dem Intermezzo vom Orcheſter die Begleitung zu jenem Geſange mehrmals ertönen zu laſſen, womit vielleicht durch Ueberraſchung und Neugier ein ruhiger Augenblick erzielt werde: denn kam Fiſcher zum Singen, kam er wahrſcheinlich auch zum Siege. Entſchieden verweigerte er dieſe Nachgiebigkeit, die für mich, wenn ſie mißglückte, freilich ebenfalls widerwärtig werden mußte.

Am 18. März, nachdem Hoffmann noch Tages vorher in den Zeitungen bezüglich darauf hinwies, daß einſt der franzöſiſche Schauſpieler Michel Baron auf der Bühne niederknieend Abbitte leiſten mußte, ſollte die Mittags-Vorſtellung um Elf beginnen. Da mir das Opernhaus wieder nur für eine Probe bewilligt worden war, hatte ich mir ſelbſt jeden Nebendienſt eingeübt, und ſchon zwei Stunden vorher ſtand ich auf der Bühne, um möglichſt jede Unſicherheit zu verhüten. In zehnter Stunde wurden mir fünf Polizei-Beamtete beigeordnet, was ich der Vorſicht gemäß fand, und bald empfing ich den Bericht: daß Hoffmann mit dem Schwarm ſeines Anhangs im Weinhauſe bei Lutter und Wegener ſey, Alle ſich feierlichſt verbündet hätten, Fiſcher nicht ſingen zu laſſen. Als ich gegen Elf wiſſen wollte, ob meine Familie an ihren Plätzen ſey, begegnete mir auf dem Gange hinter den Parquet-Logen der feindliche Troß;

Digitized by Google

Hoffmann rief mir höhnisch zu: „Sie glauben doch nicht, daß wir dies Intermezzo dulden?“ und ich antwortete: „Bin bestens unterrichtet, weiß genau, auf welchem Boden ich stehe!“ und ging rasch vorüber. Aus dem bis zum Erdrücken gefüllten Zuschauer-Raum nach der Bühne zurückgekehrt, fand ich Fischer im Gespräch mit dem berühmten Schauspieler Pius Alexander Wolff, der mit Jenem in demselben Hause wohnte, und uns Beiden befreundet war. Wir erinnerten den Freund an eine vorläufige Verabredung, wonach er uns in zweifelhaften Folgen helfen sollte mit der einen oder andern von mir für verschiedene Wandlungen verschieden geschriebenen Ansprache der muthmaßlich uneinigen Menge. Die Handschriften waren auch dem Souffleur gegeben, und Fischer sprach zu Wolff: „Den ersten Sturm werd' ich ruhig erdulden, mich hartnäckig beeifern, meinem Versprechen zu genügen; wenn mir aber die Unmöglichkeit erwiesen wäre, dann seyn Sie ja in der Nähe, um aus den Umständen mich zu entschuldigen, allenfalls auch nochmals meine Bereitwilligkeit anzubieten.“ Wolff bestätigte uns seine Zusage, und nun meinte ich, es sey auch für das Unangenehmste der geziemende Anstand bewahrt.

Pünktlich um Elf ertönten die ersten Klänge der Ouvertüre zur Oper „Tigranes“ von Rhighini; dann gab, nach gehobenem Vorhang, die beliebte Seidler-Wranitzky eine Scene aus Rossini's „Tancred“. In den Darstellungen Jahres zuvor waren von mir die „lebenden Bilder“ auf die Bühne

Digitized by Google

gebracht, jetzt hatte man durch die Zeitungen eine Wiederholung begehrt; zum Aufbau der Bühnen-Vorrichtung war eine Viertelstunde nöthig, die durch ein neues Tonwerk: „Thema und Variationen für das ganze Orchester" erträglicher gemacht wurde, dann folgte mit den Bild-Erscheinungen mein Gedicht: „Das stumme Kind", gesprochen von dem sehr geachteten Schauspieler Beschort. Dies Alles wurde mit lebhaftest lauter Theilnahme begleitet, und füllte die Hälfte der für das Ganze bestimmten Zeit. Die verhängnißvolle Stunde war nun genaht, und nach kurzer Musik-Einleitung wich der Vorhang in die Höhe. Fischer saß als „Schuster Sandrino" innerhalb eines Leinwandgehäges bei der Arbeit; so wie man aber seiner ansichtig wurde, wütheten Stampfen, Pochen, Pfeifen und Zischen im Kampf mit dem angestrengtesten Händegeklatsch und Geschrei: es war ein fürchterliches Durcheinander aller Gewaltmittel zum Wirbel des ungestümsten Getoses. Fischer hielt es, jetzt sitzend, dann gehend und stehend, in erzwungener Fassung aus, versuchte oftmals zu singen, aber jeder Anlauf machte das Aufrührerische wilder: kein Laut von Gesang und Musik konnte vernehmlich werden. Bei so streitig Ungeheuerlichem mochten etwa zehn Minuten vergangen seyn; ich stand hinter der Umhägung, durch eine Oeffnung konnte ich beobachten, daß an Fischer jedes Glied bebte, und als er eben wieder saß, fragte ich: „Soll der Vorhang fallen?" Eine Weile war er unvermögend zu antworten, dann rief er mir leidenschaftlich zu: „Aushalten, aushalten

Digitized by Google

in Lammsgeduld! Wirft man aber etwa mit faulen Aepfeln und Desgleichen, so fliegt von hier alles Geräth hinunter.“ Das fehlte noch! — ich entgegnete rasch: „Auf den Fall ist vorgesehen; es sind fünf Polizeimänner hier, und bewegen sie sich irgendwie angreifend, dann muß ich Sie vor Aller Augen verhaften lassen.“ — Da drang Angstruf aus den Coulissen: die bei dem Intermezzo betheiligt seynsollende Sängerin Schulz, außer sich über das ihr entsetzliche Ereigniß, war in Ohnmacht und Krämpfe gefallen; ich ordnete Beihülfe an, und eilte dann wieder nach meinem Standort auf der Bühne. Da schienen draußen die mißwollenden Ausbrüche ermüdet, die günstigen vorherrschend. Fischer trat mehrmals mit unterthäniger Geberde vor, und wirklich begann der Gesang. Kaum bemerkte man dies durch die Bewegung des Taktstocks im Orchester — denn zu hören war jenseits noch nichts — da wurden sogleich mit dem Zuschrei: „Niederknieen! Abbitten!“ die Getümmelskräfte abermals in widersetzlichste Thätigkeit gebracht. Nun erst trat Fischer mit den drei herkömmlichen Verbeugungen zurück, und auf meinen Wink fiel der Vorhang.

Wie vorausgeahnt, so begab es sich nun bei den Zuschauern: sie steigerten unter sich gegenseitig die Zwietracht. Man rief: „Fischer! Er soll singen! Hinaus die Ruhestörer!“ und dazwischen andauernd das gegnerische Lärmgewühl mit Schmähworten und nichtverständlichem Geschrei. Die Frauen, in der Mehrheit dem Sänger geneigt, weinten, wurden auch

Digitized by Google

laut, ſtanden auf den Sitzen und wehten mit ihren Tüchern: es war ein Zuſammenfluß verwirrten Wüthens. — Auf der Bühne wurde Wolff erwartet, damit geſchehe, was er zu thun übernommen hatte; er kam nicht, und ich eilte, ihn zu ſuchen, nach ſeinem, mir bekannten Platz im erſten Logenrange: fort war er, geflüchtet vor dem widerſtreitigſten Tummelgetoſe. Indem ich nach Wolff fragte, befremdete mich eine plötzliche Stille, ich ſah mich um, und aus mir, dem Leitenden in Noth, mußte ein beſtürzter Zuſchauer werden. Der Vorhang war aufgezogen, auf der Bühne erſchien der damals junge Schauſpieler Maurer, begann zu reden mit den Worten: „Der Zweck des Herrn Fiſcher iſt erfüllt" — aber ſogleich hatte er zu ſchweigen und ſich zu retten: denn jener Vorderſatz erregte den Wellenſchlag des Aufruhrs im Nu wieder zum brauſenden Getobe. Ein Theater-Inſpektor hatte ihm zugeredet, hinauszutreten, und es iſt verzeihlich, daß ihm bei ſolchem Schreckensgewälze die Beſinnung etwas entkam. Um einen Beweis mehr zu geben, wie höchſt gereizt die Parteiſtimmung verfuhr, ſey hier eingeſchaltet, daß Maurer am Abend deſſelben Tages im Schauſpielhauſe zur Abbitte gezwungen wurde, ehe er ſich ſeiner Rolle hingeben durfte. — Seine Einmiſchung hatte übrigens in Bezug auf die gewitterhafte Mittagsſchwüle im Opernhauſe nichts verändert, und als draußen Einer fragte: „Soll Herr Fiſcher ſingen oder nicht?" verwickelten ſich „Ja!" und „Nein!" unlösbar. Er ſelbſt ſagte mir: „Glauben Sie, es ſey noch irgend möglich

Digitized by Google

— ich behaupte das Gegentheil — die Vorstellung in Gang zu bringen, so will ich dieselbe Scene nochmals aushalten, lassen Sie den Vorhang aufziehen!“ Weil jedoch ein rachsüchtiger Schwarm nur hindern wollte mit unüberwindlicher Tücke, durfte ich diese nicht weiter in Versuchung führen, was um so gefährlicher ausarten konnte, weil jenseit des Vorhangs schon erhitzter Wortwechsel Einzelner auffällig war. Rathlos blieb es mir aber, wie der uneinigen Menge beizubringen, daß nichts mehr zu erwarten, das Haus demnach zu räumen sey. Da erblickte ich Ludwig Devrient in einer Coulisse, holte ihn näher, und bat, Er, so geachteter Künstler, möge der Versammlung sagen, was ich geschrieben, der Souffleur zum Vortrage unterstützen sollte, wonach ich ihm die Ansprache ein paar Mal vorlas. Der zaghafte Devrient weigerte sich zwar, er wurde aber umringt und bei nicht aufgezogenem Vorhang recht eigentlich wider Willen hinausgeschoben, in der Hoffnung: ist er draußen, wird er sprechen. Er half sich auch glücklich, verkündigte in höflicher Art den Schluß der Vorstellung mit vollstem Dank für Mitwirkung zu dem wohlthätigen Zweck, und endlich leerte sich bei rauschendem Redegeschwirr das Haus nach einem halbstündlichen Parteienkampf.

Später war Mittags-Gesellschaft im Beer'schen Hause, da schien Fischer voll der übermüthigsten Heiterkeit; sie war aber sehr vergänglich: er brach plötzlich in sich zusammen und weinte wie ein Kind, was die Anwesenden tief erschütterte.

Digitized by Google

Bald verließ er Berlin, wurde im Jahre 1823 zu Gastrollen aufgefordert und kam. Zuerst sang er bei jauchzendem Empfang und schmetterndem Beifall den — „Figaro", willigst sang er auch die Kampf-Arie „Dacapo", und es folgte eine Reihe vortrefflichst belebter Ausführungen bei immer gefülltem Hause, bei stets vollster, mit dem Zuruf: „Hierbleiben!" verstärkter Anerkennung. Von so ausgleichendem Erfolge befriedigt, ging er auf vortheilhaftes Anerbieten erneuter Mitgliedschaft nicht ein, denn er war reich, und wollte nun seinen Kunstkräften und seinem Belieben Freiheit lassen. —

Mein Abenteuer durch ihn habe ich mit deshalb umständlich behandelt, weil ich dazu förderlich seyn möchte, daß man in den lebensgeschichtlichen Werken die Nachreden über Fischer eher mäßige als leidenschaftlichen Tagesberichten zu sehr vertraue. Der Heimgegangene war ein Mann vielseitiger Bildung, der für augenblickliche Aufwallung — bei berechneter seiner Gegner — in niedriger Weise hart bestraft wurde, dann Genugthuung erhielt, und der des Friedens über seiner Gruft gewiß nicht unwürdig ist.

Habe ich mich nun vom „Vaterländischen Verein", überhaupt von Allem, wodurch er entstand und sich erhielt, abzuwenden, muß ich doch ein Geständniß anreihen hinsichtlich meiner tagesgemäßen Verwickelung in staatliche Begebenheiten. Schon angedeutet ist dies Geständniß im ersten Bande dieses Buches (Seite 109); ich will aber offenherzig noch etwas mehr gestehen.

Digitized by Google

Bei der verschiedenen, nach meinen untergeordneten Kräften zu messenden Mildthätigkeit zur Unterstützung der Bedürftigen befriedigte ich mir das Gemüthliche, behielt aber daneben doch meine eigenen Gedanken in Zusammenbetracht. — Wenn ich die Zeit von der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm III. für mich beleuchte, so hatte der von mir verehrte König zwar recht, bei den zerrütteten Zuständen Preußens möglichst die Nichteinmischung in aufrührerische Welthändel und überhaupt den Frieden zu wollen. Im Jahr 1805 aber, wo alle Anzeichen den nachherigen Rheinbund voraussetzen ließen, mußte Deutschland das vorwaltend zu Erwägende, die abgünstige Stimmung gegen Oesterreich überwunden werden. — Nachdem Dies nicht geschehen, wurde der, rasch im Jahr 1806 von Preußen allein begonnene Kampf, dem kriegskundigen Heere der Franzosen mit einem Feldherrn wie Napoleon gegenüber, begriffslose Verwegenheit. Dies war und blieb es, ob auch unzweifelhaft der willkürliche, am 3. October 1805 vollführte Querzug eines französisch-deutschen Heerhaufens durch einen Landestheil des im derzeitigen Kampfe abseits gebliebenen Preußen als Beleidigung übereinkömmlicher Rechts-, Volks- und Fürstenehre anzuerkennen ist. — Wohl aber hätte sich nach mir dauernd gebliebener Ansicht Preußen im dem Kriege 1809 Oesterreich anschließen, und ein Beispiel geben können, wie man für Deutschland zu handeln habe, ehe Oesterreich ein solches Beispiel gab im Jahre 1813. Dem Kaiser Franz II. ist es — nach meinem Empfinden —

Digitized by Google

wahrhaft als Großthat anzurechnen, daß Er, deſſen Schwiegerſohn Napoleon war, dem unerſättlichen Eroberer zum vielmächtigen Feinde wurde, und ich glaube, Oeſterreich hat dafür ſolchen Dank verdient, der die Eiferſüchtelei zwiſchen den beiden Staaten beſſer hätte ausgleichen ſollen, als die Erfahrung lehrt. Dieſe Anſicht kann irrig ſeyn, ſie gehört aber zu meiner Selbſtſchilderung, und ich unterdrücke ſie nicht. — Offen will ich aber geſtehen, meine Erkenntniß ſey ſelten im Einklange mit der betriebſam für Gewinn hadernden Staatsklugheit, und im nothwendigen Vorangefühl des Menſchenthümlichen will mir überhaupt nirgendwo und nirgendwie ein echter Fortſchritt klar werden, ſo lange man noch Kriege überhaupt begünſtigt, meiſt noch aus Gier nach größerem Länderbeſitz, wie wohltönend man bei ſolcher Abſicht die Menge mit Prunkreden täuſcht.

Meine kurzen Aeußerungen über Staatliches ſollen mich nur dorthin führen, als ich ſelbſt mich kriegeriſch rüſten, im Jahre 1813 erwählter Offizier des Landſturms, und dabei zugleich Amtsſchreiber in dieſer Angelegenheit werden mußte. Da habe ich, ein Terzerol im Gürtel, den Waffendienſt mit der Pike erſt ſelber zu lernen, dann zu lehren gehabt, ohne die Ueberzeugung, daß der Berliner Landſturm dereinſt ſich etwa mit dem Tyroler würde vergleichen laſſen. — Empfindlich war und iſt es mir aber unvergeſſen, wie zerſtörend die ſechs Jahre zuvor von den Franzoſen vermittelte „Berliner Bürgergarde“ auf das Familienweſen eingewirkt hatte. Folglich

Digitized by Google

verzeihe ich es mir noch jetzt, bei der Schreib-Verwaltung einem Ober-Medicinalrath, der tobende Vaterlandsliebe in Wort und Geberde offenbarte, der auch körperliche Gebrechen, sogar eine verlorene rechte Hand zum Lossprechen vom Pikendienst nicht wollte gelten lassen, oft den Verdruß zuwandte, während seines Aneiferns die Freischeine bereits ausgefertigt zu haben. Ueberdies bin ich der Meinung, daß die Weltgeschichte von meinen Heldenthaten nichts würde erzählen können, selbst dann, wenn der „Berliner Landsturm" jemals irgend einen bewaffneten Heerestheil hätte abwehren sollen. Für mich Einzelnen muß ich außerdem offenbaren, daß ich niemals von Kanzel und Bibel so fern war, um das fünfte Gebot in Anwendung auf Schlachten gänzlich zu mißachten, wobei ich allerdings die sogenannten „Freiheitskriege" in Ausnahme stelle, trotz des nachträglichen Ergebnisses, daß der Gesammtheit wie mir die geistige Freiheit vom Jahre 1819 bis 1845 freventlich beschränkt wurde. — Bis dorthin ist aber noch Manches zu beachten, und ich lenke mich nun wieder zu meinem Erinnerungswege.

Daß ich bei den im Opernhause von mir veranstalteten und geleiteten Mittags-Unterhaltungen auch seit dem Jahre 1815 mit dem General-Intendanten Grafen Brühl in Näherung kam, ist einleuchtend, und den Mittheilungen darüber bemerke ich voran, daß ich in ihm eine der liebenswürdigsten Persönlichkeiten kennen lernte, auch bei solchen Begriffen, wo nach meiner Anschau der Wahrheit gemäß abfällige

Digitized by Google

Aeußerungen in Betracht seiner Verwaltung der Oeffentlichkeit hinzugeben waren.

Für den wohlthätigen Zweck jener Bühnenbenutzung hatte ich solche Abende gewünscht, wo nur im Schauspielhause Vorstellung, das Opernhaus also mir zu überlassen war. Diesen Wunsch gewährte Brühl nicht, aus für derzeitige Zustände haltbarem Grunde. Er schrieb mir: „Der Berufungen wegen muß ich auf dem Vormittag beharren, da ich dem Königlichen Theater den Abend um so weniger vergeben kann, als die Rede davon seyn dürfte, alle künftigen theatralischen Privat-Unterhaltungen während der Stunden, wo das Theater Vorstellungen giebt, nicht zu gestatten." — In der Folge hat mir Brühl offen und mit Belegen versichert, er habe besonders im Anfange seiner Verwaltung wegen damals zu geringer Staatsbeihülfe manchem Kunstnachtheil, dem er gern widerstrebt hätte, nachgiebig werden müssen, und es wird dies aus meinem Bericht auch etwas deutlicher erhellen.

Jenes aus dem Streit mit T. H. Friedrich hervorgegangene, der Intendanz zugesandte schwache Werk: „Die Prinzessin", schickte mir Brühl, wie ich schon erwähnte, am 5. April 1815 zurück und schrieb dabei: „Das Lustspiel: „Die Prinzessin" hat gewiß viel und mancherlei interessante Momente und zeigt von wahrhafter Kunstfertigkeit, allein die vielen und mancherlei Beziehungen, welche darin auf ehemalige hiesige Hofverhältnisse sich finden, und welche durchaus nicht daraus zu verbannen sind, machen die

Digitized by Google

Aufführung deſſelben für unſere Bühne vollkommen unmöglich. So leid mir dieſe Erklärung thut, ſo habe ich es doch für Pflicht erachtet, ſie Ew. Wohlgeboren zu machen, um Sie zu überzeugen, daß keine andere Nebenanſicht die Aufführung ihrer dramatiſchen Kunſtwerke verhindert." — Die „Beziehungen" der „Gräfin Milana" in benanntem Luſtſpiel ſind auch von Brühl auf die Gräfin v. Lichtenau übertragen; daß ich an dieſe nicht gedacht hatte, glaube ich wiederholen zu dürfen, ohne Brühl's Auffaſſung damit überwältigen zu können: ſie mag nur ein Beiſpiel mehr ſeyn von hinderlichen Rückſichten, die dem Schriftſteller den Weg zur Bühne erſchweren.

Der Vorwurf, ſolche Rückſichten begünſtigt zu haben, trifft aber den Grafen Brühl nicht; was er vermochte, beengenden Verhältniſſen gegenüber, das that er, bezeugte jedenfalls in aller Umſicht ſtets Bereitwilligkeit zum Rechten und Guten, offenherzige Liebe zum Wahren: ein wohlverdienter Nachruhm, der auch hier durch ein paar Züge bekräftigt ſey.

Durch dichteriſche Verſuche für die Bühne habe ich ihm, die erwähnte „Prinzeſſin" ausgenommen, während der ganzen Zeit ſeiner Verwaltung die Geſchäfte nicht vermehrt, kam in ſolchem Verhältniß nur ein Mal mit ihm in ſeltſame Verwickelung, die ſpäter zu ſchildern iſt. — Mit dem Jahre 1817 hatte der „Geſellſchafter" begonnen; und begreiflich waren die Berichte über die Königlichen Theater nicht immer lobend. Unter Anderem befindet ſich im 195ſten Blatt

Digitized by Google

des Jahrgangs für 1819 eine für Damals richtige Bemerkung über zu zahlreich gewordene Gastspiele, die mehr oder minder stets das Einheitliche der Darstellung stören. Brühl schickte mir nun zum Abdruck ein Schreiben, worin er seinen zeitgemäßen Standpunkt in folgender, die Beachtung des öffentlichen Urtheils bewährender Weise rechtfertigt:

„Es wird Ihnen, werther Herr Professor, wie so Vielen aus dem Publikum, gewiß nicht entgangen seyn, daß bei unserer Bühne so manches Fach, sowohl in der Oper als im recitirenden Schauspiel, noch unbesetzt und daher so manches Engagement wünschenswerth wäre. — Mich bei Abschließung derselben auf die Empfehlung Einzelner zu verlassen, ist mißlich, ja gefährlich, und die Erfahrung hat gelehrt, daß fremde Schauspieler, welche die Zierde ihrer Bühne waren, hier durchaus nicht gefielen. — Das beste Mittel schien mir daher, das Publikum selbst entscheiden zu lassen, und daß zu dem Ende die Gäste auf der hiesigen Bühne sich zeigen mußten, war die unerläßliche Folge davon. Daß bis jetzt unter Diesen auch nicht Einer sich des allgemeinen Beifalls rühmen konnte, ist so wenig meine als irgend eines Menschen Schuld, und würde es mir selbst am angenehmsten seyn, recht bald Gelegenheit zu finden, meinen Zweck zu erreichen, um so das Gastspiel immer mehr beschränken zu können."

Im Jahre 1822 drängte sich mir im Erforderniß der Selbsttreue ein Antrieb auf, in meiner eignen Sache gegen Brühl widerständig zu werden, wobei der

Digitized by Google

Bericht vorwortlich zu erinnern hat an die im Jahr 1813 hinsichtlich der „Talentprobe" entstandene Zwistigkeit, die ich damals abschloß mit der schriftlichen Erklärung: „Wohl denn, es möge meine Genugthuung seyn, daß auf der Berliner Bühne das kleine Stück nie so aufgeführt werden darf, wie es nun ist."

Zu meiner nicht angenehmen Ueberraschung las ich nun im Juni 1822 in den Zeitungen amtlich für einen der nächsten Abende angekündigt: „Die Talentprobe. Dem. Lindner, von Frankfurt am Main: „Minna". — Auf ihren Wunsch hatte Demoiselle Lindner — für Bürgerliche war damals die Benennung „Fräulein" den Theaterzetteln noch nicht erlaubt — die neue Bearbeitung handschriftlich von mir empfangen und an mehreren Orten mit Beifall in dem Schubfach-Stück gespielt; zufolge meines Einspruchs vor neun Jahren durfte man es aber für Berlin nicht in Scene setzen. — Ich eilte zu Brühl, fand ihn nicht zu Hause, traf ihn erst Abends auf der Bühne, wo ich in Aufgeregtheit gegen die Darstellung der „Talentprobe" mich aussprach. Brühl wollte bis zur Nachgiebigkeit meinen Verdruß beschwichtigen, es gelang ihm nicht, und der Schauspieler Beschort, der uns nicht fern stand, und vermöge meiner nicht unkräftigen Sprachmittel Alles mit angehört hatte, sagte mir nachher in Heiterkeit: „Ei, daß Dichter sich um Aufführung ihrer Stücke bemühen, ist mir wohl schon öfter vorgekommen, daß

Digitized by Google

aber einer ſich gegen die Aufführung ſo eifrig wehrt, iſt mir ganz neu.“

Am andern Morgen kam Brühl mit der Lindner zu mir. Dieſe ſtellte mir vor, daß Frau Neumann (kurze Zeit nachher Haizinger) eben in Berlin gaſtirt habe faſt in all den gangbaren Rollen, die auch ihrem Repertoir angehörten, ſie alſo durch meine Weigerung in Verlegenheit ſey. Meiner Antwort: ich könne ein Verkleidungs-Stück, das ich ſeit den neun Jahren ſeines Entſtehens nicht wieder in die Hand genommen, und das wahrſcheinlich jetzt unverſtändliche Zeit-Anſpielungen enthalte, nicht auf die Bühne laſſen, ſetzte ſie das Erbieten entgegen: ſie werde jede von mir als nothwendig erachtete Aenderung umlernen, und ich ſah ein, es wäre zu ſchroff, der freundlichen Künſtlerin nicht gefällig werden zu wollen. Ich that es unter der von ihr ſelbſt vorgeſchlagenen Bedingung, auf deren Grund ich die Lindner ſehr plagte, ihr aber auch eine neue Scene ſchrieb, und ſo gelangte die „Talentprobe“ am letzten Juni-Tage 1822 doch zur Darſtellung und zu Wiederholungen. Graf Brühl äußerte nun: er hab' es empfunden, welche Ueberwindung es mir gekoſtet, grade mit dieſem Stück von Neuem auf die Bühne zu kommen, und halte ſich für verpflichtet, dies auszugleichen, indem er ſich erbiete, fürerſt „Die ſelige Frau“ wieder einſtudiren zu laſſen. Dies geſchah nicht, und ich mahnte auch nicht daran. — Im Jahre 1823 erhielt ich aber von der Lindner einen Brief, worin ſie wünſchte: ich möge ihr ein nochmaliges

Digitized by Google

Gastspiel vermitteln; da Brühl sich eben auf seinem Landgute Seifersdorf befand, richtete ich dorthin ein Schreiben an ihn, und mir wurde folgende, seine Stellung und Gesinnung nächst der Zusage für die Lindner etwas deutlicher erläuternde Antwort:

„Auf Ew. Wohlgeboren gefälliges Schreiben vom 14. d. in Bezug auf Dlle. Lindner's Gastspiele unterlasse ich nicht, ganz ergebenst zu erwiedern, daß ich mit recht vielem Vergnügen den Wunsch derselben erfüllen werde. Ob ich dieselbe indeß schon zu diesem Herbste oder erst zum nächsten Frühjahr zu Gastrollen einladen kann, darüber kann ich mich wenigstens jetzt nicht bestimmen, und ersuche Sie ganz ergebenst, ihr dies vorläufig wissen zu lassen. Gleich nach meiner binnen hier und vierzehn Tagen erfolgenden gewissen Rückkehr werde ich Ihnen das Nähere bestimmter sogleich selbst sagen können.

Die gesunde und treffende Kritik über unser Theater, welche die Nr. 129 des Gesellschafters enthält, habe ich mit Aufmerksamkeit gelesen. Lob und Tadel muß seyn, sagt Goethe. Letzteren möglichst zu vermeiden, ist gewiß mein aufrichtiger Wunsch. Wenn aber der geehrte Recensent es der Regie zum Vorwurf macht, daß das Repertoire des Trauerspiels der Werke eines Schiller und Goethe, auch noch mehrere, und deren Wiederholung öfters entbehrt, so trifft dieser Tadel nicht die Regie, denn sie hat davon nur die geringere Schuld, da ihr zwar die Einrichtung der zur Aufführung bestimmten Stücke verbleibt, sie aber bei der Wahl derselben durchaus nur eine

Digitized by Google

berathende, aber keine entſcheidende Stimme hat. — Alſo den Intendant? würde der Ausruf des Kritikers ſeyn, wenn er dieſe kurze Erklärung gehört hätte; — und das muß ich nun qua Intendant auch wiederum von mir abwenden. Oeffentlich geht das nicht, alſo muß ich die Geißel der Kritik ruhig über mich ſchwingen laſſen.

Wer mich kennt, weiß es, daß mir das Beſte der dramatiſchen Kunſt am Herzen liegt, und daß ich gewiß gern der erſte wäre, der die bis jetzt vermißten Dichterwerke mit eben dem Antheile auf die Bühne brächte, als dies bei den muſikaliſchen Werken gewiß der Fall iſt, welche auf unſerm Repertoire ſind — wenn nicht waltende Verhältniſſe dies geradezu hinderten. Dieſe waltenden Verhältniſſe können Sie leichter errathen, als ich ſie Ihnen überſchreiben darf. Es wäre nach dieſen waltenden Verhältniſſen kaum möglich, wöchentlich ein Trauerſpiel auf das Repertoire zu bringen, und dies geſchieht redlich. Urtheilen Sie nun ſelbſt, werther Herr Profeſſor, ob bei den nothwendigen Wiederholungen mancher Trauerſpiele in zweiundfunfzig Wochen jährlich ſo viel Abwechſelung im Trauerſpiele vorkommen kann.

Ich hoffe Ew. Wohlgeboren nach meiner Ankunft perſönlich zu ſehen, und wird es mir ſelbſt angenehm ſeyn, Ihnen noch ſo manche genügende Erklärung geben zu können. Sehr wünſche ich, daß Sie in dieſem Vertrauen die Achtung und Ergebenheit erkennen, welche ich Ihnen gern zolle. Brühl."

Seifersdorf bei Dresden, den 19. Auguſt 1823.

Digitized by Google

Damit dieſer Brief deutlicher werde, iſt Einzelnes aus dem für Brühl empfindlich geweſenen Aufſatz anzuſchließen, auch deswegen, weil es noch jetzt zu bedenken wäre. Der „Geſellſchafter“ (1823. Bl. 129.) beſpricht den Geburtstag des Königs Friedrich Wilhelm III., und nach Worten der Verehrung für den geliebten Herrſcher bringt er die Nachrede:

„Bei dieſer Gelegenheit hat ſich unſer Repertoir mit einer alten guten Oper bereichert, nämlich mit „Richard Löwenherz“. Sie iſt in allen Theilen lobenswerth einſtudirt und gefiel — ja gefiel! obwohl der Geſchmack an ſolcher Muſik, wie ſie Gretry gab, beinahe erdrückt ſeyn könnte von den neueren Tonmaſſen. Wir haben ſo eben — in der „Muſikaliſchen Zeitung“ — den herrlichen Gretry zu den kritiſch Verdammten zählen ſehen, und zwar von Hrn. Kapellmeiſter Spohr, der dem einfachen Geſange mit ſtarkem Naſerümpfen begegnet; wir aber freuen uns recht ſehr, die Theilnahme dafür auf der Wiederkehr glauben zu dürfen.“ — „Wir bitten, unermüdlich fortzufahren mit dem Wiedererneuern alter Meiſterwerke, es wird das beſte Mittel ſeyn, die verſchiedenen Kämpfe über die zeitigen Componiſten zum Schweigen zu bringen, wenn man darthut, daß die älteren des Schönen zu viel haben, um nicht mehr zu gelten als Die, welche jetzt allein gelten wollen.“ — „Der ſchon einmal ausgeſprochene Wunſch, die Regie des Trauer- und Luſtſpiels möchte auch etwas raſcher das Neue geben und das gute Alte der Vergeſſenheit entreißen, muß nun ſo oft wiederholt werden, bis es

Digitized by Google

geſchieht, und die Schauſpielkunſt aus der Lethargie erwacht, bei der die Bequemlichkeit zur Wiege geworden iſt und der Schlendrian die Wiegenlieder ſingt. Es kann den Schauſpielern nicht gleichgültig ſeyn, daß in Deutſchland faſt überall die Oper obſiegt und ſchon bei einigen Hoftheatern das Trauer- und Luſtſpiel ſo angeſehen wird, als harre man nur des Augenblicks, wo man es ganz abſchaffen könne. Gegen eine ſolche Muſikſucht — immer Beweis eines erſchlafften Zeitalters — kann nur die Kraft tüchtiger Männer helfen, und die Regiſſeurs ſind Diejenigen, welche zunächſt die Verantwortung haben, oder ſie ſind der Oeffentlichkeit die Gründe ſchuldig, weshalb ſie ihre Pflicht nicht thun können."

Hier folgt die Forderung, die Werke Schiller's, Goethe's und der neueren Dichter mehr zu beachten, und der Aufſatz endet mit dem Ausſpruch:

„Der Zuſtand des Sinkens, in welchem das recitirende Schauſpiel ſich befindet, macht es nothwendig, daß die Kritik ſich vor Allem die Direktionen ſcharf anſehe; denn von Denen ſoll der Geiſt, nicht aber eine Unterthänigkeit für die Abwege des Geſchmacks ausgehen. Sollten ſich Melpomene und Thalia in gleicher Armſeligkeit fortſchleppen, wie in den letzten Jahren, ſo wird darüber zu reden wahrhaft widrig ſeyn."

Was die „waltenden Umſtände" betrifft, in Brühl's Briefe nur räthſelhaft erwähnt, da iſt Verheimlichung nicht mehr nöthig. Dem König Friedrich Wilhelm III. hatte ſich beſonders ſeit dem Tode

Digitized by Google

der Königin Luise die Abneigung vom Trauerspiel verstärkt; er wollte erheitert seyn, flüchtige, der Posse verwandte Lustspiele und das Ballet waren die seinerseits von der Bühne begehrte Unterhaltung. Daneben sah sich Brühl noch gehindert durch die anmaaßlichen Eingriffe Spontini's, der eigentlich immer nur an seine Opern dachte, für diese alle Zeit und Kräfte beanspruchte, zur Pracht der Ausstattung verschwenderische Forderungen bewilligt erhielt, nächstdem keinen Behelf, auch nicht durch Hofbekanntschaften vermittelte Gewaltthaten gegen die öffentliche Stimme scheute, um sich, und sich möglichst allein geltend zu machen. Da es mir ebenfalls aufgedrungen wurde, mich gegen Spontini's krankhafte Reizbarkeit und verwegene Selbstsucht zu wehren, wird es in weiterer Entwicklung meiner Erlebnisse gewiß begreiflich, daß durch ihn Brühl sehr viel zu erdulden hatte.

Im Juli 1824 gab Frl. Lindner zum zweiten Mal Gastrollen in Berlin, erneuerte auch die „Talentprobe", und jetzt wurde mir vorher angezeigt, die Rollen zu dem Lustspiel: „Die selige Frau" wären vertheilt. Dem war auch so; Brühl hatte jedoch — mit bestem Willen — die Rolle „Kammerherr" an P. A. Wolff geschickt, der bereits an seinem tödtlich gewordenen Uebel litt, und zur Heilung südliche Bäder brauchen sollte. Wolff schrieb mir nun: er fühle sich sehr angegriffen, und der Graf bestehe darauf, daß mein Stück schnell auf die Bühne solle; dies sey indeß, weil er doch höchstens zwei Mal darin auftreten könne vor seiner Reise, für die Sache nach-

Digitized by Google

theilig, er bitte mich also, ihm mithülflich zu seyn, „daß bis nach seiner Rückkehr die Darstellung verschoben bleibe, nachher solle sie ihm zur ersten Beschäftigung werden.“ Ich entgegnete: „Erholen Sie sich, werther Freund! Reisen Sie in Gottes Namen ohne Sorge überhaupt, und vor Allem ohne Sorge über mein unwichtiges Lustspiel.“ — Er reiste, und die Nachrichten über seinen Zustand waren so mißlich, daß Brühl plötzlich die bezeichnete Rolle für Carl Unzelmann bestimmte. Dies erfuhr ich am Krankenlager des Schauspielers Stich, der darüber außer sich war. „Der „Kammerherr“ gehört mir!“ rief er in fieberischer Heftigkeit; „bei der ersten Aufführung ist mir schon unrecht geschehen, und jetzt konnt' ich Wolff weichen, keineswegs aber dem neu erwählten Inhaber!“ Er hielt das Geschehene für unerträglich beleidigend, und da er an die Begegnung im Thiergarten vor elf Jahren erinnerte, wo er in gleicher Ansicht schon gegen Iffland geeifert hatte, ich besonders den schwer Erkrankten von seiner Aufregung befreien wollte, trug ich darauf an, ihm die Rolle zu senden, wonach mir Brühl schrieb:

„Wie gern ich auch gewünscht hätte, daß jetzt, wo wir bis Michaeli noch kleine Stücke für Charlottenburg, so wie vermuthlich auch für Potsdam und das Neue Palais gebrauchen, das Lustspiel: „Die selige Frau“ wieder einstudirt worden wäre, so will ich doch, geehrter Herr Professor, es bis zu Herrn Stich's Wiedergenesung liegen zu lassen, meinerseits gern nachgeben, obgleich es mir lieb gewesen wäre, dadurch

Digitized by Google

im Augenblicke für Madame Stich eine angenehme Beſchäftigung gefunden zu haben.

Für die Dauer meiner Abweſenheit mich hochachtungsvoll zu freundlichem Andenken empfehlend.

Berlin, den 19. Auguſt 1824. Brühl."

Stich erhielt die Rolle und zeigte ſie mir von ſeinem Krankenlager mit ſichtlicher Freude; — er ſtarb aber ſchon am 3. October 1824. Das „Allgemeine Theater-Lexikon" hat nur fünf Zeilen über ihn, die mit der Angabe ſchließen: „1824 vom Grafen Blücher verwundet, ſtarb er bald nachher in Berlin." Dies traurige Ereigniß iſt bis jetzt noch ſehr in der Dunkelheit, ich weiß ſie etwas zu lichten, beende aber hier nur das Beſprechen der Verhältniſſe zu Brühl. — Das kleine Luſtſpiel kam nicht wieder zur Darſtellung, es fiel mir auch gar nicht ein, daran zu erinnern, obwohl ich während Brühl's noch vierjähriger Theaterleitung mehrmals bei ihm als Gaſt, und er ein anregend liebenswürdiger Wirth war in dem ſtets ſehr gewählten Kreiſe von Männern, deren Zahl nie über Neun ſtieg. Den Zeitverluſt bei Gaſtereien habe ich vermieden, wenn es geſchehen konnte, aber zu Brühl ging ich gern: denn da mangelte zu dem Leiblichen das Geiſtige nicht. Ueberhaupt lebt mir ſein Thun und Weſen anmuthig im Gedächtniß, unverletzt davon, daß während der dreizehn Jahre ſeiner Herrſchaft von meinen Verſuchen in der Schauſpiel-Dichtung nichts auf die Bühne kam als die mir abgepreßte „Talentprobe", für die ich weder Honorar empfing noch forderte. Ueberhaupt

Digitized by Google

aber verscheuchte ich damals sorglich Triebe und Antriebe, Schauspiele zu schreiben, weil ich pflichtgemäß zu arbeiten hatte für Erwerb, der auch in dieser späteren Zeit dem Theater-Schriftsteller ein sehr kärglicher blieb. Wollte ich hier eine Uebersicht dessen anfügen, was mir zwölf auf verschiedenen Bühnen aufgeführte Stücke bis zum Jahre 1834 einbrachten, das Ergebniß wäre eine abschreckende Kläglichkeit: meist wurden nicht einmal die Abschreibe-Gebühren erstattet. So geschah es, wenn ich doch zuweilen wieder in solcher Richtung geschäftig war, fast immer durch nicht abzuweisenden Anlaß.

Während der Zeit, als Graf Brühl, dann Graf von Redern — von Dem ich später in Anerkennung zu sprechen habe — die Oberleitung der Haupt-Bühne in Sorge nahm, wurde ich auch mit Sophie Schröder bekannt, zuerst im Jahre 1816. Wie ich in Bezug auf diese Künstlerin dachte und sprach, bezeugen von dorther die abgetrennten, hier erneuerten Zeilen:

„Mad. Schröder, Kais. Königl. Hofschauspielerin, hat uns mit Gastspielen einmal wieder deutlich gemacht, was eigentlich die Rede- und Schauspiel-Kunst ist, welche Mode mit gemißbrauchtem Sang und nachtrabendem Tanz zu Grabe bringen möchte. Die lebhafte Theilnahme, welche bei dem Publikum immer rascher im Steigen war von der ersten bis zur dritten Darstellung — leider war die Künstlerin so forteilend, daß wir mehrere nicht erbitten konnten! — bezeugte es laut, daß es an der

Digitized by Google

Zeit ſey, die erhabenſte Stufe der Theater-Kunſt, welche neuerdings ſelten beſtiegen und alſo auch ruhig im gebrechlichen Zuſtande gelaſſen wurde, wieder zu befeſtigen, die Manier, welche immer nur nach dem Ein- und Auslernen ringt, in ihren Rang zurück zu ſchieben und mit der Geſang- und Tonkunſt eine Grenz-Berichtigung vorzunehmen. Es wäre vielleicht dabei rathſam — wie es neulich bei den politiſchen Kämpfen geſchah — einen ſonſtigen Zuſtand als Richtſchnur aufzuſtellen, und gäbe dies auch eine kleine Bewegung im Reiche der Muſen: die bisher Bedrückten unter den Neunen ſind die Mehrzahl und werden mit dem Paar Repräſentantinnen der Anmaaßung wohl fertig. — Mad. Schröder erſchien bei uns als Merope, Medea und Phädra und lehrte uns: daß ſie der Erinnerung an die unvergeßliche Bethmann in dieſer Rollen-Art ſich gegenüber ſtellen kann. Wenn bei der ehrenvollſten Vergleichung — welche vielleicht kein Lob zu überbieten vermag! — ſich Einzelheiten hier- oder dorthin vortheilhafter zeigen, möchte ſich dennoch Alles ziemlich ausgleichen, legt zuletzt Mad. Schröder den ungeheuren Umfang, den ſie im Sprach-Gebiet hat und gewann, in die Wage der Prüfung. Mir iſt niemals eine ſolche Gewalt ohne Mißklang, und zugleich eine ſolche Sanftheit ohne Thränen- und Zier-Miſchung, — wie der Ton innigſter Rührung mit Verſchmähen des häuslichen Jammers — ſo im herrlichſten Verein erſchienen, als bei dieſer Künſtlerin. Wer einen Begriff von ihrem Ton-Raum, der durch die weiſeſte Geſchick-

Digitized by Google

lichkeit dem geistigen Blick sich fast unendlich darlegt, haben will, der prüfe Zartheit und Gluth in der Scene: wo Phädra dem Hippolyt ihr Empfinden gesteht, im Doppel-Kampfe mit dem Sturmtriebe der Leidenschaft und dem Zügeln der Sitte; ferner höre man die rettende Kraft, welche aus dem heiligen Gefühl der Mutter in Meropen spricht, und wieder die zerstörende, die im Herzen der Medea mit dem Hasse alles Menschliche niederzwingt: überall waltet die schärfste Charakteristik, die sich bei aller Weite doch stets zusammenfaßt, nimmer aus dem Kreise des Schönen sich entfernt, nur sehen wir ihn oft besitzreicher, als wir ihn glaubten. Selbst in den wenigen Momenten, wo man eben entscheiden möchte: dies war ein Theater-Mittel, was weniger wahr als wirkend zeichnet, findet man sich schnell vom Einklange der Abstufung überrascht und muß bemerken, daß die Künstlerin mit talentvoller Verwegenheit erkannte und benutzte, was Natur ihr verlieh, und nur Eins war und blieb mir etwas zu gesunken: der Ausdruck rachlustiger Eifersucht bei der Phädra. Noch eine Rüge hatte ich nach der Darstellung von Merope im Sinne, die nämlich, daß Mad. Schröder durch Shwal-Künste, welche jetzt oft berufen sind, rasch von der Bühne an die Toilette zu führen, uns unterbrach bei dem rühmlichsten Erfolge: Spiel für Wahrheit zu nehmen. Da aber in den andern Darstellungen dem Falten-Studium nur so viel nachgegeben wurde, als zur Unterstützung des Aeußerlichen nothwendig war, mag und muß jene Rüge wohl aus Zufälligem ent-

Digitized by Google

ſtanden ſeyn. Sie anzudeuten iſt aber deshalb nöthig, damit ein Lob, für welches ich den Worten mein inniges Entzücken gebe, doch bezeugt, daß ich mir Mühe gab auszuſprechen, was ihm etwa entgegenſteht. — Mad. Schröder beſtätigte ihren Ruhm auch in einem Deklamatorium; es war bewundernswerth, wie die Rede allein die mannigfachſten Gedanken und Betrachtungen ſchnell zu Gefühlen ſchuf, zu Gefühlen, die, durch klaren Geiſt angeregt, auch Klarheit zurückließen, nicht in einen Sinnen-Taumel warfen, in welchem ſich nur gefällt, wer nichts als Sinnlichkeit aus ſich heraus bewegen kann. „Die Brautleute", von Collin, „Saul und David", von Mahlmann, und „Die Glocke", von Schiller, wurden geſprochen und überall Seele und Herz der Dichter ſo tönend, wie ſie es etwa bei dem Schaffen der Gedichte waren." („Geſellſchafter" 1817. Bl. 181.)

Welch eine Macht Sophie Schröder im geiſtigen Ausdruck hatte, das erwies ſich im Jahre 1830, eine Anfügung von Damals mag dies bezeichnen:

„Mad. Schröder iſt die erſte tragiſche Virtuoſin; über ihre Gaſtrollen im Einzelnen zu ſprechen, wäre unnütz: ſie ſind überall gekannt und haben von ihrer Sicherheit nichts verloren. Die berühmte Künſtlerin gab uns aber etwas Neues: Darſtellung von Gemüthsbewegungen, Liebe, Eiferſucht, Haß, Verachtung, Freude, Schreck, Furcht, Angſt, Zorn, Wuth, Verzweiflung und Raſerei: Gefühls-Zuſtände, die alle in gutem Bilde vor uns ſtanden." („Geſellſchafter" 1830. Bl. 103.)

Digitized by Google

O welche Lichtzeit des Gedankens an ein geiſtiges Aufwärts auch von der Bühne her einleuchtend! — das Verdunkelnde bleibt mir aber jetzt noch fern, in der Schilderung iſt es jedoch bereits vollſtändig ſchriftlich bewahrt.

Nicht minder werthvoll als Brühl iſt mir im Andenken Achim v. Arnim, mit dem ich von 1816 an bis zu ſeinem Tode in ſchriftſtelleriſcher Verbindung, nächſtdem aber in freundſchaftlicher Vertraulichkeit war und blieb, in ſolcher Weiſe, die ohne Abſicht etwas Geheimliches hatte. Ich kann mich nicht entſinnen, daß in der ganzen Zeit unſrer Bekanntſchaft Einer dem Andern Briefe geſchrieben hätte, obwohl ich von ihm eine reiche Anzahl geiſtiger Arbeiten empfing, und während er ſehr oft mich beſuchte, kam ich nur ein einzig Mal zu ihm. Dies geſchah in einer Gartenwohnung des der gräflichen Familie v. Voß gehörenden Hauſes am Wilhelmsplatz Berlin's, wohin er mich zu Abend eingeladen und voraus geſagt hatte: ich würde dort nur ihn und ſeine Gattin finden. Mit Dieſer, der „Bettina", war dies mein einziges Beiſammenſeyn, was ich meiner Zeitſparung zurechnen muß, jedoch nebenher bekenne, daß an jenem Abend Bettina's Geiſtigkeit, an deren Fülle nicht zu zweifeln iſt, ſtets ein vorzeigbares Betreiben und Darlegen offenbarte. Mein Einbildungs-Gemälde von ihr mußte ſich auch etwas überraſcht fühlen durch ihren erſten Anblick, nicht zu ihrem Nachtheil. Putzlos angethan, eine Brille vor den Augen, ſtand ſie im Vorflur und plättete Wäſche,

Digitized by Google

nach meinem Gruße mir zurufend: „Arnim iſt noch aus, treten Sie näher, er muß bald kommen!“ Das traf ein; mit ihm entſpann ſich im Garten, unterdeß Bettina ihr Wirthſchaftliches beendete, eine lebendige Unterhaltung, und Manches davon iſt mir noch jetzt wie gegenwärtig. Zumeiſt ſprachen wir über Sagen und Mährchen der Vorzeit, deren Bewahren und Sammeln ich zwar gebührend rathſam fand, dabei aber doch wünſchte, es möge eine Hinneigung der Art nicht allzu vorherrſchend ſeyn bei dem Volke. Namentlich erklärte ich mich dagegen, die Köpfe der Jugend überſchwenglich mit Sagen und Mährchen zu füllen, womit damals mehrere Verleger ſehr im Zuge waren. Obwohl wir nun, bei gegenſeitiger Anerkenntniß des Werths der alten Sagen, andrerſeits, hinſichtlich der Wirkung eines Hineinlebens in das Phantaſtiſche, verſchiedene Meinungen hegten, laſſe ich doch gern die herzig kindliche Gemüthlichkeit, mit der ſich Achim v. Arnim äußerte, in mir wiederhallen. Er ſagte etwa Folgendes: „Mich ſtimmt es zuweilen wehmüthig, wenn ich ſehe, wie reich jetzt die Jugendwelt ausgeſtattet iſt mit der Poeſie unſrer Vorfahren, während mir als Kind nur kärgliche Bruchſtücke zu Theil wurden. Alles Gute in aller Dichtung gehört nicht der Willkür an, wird vielmehr als Nothwendigkeit zu betrachten ſeyn in den Grundlagen des höhern Volkslebens, deſſen Geſchichte für immer angehören, auch immer brauchbar bleiben. Die uns überkommenen Sagen werden allerdings im neueren Geiſte anders aufgefaßt und gewendet, nächſt-

Digitized by Google

dem wird sich manche frische Erfindung anschließen. So ist Denen das Alte davon lieber, Jenen das Neuere, und die Letzteren werden allmälig zur Mehrheit, insofern die Umgestalter ebenfalls fortgeschritten sind mit den Umgestaltungen der Zeit. Wir können auch nicht leugnen, daß aus unsern Sagen unsre Geschichte ergänzt worden und noch zu ergänzen ist, und gewiß wär' es sündlich, die Gedankenwelt der ererbten Sagen und Märchen nicht in Fortzeugung zu erhalten. Auch unsere Geschichte sogar, um sie nicht hier oder dort wegzuwerfen, kann oft der Beihülfe des Glaubens nicht entbehren, wie denn der Glaube als eine blüthen- und fruchttreibende Kraft keinem Verhältnisse des Lebens fehlen darf, soll nicht Alles in und um uns veröden, alles menschliche Thun und Treiben endlich jeden Hebel zur Erhebung, jeden Reiz verlieren. Wird die Kritik überall zu zersetzend, geht unser Daseyn wieder zum Chaos und zum Nichts zurück." — Dem war ich nun im Wesentlichsten mit Zwischenreden zustimmend, wollte aber dennoch in den Richtungen mehr vorwaltend einfache Klarheit als eine Verhüllung des Einfachen, wenn zumal nicht nur die Dichtung, sondern der Einfluß auf die jetzige Jugendwelt in Betracht käme, und nach meinem Empfinden die einfache Klarheit das Reich der Phantasie nur läutere, nicht verschließe. Wir wurden dann auch ziemlich einig in dem nachher bei Tisch ausgebrachten Trinkspruch: „Deutsches Streben im Fortschritt, deutsche Freiheit und Dichtung auf deutschen Grundlagen!" — was noch heut so laut als jemals

Digitized by Google

in das deutsche Volk hineinzurufen ist, da es von diesem Wege sehr abgeleitet und durch eine Mischung von Umtriebler-Ansichten und Nachahmung französischer Fieberhitze immer mehr in Hinfälligkeit gejagt wurde.

Dies erwähnte Beisammensehn bezieht sich schon auf die späteren Tage einer innigeren Bekanntschaft mit Achim v. Arnim, ihr Anfang reicht, wie schon gesagt, zurück bis in das Jahr 1816. Als ich nun (1817) den „Gesellschafter" erscheinen ließ, dessen mir fast abgedrungenes Entstehen ihm Vergnügen machte, war er mit Beiträgen emsig beschäftigt. Das Erste, was er mir brachte, und beinah alles Nachfolgende, betraf vorwaltend Deutsches aus vielseitiger Umsicht, und jenes Erste, obwohl bereits der Vorzeit entnommen, ist in seinem Gemüthswitz noch immer jung und volksthümlich genug, um es der Wiedererweckung werth zu achten.

„Wahrhaft neue Zeitung von unterschiedlichen Orten und Landen. Mitgetheilt von L. Achim v. Arnim. (Gedruckt in der Parnassischen Druckerei. 1620.)

Aus der Welt. Wir ersehen, daß, je länger der Mensch auf der Welt ist, je mehr gewöhnt er sich derselben; — daß je eine Welt wie die andere ist; — daß der Tausendste nicht weiß, wie sich der Hundertste ernährt; — daß, wer der Welt die Wahrheit sagt, von Jedem Lügner gestraft wird; — daß die Welt der Narren Käfig ist und ich und du auch darin stecken; — daß Niemand mehr Worte als die-

Digitized by Google

jenigen Thiere, die reden können; — und daß Jeder denkt, sein Kupfer sey Gold.

Vom Hofe aus. Da erfahren wir, daß Herren-Gunst die höchste Tugend ist; — daß nichts Besseres ist, als aus großer Herren Säcke zu bauen; — daß gemeiniglich Diejenigen den Herren die Schuh abtreten, die ihnen am nächsten nachgehen; — daß es kein Wunder mehr sey, wenn Atlas den Himmel trug, da die Herren die Länder auf den Achseln und Mänteln, und die Mäntel doch nach dem Winde tragen; — daß Gott eine recht natürliche Welt erschaffen habe, aber die Menschen machten aus ihr eine ganz andre, von lauter Kunst, Opinionen und Einbildungen; — daß ein Hofmann sey gleich einem Rechenpfennig, der gilt bald viel, bald wenig, bald gar nichts; — daß, wenn der Fürst am Leibe krank wird, so ist der Arzt sein Herr, wird er an der Seele krank, der Theologus. — Wir bemerken ferner: daß die erste, zweite und dritte Tugend eines Fürsten wahre Gottesfurcht sey, der Papst aber nicht allein zu Rom, sondern aller Orten sey, wo man einem Geistlichen den Zaum so weit läßt, daß er meint: Gott und die Religion hange allein an ihm; — daß, sobald Zween wollen, wird der Dritte ihr Narr: so geht es dem Hohen, der nur auf Die hört, die ihn umgeben; — daß Höfel-Wesen so gemein worden, daß man es schier nicht mehr achtet und wieder recht zu reden anfangen will.

Vom Lande. Da wird uns Kunde, daß daselbst viel Neues ist, denn es mehrt sich im Gange, gleich

Digitized by Google

wie ein gewälzter Schneeball; — daß die Stadt nicht danach frage, wie das Land denke, ſo lange ſie es nicht braucht und nöthig hat; — daß ein Landkind in Zeit der Noth beſſer iſt als ſonſt zehn Männer; — daß das größte Geheimniß zur Erhaltung der Hoheit iſt, dieſelbe vor den Unterthanen ſo geheim zu halten, daß Jeder ſich frei fühlt; — daß Mancher dieſe Zeitung gelten läßt, der ſie nicht gelten ließe, wenn er wüßte, wem ſie gälte; — daß nichts Stolzeres iſt, als ein Bauer auf ſeinem Eigenthum; wenn Der weiß, ſeinen Pflug zu regieren, glaubt er: mehr wiſſe er denn Salomon; — daß, wenn ein Bauer Schultheiß wird, vermeint er: des Reiches Laſt liege auf ihm; — daß eines Bauern Höflichkeit nicht eher eintritt, als wenn er einen Gewinn erwartet.

Aus der Kirche. Da iſt zu merken: daß Gott von ſeinen Schuldigern nie Rechnung und eben keine Zahlung begehre; — daß die fünf Sinne des Menſchen die ärgſten Siebenſchläfer ſind; — daß, wenn Träume und Wünſche wahr wären, gäb' es wenig Nonnen mehr auf der Welt; — daß der Menſch durch nichts mehr aufgemuntert wird als durch Verfolgung; — daß, wer meiner Seele übel will, der gönne auch meinem Leibe nichts Gutes; — daß das wahre Reformiren ſey, wenn Jeder bei ſich ſelber anfängt; — daß man menſchlicher Vernunft Tribut geben, ſie aber nicht opfern ſoll; — daß aller Welt Luſt ſey wie eines Fieberkranken guter Tag zwiſchen zwei böſen Tagen; — daß der Teufel auch wohl eine kleine Wahrheit ſage, um einer größeren Lüge,

Digitized by Google

die nachfolgt, Credit zu machen; daß es keinen beſſeren Glauben für junge Kinder und alte Weiber gebe, als den päpſtlichen, und daß die Seele ſey des Leibes Licht, die Vernunft Licht der Seele, die Religion Licht der Vernunft, der Glaube Licht der Religion und der Glaube auch Licht des Glaubens.

Von der Univerſität. Da erkennen wir, daß der höchſte Grad der Geſchicklichkeit eines Studenten ſey, wenn er anfängt zu wiſſen, daß er nichts weiß, daß aber kein Profeſſor könne berühmt werden, er ſtelle ſich denn als fange mit ihm eine neue Lehre an; — daß müßiger Leute größte Arbeit ſey, das Böſe aus dem Guten zu klauben; daß Witz ohne Erfahrung lauter Maulwitz ſey und Theorie ſich gegen Praxis verhält wie eine See-Karte zu einer See-Fahrt, und daß die größte Kunſt ſey, Kunſt zu verbergen.

Von Daheim her. Da merkt es ſich: daß ich nichts danach frage, wo dies zerbrechliche Schifflein meines Fleiſches hinkomme, wenn ich nur die, welche darin überfährt, ſicher durchbringe; — daß die beſte Muſik ſey, wenn Herz und Mund übereinſtimmen; — daß mich ihrer gern Etliche nach ihrem Kopfe haben möchten, da aber der Eine kalt, der Andere hitzig iſt, wird es mir unmöglich, Jedem zu folgen, ſondern ich bleibe bei meinem Kopfe; wer Jedermann gefallen will, muß Jedermanns Knecht ſeyn. — Man erfährt auch: daß ein Freund beſſer ſey als zehn Verwandte, und mich ein Freund am meiſten betrüben könne, weil ich's ihm am wenigſten zutraue.

Digitized by Google

Aus Deutſchland. Da berichtet man: daß die liebe natürliche Einfalt der alten Deutſchen alſo groß geweſen, daß ſie ihren Nachkömmlingen nun keinen Namen hinterlaſſen, womit ſie das Wort „Affectation" zu Deutſch ſagen könnten; — daß unter ſo vielen Religionen gleichwohl Keiner zu finden, der unſerm Herrgott und ſeinen unfehlbaren Worten ſo viel glaube, daß ein Reich, ſo unter ſich ſelbſt uneins, den Fremden anheimfalle; — daß ein Verſorger beſſer iſt als zehn Schaden-Weiſer, und daß Rath-Witz Jedermanns Witz iſt; — daß man ſchwerlich erkennt, was Deutſchland Gutes hat, ehe es verloren; — daß die Ausländiſchen von Anfang bis jetzt die Deutſchen durch Deutſche zu vertilgen pflegen. — Wir erfahren ferner, daß Diejenigen ſehr thörig ſind, die vermeinen, nur einerlei Religion im Lande haben zu wollen, da ſie doch in ihrem eigenen Ländlein nicht zu Wege bringen, daß ſie nur einerlei Maaß, Elle und Münze haben; — daß den zuviel Civiliſirten jederweil ein kleiner Barbarismus und den zuviel Schamhaften bisweilen eine kleine Impudenz nützer wäre; — daß wenn die Obrigkeit die Unterthanen und deren Freiheiten unterdrückt, ſo unterdrückt Gott gewiß bald die Obrigkeit; — daß geiſtliche und weltliche Tyrannei gewöhnlich beieinander ſind; — daß wo Einer übel regiert, da wird auch übel gehorſamt; — daß der Teufel allzeit aus Religion gern Rebellion macht; — daß man doch endlich den Pelz naß machen muß, ſoll anders gewaſchen werden; — daß, wenn Einer etwas thun will, er Vielen einbilden muß, ſie hät-

Digitized by Google

ten's gedacht, ſonſt widerſprechen ihm Alle; — und endlich, daß der Teufel und Jeſuiten mit einer Schlange zu vergleichen ſind: wo die den Kopf durchbringt, da zieht ſie den ganzen Körper nach." —

Wir lebten nun in fortdauernder Anregung, und dabei auch in fortwährendem Zwieſpalt und Einverſtändniß zugleich; in Zwieſpalt, wenn er ſeinen mit dem Naturerforſchen ſonderbar verwebten Glauben an Ahnungen und Geiſtererſcheinungen darlegte, wo ihn nach meiner, vielleicht irrigen Meinung, die Romantik mehr an ſich zog als die wiſſenſchaftliche Begründung; im Einverſtändniß, wenn er ſeine ſtaatsbürgerlichen, nicht vom eitlen Standesunterſchied überfärbten Anſichten entwickelte, wo ihn Klarheit in Verfolg weltgeſchichtlicher Erſcheinungen nie verließ. Er beſuchte mich beinah ohne Ausnahme nur Abends in der Dämmerſtunde, weil es, wie er mehrmals äußerte, als ein gutes Werk zu betrachten ſey, wenn ich dann gezwungen würde, meine ſtete Arbeitſamkeit etwas zu unterbrechen. Ein lebhafter Widerſpruch erhob ſich hin und her zwiſchen uns, als Arnim nach dem Tode Jung-Stilling's (1817) über deſſen „Theorie der Geiſterkunde" mir einen Aufſatz vorgelegt hatte, der, ſcheinbar zum Theil auch gegen mich gerichtet, meinem Empfinden in Bezug auf Verbindung des Dieſſeits und Jenſeits ſehr abfällig war. Das konnte und durfte mich nicht hindern, ihn abdrucken zu laſſen, freilich ohne dem mir werthen Verfaſſer zu verhehlen, daß er mich abermals nicht überzeugt habe durch aus Wahrheit und Schwärmerei gemiſchte Behauptungen

Digitized by Google

wie folgende: „Die neuere deutsche Physik kann Geistererscheinungen gar nicht bestreiten, so wie sie fast nothwendig auf den thierischen Magnetismus und höhere Weltorganisation führt, weil sie, den niedern Organismus rein auffassend, schon die Fußtritte höherer Wesen auf den Köpfen der niedern ansteigenden wahrnimmt und anerkennt." — „Wir meinen, daß überhaupt wohl keine der neueren in Deutschland gelehrten Philosophieen gegen Ahnungen und Vorhersagungen etwas einzuwenden habe, sie sind ihnen nothwendig zur Ergänzung." — „Ueber Erzählungen von Ahnungen, Geistern, kann eigentlich wenig gestritten werden; mag man sie durch ein Gericht von Geschworenen beurkunden lassen, wer zweifeln will, wird noch immer im Harnisch eine Ritze finden, wo er einsticht; aber diese gehörte meist nothwendig zu seiner Zusammensetzung." — Wenn jedoch Arnim mit seiner liebenswürdig kindlichen Milde und Wärme sanften Ausdrucks solche Ent- und Verwickelungen vortrug, mußte man sich mindestens immer durch die Art, wie er die Glaubhaftigkeit *seines Glaubens* bekräftigte, angeregt fühlen, wobei es dann ihn ebenfalls nicht verstimmte, daß man Gegner blieb, einen solchen Glauben in sich weder aufzunehmen, noch darin eine Glückseligkeit zu finden vermochte, diese ihm aber billig zu gönnen hatte.

In Betracht der staatlichen Zustände verleugnete er nicht seine Unzufriedenheit bei Hemmnissen des verheissenen Fortschritts in Ausgleichung mit den Volksrechten, doch gab er die Schuld dieser Hemm-

Digitized by Google

niſſe nicht ungetheilt der Regierung, ſondern beklagte daneben die Thörigkeit der Partei, die durch Gelüſt zu vormaliger Pariſer Modefreiheit und deren fieberiſch fabelhaften Anſprüchen, im Weſen und in der Vorzeit des deutſchen Volks nirgends wurzelnd, dem Erhofften verderblich wurde. — Die ſtaatsbürgerlichen Begriffe Achim v. Arnim's werden einigermaßen verdeutlicht durch ihn leitende Auffaſſungen, die ſich hier anreihen:

„Ein großes Reſultat wird uns durch die Anfänge der franzöſiſchen Revolution in allen Verwickelungen aufgezwungen: wie nur Wahrhaftigkeit das unglückliche Königspaar retten konnte; dieſe aber war durch die verſchiedenen Parteien am Hofe ſtets unterdrückt. Wahrhaftigkeit, Offenheit und Entſchluß konnten allein helfen; ſtatt deſſen war ſelbſt den Miniſtern immer nur ein Theil des Willens enthüllt: die öffentlichen Aeußerungen gingen ganz gegen die innere Ueberzeugung, und die Entſchlüſſe kamen zu ſpät.“ — „Die größte Laſt der Beſchuldigungen gehört bei der franzöſiſchen Revolution nicht dem Augenblicke der greuelvollen Umwälzung, ſie vertheilen ſich auf Jahrhunderte. Dann aber fing mit der Unterdrückung der Feudal-Freiheit und Feudal-Verbindung der chaotiſche Volkszuſtand an, in welchem auch der Beſte, der nicht die Macht in Händen hat, vereinzelt, hülflos und ohne Theilnahme untergeht. Ein Oberhaus hätte die unbeſonnenſten Schritte der franzöſiſchen Verſammlungen unſchädlich machen können, und der Mangel eines ſolchen Hauſes war ein Hauptgrund

Digitized by Google

zur Entstehung der Despotie. Diese brach ein durch den unablässigen Kampf gegen Feudal-Formen, ohne welche die wesentliche Wirkung: den Geist des Augenblicks mit Vergangenheit und Zukunft zu verknüpfen, nicht erreicht werden kann." — „Das Wesen der Staaten-Entstehung stammt aus der Natur des Familienlebens, welche das Geistige auf Erden ist, und aus der Natur des Grundbesitzes, welches das Körperliche ist, das dem Geiste unterworfen. Jede Art der Gewalt muß zu ihrem Bestehen nach dem Ursprunge des Staates trachten, der sich im Grundeigenthum findet. Alle Uebergänge der Gewalt, wie sie durch Gegengewalt, durch Verträge und sich einschlingende Gewohnheit zu dem billigen Ziele gebändigt wird, müssen dabei ihr Recht behalten, ohne daß man sich durch heftige Blitzschläge der Aufregungen für die Gegenwart und ihre nothwendigen Stützen blenden läßt." — „Wenn das Erregen und das dadurch Bewegte im Gegenwarts-Leben der Völker unser Herz ergreift, soll man besonders begreifen lernen, woran die ursprünglich vielleicht edlen Bemühungen scheiterten. Befremden darf uns ein Entzücken, welches jetzt und immer wieder ausbricht, wenn nur eine Versammlung vorhanden, die — oft nur angeblich — etwas Gutes bewirken will; sehr bedenklich muß uns ein Bewundern erscheinen bloß über das Aussprechen des so oft gemißbrauchten Wortes Freiheit, während sich die grauenvollste Unterdrückung damit bekleidet, und erstaunen muß man über die Leichtgläubigkeit, mit der man es für möglich

Digitized by Google

hielt, daß eine Nation ſich in höherem Sinne verknüpfen könne, die in ihrem erſten Andrange alle ihre natürlichen Bande löste. Der Fels war zertrümmert; wie viel Blut gehörte dazu, den flüchtigen, verbindungsloſen Staub nur ſcheinbar wieder zu verbinden, und wie lange wird es noch dauern, ehe er ſich zu einem haltbaren Bau bildet! Wo die verſchiedenen Gewalten immer über die Grenzen feſten Bodens hinausſtürmen, keine innerhalb dieſer Grenzen zu beſchränken iſt, da reißen alle Bänder, die alten wie die neuen. Wo nun aber Beides geſchehen, öfter geſchehen in Noth, Irrthum und Bosheit, wo nun die Welt in Gegenſätzen auseinander geriſſen: wo will man da den Kraft-Sammler finden, der den unaufhaltſam hinunterrollenden Wagen wieder den Berg hinaufbringt, damit nur von Neuem eine klare Ueberſicht gewonnen werden kann?! Da mag Einer, da mögen Viele die an Allem ſehr unſchuldige Staatswiſſenſchaft zu Hülfe rufen, es wird immer heißen: Nicht die Rathſchläge der Menſchen, der Drang nach Beſonnenheit und Frieden und die erworbene Fähigkeit dazu werden die Zuſtände heilen."

Dieſe Aeußerungen laſſen erkennen, daß ſie noch zuſtändliche Gültigkeit haben, obwohl über vier Jahrzehnde verfloſſen, ſeit ſie aus Achim v. Arnim's Feder kamen. Den Verhältniſſen Deutſchlands ſteht er noch näher in Dem, was ſich nun anfügt:

„Das ſchreckliche Gefühl der Unſicherheit wirkte wohl mehr als alles Andere, den Wunſch nach einer Conſtitution zu verbreiten, die noch ausdauern kann,

Digitized by Google

wo alle bisherigen Provinzial-Verfassungen, Gesetze, und so weiter, nicht ausreichen. Darum möchten die theilnehmenden Gemüther nicht bloß mit Preußen, sondern mit Deutschland, ja durch Garantie mit ganz Europa verknüpfen. — Von den bisherigen Verfassungen fällt insbesondere wohl jeder zur Last, daß unbemerkt die bedeutendsten Eingriffe in dieselbe geschehen, weil sie in ihrer Heimlichkeit, außer einigen Geschäftsführern, nur Wenigen im Lande bekannt war. Gegen diese Art Zerstörbarkeit, welche mit einer Art Holzschwamm verglichen werden kann, der nur da recht furchtbar wird, wo die Leute selten hinkommen und die Fenster öffnen, soll nun die öffentliche allgemeine Theilnahme schützen. Ohne Oeffentlichkeit ist jede Art Repräsentation unnütz, dies hat die provisorische Repräsentation in Preußen deutlich bewiesen. — Was man gegen Provinzial-Stände bei einer allgemeinen Stände-Versammlung sagt, scheint übereilt; die Gegenstände für die Verhandlungen beider sind sehr verschieden und beide können mit Vortheil ineinander greifen; jene sind der Grundstein, auf welchem allein eine allgemeine Repräsentation feststehen kann. In den Provinzial-Ständen ist die Controle der Ausführung, in ihnen ist die Schule für den Staat, hier auch die sichere Prüfung, daß die allgemeine Repräsentation nicht ihre Grenzen überschreitet, nicht zurückbleibt, nicht in theoretische Spielereien versinkt. Ueber die Nothwendigkeit und über die Schwierigkeit bei der Bildung eines Oberhauses in unserem Lande sollte man nicht so absprechend

Digitized by Google

seyn; eben so wenig ist die Wichtigkeit des Grund-Eigenthums in einer Zeit gewürdigt, wo die ungeheuerlichste Beweglichkeit des Eigenthums die Menschen zu Flüchtlingen über die ganze Erde werden läßt. Obgleich überall verkäuflich und wandelbar gemacht, ist es doch Ein sichtbares Zeichen für die Einbürgerung eines Menschen. Wer aber kein Eigenthum hat, kann immer noch in Zünften und Innungen repräsentirt werden, die für den Einzelnen Bürgschaft stellen."

Im Ganzen mit Arnim einverstanden über die unerläßliche Nothwendigkeit der Volks-Betheiligung bei dem Ordnen und Verwalten eines Staats, blieb meine Ansicht doch darin abweichend, daß ich zu begreifen glaubte, dem Uebergange zu einer echt „constitutionellen", zu einer echt verfassungsfesten Regierung müsse man zuvörderst in der Volks-Erziehung, auf den Säulen unsrer Volksthümlichkeit die tüchtige Brücke bauen, sonst würden die Meinungsbrüche in Versammlungen von dreihundert und noch mehr Männern, die ihre Weisheit verschieden, platonisch, englisch, französisch oder nordamerikanisch gefärbt hätten, stets dahin wirken, daß immer nur theils das Zuhochgeschraubte, oft genug fälschlich „Idealität" genannt, theils haltungslose Nachahmerei entstände. Deshalb konnte ich mich nie des Gedankens erwehren, eine zeitgemäßere Verfassung werde naturgemäß nur aus dem Wachsthum des selbsteigenen geistigen Vermögens eines Volkes hervorgehen, und dieses Wachsthum sey für solchen Zweck auch erst sicher zu be-

Digitized by Google

gründen. Jedenfalls war ich von dem Glauben, es ließe ſich ſchon durch Mehrheit der Stimmen eine geſunde Verfaſſung erwerben, noch etwas entfernter als Achim v. Arnim, dem doch niemals die neuerdings ſo verwüſtende Thorheit, „man müſſe mit der Vergangenheit brechen", auch nur als Möglichkeit bei Deutſchen in den Sinn kam, der aber mir entgegen der allgemeinen Volksvernunft mehr Umfang zutraute als ich. Wenn der wackere Freund lebte, wären wir nun wahrſcheinlich noch näher einig; denn es iſt nicht zu entdecken, daß die Volksvernunft ihre Haupthebel: Ehrfurcht vor Gott, ſittliche Strenge im geſetzlichen und kindlichen Gehorſam, in Achtung der Familien- und Gemüthsbindungen überhaupt ſorgſam geſchützt, ſondern ſich immer mehr der verderblichen Genuß- und Wirrensluſt hingegeben hat. Ohne die höchſt ſchwierige Widerherſtellung dieſer ſegensvollen Haupthebel giebt es keinen Fortſchritt als den in der Zerſtörung.

Doch ich wende mich für jetzt ab von dieſen trüben Erſcheinungen und weihe dankbare Freudigkeit den vielen Abendſtunden, in deren Dunkel die Unterhaltung mit Achim v. Arnim inneres Erleuchten ſtärkte. Er ſtarb plötzlich am 21. Januar 1831 auf ſeinem Gute Wiepersdorf im Ländchen Beerwalde, noch nicht voll fünfzig Jahre alt. Die Deutſchen verloren an ihm einen, ob auch etwas ſchwebelnd geiſtreichen, doch geſinnungstreuen Schriftſteller, dem ſtets das Wohl und Weh ſeines Volkes die herzige Seele füllte, der nicht das abgetrennte Trachten eines

Digitized by Google

bevorzugten Standes, immer den Gesammtnutzen, das Heil für Alle in Berathung zog.

Daß ein Mann mit solcher Wärme für die Gleichheit staatsbürgerlicher Ansprüche auch im engeren Kreise die ehren- und liebenswürdigsten Tugenden entwickelte, bedarf nicht der Versicherung; seine gereifte Tüchtigkeit gab sich kund in mildem, in bescheidenem Wesen, dem es auch vielleicht zuzuschreiben ist, daß seine Fähigkeiten und Verdienste bei den Machthabern nicht nach ihrem Werthe geschätzt wurden. „Zudringlich Dreisten gelingt's dort am meisten!" Wer Achim v. Arnim gekannt hat, ehrt gebührend die ruhige Offenheit, in der er selbst im Bedenklichsten seine urtheilende Ueberzeugung aussprach, mit rühmlichstem Erwägen, dem jedoch weder die Kraft fehlte, noch der Muth, diese Kraft in edler Haltung walten zu lassen. Ich aber, der ich stets seines angenehmen Besuchs gewiß war, kam er auch nur auf kurze Zeit nach Berlin, der ich ihn noch wenige Wochen vor seinem raschen Dahinscheiden bei mir sah, stelle ihn zu Denen, die das Arbeitszimmer mir beleben, wenn sie auch nicht mehr diesseits sind. Ein Freund meiner Kunst und meines Strebens begleitete er, was ich hat, mit der eingänglichsten Theilnahme und Anregung, wie denn überhaupt seine unbefangene Freude am Rechten und Guten, sein förderndes Auffassen alles zu beachtenden Wirkens, wem es angehören und wohin es sich wenden mochte, schon eine Stärkung waren, die wohl Vielen wie mir dauernd von Einfluß blieb. — Gesegnet sey das Andenken Achim v. Arnim's

Digitized by Google

auch durch Bewahrheitung seiner eigenen Worte, die im „Berliner Musen-Almanach für 1831“ — sein Todesjahr — den Schluß eines Gedichts bilden:

„Künftig fraget wohl die Welt,
Wo wir sind geblieben,
Vieles dann von uns gefällt,
Manches lernt sie lieben.“ —

Gleich von jenem Jahr an, seitdem Achim v. Arnim „Des Knaben Wunderhorn“ gemeinschaftlich mit Clemens Brentano herausgab, hat man sich gewöhnt, bei dem Einen des Andern zu gedenken; jedenfalls geschieht dies mir, und ich lasse die Zwillings-Erinnerung ungetrennt.

Zu Denen, die sich Ruf erworben haben als Schriftsteller, gehört Clemens Brentano gewiß, und ohne mancherlei Ueberspannungen an seinen Werken zu leugnen, wird man zugeben müssen, daß er auch bei dem Anschluß an die „romantische Schule“, die in den Jugendbewegungen des neunzehnten Jahrhunderts mitwirkte, eine sehr ausgeprägte Eigenthümlichkeit offenbarte. Wäre sie nicht mit grillenvollen Schrägheiten behaftet gewesen, konnte eben Er als Volks-Schriftsteller das Höchste erreichen, was er vorzugsweise bewies in seinen Erzählungen „Die mehreren Wehmüller“ und „Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl“, zumeist in diesem gemüthswunderlichen Herzensgebilde, das als meisterhaft und unübertroffen gerühmt ist, sogar von Denen, die der geheimwaltenden Richtung völligst abwendig sind. Aber auch jede seiner andern Gaben zeugt von

Digitized by Google

fruchtbaren Geisteskräften, wie sehr sie zuweilen sich vereinten mit den irrweglichsten Seltsamkeiten, die aber wieder ihren Grund haben in der Verwandtschaft mit seinem Wesen, das wohl Vielen, wie mir noch bis jetzt, ein räthselhaft uneiniges blieb.

Bei kleiner, aber anmuthig gebildeter Gestalt hatte er einen ausdrucksreichen Kopf, beweglich in den Mienen und begabt mit lebhaft glänzenden Augen; in keinem Zuge und Blicke verleugnete sich aber, selbst wenn der vielseitige Schalk in ihm rege wurde, eine dämmernde Schwärmerei, im ganzen Antlitz nicht ein Anstreifen von Düsterheit, die aus innerem Zwiespalt entstanden schien. — Man sagt, er habe gern seiner altitalienischen Abkunft gedacht, und daß sein Familien-Name auf die Besitzungen seiner Vorfahren an der Brenta hindeute; mir ist keine Aeußerung der Art von ihm bekannt, und zu tadeln wär' es nicht, von achtbaren Voreltern zu sprechen und sich ihrer zu freuen. Seiner Gesinnung nach war er damals — unsre persönlichen Beziehungen umfassen die Jahre 1816 bis 1819 — durch und durch Deutscher. Dies mochte indeß unterstützt seyn von den gegen Napoleon's Knechtungs-Herrschaft mit Siegesglück beendeten Rettungskämpfen, denen Clemens Brentano sein dramatisches Gelegenheits-Gedicht: „Am Rhein, am Rhein!" weihte, das ich von ihm in eigener Handschrift erhielt und es später, seinem Wunsch gemäß, drucken ließ als Theil des Inhalts von „Blätter und Blüthen" (Berlin, Vereins-Buchhandlung), eines Taschenbuchs, dessen Ertrag — um Brentano's

Digitized by Google

Worte zu gebrauchen — „zur Linderung der Kriegsfolgen“ bestimmt wurde.

Clemens Brentano zeichnete sich auch als tüchtiger Redner aus mit dem fließendsten Wort und treffendem, zuweilen sehr derb werdendem Witz, wobei es ihm manchmal geschah, daß er Andere überzeugte mit Behauptungen, von denen er selbst nicht überzeugt war, aber gleichsam wie durch innere Offenbarung zum Glauben an das von ihm Ausgesprochene hingerissen wurde. Dieser Glaube ging oft so weit, daß er meinte, der Geist der Weissagung wohne in ihm, was ihn dann sichtlich minder mit Erhebung als mit Entsetzen erfüllte, wobei er indeß zugleich in eifrigen Zorn gerieth, wenn man Zweifel hegte, daß diese oder jene seiner Verkündigungen zur Wahrheit werden könne. Diese Erfahrung machte ich besonders eines Nachmittags, als mich Clemens Brentano besuchte in Begleitung des Dr. Vetter (damaligen Mitbesitzers der Maurer'schen Buchhandlung). Ich saß ruhig an meinem Arbeitstische, als die Beiden in das nicht sehr geräumige Zimmer eintraten, wo nun Brentano auf mich zustürzte und mit der berührigsten Geberde mich wohlmeinend zur Rede stellte. Worüber? Ich hatte im „Gesellschafter“ das Gebet des Socrates mitgetheilt und hinzugefügt: „Kann man wohl christlicher beten, als Socrates gebetet hat?“ — Nach Clemens Brentano's Ansicht war es eine schwere Sünde, nur annehmen zu wollen, der Heide Socrates könne christlich gebetet haben. Dr. Vetter erzählte mir später: Brentano

ſey zu Mittag ſein Gaſt geweſen, als die neueſten Blätter des derzeit in der Maurer'ſchen Buchhandlung erſcheinenden „Geſellſchafter" ankamen; er habe ſie ergriffen, plötzlich die höchſte Aufregung bemerken laſſen, nachdem er das Gebet des Socrates mit meinem Nachſatz geleſen, und nicht eher Frieden gehalten, bis Vetter ihm verſprach, mit ihm nach Tiſche zu mir zu fahren. Es galt nichts weniger als die Rettung meiner Seele! — und Brentano hielt mir die nach ſeiner Meinung unüberwindlichen eigenen Satzungen entgegen, wonach ich den Socrates zu verurtheilen und zu glauben habe an die Wahrheit und Macht der Wunder und Zeichen, deren eben damals wieder in vielfachen Berichten als Thatſachen gemeldet wurden. Alles, was ich erwiederte von dem Grundſatz aus: daß mir eine chriſtliche Geſinnung, durch die That bewährt, auch den ſogenannten Ketzer zum Chriſten mache, meine Vernunft, wo ſie nicht ausreiche, ſich willig dem Glauben füge, jene aber mit dieſem zwar in Frieden leben, ſich jedoch von ihm nicht unterjochen laſſen wolle, bewirkte nichts weiter als einen verſtärkten ſtrafenden Redeſtrom, der endlich eine Unterbrechung fand nach der feierlichen Verſicherung: daß, ſo ich nicht zum rechten unterwürfigen Glauben den Weg fände, ich ſammt dem „Geſellſchafter" zu den ewig Verdammten gehören würde. Schwerlich verargt es mir ein Beſonnener, daß ich in dieſer geſteigerten Ereiferung Brentano's endlich mehr Scherz als Ernſt vermuthete, da zumal Dr. Vetter nur mühſam ſich des Lachens erwehrte. So kam ich denn

Digitized by Google

aus der anfänglichen Ueberraſchung in heitere Abwehr, Brentano aber ging darauf nicht ein und begehrte immer andringlicher, daß ich mich als ſündig fühlen und mich bekehren ſolle. Da erwiederte ich: „Wir ſollen die Wahrheit erkennen und die Wahrheit wird uns frei machen, ſagt die Schrift, die uns Hauptſatzung ſeyn ſoll. Nun äußerte ich ſchon, was mir Wahrheit iſt, wobei ich im Geringſten nicht an Werberei für meine Erkenntniß denke, aber auch für das eben Vernommene nicht den leiſeſten Anklang in mir finde. Es führen verſchiedene Wege zur Beruhigung in Gott, gehe Jeder den, welchen er für den gradeſten und ſicherſten hält.“ Nochmals folgte eine lange Rede Brentano's, und ich hörte ihm auch bei der Wunderlichkeit mit Vergnügen zu, ohne einen Streit verlängern zu wollen, der hier keinen Erfolg haben konnte. Endlich verdroß ihn mein Schweigen; er ſchalt nun etwas anzüglich auf meinen „erfrorenen Glauben“, und da ich bei dieſem Ausdruck lachen mußte, Dr. Vetter ebenfalls laut einſtimmte, erhob der Redner ſeine ſehr wohltönende Stimme zur höchſten Kraft und ſprach: „Nun denn, ſo möge Euch werden, was Euch gebührt, und das Strafgericht iſt Euch nicht fern, denn im Jahr 1829 erfolgt die Wiederkunft des Heilands und im Jahr 1830 das Weltgericht!“ Und damit verließ er mich in voller Entrüſtung, ſo daß Dr. Vetter, der in Erſtaunen ein paar Augenblicke mir gegenüber ſtand und dem ich nur noch ſagte: „Er mag wohl krank ſeyn!“ ihn kaum einholen konnte. Brentano hat die bezeichneten

Digitized by Google

Jahre erlebt und jene Verkündigung, wenn er sich ihrer erinnerte, vielleicht doch mit seiner ihn beherrschenden Phantasie so zu deuten gewußt, daß sie seiner Gläubigkeit nicht bedenklich wurde.

Aber noch heut bin ich der Meinung: er war damals krank, und was sich wenige Monate nachher ereignete, könnte wohl dafür zeugen. Zu meinem Arbeitsgemach kam man durch das Eßzimmer der Familie, und im Hause war man gewohnt, Bekannte einzulassen, ohne sie mir anzumelden. Eines Morgens hörte ich, daß draußen Jemand auf- und abging; ich dachte aber, man wäre mit Aufräumen oder Reinigen beschäftigt, und ließ mich in der Arbeit nicht stören. Plötzlich wurde die Thür aufgerissen, herein stürzte Clemens Brentano, warf sich auf einen Stuhl und rief, laut weinend: „Ich habe mein Gelübde gebrochen! — mein Gelübde gebrochen!" Was und wie ich fragen mochte, ich hörte lange nichts Anderes als die öftere Wiederholung jenes Ausrufs, so daß ich mich genöthigt sah, Augenblicke der Beruhigung abzuwarten. Dann endlich erfuhr ich, was sich begeben, und obwohl hier zur Betrübniß bis zum äußersten Gegensatze sich Anlaß bot, der Ausdruck völliger Zerknirschung konnte bei der Erzählung Brentano's doch nur ausschließlich das Mitgefühl wecken. Er war, wie aus seinen immer wieder durch eine Selbstanklage unterbrochenen Worten hervorging, mit sich und der Welt völlig zerfallen und hatte — so sagte er — sich das Gelübde auferlegt, in Sühne und Buße den Hungertod zu sterben, weshalb er be-

reits zwei Tage ſich eingeſchloſſen habe. Da wäre er nun von ſeinen Gedanken beſtürmt worden, noch einmal ſeine Freunde zu beſuchen, und ſo ſey er zu mir gekommen, zu ſeinem Unglück, wie er meinte. Denn was war geſchehen? Draußen lagen in einem Körbchen ein paar kleine Brode, er konnte bei dieſem Anblick der Verſuchung nicht widerſtehen, verzehrte ſie, und die Folge war nun die Verzweiflung darüber, daß er ſein Gelübde gebrochen habe. Sobald es möglich war, begann ich mit Troſtesworten, ſuchte ihm zu beweiſen, daß ſein Gelübde ein Verbrechen ſey, indem männlicher Kampf mit ſich und den Wirren des Lebens, in unüberwindlichen Ereigniſſen auch Dulden und ſelbſt Leiden zu den Pflichten des Chriſtenthums gehörten, allen Lehren deſſelben jedoch widerſpräche, was er im Sinne trage. Ich kann mich nicht rühmen, ſeine herkömmliche Anſicht vom Märtyrerthum überwältigt und ihn mit der meinigen überzeugt zu haben; nur die eine Bemerkung, daß er die Sehnſucht, nochmals ſeine Freunde zu beſuchen, eigentlich wohl als eine himmliſche Warnung betrachten müſſe, als den Weg, der ihn von ſeinem ſchlimmen Vorhaben ablenken ſolle, ſchien er zu beachten, und verſicherte endlich, ſich einer andern Sühne weihen zu wollen. Bald darauf reiste er von Berlin ab, und wir wiſſen, daß er ſich nach dem Kloſter Dülmen im Münſterlande begab, dann umher pilgerte, ſpäter in der Nähe von Rom ſich dem Einſiedlerleben ergab, bis er wieder nach Deutſchland zurückkehrte, und nun für ſeinen Glauben gewirkt haben ſoll. Dies Alles

Digitized by Google

weiß ich jedoch nur durch Zeitungen und Gerüchte, ich selbst sah ihn nach jenem wunderlichen Ereigniß nicht wieder, empfing von da an auch weder eine schriftliche Zeile von ihm, noch erfuhr ich über seine Zwecke und seinen Seelenzustand Genaueres. — In den Jahren unserer persönlichen Bekanntschaft war er stets sehr schweigsam in Betreff seiner Vergangenheit, und bei dieser Wahrnehmung enthielt ich mich aller darauf bezüglichen Fragen, wie ich mir auch jetzt noch billigerweise alles Entscheiden hinsichtlich seiner damaligen unzweifelhaft erkrankten inneren Zustände versage. Möge Jeder selbst über die beiden hier erzählten seltsamen Erlebnisse mit Clemens Brentano urtheilen und seine Schlußfolge daraus entnehmen. Mir war er bei aller Sonderbarkeit in seinem — von ihm nur lässig benutzten — Geistreichthum immer eine anziehende Erscheinung, und daß er mir räthselhaft blieb, vermindert das Anziehende gewiß nicht, giebt mir vielmehr noch jetzt zu denken und zu erwägen.

Durch die Rückblicke dem Seltsamen genähert, bringt sich eine ihm angehörende Fügung aus derselben Zeit in meine Gedanken. — Am 28. April 1817 gab Friederike Schirmer, eine vom öffentlichen Urtheil empfohlene Schauspielerin der Dresdener Hofbühne, in Berlin ihre erste Gastrolle. Sie trat auf als „Wallburg" in Oehlenschläger's am genannten Tage zum Erstenmale aufgeführten Trauerspiel „Axel und Wallburg." Wahrscheinlich mangelte es ihr an Kenntniß des für die Bühne Berlin's erforder-

Digitized by Google

lichen Aufwands von Tonkraft: sie sprach so leise, daß wenig oder nichts zu verstehen und die Mißstimmung der Zuhörer im Steigen war. Da es mir leid that, eine geschätzte Darstellerin mit verstärkten Zeichen des üblen Eindrucks bedroht zu wissen, ging ich während des durch die Umstände sich sehr dehnenden Zwischenakts vom Sperrsitz nach dem Parterre, um, wenn ich Bekannte träfe, sie zu ersuchen, für Beschwichtigung sorgen zu helfen, da gewiß eben nur die Unbekanntschaft mit dem fremden Theater die Sprachmittel der Schirmer als nicht zureichend erscheinen ließ, wie dies auch durch die folgenden Gastspiele der Genannten sich bestätigte. Meine Ansicht rasch dem Einen und Andern zutragend, kam ich bis an die vorderste Bankreihe, wo ich Zeuge eines an sich unbedeutenden Vorfalls wurde. Der schon von mir geschilderte Berichterstatter für die „Spenersche Zeitung", genannt „Theater-Schulz", stritt heftig mit einem jungen Manne, dessen Gegenreden ihn durch Spracheigenheit als Fremden kundgaben, und nachdem Schulz eine etwas überderbe Aeußerung hingeschleudert hatte, stürzte er in Hast sprudelnd von dannen, wie oft geschah, wenn man nicht seiner Meinung war. Lächelnd schaute ich ihm nach, dann auf den Fremden, der betroffen und verlegen dastand. Sein Erschrecken möglichst zu Gunsten der Berliner Höflichkeit auszugleichen, äußerte ich ihm: er habe die Unart des Davongeschossenen nicht schwer zu empfinden, wir wären Dergleichen von ihm gewohnt, und nun bezeichnete ich mit wenigen Worten das Wesen des

Digitized by Google

Störrigen. „Mein Herr", ſagte darauf der Fremde, „Sie ſind vermuthlich ſehr bekannt mit Berlin, und da möchte ich eine Frage und Bitte an Sie richten." — „Friſch heraus damit!" lautete meine Antwort. — „Ich komme jetzt von Prag und erhielt unterwegs von dem Regiſſeur Wohlbrück einen Empfehlungsbrief an einen Mann, der mir, wie Wohlbrück ſagte, behülflich ſeyn könnte; ich habe aber den Brief entweder im Gaſthofe liegen laſſen, oder ihn auf der Weiterreiſe verloren, denke aber den Mann doch aufzuſuchen, Sie können mir vielleicht Auskunft geben über ihn." — „An wen war der Brief?" fragte ich. — „An den Profeſſor Gubitz!" — „Der bin ich!" rief ich lachend, und wahrnehmend, daß der Fremde ſtutzte, fügte ich hinzu: „Kaum könnt' ich's Ihnen verargen, wenn Sie glaubten, ich hätt' auch einen kleinen Sparren, aber trotzdem iſt es, wie ich ſagte." — In dieſem Augenblick hörten wir das Zeichen, der Vorhang ſollte ſich wieder erheben, ſo daß ich nur noch ſagen konnte: „Ich komme wieder!" und dann nach meinem Sitz eilte.

Als ich abermals im Parterre neben dem Fremden ſtand, erfuhr ich: er heiße Stein, ſey Schauſpieler, wünſche in Preußen's Hauptſtadt zu gaſtiren, wiſſe aber dieſen Wunſch nicht in Erfüllung zu bringen, da er in Berlin weder Bekanntſchaften habe noch Empfehlungsbriefe mitbringe; er glaube jedoch, dies ſonderbare Zuſammentreffen mit mir, trotz ſeines Leichtſinns hinſichtlich des verlorenen Briefes, für ein gutes Zeichen halten zu dürfen. — Mir thürmten ſich

Digitized by Google

vor den Gedanken ſogleich die Schwierigkeiten, einem völlig unbekannten Schauſpieler auf dem damals einzigen Theater Berlin's Gaſtrollen zu vermitteln; doch fehlte hier die Zeit zu Erklärungen, deshalb beantwortete ich einſtweilen nur noch die Frage Stein's, ob er mich morgen beſuchen dürfe, mit willfährigem Ja.

Am nächſten Vormittag kam er, und da ich mich überzeugte, der Fremde ſey ein gebildeter junger Mann, verſchwieg ich zwar meine Bedenklichkeiten nicht, zeigte mich aber bereit, mich für ihn bei dem Grafen Brühl zu verwenden. Daß ich es, wie Herr Stein ſagte, vielleicht eher mit einigem Grunde thun dürfe, erbot er ſich, Schiller's Gedicht: „Die Ideale" zu ſprechen. Er trug dieſes Gedicht mit kräftig ſchönem Sprachklang vor, aber freilich in gewaltiger Ueberſchwenglichkeit rauſchvoller Begeiſterung. Das wurde mir zwar auffällig, aber erſtens erlauben Schiller'ſche Verſe ſchon ein Etwas vom hochſteigenden Schwunge, und zweitens meinte ich: Der iſt das Theater gewohnt und weiß im kleinen Zimmer nicht Maaß zu halten. In gutem Glauben begann ich alſo Unterhandlungen mit Brühl, und weil eben der Schauſpieler Maurer (ſpäter Mitglied der Stuttgarter Hofbühne) im Urlaub von Berlin abgereiſt war, wurde Hrn. Stein eine Gaſtrolle aushülflich zugetheilt. Nachdem Friederike Schirmer in andern Darſtellungen verdienten Beifall erworben, auch die „Wallburg" mit beſſerem Erfolg wiederholt hatte, erſchien in Kotzebue's Schauſpiel „Johanna von Montfaucon" Hr. Stein als „Philipp von Mon-

Digitized by Google

tenach" vor den Berlinern, die ſich in anſehnlicher Zahl beiſammen fanden. Es war der Abend des 20. Mai 1817, ein mir unvergeßlicher Abend! Schon bei des „Philipp" erſten kurzen Reden überſtürzte mich Bangigkeit, denn der Gaſt ſprach gleich das „Gott grüß' Euch, gute Leute!" ſo, als enthielten dieſe Worte die wichtigſte Nachricht; in der nachherigen Abſchieds-Scene mehrte ſich die Ueberſpanntheit und am ärgſten brach ſie hervor im Geſpräch mit der „Hildegard", wobei dieſe ein gefährlicher Gegenſatz war. Sie wurde von einer Demoiſelle Tilly als „theatraliſcher Verſuch" geſpielt, ſo zaghaft und ängſtlich, daß die Bedauernswerthe kaum Athem genug hatte, die Worte eintönig hervorzubringen, während ihr „Philipp" immer flammenſprühend dazwiſchen poſaunte — und noch dazu die wildeſten Bewegungen beifügte, vorzugseifrig den rechten Arm ſtets kerzengrade in die Höhe ſtreckte, überhaupt aber in ſeiner nicht großen Geſtalt eine ungelenke Straffheit herrſchen ließ. Kein Wunder, daß nun die Kotzebue'ſche Erhabenheit in Komik umſchlug, ich in Verzweiflung gerieth über meinen Schützling! — und was war zu thun?! Schon hatten ſich hier und dort, auch in meiner Nähe, Lachtöne — nebſt den erſten noch ſcheuen Zeichen vom heranziehenden Fußdonner Seitens der Zuſchauer — bemerklich gemacht; rings um mich her äuſſerten ſich flüſternd Mißſtimmung und Spott — im wirbelnden Sinnen ſuchte ich Rath. Für den Gaſt, wenn er in ſolchem Zerarbeiten verharrte, war das bitterſte Verunglücken auf der Bahn des Schau-

Digitized by Google

ſpielers gewiß: ich kannte genau die Vorzeichen eines Theaterſturms. Deshalb entſchloß ich mich, im erſten Zwiſchenakt Hrn. Stein mit der Vorausſicht ſeines Schickſals abzuſpannen, und dann die möglichſte Hülfe zu verſuchen. Ich eilte nach dem Theater, heimlichte ihm in der Garderobe zu: „Nehmen Sie Ihre Rolle und folgen Sie mir!“ ging mit ihm in den tiefſten Hintergrund der Bühne zu einer einſamen Lampe, und verhehlte ihm nicht, daß ein Auspochen unvermeidlich ſey, wenn er in gleichem Ungeſtüm der Unnatur auf den „heiſſen Brettern“ weiter wirthſchafte. Im höchſten Grade betroffen, geſtand er doch, er habe bereits widrige Laute gehört. „Jetzt Muth und Beſonnenheit!“ rief ich ihm zu, „wir wollen die Rolle durchgehen; unterwerfen und fügen Sie ſich meinen Anordnungen, dann läßt ſich glauben, wir entkommen dem Drohenden; ich vertraue Ihren ſchönen Sprachmitteln. Jetzt nehmen Sie an, Sie hätten noch gar nicht auf der Berliner Bühne geſtanden, wollten eben erſt zu ihr hin; zeigen Sie vor Allem, daß Sie fähig ſind, ruhig zu ſprechen.“ — Glücklicherweiſe hat „Philipp“ in der erſten Hälfte des zweiten Akts nichts zu thun; ich benutzte die Zeit bis zu ſeinem Einſchreiten, die Scenen ein paar Mal vorzuleſen, meine Anſicht darüber dem Gaſt einzuprägen, und günſtig war es, daß „Philipp“ zunächſt ſinnend und ſchwermüthig erſcheinen ſoll, wodurch ſich die plötzliche, mit dem vorigen Ueberbieten des Leidenſchaftlichen nicht zuſammenſtimmende Mäßigung doch einigermaßen einleitete. Nicht vergeſſen hatte ich die Mah-

Digitized by Google

nung, die Bewegungen zu mildern; freilich aber jagten sich die Zurechtweisungen im Drange des Augenblicks: ich hoffte indeß schon vom bruchstücklichen Benutzen ein Abwenden des äussersten Mißfallens. Als das Stichwort den „Philipp" in die Scene trieb, sagte ich nur noch: „Muth und Ruhe! im nächsten Zwischenakt bin ich wieder hier!" und schritt dann, selber nicht ohne Beklommenheit, nach meinem Sitz zurück.

Den kurzen Monolog sprach Stein mit seinem wohlklingenden Ton wirklich innerhalb der Wahrheit, gehorsamte wirklich dem Rath, in der Zusammenkunft mit „Adelbert" bedrückt zu spielen, dann nur im Gefecht, seinem verrätherischen Vater gegenüber, die Aufloderung hervorbrechen zu lassen, so daß am Schluß des zweiten Akts ein schwaches Beifallszeichen ohne Mißlaut erfolgte. Bald standen wir Beide abermals vor der einsamen Lampe, und da „Philipp" erst in der achten Scene des dritten Akts wieder thätig wird, hatten wir Frist genug, die ich nach Kräften benutzte, um dem Gast die erforderliche Besänftigung noch festzuhalten. Nur von da an, wo „Philipp" die Gefängniß-Schlüssel entwendet, und dann bis zum Schluß — bei dem Fallen des Vorhangs — verlangte ich stärkere Steigerungen im wachsenden Grade. Während dieses Akts, den Stein wieder mit möglichster Zähmung beginnen mußte, kam es bei den Zuschauern zu tiefer Stille in gefesselter Aufmerksamkeit, in der Scene mit „Adelbert" ließ sich kräftiger und endlich stürmischer Beifall hören.

Digitized by Google

Nun, nachdem ich auch den vierten und fünften Akt noch mit dem Gast durchgenommen hatte, ging auch das Weitere gut und erwünscht. Die Vorstellung schloß mit allen Zeichen des Beifalls, und Graf Brühl kam freundlichst auf die Bühne, Hrn. Stein zu verkündigen: „Jetzt werden Sie uns den „Faust" spielen!" — den Klingemann'schen —; ich aber, etwas angegriffen, sprach: „Philipp von Montenach, essen Sie zu Abend schmale Künstler-Kost bei mir, ich muß ein Wort mit Ihnen reden, und werde warten, bis Sie sich in Herrn Stein verwandelt haben!"

Zu Hause sagte ich ihm in's Angesicht: „Herr, Sie haben jedenfalls noch auf keiner bedeutenden Bühne bedeutende Rollen in Stetigkeit gespielt, forderten heut Ihr Schicksal heraus und sind über Verdienst gütig von ihm behandelt worden!" Sehr erschüttert und dazwischen doch mit jugendlich leichtfertigem Jauchzen, weil er den Abgrund übersprungen hatte, begann er bei einem Glase Wein seine Beichte. Er hieß Eduard Franz v. Treuenfels, studirte, und sollte sich in Ollmütz juristischer Thätigkeit befleissigen. Seine schwärmerische Theaterliebe trieb ihn heimlich aus dem elterlichen Hause nach Wien, wo er bei dem Josephstädter Theater eine Anstellung fand, von dort durch Einfluß seines Vaters entfernt wurde, dann mit wandernden Schauspielern reiste, abermals nach Wien ging, abermals zu keiner festen Stellung kam, und nun, zweiundzwanzig Jahr alt, Oesterreich verlassen hatte, kühnen Muths sein Glück in Berlin zu suchen.

„Kennen Sie Klingemann's Faust?" fragte ich

Digitized by Google

ihn, er antwortete: „Nein! ich lerne aber ſehr ſchnell, habe die Rolle bei mir, leſe ſie heut noch und lege ſie mir unter's Kopfkiſſen.“ — Auf ſein Erſuchen, und da er doch nun einmal mein Empfohlener war, bemühte ich mich mit dem neuen „Fauſt“ bis zum nahe genug angeſetzten Tage der Aufführung, wobei ich allerdings gewahren mußte, daß die ausſchweifendſte Begeiſterung und der Mangel an Gelegenheit, ſich nach echten Muſtern in der Schauſpielkunſt zu bilden, die ſeltſamſten Querbegriffe eines Talents zuwege brachte. Wechſelnden Stimmungen war er indeß leicht zugänglich, was den Schauſpielern nothwendig und deshalb ihrer Reizbarkeit Manches zu entſchuldigen, wenn auch nicht zu rechtfertigen, Manches daneben unbedingt abzuweiſen iſt: denn ſelten mangelt ihnen die Ueberſchätzung ihres Werths. Von ſeiner Gefühls-Empfänglichkeit gab Stein — er möge den Wahlnamen behalten — viele Beweiſe. Unter Anderem wurde er während der Proben des „Fauſt“ in meinem Zimmer von der Rührung mehrmals, und immer wieder bei denſelben Stellen, ſo überwältigt, daß die Thränen ſtrömten, die Rede im Schluchzen völlig unterging. Dann erzählte ich ein luſtiges Geſchichtchen, hinzufügend: er ſolle ſich deſſen bei dieſer und jener Scene am Abend der Darſtellung erinnern, damit er ſeiner Stimmungen Herr bliebe. Hinſichtlich der Bewegungen kämpfte ich zumeiſt mit ſeinem rechten Arm; wenn er ſich wieder ſteil in die Höhe ſtreckte, traf meine Hand, dieſe beilartig gebraucht, die rechte Schulter, wonach der Arm ſich plötzlich

Digitized by Google

ſenkte. Durch dieſen vielmals herausgeforderten Noth-ſchlag wurde die getroffene Stelle empfindlicher, Stein ſtöhnte zuweilen, und vernahm dann die Tröſtung: „Die Zeit zum Einſtudiren iſt ſo zum Verzweifeln kurz, daß, wenn am Abend der Darſtellung Ihr ſündlicher Arm ſich bäumt, keine Hülfe iſt, als die ſchmerzliche Mahnung an mein Gewaltmittel!“ — Stein gab den „Fauſt“ mit dem glänzendſten Erfolg, wurde vom lebhafteſten Beifall begleitet und ſtürmiſch gerufen. Sehr lachen mußte ich, als er mir nach dem erſten Akt äuſſerte: er glaube faſt, es ſey Ironie geweſen, daß man ihm den Monolog des „Fauſt“ ſo rauſchend applaudirte; — er hatte ihn in richtig ruhiger Betrachtung und mit treffenden Tönwandlungen geſprochen, und der Beifall war ihm ein zweifelhafter, weil ihn hier kein leidenſchaftlicher Aufſchwung veranlaßte. — Nach dieſem „Fauſt“ erhielt Stein zur Gaſtrolle noch den „Mortimer“, den ich ebenfalls mit ihm einſtudirte, dabei aber die Anſicht ausſprach: „Den „Mortimer“ können Sie jetzt nicht darſtellen, werden vielleicht mit ihrem Weſen niemals die hier bedingten mannigfachen Miſchfarben in künſtleriſcher Vollendung zu vereinen wiſſen; ſtreben wir aber, uns des Ihnen Erreichbaren zu bemächtigen.“ Stein kam mit dieſer Aufgabe ebenfalls glücklich durch, wurde dann durch meine Beihülfe Mitglied des Ende Auguſt 1817 eröffneten Leipziger Stadttheaters unter Küſtner, und erwarb ſich den Ruf eines bedeutſamen Schauſpielers. Auch in Berlin war mein Empfohlener ſpäter nochmals Bühnengaſt

Digitized by Google

mit entschiedenem Glück; besonders that er sich hervor als Goethe's „Tasso", der rechte Arm zeigte sich aber immer noch etwas widerspenstig. — Leider starb Stein frühzeitig [1828] in Leipzig, wo man sich seiner in ihn ehrender Weise erinnert. — Fragen mag ich aber nicht: was wäre etwa geschehen, wenn Eduard Franz v. Treuenfels am 20. Mai 1817 als Schauspieler auf der Berliner Bühne zu Falle kam? — man könnte antworten: vielleicht hätte er sich dann wieder heim begeben, in die ihm von seinem Vater bestimmte Bahn sich eingewöhnt, auch wohl länger gelebt auf Erden. Mit solchen Fragen und Vielleichts ist jedoch nichts anzufangen und nichts abzuthun; man muß sich begnügen mit dem Bescheid: wer innen die Ueberzeugung schützte, willig seine Schuldigkeit beachtet zu haben, sammelt sich für verfängliche Zweifel Gründe der Beruhigung.

Nach diesem Bedenken umforschend mit der Frage: was bisher das Gedächtniß in meinem dreiundachtzigsten Jahre aus der Vergangenheit mir erweckte oder unerweckt ließ, steht in solchem Betracht zuerst der Turnmeister Jahn vor mir, und überhaupt treiben und reihen die Jahre 1817 bis 1820 mir noch mächtige Erinnerungen zusammen. Es war die Zeit, als diesseits des Rheins Ernst Moritz Arndt allüberall konnte erklingen hören sein Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland?" — eine inhaltvolle, noch immer nur spärlich und mehrseitig einseitig beantwortete Frage, und es wäre nicht selten dem „Was?" das Wo? voran zu senden, ohne daß die Beantwortung

Digitized by Google

ſich erleichtert. — Der Abſichten- und Thatenzweck in jenen Jahren dreht und wendet ſich um die ſogenannte Demagogie, ein Wort, dem die Abſonderlichkeit beigemiſcht iſt, daß man es mit Volksleitung und Volksverleitung in Deutſches zu überſetzen hat. Jedenfalls ſoll man ſich aber weder von jenem, noch von irgend einem Worte verleiten laſſen, ſeinen Ge- und Inhalt für „Eins und Alles" zu erachten, das vom irdiſchen Begriff nicht zu erſchöpfende Wort „Gott" ausgenommen. Hier habe ich es in jeder Richtung vorherrſchend mit Erlebtem zu thun, jetzt mit Friedrich Ludwig Jahn. Eine kurze geſchichtliche Hinweiſung erlaube ich mir jedoch voraus in Bezug auf die damalige Demagogie, deren Führer und Anführer — in Zweideutigkeit dieſes Ausdrucks — entweder nicht wußten, oder theilweiſe nicht wiſſen wollten, daß es einzig redlich und vernünftig klug iſt, wenn man allzeit nur das Erreichbare als Ziel aufſtellt, nicht durch Uebertreibung mehr dem Rück- als Fortſchritt dient. Schon damals konnte als umfangliches Beiſpiel mitwirken das Ergebniß der franzöſiſchen Revolution, die, angeregt durch Schöpfungs-Gedanken des Rouſſeau, d'Alembert, Raynal und Diderot, urſprünglich zur Grundlage hatte die Rechte des Menſchenthümlichen, uneingebannt durch Schranken, womit es umlagert wurde vermöge eitler Volksthümlichkeit. Jene franzöſiſche Revolution begann angeblich ihre Kämpfe zum Heil des Menſchenthümlichen, und hatte im Herrſchen des Waffenruhms die Unterdrückung der Menſchenrechte zum Erfolg. Man darf erfahrungs-

Digitized by Google

gemäß ſagen: für den rechtsechten und ſittlichwahren Sinn unſers Lebensberufs iſt die Bildung noch weit vom Ziel, noch ſehr unreif; die Blüthen fallen oft ab, ehe ſie fruchten: in allen ſich verſchränkenden oder ſich vertummelnden Begebniſſen herrſchen dann bald und immer wieder Mittel und Gewalten, Macht und Glanz Einzelner zu ſteigern.

Nun aber ſey Friedrich Ludwig Jahn erwähnt in der Art, wonach ich Volksthümliches und Vaterlandsliebe ſehr hoch ſchätze, bei weitem höher aber noch Menſchenthümliches und Menſchenliebe, die möglichſt alles Ueble ausgleichen, nicht etwa neben Scheinprunkerei ſich doch nicht zu hüten vermögen vor der Anwendbarkeit des Sprüchworts: „Wenig mit Liebe, viel mit Kolben.“ — Schon früher, im erſten Bande dieſes Gedenkbuchs, habe ich angedeutet, daß ich im Jahre 1805 bei den abendlichen Unterhaltungen in der Kralowsky'ſchen Leihbibliothek bekannt wurde mit Jahn, und ich muß geſtehen: weder durch ſein Aeuſſerliches — das Varnhagen mit wenigen Worten treffend geſchildert hat in ſeinen „Denkwürdigkeiten“ — noch durch ſein Betragen nahm er meine Zuneigung in Anſpruch. Wir Beide blieben nur in Entfernung nebeneinander, beſonders als ich bemerken mußte, wie ſehr die Blücher'ſche Derbheit noch ein neuer Mithebel des Jahn'ſchen Bildungsweſens wurde: jene Derbheit, die auch nicht das Anmuthigſte war an dem gefürſteten Blücher, den ich ein einziges Mal beobachten konnte im Geſellſchafts-Verkehr

Digitized by Google

eines reichen Handelsherrn am Hazardspieltisch — ohne Betheiligung meinerseits.

Der Turnmeister Jahn geht mich aber überhaupt nur insoweit an, als er in meinen Erlebnissen mit zu nennen ist, was sich begrenzt innerhalb der ersten Monate des Jahres 1817, nachdem im „Gesellschafter" Wilhelm Scheerer, „Privatgelehrter" genannt, den unleugbar damals üblen Einfluß der übertriebenen Turnerei auf die Erziehung beleuchtete. Die Rohheit der Turn-Knaben offenbarte sich auffällig durch widersetzlichen Starrsinn, zum Schrecken der Eltern, und jene Beleuchtung nahm demnach zwar das Turnen an sich in Schutz, der Verfasser glaubte sich aber bei derzeitigen Ausschreitungen berechtigt zu dem Schluß:

„Es kommt freilich sehr viel auf den jedesmaligen Turnmeister an, besitzt Dieser eine vollkommene Körper- und Geistesbildung, so wird jene Rohheit allerdings weniger um sich greifen, doch im Ganzen immer bemerkbar bleiben."

Nicht öffentlich sprach Jahn gegen dies Befehden eines maßlosen Turnens, bei dem es an Verkrüppelungen nicht fehlte, er schmähte aber ehrverletzend in seinen Vorlesungen; Scheerer forderte öffentlich Beweise, Jahn schwieg und Jener wurde öffentlich andringender. Nun antwortete der Turnmeister mit acht Fragen, sie wurden ihm widerlegt, und obwohl ich anfügte: „Hrn. Professor Jahn seine Gegenerklärung vorbehaltend", war damit der Streit, befindlich in den Blättern 45, 63, 67 und 81 ersten Jahrgangs

Digitized by Google

des „Geſellſchafter“, zu Ende. Dieſe Darlegung, die ich begrenzte und mich gern von ihr ablenke, iſt mitbezeichnend für andere Ausſchreitungen, zu denen ich mich bald hinwenden muß, und hier von Jahn ſcheide mit der urtheilenden Anſicht: er war in den ſchlimmen Theilen des verjährten Deutſchvolksthümlichen ſo eingeſchnürt, daß wahrhaft Menſchenthümliches ihm unerreichbar blieb.

Zwiſcheninne habe ich noch über eine ſonderbare künſtleriſche und ſchriftſtelleriſche Geſchäfts-Verbindung zu berichten, wobei der Hinblick etwas vom Weltgeſchichtlichen einzuſchalten hat. Im Februar 1817 erhielt ich durch den General-Conſul Delius in Bremen den Auftrag, zu einer neuen verbeſſerten Ausgabe des Geſetzbuches für Hayti ſinnbildliche Zierden im Holzſchnitt anzufertigen. Zu dieſem Zweck wurde mir der „Code Henry“ in erſter Auflage geſchickt, nächſtdem empfing ich das Hayti'ſche Wappen in Abdrücken vom Staatsſiegel und zu den Sinnbildern ſchriftliche Andeutungen. Mir war dies Geſetzbuch eine Seltſamkeit, ich ſah es mir näher an als es nöthig war zu Dem, was ich dafür im Holzſchnitt zu thun hatte. Mein Eigenthum iſt es nicht mehr, zur Vergeltung von mancherlei Hülfe in Cenſur-Angelegenheiten ſchenkte ich es dem Miniſter v. Kamptz, weil ich ſeiner lebhaften Freude daran den Wunſch abmerkte, ein Buch zu beſitzen, das dem Juriſten werther ſeyn konnte als mir. Ich habe jedoch darüber Aufzeichnungen vor mir und will durch deren Mittheilung meinen Bericht einleiten. — Da

Digitized by Google

Hayti früher französische Erwerbung war, benannt Sanct Domingo, ist die französische Sprache auch für das Gesetzbuch herrschend geworden, und hinsichtlich der Druckerei ist alles Lob erschöpft, wenn man sagt: mit etwas Mühe läßt es sich lesen. Am Schluß sind als Mitglieder des „Conseil privé“ unterzeichnet: „Corneille Brelle, Duc de l'Anse. Comte de Terre-Neuve. Comte de Limonade. Comte de Saint-Louis. Duc de la Marmelade. Duc du Dondon. Comte de la Taste. Comte de Terrier-Rouge Baron de Faraud. Baron de Dupuy. Baron de Vastey. Bertrand Lemoine.“ Corneille Brelle, der Einflußreichste, war vordem Kapuziner; als solcher salbte er den ehemaligen Negersclaven Christoph bei dessen Krönung am 4ten April 1811 mit Cacao-Oel, und der nun zum „König Heinrich der Erste“ gewordene Christoph herrschte nach dem — von ihm selbst gegebenen — Staatsgesetz als sogenannter „constitutioneller Monarch“, befahl auch sogleich die Beschaffung eines Gesetzbuchs. Es bezeugt französischen Ursprung, füllt mit sieben Abschnitten in erster Ausgabe achtundvierzig Bogen und hat jedenfalls das Verdienst der Sinndeutlichkeit. Ueber Cultus ist nichts darin enthalten, was als Beweis umfassender Religionsduldung anzunehmen wäre. Dem Gesetzbuch voran zu beachten ist eine merkwürdige Rede, mit der es dem Könige überreicht wurde. Man denke sich den Neger Christoph, früher Sclave des Kaufmanns Badesche, der bei allem natürlichen Verstande doch nur von beschränkter Bildung seyn konnte, der durch

Digitized by Google

Raub und Mord empor gekommen war und noch während ſeines Königthums arge Grauſamkeiten verübte, man denke ſich ihn und leſe nun dieſe treu überſetzte Anrede, dienend auch zur überſichtlichen Kenntniß des Geſetzbuchs:

„Sire! Ew. Majeſtät, als dem Stifter unſerer moraliſchen, politiſchen und militairiſchen Verfaſſung, kommt es zu, uns weiſe Geſetze anzuordnen, welche den Glanz Ihrer Regierung unſterblich machen werden. Nach Jahrhunderten der Unwiſſenheit, der Vorurtheile und Barbarei, die uns in dichteſte Finſterniß einhüllten, war es Ew. Majeſtät vorbehalten, ſie zu zerſtreuen, den dunklen Schleier zu zerreißen, der uns die Fackel der Wahrheit verbarg. — Sire! Die Fortſchritte der Aufklärung im Sittlichen ſind bei den meiſten Völkern nur langſam geſchehen; Jahrhunderte ſind erforderlich geweſen, ehe ſie ſich ausbildeten, ſich Geſetze und eine bürgerliche Verfaſſung geben konnten. Die großen Dinge, welche Ew. Majeſtät für das Haytiſche Volk geſchaffen haben, finden auf keinem Blatt der Geſchichte ihre Muſter und Beiſpiele. Kaum hatte dies Volk, von Liebe und Erkenntlichkeit hingeriſſen, den erſten Thron der neuen Welt errichtet, kaum hatte dieſes Volkes Vortheil Sie auf die erhabene Stelle berufen, welche Sie mit ſo vielem Glanz füllen, die Ihre ſeltene Tapferkeit und Ihre großen Talente Ihnen längſt ſchon angewieſen hatten, als Ew. Majeſtät, Alles vergeſſend, was Sie bereits zum Heil des Volks gethan, ſich nur deſſen erinnerten, was Ihnen zu thun

Digitized by Google

übrig bleibt, um das Gebäude ſeines ſittlichen und politiſchen Glücks zu vollenden. Bis dahin ward das Hayti'ſche Volk regiert durch veraltete Geſetze, deren Dunkelheit der Unredlichkeit die ſicherſten Waffen gegen den rechtlichen Mann in die Hände gab; andere Geſetze waren gleichſam nur eine Vereinigung von Ausſprüchen, welche allmälig die Kraft der Geſetze annahmen: ſie waren unzureichend und ließen den Richter ohne Kraft, um ſeine Entſcheidungen zu ermächtigen. Die Staatsbürger blieben der Geſetzeshülfe beraubt, die unſichere Rechtspflege ſchwankte ohne Führer, und der Menſch, immer zu Leidenſchaften und Irrthum geneigt, konnte fehlen, da er ſeinen eigenen Einſichten überlaſſen blieb. — Das Hayti'ſche Volk bedurfte eines einfachen, weiſen Geſetzbuchs, welches ſeine Rechte, ſeine Pflichten auf feierliche Weiſe einweihte, das dem Klima, ſeinen Sitten und Bedürfniſſen, beſonders aber einem ackerbautreibenden und kriegeriſchen Volke angemeſſen war. Das richtig ſchätzende Genie Ew. Majeſtät, das die verſchiedenen Zweige der Bedürfniſſe des Volks umfaßt, entwarf den Plan eines ſolchen Geſetzbuchs, indem es deſſen Regeln feſtſtellte: Sie wollten, ſeine Kräfte ſollten ſich ſtützen durch die heiligen Grundſätze, welche die Gottheit in die Herzen aller Menſchen eingeſenkt hat, durch Gerechtigkeit und Billigkeit. Um den Wunſch Ew. Majeſtät zu erfüllen, hat der geheime Rath mit dem Lichte der Erfahrungen der unterrichtetſten Männer in allen Zweigen der Geſetzgebung ſich zu einigen geſucht, ebenſo mit allen Geſetzen der Alten, welche Neuere berichtigt

Digitized by Google

haben; der geheime Rath ist bis in die geringsten Einzelnheiten gedrungen, und hat aus der Natur des Sachlichen die Urbedingungen ermittelt, welche nothwendig waren, um Gesetze zu entwerfen, die den Zeiten, Gebräuchen und Sitten der Haytier angemessen schienen. Der geheime Rath hat die Ehre, die Früchte der Arbeiten unabläßigen Bemühens zu überreichen, indem er eine Darstellung der Gesetze, welche der Code Henri in sich faßt, voranschickt: es ist dies, Sire, weniger sein eigenes Werk als das Ihrige. — Das bürgerliche Gesetz, auf welchem das Glück und die Sicherheit der Familien beruht, das Palladium unserer Sitten, hat vorzüglich Sorgfalt beansprucht: es ist durch Einfachheit und Klarheit dem Einsichtsvermögen aller Staatsbürger angeeignet. — Nachdem die Grundlage des Volksglücks befestigt worden für Erhaltung und Genuß der bürgerlichen Rechte, hat der geheime Rath sich mit den Handelsgesetzen beschäftigt. Redlichkeit und Aufrichtigkeit liehen dem Nachdenken des geheimen Raths ihre Fackeln, um in die Dunkelheiten der Argliſt zu dringen, den Betrug zu erspähen, die Pläne sträflicher Betriebsamkeit zu erhellen, die Wahrheit zu erfassen, und so durch ein festes, gelegentlich auch künstlich verbundenes Räderwerk den Mechanismus dieses Systems ineinander zu fügen. — Nächstdem erregte die bürgerliche Rechtspflege die eindringlichste Achtsamkeit; es war unerläßlich, auf bestimmte Weise die Mittel anzuzeigen, welche dazu dienen, sich des Schutzes der Gesetze zu versichern. Die prozessuali-

Digitized by Google

ſchen Formen in verſchiedenen Fällen bei den bürgerlichen Verhandlungen beſtimmen und feſtſtellen, dies heißt in Wahrheit das Volksglück befeſtigen. Indem man die Prozeßführenden in die Unmöglichkeit verſetzt, Rechtshändel zu verewigen, erſtickt man den Haß in Familien, ſo wie den Haß unter Einzelnen, was der guten Ordnung im geſelligen Leben ſo ſehr vortheilig iſt. — Die Polizei- und Criminal-Geſetze erforderten gleichfalls die Aufmerkſamkeit; kräftige Mittel mußten angewandt werden, um den Wirkungen des Betrugs Einhalt zu thun, die Redlichkeit zu ſchützen, den Rechtlichen Ruhe zu ſichern und die Böſen in Furcht zu jagen. — Bei den Geſetzen, welche den Ackerbau betreffen, hat der geheime Rath die freiſinnigen und wohlthätigen Abſichten Ew. Majeſtät für Sein liebes Landvolk zu erreichen geſucht. Bis dahin ward dieſer betrachterregendſte und zahlreichſte Theil der Bevölkerung des Staats durch einfache Anordnungen regiert, welche nur zum Behuf des ehemals Herkömmlichen entworfen waren. Der geheime Rath iſt dem Landbewohner ſein ganzes Leben hindurch gefolgt, hat ſeine Bedürfniſſe erwogen, ſeine Thätigkeiten berechnet, mit wenigen Worten: er hat die Quellen ergründet und die Kanäle eröffnet, welche den Ackerbau, dieſen Ernährer des Menſchengeſchlechts, blühend machen. Der geheime Rath kann es ſich nicht verhehlen, welche große Schwierigkeiten ihn im Wege würden gehindert haben, wenn Ew. Majeſtät ſchaffender Geiſt, ſeine tiefe Unterſcheidungskraft, denſelben nicht geebnet hätte. Ein neues Gebäude mußte

Digitized by Google

errichtet, ein neuer Stoff, der unter den Nationen ohne Beispiel ist, behandelt, neue Grundsätze mußten aufgestellt, Blätter aus unserer Gesetzgebung vertilgt werden bis auf die letzten Merkmale, die an ein von uns auf immer verwiesenes System erinnerten. — Ew. Majestät Absichten zufolge hat der geheime Rath sich dann mit den militairischen Gesetzen beschäftigt, mit diesen unüberwindlichen Dämmen der Disciplin, Grundlagen unserer Armee, die dem Vaterlande Bürgschaft sind für tapfere und brave Krieger, für eine Armee, die sich, der Ehre getreu, vom Soldaten bis zum Großmarschall von Hayti ebenso geübt zeigt in der Kriegskunst wie in den militairischen Tugenden.

Sire! Der geheime Rath hat seine Arbeiten vollendet; er hat die Ehre, den Erfolg seiner Anstrengung und beharrlich ausdauernden Bemühungen Ew. Majestät Genehmigung zu unterwerfen. Er ist weit entfernt von dem Eigendünkel, zu glauben, daß der Codex unserer Gesetze in allen seinen Theilen vollkommen sey. Vollkommenheit gehört nicht zum Bereich der Erde, und der menschlichen Klugheit ist es nicht verliehen, Alles vorher zu sehen. Der geheime Rath ist innig überzeugt, daß Zeit und Erfahrungen immer noch Manches seinen Arbeiten hinzufügen werden, doch schätzt er sich glücklich und es gereicht ihm zur Ehre, unter dem Schutze Heinrich des Großen gearbeitet zu haben, um den Grund zur Wohlfahrt und Glückseligkeit des Hayti'schen Volks zu legen."

Als geschichtliche Ueberlieferung gehöre diese An-

Digitized by Google

rede für den Neger-König zu den unzähligen Beweisen der Thatsache, daß dort, wo sich die Hofschranzerei einnistet, die schamloseste Schmeichelei sogleich mit angesiedelt ist für Jeden, der durch seine Macht Vortheile gewähren kann. Dann gilt Gewalt mehr und mehr als geheiligtes Recht, das kriechendste Beheucheln, mit wechselnder Färbung übertüncht, für Liebe und Treue. Die innere Fäulniß, werde sie mit dem reichlichsten Prunkwesen verkittet und verkettet, dringt aber doch um sich, und ihr Dunst erzeugt weithin dem Menschenthum Krankheitsstoffe.

Das mir zum Beschaffen der sinnbildlichen Zierden für das Gesetzbuch gesendete Wappen zeigt auf einem flatternd gedachten, die Inschrift „Dieu ma cause et mon épée“ tragenden Bande zwei Löwen, die ein Schild halten, auf dem man einen, mit Sternen umgebenen Phönix aus den Flammen aufschwebend, unterhalb, wieder in einem Bande, die Inschrift sieht: „Je renais de mes cendres.“ Auf dem mit reichgeschmückter Ordenskette umgebenen Schilde erhebt sich die Krone. Dies Wappen ist in den andern Darstellungen von den Merk- oder Geschäfts- und Gewerbszeichen des Krieges und Friedens, des Ackerbaues, des Handels und der Schifffahrt umgeben. Zwei der Sinnbilder lassen Gerichtshallen schauen, in welchen die Themis, Schwert und Wage haltend, die rechte Hand dabei auf das Gesetzbuch gelegt, zum Sitz einen Löwen hat, der einen Fuchs zerreißt. Ich wünschte, von dreien dieser Holzschnitte durch den „Gesellschafter“ Abdrücke vorlegen zu dürfen, erhielt diese

Digitized by Google

Erlaubniß für alle, und dann, weil ich damals die „Vereins-Buchhandlung" noch nicht gegründet hatte, wurden die zwölf Bildchen Leipziger Verlag von A. H. Köchli. Die geringe Auflage war bald vergriffen, ich selbst besitze auch nur noch wenige Abdrücke. — Da man nun aber in Sanssouci — so hatte König Heinrich sein Hoflager benannt — durch jenen Anlaß erfuhr, ich sey Herausgeber einer Zeitschrift, empfing ich Anträge von dem Hayti'schen Kanzler, Baron v. Vastey, allerlei mir Mitgetheiltes verbreiten zu helfen, was ich in kurzen Zusammenfassungen that. Aus seinen Briefen von Ende Mai 1818 bis Juni 1820 schließe ich Einzelnheiten in Uebersetzung hier an:

(28. Mai 1818.) „Es gingen bestimmte Nachrichten ein, daß Boyer, nach des Mulatten Petion Tode Dictator des republikanischen Theils der Insel, mit den Franzosen unterhandeln wolle, um deren Oberherrschaft wieder herzustellen. Das wird von den Bewohnern Hayti's am meisten gefürchtet, weil sie der ehemaligen Willkür-Regierung mit deren Aussauge-System noch lebhaft eingedenk sind. Man hat nun den König aufgefordert, Boyer entgegen zu treten, und unsere Armee von 40,000 Mann, die sich leicht auf 100,000 Mann vermehren läßt, zieht an die Grenze. Selbst Nothwehr zwingt uns dazu, denn schon wurden von dort aus unsere Grenzen überschritten, indem Banden verschiedener Parteien eindrangen, um hieher ihre Republik, dieses Treibhaus ehrgeiziger und habsüchtiger Absichten, auszudehnen.

Digitized by Google

Jene Parteien, die Raub und Mord auf unser Gebiet wälzen, verstärken sich überall mit dem Auswurf des Menschengeschlechts, und wir sind gezwungen, einzuschreiten. Wenn wir uns nun davon durchdrungen fühlen, daß die Monarchie die haltbarste Regierungsform ist, sie auch durch die Weltgeschichte als bewährteste sich offenbart, so muß uns daran liegen, daß diese Regierungsform die einzige werde in Hayti, und wir hoffen, daß dies der beste Antrieb seyn müsse, dem König Heinrich I. die Anerkennung Seitens der europäischen Fürsten zu verschaffen."

(23. August 1818.) „Wir beschäftigen uns jetzt mit Vermehrung der Lancaster-Schulen, führen auch das Decimal-Maaß und den Decimal-Kalender ein. Zu unserm Kalender wünschen wir Vignetten von Ihnen, und daß Sie überhaupt die Gefälligkeit haben mögen, uns im Typographischen mit Rath und That beizustehen."

(19. März 1819.) „Die gewünschte preußische Städteordnung und die Stiftungsacte der Berliner Universität sind mit den Blättern Ihrer Zeitschrift und den Vignetten angekommen; die Zahlung ist angewiesen. Für Ihre Gefälligkeiten verlangen Sie keinen Ersatz, wir könnten Ihnen aber leicht unsere Dankbarkeit beweisen mit Waaren, wenn Sie ein Kaufmannshaus hätten, was sie übernähme, besonders Kaffee oder Mahagoniholz. Giebt es eine Schrift über die preußischen Orden, wäre ich gern in deren Besitz. Auch die neuesten Verordnungen über die Verhältnisse der Bauern möchte ich kennen lernen."

(14. Juni 1819.) „Die Aufhebung der Sclaverei,

Digitized by Google

die zum Zwecke der Befreiung vom Joche der Fremden hier verkündet werden mußte, und die auch im Menschenrechte liegt, hat ihr Gutes vollbracht, jetzt sind deren Uebel zu überwinden. Ein in allem Druck, auch dem der Unwissenheit, gewesenes Volk macht keinen Unterschied zwischen Freiheit und Zügellosigkeit; es erfordert Zeit, dies zu ändern, und die Hindernisse sind schwer hinweg zu räumen, eben weil sie hauptsächlich im Mangel des Geistigen ihren Grund haben. Viel läßt sich reden von Menschenrechten, doch es müssen erst Menschen da seyn, die sich selber alle Pflichten auflegen, um dann auf alle Rechte Anspruch zu haben. Bei jedem Schritte, den wir vorwärts thun wollen, kommen Pflichten mit, die Denen, welche die Freiheit mißverstehen, stets wie Sclaverei erscheinen. Haben wir bei einer neuen Einrichtung den Widerstand beruhigt, stets werfen die von den Nachbarn zuströmenden republikanischen Aufreizungen, die eine Sprache führen, welche Schmuck wirft auf alle möglichen Albernheiten, Feuerbrände in die Stimmung."

(23. Mai 1820.) „Die Europäer haben schwer gesündigt an sämmtlichen Ländern, welche sie als für ihre damalige Unkenntniß allerdings neu entdeckten Welttheile sich aneigneten wie herrenloses Gut, was diese Länder keineswegs waren. Auch für eine spätere Zeit ist es keine Ehre, daß man von dort aus, wo man sich der Bildung rühmte, noch unablässig die Menschen der heißen Zone als Handels-Artikel betrachtete im Mißbrauch von Stärke und Klugheit, daß

Digitized by Google

man ſchnöden Gewinnes wegen Frevelthaten beging, denen die Gerechtigkeit hätte Feſſeln anlegen ſollen. Wenn Menſchen nicht wie Vieh oder todtes Eigenthum zu betrachten ſind, dennoch aber Diejenigen, welche ſich in den Landſtrichen heiſſer Zonen anbauten, von Eingedrungenen nur als verſendbarer und geldbringender Stoff betrachtet und behandelt wurden, wer will es den ſo ſchmachvoll Unterdrückten zum Verbrechen anrechnen, wenn ſie ihr Joch abwerfen und gegen ihre Peiniger mit der Grauſamkeit verfahren, worin dieſe ihre Lehrmeiſter wurden? Die ſo Mißhandelten glauben nicht an Geſetze, welche Rache und Selbſthülfe verbieten können; ihnen iſt Alles Sclaverei, von der Lehre und dem Unterricht bis zur Unterordnung da, wo die allgemeine Ordnung ſie befiehlt. Unſere Macht, die ſtets ſich auf Angriffe von auſſen bereit und die ihr zu Gebot ſtehenden Kräfte beiſammen halten muß, darf im Innern nur von Zeit zu Zeit einmal durchgreifen, wenn man wenigſtens für eine Weile ſich vor Angriffen geſchützt wähnt, die dann aber doch plötzlich wieder in Ausſicht ſind. Deshalb wäre eine Anerkennung des Königs Heinrich I. für uns ein Ereigniß von Wichtigkeit, und wenn ſie von Frankreich fürerſt nicht zu hoffen iſt, ſie wäre uns der Anfang einer Hülfe, woher ſie kommen möchte."

Das Schreiben, dem dieſe letzte Mittheilung entnommen iſt, war das vorletzte eines Briefwechſels, der meinerſeits in Erklärungen über die beſtellten mancherlei künſtleriſchen Arbeiten beſtand, oder in Antworten auf Fragen über Verhältniſſe, deren Kennt-

Digitized by Google

niß in Hayti, wie man meinte, nützlich seyn konnte. Der Wunsch, den König Heinrich I. von europäischen Fürsten anerkannt zu sehen, giebt sich in allen Briefen auf die eine oder andere Weise kund. Bekanntlich stürzte der neu errichtete Thron schon im October 1820 durch einen Militair-Aufruhr, an dessen Spitze General Richard, Herzog von Marmelade, und der Kriegsminister Paul Romain standen. Der kranke König Heinrich I., sogar von seiner Leibwache verlassen, erschoß sich am 8. October 1820, der Sohn wurde von wüthenden Soldaten am 18. October ermordet, die Mutter flüchtete mit ihren beiden Töchtern.

Aus den Berichten des Barons von Vastey sprechen nach meiner Ueberzeugung guter Wille bei nützlichem Zweck, und in Bezug auf meine Verbindungen mit Hayti bin ich es der Wahrheit schuldig, zu sagen, daß man sehr redlich alle Verpflichtungen erfüllte. — Eine Kaffee-Sendung hatte ich laut wiederholter Aeusserung auch zu erwarten, daß sie nach der fürchterlichen Umwandlung ausblieb, versteht sich von selbst; eine solche Erwähnung hielt ich eigentlich dem Spaß näher als dem Ernst, entbehrte also nicht einmal eine Hoffnung, nachdem das Verheissene sich im Nichts verlor.

Von den Schwarzen mich trennend, habe ich nun deutscher Anschwärzerei zu gedenken.

In den Jahren 1818 und 1819 erregten Luden, Oken und Ludwig Wieland mittelst ihrer Zeitschriften: „Nemesis", „Isis" und „Volksfreund" wirbelreichen Lärm gegen Kotzebue durch ein auf-

Digitized by Google

gefangenes, von ihm nach Petersburg beſtimmtes „Bülletin“. Die mannigfachſten Aufreizungen kamen in ſich ſteigerndes Getümmel und Verwirren; dabei beachte ich nur das Wenige, wozu Kotzebue ſelbſt mich in Anſpruch nahm, über jenen aufgefangenen Bericht nur bemerkend: man dürfte die unerlaubte Veröffentlichung für Pflicht, wegen der miteingreifenden Nebenumſtände aber für ehrwidrig halten.

Bekannt iſt, daß Oken in ſeiner Zeitſchrift bei Erwähnung der ihm Mißliebigen auch bildlich mit Eſelsköpfen ſchmähte. Dieſe rohe Unwürdigkeit war Anlaß, daß Kotzebue — früher mir in Berlin perſönlich genaht — aus Weimar für den erſten Jahrgang des „Geſellſchafter“ einen nicht geiſtloſen, nur mit drei Sternchen unterzeichneten Aufſatz ſchickte, überſchrieben: „Empfehlung der Eſelsköpfe.“ Erneuern mag ich den derbwitzigen Aufſatz nicht, zu finden iſt er in jener Zeitſchrift (1817. Bl. 111); da jedoch Kotzebue die Zuſendung des Abdrucks gewünſcht hatte, legte ich ein paar Zeilen hinzu, ſchließlich ihn zur Mitbegründung des „Geſellſchafter“ einladend gegen „Honorar“, wonach er mir ſchrieb:

„Weimar, d. 17. July 1817.

Ew. Wohlgeboren

freundliches Anerbieten war mir ſehr ſchmeichelhaft, allein ich kann unter Jahr und Tag nicht daran denken, Gebrauch davon zu machen. Mein jetziger Beruf raubt mir außerordentlich viel Zeit, da ich unter andern mich mit Dingen bekannt machen muß, die mir bisher ganz fremd waren, z. B. Theologie

und Kriegskunst. Darum habe ich schon mehrere gütige Anträge, zum Theil von alten Freunden, ablehnen müssen, sonst bliebe mir am Ende gar keine Stunde mehr für meine alte Liebhaberey, das Theater. Hingeworfene Kleinigkeiten muß ich, kraft eines alten Vertrages, der eleganten Zeitung mittheilen.

Lassen Sie, hochgeehrter Herr, diese wahrhafte Entschuldigung freundlich gelten, wenigstens so lange, bis ich in meine neuen Fächer mich ein wenig mehr einstudirt habe. Dann wird es mir eine Freude und Ehre seyn, Ihrer Aufforderung zu genügen, so viel in meinen Kräften steht.

Hochachtungsvoll

Ihr ergebenster

Kotzebue."

Dann empfing ich von ihm zur öffentlichen Verbreitung nur noch die Abschrift des hier angefügten Briefes an den Hofrath Luden:

„Mein Herr!

Wir sind in eine seltsame Fehde miteinander gerathen. Ich habe etwas über Ihre Nemesis geschrieben, was Sie beleidigt hat, und Sie haben etwas drucken lassen, was mich beleidigt hat. Ich habe über Entwendung meines Bülletins geklagt, und der Leipziger Schöppenstuhl hat Sie zu einem abkäuflichen Arrest verurtheilt. Sie haben über Injurien geklagt, die ich Ihnen angethan haben soll, und die Professoren zu Würzburg haben mich zu einem Widerspruch verurtheilt. Sie haben sich in den Spruch der Leipziger Schöppen nicht fügen wollen,

Digitized by Google

und ich werde nimmermehr thun, was die Würzburger Professoren mir vorschreiben. Sie haben die Leipziger Schöppen für partheiisch gehalten, und ich halte die Würzburger Professoren dafür. Sie haben appellirt und ich appellire auch. Was soll am Ende dabei herauskommen? Es ziemt weder mir noch Ihnen, dem Publikum länger ein solches Schauspiel zu geben. Ich thue Ihnen daher einen Vorschlag, um die Sache auf eine anständige und befriedigende Weise zu endigen. Wir verzichten Beide auf fremde Urtheile und Appellation. Jeder von uns wählt zwei rechtschaffene Männer, zu welchen er Vertrauen hat; diese Vier wählen einen Fünften zu ihrem Obmann, und dann entscheiden sie durch Mehrheit der Stimmen, was geschehen soll. Ich erkläre hiermit öffentlich, daß ich diesem Urtheil mich unterwerfen und es erfüllen will, wenn es auch ganz zu meinem Nachtheil ausfiele. Erklären Sie dasselbe, so wird man uns Beide für Männer halten, die — wenn sie auch menschlich geirrt haben sollten — doch ein reines Gewissen haben. Um Zeit zu ersparen, wie auch um Ihrer Bequemlichkeit willen, werde ich meine Schiedsrichter in Weimar wählen, wählen Sie die Ihrigen in Jena, so wird die Zusammenkunft leicht. Das Resultat machen wir dem Publikum bekannt. — — Ich ersuche Sie, Ihre Antwort auf diesen Vorschlag auf irgend eine Weise öffentlich zu verlautbaren.

Ihr

Mannheim, den 3. November 1818.

gehorsamster Diener
Kotzebue."

Digitized by Google

Unzweifelhaft bezeugt dieser Brief, daß Kotzebue eine zum Frieden leitende Ausgleichung beabsichtigte; wären seine Gegner nachgiebiger gewesen, dann bewirkte vielleicht die weit umlodernde Entflammtheit der Freiheits-Gluth nicht Zustände, in denen vorher schon das Gewaltsame wieder mächtiger geworden war durch die Schauspielerei des Uebermuths bei dem Wartburgs-Fest. —

Jetzt bin ich wieder hingewandert zum Fürsten von Wittgenstein, dem ich bis zum Jahre 1819 noch mehrmals bei seinen belustigenden Neckereien im Kreise des Hoflebens behülflich war, nun aber mit ihm ernstlich uneinig werden mußte. — Seit dem „Wartburgs-Fest" (am 18. October 1817) begann die arge mit vielen Verhaftungen vorschreitende Geschichte der sogenannten „demagogischen Umtriebe." In Verbindung mit dem, von den Ereignissen bei dem „Wartburgs-Fest" persönlich gereizten Geheimen Ober-Regierungsrath v. Kamptz, wurde der Fürst von Wittgenstein gleichsam Hof-Polizei-Minister, und belästigte mich mit Anträgen, ihn maaßlos gegen das allerdings burschenschaftlich Maaßlose durch die Oeffentlichkeit zu unterstützen. Jedesmal, wenn ich sein Gast war, wollte er mich gewinnen für seine Richtungen, mit denen ich nicht einverstanden seyn konnte. Ohne die derzeit jugendlich brausenden Unbesonnenheiten in Schutz zu nehmen, oder gar die späteren verbrecherischen Uebertreibungen vertheidigen zu wollen, fand ich mich doch veranlaßt, dem Fürsten meine Ansicht deutlich auszusprechen in Bezug auf die,

Digitized by Google

oft nur durch haltlose Anklagerei entstandene Hast und Strenge, mit der man die Untersuchung des Geschehenen verwebte. Ich sagte mehrmals und schrieb es ihm auch: „Man hat die Begeisterung der Jugend zu dem Freiheitskriege angefeuert, und die ausgebreitete Entflammtheit ermächtigte sich zu erhabenen, rettenden Thaten. Unmöglich ist es, dieser Begeisterung sogleich Stillstand anzufesseln: das Feuer läßt sich nicht unterdrücken mit Verfügungen, die man hineinwirft, wird vielmehr eben dadurch sich verstärken und die Stützen des Staats unterwühlen, wenn man es zwingt, im Verborgenen um sich zu greifen. Nur der allmälige Fortschritt zur Ausbildung reinerer Staatszustände, im Zusammenhange mit einer auf geregelte Freiheit des Menschlichen begründeten, mit der Ehrfurcht vor dem Gesetz innig verschwisterten Erziehung kann hier helfen und beruhigen." — Der Fürst von Wittgenstein hatte für solche Aeusserungen kein Gehör, er zeigte sich hartnäckig thätiger in herrisch angebahnter Richtung, und meine beharrliche Unfügsamkeit erbitterte ihn mir so empfindlich, daß ein plötzlicher Bruch erfolgen mußte. Eines Tages im Jahre 1819 war ich einzig Eingeladener des Fürsten, in seinem Saale gingen wir nach dem Mittagsmahl auf und ab; er bestürmte mich mit Verheissungen, Ein- und Zureden, zuletzt fast gebieterisch, so daß mir die Ruhe entkam und ich endlich ausrief: „Durchlaucht, es kann für Sie nicht angenehm seyn, wenn ich Ihnen stets widersprechen muß, und mir ist es peinlich, wenn ich meiner Vernunft entsagen soll;

Digitized by Google

erlauben Sie alſo, daß ich heut zum letzten Mal hier war!" Einer ſolchen Sprache ungewohnt, ſtand der Fürſt wie erſchrocken vor mir, ich aber eilte aus dem Saale und Hauſe, blieb auch meiner Anſicht treu.

Wie aber verwickelten ſich dann die „Umtriebe"? — Durch Herrn v. Cölln war mir im Jahr 1817 der unbeſoldete Referendar Tzſchoppe zu ſchriftſtelleriſchem Nebengeſchäft empfohlen worden; ich wußte ihn nur zu brauchen für Ueberſetzung oder Kürzung der in mancherlei Tagesblättern von mir bezeichneten Aufſätze, und er empfing dafür monatlich ſechs Thaler. Bald nach jenem Ereigniß bei dem Fürſten von Wittgenſtein kündigte mir Herr Referendar Tzſchoppe, nun mit den Tagesblättern und ihrer Meinungsfärberei ſehr bekannt, plötzlich an: er habe Aufträge erhalten, die ihn in eine andere Bahn lenkten, und ſey genöthigt, ſich von mir zu trennen; — er betrat den Weg, der ihn durch Gunſt raſch auf die höchſten Amtsſtufen des Staates ſtellte, jenen Weg, der meiner Geſinnung nicht zu öffnen war.

Der Geſchichte damaliger Umtriebs-Händel entwichen, habe ich nur meine weiteren Erlebniſſe mit Herrn Tzſchoppe zu erzählen. Er hatte eine Reiſe vollbracht, ihren Zweck konnte ich errathen, ihn aber nicht mit Gewißheit mir erklären. Bald nach ſeiner Rückkehr kam er zu mir; obwohl er die Offenheit vermied, erfuhr ich doch genug, um zu wiſſen, mir auch zu ergänzen, woran ich mit ihm war, unterließ es auch keineswegs, meiner Geſinnung Ausdruck zu geben, ſo daß er zwar höfiſch gelenk, doch merklich

Digitized by Google

grollend von dannen ging. Ich ſah ihn erſt wieder, als ihn das Glück ſchon ſehr gehoben hatte, überraſcht durch ſeinen Beſuch, den nur ein Gelegenheitsgrund herbeiführte. Er war in der Lauſitz geboren, brachte mir ein Heft von einer Zeitſchrift, welche dort von einem Gelehrten-Verein herausgegeben wurde, und wünſchte einen Bericht darüber im „Geſellſchafter." Unſere Wiederbegegnung hielt ſich ſehr kühl und kurz, weil ich im Geſpräch keinen andern Gegenſtand als den, der ihn zu mir leitete, berührte, ihm aber zuſagte, daß ſein Wunſch erfüllt werden ſolle. Von da an kam er jedoch regelmäßig wieder, wenn ein neues Heft jener Zeitſchrift erſchienen war; er händigte es mir ein, immer ſein Erſuchen wiederholend, auch immer denſelben Beſcheid empfangend. Eines Tages nun, da ich eben beſchäftigt war, an einer Holzſchnittplatte von einem meiner Schüler zu beſſern, ſtand der nunmehrige „wirkliche Geheime Ober-Regierungsrath und Director, Herr von Tzſchoppe, Ritter mehrerer Orden", neben meinem Arbeitstiſch und ſah mir zu, indem ich mich in meinem Thun nicht ſtören ließ. Da gedachte er der Vergangenheit und äuſſerte bei dem Gange dieſes Geſprächs: „Im Andenken unſeres früheren Verhältniſſes und in Betracht meiner jetzigen einflußreichen Stellung, könnt' ich Ihnen denn nicht irgend einen Dienſt erzeigen?" Ich ſah etwas verwundert auf, entgegnete trocken: „Nein!" und wandte mich wieder zu meiner Arbeit. — „Warum denn nicht?" fragte er mit einem wie es mir ſchien etwas gereizten Ton, und ich entgegnete, wahrſchein-

Digitized by Google

lich etwas ſpöttiſch: „Ich genieſſe die Geſetze, ſagt Marquis Poſa!“ — Herr von Tzſchoppe lachte, und da er nochmals auf ſeine erſte Frage kam, erwiederte ich: „Sie ſollten mich hinlänglich kennen, um zu wiſſen, daß ich mit Vielem in der Welt bereits völlig abgeſchloſſen habe und Vieles nicht der Mühe, noch weniger der Bitte werth erachte. Ich bin Keiner von Denen, die ſich vordrängen, und vergeſſ' es leicht, wenn man meiner nicht gedachte da, wo ich einen Anſpruch darauf hätte, daß man meiner gedenkt. Sie ſehen, ich bin zufrieden, bin es mit mir, und mehr bedarf's ja nicht!“ — „Nun, im vorkommenden Falle vergeſſen Sie mich wenigſtens nicht!“ — damit ſchloß das Geſpräch, und ich empfing nur noch einen Beſuch von ihm, ſo weit ich mich erinnere Ende Mai 1840. Er war ſehr aufgeregt, ſchritt in meinem kleinen Zimmer wie krankhaft ruhelos umher und beklagte ſich bitter über — Undankbarkeit, und daß man ihn wahrſcheinlich wieder übergehen werde, wie man es ſchon einmal gethan, da er doch unleugbar der Nächſte zum — Miniſter ſey. Dazwiſchen mußte ich die wiederholte Aeuſſerung vernehmen, er wiſſe ſehr wohl, daß auch ich über Undank zu klagen habe. — „Hörten Sie mich jemals darüber klagen?“ war meine einzige Entgegnung. „Nein, nein!“ antwortete er heftig und eiferte weiter, ſo daß ich kaum noch zur Rede kam während ſeiner maaßloſen, wie ſinnverwirrten Erhitzung. Er, bis dahin gleichſam verfolgt vom Glück, klagte über Undank! — ich aber

Digitized by Google

hatte ihn ſo noch nicht geſehen, denn nach meiner Erfahrung wußte er ſich ſehr zu beherrſchen.

Die letzten Worte wechſelten wir bei dem erſten Ballfeſte, welches der König Friedrich Wilhelm IV. im Schloſſe gab, und wo auch ich zu den vielen Eingeladenen gehörte. Herr von Tzſchoppe trat zu mir heran und ſagte: „Jetzt werd' ich Ihnen zeigen, wie man's machen muß, um dem König die Liebe des Volks zu erwerben!“ Ich muß geſtehen, daß ich begierig war, zu erfahren, wie er ſeine Zuſicherung bei dieſem Feſte beweiſen wollte, und er ließ die thatſächliche Erkenntniß nicht fehlen. Es waren viele Abgeordnete, auch bäuerliche aus Weſtphalen, anweſend; Einer hatte mehrmals geäuſſert: er würde es für das größte Glück ſeines Lebens halten, wenn der König auch nur wenige Worte an ihn richtete. Dies hörte Herr von Tzſchoppe, und indem er muthmaßlich auf die eigenthümliche und dadurch auffallende Tracht des Abgeordneten rechnete, hatte er dem Manne geſagt: er hoffe es dahin zu bringen. Als nun das königliche Paar mit den Prinzen, Prinzeſſinnen und dem Hofſtaat durch die Säle ſchritt, drängte ſein Gönner den Weſtphalen ſo weit vor, daß er in der erſten Reihe ſtand an dem Raum, der für den Zug geöffnet worden war. Der Glückszufall wollte, daß der König wirklich mit dem weſtphäliſchen Abgeordneten, der ſich nächſt ſeiner Tracht auch noch durch eine hohe, kräftige Geſtalt auszeichnete, ein paar Minuten ſprach. Nachdem dies vorüber war, kam der Veranſtalter wieder zu mir, und ſchlau vergnügt

Digitized by Google

rief er mehrmals aus: „Sehen Sie, so muß man's machen!" Eben hatte ich nur entgegnet: „Mir ist, als ob es umfassendere und durchdringendere Mittel gäbe, die dem Könige gewiß bekannt sind!" Da eilte jener westphälische Abgeordnete dankend herbei und wünschte, daß ihm „sein Wohlthäter" seinen Namen aufschreiben möge. Da Herr von Tzschoppe zwar einen Bleistift, aber kein loses Papierblättchen hatte, gab ich ihm den Umschlag eines, mir vom Briefträger, als ich vor meinem Hause in den Wagen steigen wollte, eingehändigten Briefes, den ich in die Seitentasche steckte und jetzt erst öffnete, weil ich durch die bekannte Handschrift auch den Geschäfts-Inhalt kannte. Auf diesen Umschlag, ihn auf seinen Klapphut legend, schrieb er dann seinen Namen, mit allen Titeln und Würden, und nebenbei sollte ich nun erfahren haben, wie man einem Könige Volksliebe erwirbt zufolge der Meinung des Herrn von Tzschoppe. — Ihm aber war Friedrich Wilhelm IV. nicht gewogen, was sehr bald deutlich wurde, und nach plötzlichem Ende seines Glücks sah ich den Gestürzten nur noch ein Mal, jedoch mit unvergeßlichem Eindruck. An einem regnigen Tage kam er mir im Thiergarten entgegen, als ich nach dem Brandenburger Thore ging. Die kleine Gestalt war in einen Mantel gehüllt, in welchem er die Hände verbarg; mit dem linken Arme preßte er einen Regenschirm an sich, und die ganze Haltung war eine sehr gedrückte. Meine Augen sind durch Arbeiten im Holzschnitt und durch emsiges Lesen und Schreiben bei Licht, ohne daß ich für die Nähe

Digitized by Google

in meinem dreiundachtzigſten Altersjahre eines Glaſes bedürfte, zur Fernſicht wenig geeignet: ich erkannte aber Herrn von Tzſchoppe, und er mich, denn wir waren höchſtens zehn Schritt auseinander. Eine Sekunde ſtand er ſtill, niedergeſchlagenen Blicks, dann bog er ſich raſch über den Raſen nach einem Seitengange hin. — Kurze Zeit nachher hörte ich, er ſey geiſteskrank, und iſt es wahr, daß er gequält wurde von dem Wahn: durch jede Thür, aus jedem Riß der Mauer drängen Bewaffnete ein, ihn zu verhaften, ſo iſt's nach meinem Empfinden eine Mitbeſtätigung: man dürfe glauben an ein Gottesgericht auch ſchon im Diſſeits.

Schließlich nun meiner letzten Erlebniſſe mit dem Fürſten von Wittgenſtein gedenkend, weiß ich, daß wir beinah drei Jahre uns fern blieben, und ich ſah ihn nur wieder, als er mich beſuchte: es war in den erſten Tagen des Aprils 1822. Zu feiern hatte man am 15. dieſes Monats die halbhundertjährige Thätigkeit des berühmten Arztes Heim, der auch Arzt Wittgenſtein's war. Heim trug keinen Stock, ihm wollte der Fürſt eine Krücke mit goldenem Griff ſchenken, und er wünſchte, daß ich dabei bethulich ſeyn möge. Ich weigerte mich nicht, und das Geſchenk war begleitet von meinen hier folgenden Reimen:

„Funfzig Jahr in Doctor-Würde
Iſt gewiß ein hohes Ziel;
Doch die Jahre ſind auch Bürde,
Wehreſt Du Dich noch ſo viel!
Dies bedenkend ſend' ich heut,
Und von Deinem Feſt erfreut,
Alter Freund! Dir eine — Krücke.

Sieh', der Krückſtock war bei Aerzten
So als Attribut bekannt,
Daß ſie ſelber ſich verſchwärzten,
Prunkt' er nicht in ihrer Hand.
Du vergaßeſt dieſen Brauch;
Doch — im Wiſſen keine Lücke —
Brauchteſt Du denn freilich auch
In der Heilkunſt keine — Krücke.

Aber jetzt mußt Du ihn tragen,
Den verdienten Lebensſtab,
Dann erſcheinſt Du unſern Tagen
Als der wahre Aesculap;
Daß die Täuſchung nicht und Gunſt
Echte Wiſſenſchaft erdrücke,
Schlage jede Afterkunſt
In die Flucht mit Deiner Krücke!

Wenn ich das ſo recht bedenke,
Bin ich wahrlich ſtolz gemacht,
Seh' ich, was ich jetzt Dir ſchenke,
Bald zu ſolchem Glanz gebracht.
Ja, in Clio's Zeitungsblatt
Lieſt mein Geiſt! — wie die Perücke
Garrick's, in der Themſe-Stadt,
Wird zum Schatz einſt Deine Krücke!

Bei ſo ſich'rem Ruhm bewahre
Nun auch uns den ſchönſten Preis:
Ungezählt verlebe Jahre
In der Deinen weitem Kreis.
Stellt der Senſen-Mann ſich ein,
Dann, mit frohem Muthe ſchicke
Du, Freund Heim, geſchwind Freund Hein
Tüchtig heim mit Deiner Krücke."

Digitized by Google

Einen Vers, der an die Krücke des „alten Fritz", des Königs Friedrich II. erinnerte, hatte ich ſtreichen müſſen, und obwohl willigſt dazu geneigt, weigerte ich anfangs mich brieflich, um dem Fürſten ſeine Gründe abzunöthigen, und er antwortete mir:

„Wenn ich auch vollkommen fühle, daß meine Beſorgniß wegen des Schluß des vierten Verſes übertrieben und vielleicht ganz unpaſſend iſt und unſer gefeierter Held ein ſolches Gleichniß wohl verdient, ſo iſt es mir zur Umgehung einer möglichen Bemerkung doch angenehm, wenn dieſer Vers ausfallen könnte, ohne daß dadurch dem ganzen ſchönen Gedicht zu nahe getreten würde. — Sie werden über meine ſchwächliche Aengſtlichkeit mit Recht lachen. Mit den Hofleuten muß man unterdeſſen mehr Geduld und Nachſicht als mit andern menſchlichen Geſchöpfen haben, und da ich zum wenigſten den Namen nach an ihrer Spitze ſtehe, ſo muß ich auch dieſesmal die Ihrige für mich in Anſpruch nehmen.

Empfangen Ew. Wohlgeboren meinen herzlichen Dank und zugleich die Verſicherung meiner ausgezeichnetſten Hochachtung.

Berlin, den 12. April 1822.

W. F. z. Wittgenſtein."

Am Morgen des 15. April ſchrieb er mir:

„Ich habe das Gedicht und die Krücke geſtern Abend überreicht und unſer Jubelgreis hat Beides mit vieler Freundlichkeit aufgenommen. Hoffentlich habe ich das Vergnügen, Ihnen dieſen Mittag meinen Dank zu wiederholen."

Digitized by Google

Er hatte mich also doch wieder eingeladen, wahrscheinlich mit dem auch mir befreundeten Heim, und ich muß nachgiebig gewesen seyn; klar finde ich darüber nichts in meinem Gedächtniß, und jedenfalls hat die ehemalige Vertraulichkeit sich nicht wieder eingefunden. Meine Erinnerung an den Fürsten von Wittgenstein endet mit noch einem Besuch von ihm, wobei er, in seinem Hut versteckt, mir eine sehr schöne Tasse, mit Malereien in Bezug auf Heim, als Geschenk brachte, und wenn ich ihn von seinem angebornen Standpunkt des Hofmanns beurtheile, ist er unzweifelhaft sehr zu entschuldigen in Vergleich mit Jenen, die seine beschränkten Gesinnungen mißbrauchten.

Da mir meine Zeitschrift „Der Gesellschafter" schon mehrmals leitend gewesen ist, habe ich, nach der Zeitfolge zurück und vorwärts blickend, Mehrerer zu gedenken, lasse zuerst erscheinen Carl Maria v. Weber, mir freud- und leidvollen Andenkens: ich lebte mit ihm zwölf Jahre hindurch in gegenseitig inniger Theilnahme.

Unsere Bekanntschaft begann etwa im Jahr 1813 und machte sich, weil Weber sich ehemals mit Zeichnen, Malen und dem Steindruck beschäftigt, auch von meinem Streben für den Holzschnitt Kenntniß hatte, allmälig immer vertrauter während seiner öfteren Anwesenheit in Berlin, wo er vielbesuchte Concerte gab. Nach einem derselben saß er unter Freunden und Freundinnen, die von seinen Tondichtungen, von seiner Reichsinnigkeit in Phantasieen auf

Digitized by Google

dem Pianoforte angeregt waren, in einem Gasthause bei einfachem Mahl: denn der Ueberfluß war in jenen Tagen noch keine Nothwendigkeit. Es ward uns ein unvergeßlicher Abend! Ehe wir auf des Meisters Wohl die Gläser klingen ließen, wurde in aller Lustigkeit der Wunsch laut: ich möge eiligst rasch einen Liedspruch schaffen, Weber ihn componiren, die anwesenden Sänger und Sängerinnen würden ihn dann vortragen. Rasch entstandenen Reim und Notensatz benutzte man zum „Lebehoch" für Weber, und die Gabe des Augenblicks erhöhte innere und äußere Erregung.

Während Weber in Prag Musik-Director war, componirte er zu meinem kleinen Erinnerungs- und Versöhnungs-Schauspiel: „Bei Leipzig" (gedruckt im „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele für 1861") Ouvertüre und Gesänge, leitete auch die dortige Darstellung am 19. October 1815. In Berlin ließ ich dies Gelegenheits-Werkchen zwischen Mannigfachem für den Zweck des „Vaterländischen Verein zur Unterstützung hülfsbedürftiger Krieger" im April 1816 zwei Mal aufführen, wobei der damalige Abdruck dieser friedlichen Kriegs-Dichtung so vollständig verschwunden ist, daß ich ihn sogar bei meinem Eigenthum vermisse.

Wie freundschaftlich und freimüthig Carl Maria v. Weber sich mir offenbarte, das wird klar aus dem hier eingefügten, gewiß der Bewahrung werthen Briefe:

Digitized by Google

„Mein sehr lieber Freund!

Meine Sündenlast Ihnen gegenüber ist so groß, daß ich gar nichts mehr zu sagen weiß, mich zu entschuldigen, und doch würden Sie selbst es thun, lebten Sie eine Zeitlang um und neben mir. Jedes ankommende Paket „Gesellschafter" ist doch wieder ein Dolchstoß in die schuldige Brust, und wenn es mich dann oft juckt, mich auch als theilnehmenden Freund Ihnen zu beweisen, so hängen sich wieder die Verhältnisse bleischwer an den guten Willen und laßen ihn das nicht thun, was er doch nur halb thun könnte. Vergeblich habe ich den Sommer über gehofft, Sie hier zu sehen, und mich einmal recht ausplaudern zu können, aber es wurde nichts daraus, denn Sie sitzen auch fest bei Ihrer Kunstgeschäftigkeit, und Bewegung haben Sie genug in den Kämpfen mit Müllner, Pfeilschifter und anderer Gegnerschaft, die für Aufrichtigkeit verstockt und versteckt ist. — Meine Dienstgeschäfte und die damit verknüpften Dienstarbeiten haben mir seit zwei Jahren gänzlich die Freiheit genommen, für mich selbst zu arbeiten: fragen Sie nur meinen jammernden Verleger. Möge mir dies mit zum Beweise dienen, daß es wahrlich nicht an meinem guten Willen liegt, wenn ich nicht schon öfter meine Gedanken in Ihrem Blatte gelesen habe, sollte mir dann mein Namensvetter in Berlin auch noch hinderlicher werden. — Leid thut es mir von Herzen, daß Sie mit meinem guten Kind in Händel gerathen; wenn Sie ihn so kennten wie ich, Sie hätten gewiß seine Aeußerungen in der „Abend-

zeitung", wenn ſie auch ein Bischen ſchwer klingen, nicht ſo hoch aufgenommen und unerwiedert gelaſſen. Nichts für ungut!

Ihr hieſiger Correſpondent iſt ein lauer Herr. Dürfte ich doch ihn ablöſen, aber ich kann es nun einmal nicht über mich gewinnen, Fäuſtchen im Sack zu machen, und müßte gar zu oft als Richter und Partei zugleich auftreten; wer weiß, ob ich dann Recht hätte. Wenn mir's die Gegner gar zu toll machen, ſo trete ich einmal recht offen dazwiſchen, und da bleibt denn manchmal Einer auf dem Platze. So habe ich den ſaubern ehemaligen Berichterſtatter muſikaliſcher Seits in der „Abendzeitung", den Buchſtaben Cx., abgefunden, und eben jetzt habe ich in der „Muſikaliſchen Zeitung" Einem die Lanze vorgehalten auf ſeinen übeln Wegen. Daß man damit ſeine Zeit tödten muß! Aber es iſt doch ein gräßlich Weſen mit dem Geſchwätz um uns her, und mit jedem Jahre wird es ärger. Es bedarf nur, daß man den Vorlauten nicht den Hof macht, ſie ſich drei Schritte vom Leibe hält, um mit allen Chikanen hinterrücks angefallen zu werden, ohne daß dieſe Fehm-Kritiker um die Mittel verlegen ſind. Was ſie nicht finden, erfinden ſolche Buben und ihr Hirn ſcheint ihnen grade am vollſten bei Dingen, die ſie nicht verſtehen. Man möchte mit Füßen d'rein ſpringen, wenn es ſich nicht unter allen Umſtänden ziemte, daß der Kopf oben bleibt. Die Schreibfreiheit liegt bei uns noch hier und da in Nöthen, nur wenn es darauf angelegt wird, Männern, die redlich in ihrer Kunſt vor-

Digitized by Google

wärts wollen, Leides zu thun, ihnen den Muth zu nehmen, da finden die Mieths-Federn kein Hinderniß, sollten sie auch alle Schranken umstürzen. Schriftsteller und Künstler, wenn sie Namen haben, denn die Ruhmlosen mit Koth zu werfen, lohnt weder an Honorar noch an Aufsehen, sind die Opfer, die den Krakelern an Stoff hingeworfen werden. Den Berlinern könnten Sie gewiß Mehrere solchen Gesindels nennen! — Lange genug war ich der Thor, alle Urtheile über mich lesen zu wollen, habe mich lange martern lassen von der Vornehmthuigkeit der Dummköpfe, von dem ehr- und sinnlosen Gefall-Witz für den Pöbel, und von Redaktionen, die uns lieber unverdiente Schande anhängen, als mit Gerechtigkeit verkehren; jetzt aber laß ich mir meist all das Zeug nicht nahe kommen und befinde mich besser. Die Kritik muß seyn, und die strengste Selbstkritik reicht nicht immer aus, aber vom Gesindel ist nichts Gescheidt's zu holen; das sucht nur einen wunden Fleck, um d'rauf zu schlagen, und wer mit ihm umgeht, wird nichtsnutzig für Kunst und Leben. Des Goldes ist nun einmal nicht viel von den deutschen Bühnen zu holen; wenn sie Einem aber im Vaterlande noch das Bischen Ehre abschneiden, da möcht' am Ende der Teufel ein Deutscher seyn!! — man möchte sich zum Fremden wünschen, um geltend zu werden in dem uns stiefväterlichen Vaterlande. — Der Deutsche im redlichen Streben hat stets in seiner Heimath Kämpfe zu überstehen! — desto mehr Frieden ist in meinem Hause, ich bin ein glücklicher Mann und, so

Digitized by Google

Gott will, bald ein glücklicher Vater. Wenn's draußen stürmt und die Kerls mich oft abgehetzt haben, dann schüttle ich mich derb vor meiner Hausthür und trete in den Kreis, der mich Alles vergessen heißt, mir Alles ertragen hilft. Wie sehr freut es mich, auch Sie so glücklich preisen zu können. Grüßen Sie mir doch ja ihr trautes Hausfrauchen!

Wenn Ihnen mein Geschreibsel etwas rhapsodisch vorkommt, so wundern Sie sich nicht, denn ich habe Ihnen eigentlich so viel zu sagen, daß ich darüber zu nichts Ordentlichem komme: das deutsche Unwesen, Treiben und Vertreiben kann Einen in's Wirrige jagen. — Lassen Sie hübsch den nächsten Sommer den Freundes-Bringer seyn. Es ist doch ein ander Ding um ein ordentliches Gespräch, als die Gänsekiel-Dolmetschung, auch wenn man sie nicht mit der wieder sehr gebräuchlichen diplomatischen Watte erstickt. — Alles gegrüßt von alten Bekannten und Freunden, besonders den braven Lemm, und zürnen Sie nicht zu sehr Ihrem herzlich ergebenen alten Freund C. M. v. Weber."

Dresden, am 14. Dez. 1818.

Hingewiesen sey auf ein paar Aeußerungen dieses Briefes, des Verständnisses wegen. — Mit dem Namensvetter ist der Kapellmeister Bernhard Anselm Weber gemeint, doch weiß ich das An- und Bezügliche nicht genau zu erklären. Leitend aber kann seyn, daß ich in meinem Bericht über die erste Darstellung des „Freischütz" (Gesellschafter 1821. Blätter 105 und 106) zu erwähnen hatte: „Wir freuen

Digitized by Google

uns, daß der Graf Brühl schon vor mehreren Jahren einen — damals leider nicht gelingenden — Versuch machte, diesen, für unser Kunstleben so ganz geeigneten Componisten, den Berlinern zu gewinnen. Mag dieser Versuch Hindernisse gefunden haben, der Wille schon bezeugt die richtige Umsicht und verdient herzlichen Dank." — Die Einwebung des Namens „Pfeilschifter" wird sich erläutern durch die nun bald folgende Darlegung der Schlußkämpfe mit Müllner; jetzt mag ich nur an Carl Maria v. Weber denken. — Was in dem mitgetheilten Briefe über Friedrich Kind gesagt ist, betrifft dessen Idyll: „Der Abend am Waldbrunnen", nachdem es am 25. September 1818 auf die Berliner Bühne kam bei lärmendster Abwehr für immer. Gern berühre ich dabei das Thatsächliche nur nebenher, fühle mich aber nach dem „Gesellschafter", Jahrgang für 1818, Blätter 157 und 185, noch jetzt hinsichtlich meines Berichts und der dann herausgeforderten Entgegnung in Recht und Maaß, ohne daß dies meine Achtung für den Dichter Friedrich Kind schwächt.

Schon im Jahre 1815 reizte mich Weber an, einen Operntext zu schreiben, wozu ich in mir keine Neigung hatte. Am 28. März benannten Jahres äußerte er in einem Briefe aus Prag: „Ich fühle eine erschreckliche Wuth in mir, über eine Oper herzufallen, und ich bitte dringendst, mir bald etwas zu schicken." Ich zagte und zögerte, weil ich mir nicht ausreichende Unterwürfigkeit für die Anforderungen selbst eines befreundeten Opern-Componisten

Digitized by Google

zutraute. Bei nachfolgenden Geſprächen begriffen wir auch, daß unſere Anſichten über ſolch ein Bühnenwerk nicht die gleichen waren, obwohl nicht zu leugnen iſt, daß ein Operntext der Art ſeyn muß, um den Componiſten zum eigentlichſten Dichter werden zu laſſen. Weber beredete mich aber ausdauernd, bis ich eine „Mährchen-Oper" ſchrieb, betitelt „König Alfred", dieſen Stoff wählend, weil dabei Geſchichte und Sage ineinander fließen. Die Vollendung dieſes Verſuchs hatte ſich hingezogen bis Anfangs 1825, und ich beſitze davon nur zwei Akte; der dritte Akt ging verloren, indem ich dem Freunde zur Prüfung meine eigene Handſchrift ſchickte, und nicht weiß, wo ſie nach ſeinem, am 6. Juni 1826 in London erfolgten Tode geblieben iſt. — Verhehlen will ich jedoch nicht, daß Weber auf viele Schwierigkeiten für den Tondichter hinzeigte, und vorherrſchend eiferte ſein hartnäckiger Widerſpruch gegen eine Ouvertüre mit den, für den Zweck meines Grundgedankens zur Einleitung nöthigen Chören der Engländer und Normannen. Endlich trat er einmal erhitzt und haſtig in mein Arbeitsſtübchen mit dem Zuruf: „Nichts geändert! wie ſie iſt hab' ich nun die Ouvertüre in meinem Kopf: ſie muß zuerſt heraus und gleich!" — Weiteres konnte ich darüber nie erkunden, und wende mich wieder zur frühern Zeit.

Im Jahre 1820 und in erſter Hälfte 1821 bemühten ſich Weber und ſeine Freunde angelegentlichſt um eine feſte Stellung für ihn am Königlichen Theater Berlins; der General-Intendant Graf Brühl

war damit einverstanden, starrer Gegner aber blieb der General-Musikdirector Spontini, der sich für seine Amtsstellung Unbeschränktheit verschafft hatte. Nachdem jedoch Weber sich bereit erklärte, als zweiter Kapellmeister unter Spontini zu stehen, war über die Berufung schon kein Zweifel mehr, wenn der angekündigte „Freischütz" gefiel. Der entscheidende, sehnlichst erwartete Abend blieb nicht aus, und — geringer Anlaß ward zum Behelf eines widerwärtigen Schicksals.

Am 18. Juni 1821, am Jahrestage des Sieges von Belle-Alliance, kam im Königlichen Schauspielhause Berlin's zum Erstenmal die Oper: „Der Freischütz" auf die Bühne, unter Weber's Leitung. Die Dichtung von Friedrich Kind ist, mag man auch Mängel nicht ableugnen, eine vortreffliche aus der Wahnwelt, die als Gebilde des Volksglaubens das beste Gebiet ist für Sang und Klang: denn im Wesen des Wirklichen kann uns die Oper nur Abweichung vom Wahren seyn. Die Aufnahme des „Freischütz" war ein vom vollsten Entzücken erfülltes Anerkennen, alle Zuhörer fühlten sich davon durchdrungen, daß sie für ein höchst gelungenes, echt deutschgemüthliches Werk zu danken hatten; es wäre der glückseligste Abend für Weber gewesen, wenn nicht ein vorwitzig unbesonnener Freund zum Störenfried wurde. Am Schluß der Darstellung, während des Jubels, der nicht enden wollte, der immer wieder nach dem Meister rief, flogen von hier und dort in Menge Blätter hernieder mit Versen, die neben dem Lobpreisen We-

Digitized by Google

ber's sehr derbe Ausfälle gegen Spontini enthielten. Nun verwandelte sich plötzlich die Wonne des Gefeierten in Weh und Trauer, da er, wie Jeder, dem die Verhältnisse und die Macht Spontini's bekannt waren, sich sagen mußte: nun ist die seit lange gewünschte Einheimung in Berlin nicht mehr zu hoffen. — Nach der Vorstellung des „Freischütz" wollten Weber's Freunde ihm ein Fest bereiten; wir versammelten uns in dem vorzüglichsten Gasthofe Berlin's, Weber und seine Gattin hatten wir als Ehrengäste geladen. Es herrschte aber nach der dem Paare entgegen schallenden, von dem unangenehmen Ereigniß auch schon gedämpften Begrüßung eine schauerlich düstere Stimmung, und der nun in seinem Lieblingsplan für die Folgezeit verarmte Meister, sichtbar selber tiefinnerst bedrückt, gab sich alle Mühe, unaufhaltsame Thränen seiner Frau, die mit überströmendster Freudigkeit an ein Zukunftsleben in Preußens Hauptstadt schon fest geglaubt hatte, zu stillen. So saßen wir denn Alle beklommen bei Tische, jeder Anschlag, die Unterhaltung zu beleben, mißlang, und die Sänger, willens, nur Lieder Weber'scher Composition vorzutragen, wurden scheu. Da kamen Rungenhagen (nachmals Direktor der „Singakademie") und Professor Lichtenstein zu mir, mich heimlich fragend: ob es mir nicht möglich sey, durch ein Paar Gelegenheitsverse den finstern Geist um uns her verscheuchen zu helfen. „Er liegt auf mir wie auf Euch, ich will's aber versuchen!" antwortete ich, und ging in ein Nebenzimmer, wo

Digitized by Google

ich, mit Hindeutungen auf den „Freiſchütz“, das hier Folgende ſchrieb:

„An Carl Maria von Weber.

Ei, Du immer wack'rer Schütze,
Haſt den neuen Schuß gethan!
Und der Preis iſt feſt're Stütze
Auf der ſchwanken Künſtlerbahn.
Denn kein Freiſchuß iſt's geworden,
Nicht ein Knall in's Blau hinein,
Um die edle Kunſt zu morden:
Künſtler's Ziel muß ſicher ſeyn.

„Sechſe treffen, Sieben äffen!“
Doch Du lachſt der böſen Zahl,
Fehlen mögen Hinz und Steffen,
Du trifft richtig jedes Mal;
Und Du treibeſt nicht pedantiſch
Mit den eitlen Namen Scherz,
Sey's „heroiſch“, ſey's „romantiſch“,
Hier gilt's Eines nur: das Herz!

Ringend mit dem eig'nen Zweifel,
Wirfſt Du nieder krit'ſchen Spott,
Nirgend faſſet Dich der Teufel,
Denn ihm wehrt Dein inn'rer Gott.
Hätt' auch Groll, das Modelaſter,
Schon die Federn eingetunkt:
Luſt iſt's, bringen Kritikaſter
Manchen falſchen Contra-Punkt.

Des Apollo Beiſtand ſicher,
Feierſt Du auch en avance —
So wie einſt der alte Blücher —
Heut den Tag von Bell-Alliance.
Und nun laß Dich nimmer äffen,
Nie ſey Dir der Muth geraubt:
Kannſt Du öfter noch ſo treffen,
Sinkt der Lorbeer auf Dein Haupt.“

Digitized by Google

Rungenhagen hatte mich im Versmaaß geleitet zu einer Melodie, die sich dem Vorhaben, nur Compositionen des Gefeierten zu singen, aneignen ließ. Mein Stegreif-Lied wurde von einem ausgezeichnet Stimmbegabten nach Weber'schen Noten gesungen, und dies Zwischenspiel wirkte über Verdienst so günstig, daß es war, als sey ein Alp von der Gesellschaft abgefallen, und die eingekehrte Heiterkeit erhielt sich bis lange nach Mitternacht. — Zu den Gästen gehörte auch Hellwig, Regisseur des Dresdner Hoftheaters; er schrieb jene Verse hastig in die Brieftasche, und bald erschienen sie in der „Abendzeitung". Sie waren jedoch nur flüchtig etwas nützend, denn von der Hoffnung Weber's und seiner Freunde, ihn in Berlin zu haben, mußte man sich völligst trennen. Die Erfüllung war so nahe, nun aber verjagt durch eine gut gemeinte und übel ausgeführte Verherrlichung für Weber, dem ein Erniedrigen Spontini's unter allen Umständen zuwider seyn mußte, auch wenn es nicht, wie es jetzt geschehen, seinem innigsten Wunsch zum unüberwindlichen Hinderniß wurde. —

Es wird im April 1826 gewesen seyn, als ich Weber zum letzten Mal sah. Auf der Reise nach London, um dort seine Oper „Oberon" in Scene zu setzen, kam er für einen Tag nach Berlin; wir trafen uns bei einem Mittagsmahl, das die Eltern Meyerbeer's veranstaltet und die nächsten Freunde um ihn versammelt hatten. Sein Anblick, die offenbarsten Zeichen seines höchst gesteigerten Krankheits-

Digitized by Google

zuſtandes — er litt an Hals und Bruſt — erſchütterten mich ſchon. Als er dann von ſeinem Leiden ſprach, ich ihn darüber beruhigen wollte, entgegnete er mir: „Lieber Freund, ich erwerbe in London ein gut Stück Geld, das bin ich meiner Familie ſchuldig; aber ich weiß, ich gehe nach London, um dort zu crepiren!“ Ich kann es nicht umgehen, ſeine eigenen Worte zu gebrauchen; aber mit welchem ſchmerzlichen Entſetzen ſie mich durchzogen, kann Jeder ſich denken. Was ich erwiderte, iſt meinem Gedächtniß entſchwunden, die Feſtigkeit des Ausdrucks in ſeiner Rede hatte mich erſchreckend überſtürzt. Bebend ſchritt ich im Saale neben ihm hin und her, tröſtete mich erſt in ſpäteren Stunden, nachdem ſich Weber geiſtig und ſcherzend belebt hatte, ich nun meinte: jener Ausſpruch ſey Schwarzſeherei vorübergehender Mißſtimmung geweſen. Daß er aber mit der grabesdüſtern Ahnung im Richtigen war, erwies ſich bald: in London ſchickte ihm Gott plötzlich einen milden Tod.

Das frühe Hinſcheiden Weber's hat in weitem Umfange tief ſchmerzlich berührt, und daß ich nicht glauben konnte, wir würden ihn zu betrauern haben, ehe er vierzig Jahr alt war, bezeugt ſein letzter Brief an mich, der, funfzehn Monate vor ſeinem Tode, nicht die geringſte Andeutung von Krankheit, eher volle Lebensfriſche beſcheinigt, was der hier ſich anſchließende Abdruck des Briefes beſtätigen wird.

„Ja wohl eine Ewigkeit iſt es, mein ſehr lieber Freund, daß wir uns nicht geſchrieben haben. Wie

Digitized by Google

das so armen geplagten Geschäftswesen eben geht! Trotz Lust und Willen kommt man nicht dazu, ohne bestimmtes Muß mit seinen Freunden zu plaudern. Da Dresden immer der erste Ausflug der Berliner ist, so hoffte ich stets, die freundlichen Elbufer sollten auch Sie mit dem holden Weibchen hierher locken; aber da sitzt Er und dichtet, und ordnet, und schreibt und schnitzt, und schweigt.

Lassen Sie sich doch einmal verführen! Wollen's Ihnen so heiter als möglich hier machen. Diesen Sommer finden Sie mich gewiß, da meine englische Expedition erst gegen den Winter vor sich gehen kann. Ich wäre gern auch einmal wieder zu Euch gerutscht, so lange aber der Y-Ritter da haust, kann ich nicht; ich möchte nicht gern den Componisten der „Vestalin" ignoriren, mit Herrn Spontini kann ich aber nichts zu schaffen haben, und da ist's besser, man bleibt weg.

Hier zum Eintragen die verlangten Akte des Alfred.*) Bald, mein theurer Freund, wird man keine Oper mehr für Deutschland schreiben können, und zwar wahrlich nicht des so sehr empfänglichen und lohnenden Publikums willen; aber die Directionen und der privilegirte Diebstahl —! Es wäre gewiß unterhaltend zu lesen, wenn ich meine gemachten Erfahrungen in diesem Punkt einmal der Welt erzählen wollte: man würde glauben, ich hätte mich in's Fach der Mährchen-Erzähler geworfen. — —

Herzliche Grüße von Frau an Frau und meine

*) Ich wollte Aenderungen in die Handschrift einordnen.

Digitized by Google

an Frau und Mann. Gott erhalte Euch und die Euren gesund, und behaltet ein bischen lieb den alten treu ergebenen Freund Weber."

Dresden, d. 27. Februar 1825.

Keinesweges zu verargen ist es unserm deutschen Tondichter, daß er hinsichts der Umgangs-Verhältnisse nur Abneigung hegte für den „Ypsilons-Ritter" Spontini; denn Jener hatte es mit einem steten Gegner zu thun. Er wollte auch die Oper „Euryanthe" abweisen, nur durch Kämpfe konnte Graf Brühl die Annahme bewirken, aber erst, als diese Oper, mit Hülfe der Dichterin, Helmine v. Chezy, einen Zufluchtort in Wien gefunden hatte. Der Widerstand Spontini's blieb sogar nach dem Tode Weber's noch so beharrlich, daß dessen Familie die Rechte zur Benutzung der Oper „Oberon" dem „Königsstädtischen Theater" für 800 Thaler mit der Verpflichtung einer „Tantieme" an die Erben überließ, Brühl nun diese Rechte vom benannten Theater mit dessen Entschädigung ablösen mußte.

Carl Maria v. Weber, ein Märtyrer deutscher Zustände, ruhe in Frieden! Mir war er ein echter Freund, das sind zwei gewichtige, nicht oft anwendbare Worte. Bei reichem Gemüth und traulicher Herzlichkeit hatte er eine Fülle von Stoff in sich zu geistiger Unterhaltung, hatte Gesinnung, durchweg redlich: frisch und frei ließ sich mit ihm umgehen. — Jetzt wird man ihn in seinem Geburtslande, wo es ihm nicht gegönnt war, seine Seelenkräfte völlig zu erweisen, jetzt wird man ihn weiter verbreitet lieb

Digitized by Google

und werth halten, überall, wo kunstsinnige Empfindung heimisch ist.

Erst da ich dies schrieb, hat die erforderliche Umsicht mir gezeigt, daß Weber mehr, als ich wußte, von meinen Gefühlsgaben componirte; ich zählte außer den Liedern zu dem Schauspiel „Bei Leipzig" noch zehen, habe also dem Freunde nachträglich dafür zu danken, was hier aus vollstem Gemüthsdrange geschieht mit der Hoffnung: „Auf Wiedersehen!"

Meine Erinnerungen an Carl Maria v. Weber verbinden sich mit denen an Helmine v. Chezy, die Jener in meinem Familienkreise kennen lernte, und sie aufforderte, ihre Erzählung „Eurhanthe" (1823 im Verlag der Vereins-Buchhandlung erschienen) zu einem Operngedicht umzuschaffen, wie es dann geschah, nachdem sie schon seit dem Jahre 1811 mit einer solchen Verwandlung dieses Stoffes sich beschäftigt hatte. In seltsamer Weise kam ich in nähere Verbindung mit ihr, die, vom frühsten Bewußtseyn an verkehrt freiheitswahnlich geleitet, bei schätzenswerthem Verstande und herzlicher Zuthulichkeit mit bestem Willen meist auf irrigem Wege, demnach auch stets fern war von innerem Frieden. Sie selbst sagt in mir überlassenen Mittheilungen aus ihren Jugendtagen: „Es giebt zwei Arten der Zuversicht, davon die eine Eitelkeit erzeugt, die andere sich auf das Bewußtseyn inneren Reichthums und aller aus den Stürmen und Schiffbrüchen des Lebens geretteten und in ihnen bewährten echten Güter

begründet. Wehe Dem, der wie ich haltlos bleibt, nachdem die erste, chimärische Stütze, geknickt von der Erfahrung, im Staube liegt, und nicht Muth und Kraft hat, sich eine wirkliche aufzubauen. Ich darf es zu meiner Entschuldigung sagen, daß diese Eigenliebe und Eitelkeit erst von außen in mich hineingekommen, und daß der Keim davon in meiner Kindheit durch unvorsichtige Aeußerungen in mir geweckt wurde; indeß kann ich nicht beurtheilen, ob ich nicht in so manchem schönen Beispiel und aus mir selbst die Kraft hätte schöpfen sollen, sie zu besiegen."

Von solcher Kraft, Zustände oder auch nur Stimmungen zu überwinden, ließ sich bei Helmine von Chezy wenig spüren, eher begreifen, wie es sich eingefunden habe, daß eine Vermählte in ihrem siebenundzwanzigsten Daseyns-Jahre vom ersten Manne geschieden war, und vom zweiten weitab getrennt lebte. Dennoch hatte man sie zu bedauern wegen ihres Mangels an Selbstbeherrschung, wie ich dies, nach einer durch sie bewirkten, bereits seltsam genannten Näherung, mehrmals empfinden mußte. Schon im ersten Bande dieser Aufzeichnungen ist erwähnt, daß ich auch noch als Gatte, für die schriftstellerischen Abend-Arbeiten, einstweilen mein Räumchen in einem Hause dicht am Thiergarten beibehielt, und Frau von Chezy bewohnte mit ihren beiden Kinderchen als Nebenmietherin ein Zimmer im Hause genüber. An einem Januar-Abend des Jahres 1817 sandte sie mir dringendst die Bitte, daß ich zu ihr kommen möge. Bis dahin hatte ich sie nur ein

Digitized by Google

paar Mal gesehen bei Besuchen, die ich von ihr empfing nach ihrer Ankunft in Berlin; die Schicklichkeit gebot aber jedenfalls, einer Frauenbitte gehorsam zu seyn, und was fand ich? — eine Verzweifelnde! Es war ihr Geburtstag, und ihn hatte sie benutzt, sich mit Vorwürfen über ihre Vergangenheit so zu martern, daß sie, in Thränen aufgelöst, mir entgegen rief: „Retten Sie mich aus meiner Hoffnungswüste!" Und nun überstürzten sich die Selbstanklagen dermaßen, daß ich anfangs gar nicht zur Rede kam, auch nicht sogleich wußte, wie hier anzufangen sey. Ihre schrankenlose Aufregung ermattete allmälig, und ich sagte nun: „Die überreizte Dichterin, Frau Helmine von Chezy, scheint mich als ihren Beichtvater zu betrachten; ich kann Ihnen aber weder eine Büßung zutheilen, noch Sie freisprechen: dies vermag nur die Zukunft, und im Verständniß mit ihr geschieht es gewiß, wenn sich Ihre jetzige überspannte Einsicht mit besonnener Vorsicht waffnet." Das Gespräch wandte sich nun zu mancherlei Einzelheiten, und es ergab sich Gelegenheit, ihr zu entwickeln, daß sie im Ausschweifen des Sinnens und der Gefühle sich abmatte, und dies auch in ihren Geständnissen nicht verleugnet habe. Es währte jedoch lange, ehe ich den Scherzton zu Hülfe nehmen durfte; dann aber brachte ich Frau v. Chezy aus dem Weinen zum Lachen, wonach ich endlich versicherte: ich stände zur Verwandlung ihrer etwas arg unbegrenzten Mißhelligkeit zu klarem Betrachten weiter zu Dienst, wenn sie für solchen Zweck sich vertrauend mir zuwende. Das

Digitized by Google

that sie auch, und da sie nicht im Reichthum, auch nicht sonderlich sparsam, mithin zuweilen in Nöthen war, fand ich ihr einen Weg zu schriftstellerischem Erwerbe. — Jener leidenschaftliche Sturm und seine Beschwichtigung hatte sich aber bis nahe zur Mitternacht hingezogen, nach Glückwünschen zu angenehmeren Geburtstagen hastete ich dann hungrig und durstig mich heim zu meiner liebenswerthen jungen Frau, die in Folge meiner verspäteten Einkehr voller Beängstigung war.

Wie gemüthlich aber seitdem Frau von Chezy für mich gesinnt wurde, dies offenbarte sie deutlich wenige Wochen nachher an meinem Geburtstage, nur im Familienkreise sparsam gefeiert: denn zu Festmahlen fehlten Mittel und Neigung. Als es schon dunkelte, war jedoch eine Kunde vom einstigen Beginn meines irdischen Lebens zu Helminen gedrungen, und wir waren bei unserer Hausmannskost schon bis zum Nachtisch vorgerückt, da klingelte noch eifrigst ein Bote, und brachte ein sichtlich eilfertigst beschriebenes, mit geschwinden Verbesserungen durchwebtes, mir aufbewahrtes Blatt angefügten Inhalts:

„Abendlied zum Geburtstage meines Freundes
F. W. Gubitz.
27. Februar 1817.

Was konnte Schön'res mir begegnen
Hier, in der Waldes-Einsamkeit? —
Ich hört' es stürmen, wüthen, regnen,
Sah nicht des Lichtes Heiterkeit!

Digitized by Google

War in mir Alles grau, wie Oden,
Der Unmuth hielt mich feſt umkrallt —
Wie ſind die Nebel nun zerſtoben
Von freundlich lächelnder Gewalt?

Was kommt ſo friſch und froh und labend
Mit Blumenduft und Morgenſchein
Im Sturme noch ſo ſpät am Abend?
Das muß wohl ſchöne Botſchaft ſeyn!
Die iſt es auch, das darf ich ſagen,
Geburtstag iſt ja doch kein Scherz:
Der Erſte iſt's von allen Tagen,
Der bricht die Bahn zu Luſt und Schmerz.

Nun, friſches Knäblein, Gottwillkommen!
Was heißt es, daß mein Lied es flieht?
Haſt eh ſchon ſüßen Klang vernommen,
Und jede Wiege braucht ein Lied;
Was vor der Wiege Dir geſungen,
Das klang wohl lieblich, fromm und ſchlicht,
Doch manchen Preis, den Du errungen,
Den kannte jene Zeit noch nicht.

Nun haſt Du eine hold're Wiege,
Zwei Liljenarme, zart und rund!
Da ſüß, Du Neugeborner, liege,
Bis roſig kommt die Morgenſtund'
Und holde Träume Dich umkoſen —
Doch achteſt Du der Träume kaum:
Wer pflückt die ſchönſten Lebensroſen,
Sehnt ſich nach keinem Roſentraum.

Nimm denn ſtatt Träumen nur die Wahrheit,
Nimm Dichtung ſtatt Erdichtung hin,
Statt Luftgebilde ſüße Klarheit,
Und ſtets das Rechte zum Gewinn.

Digitized by Google

Die Freiheit, Deines Lebens Krone,
Bewußtseyn, Deines Lebens Zier,
Und reiner Herzen Liebe wohne
Als Himmelssegen stets bei Dir!"

Beabsichtigte irgend Jemand, das Einordnen dieser Verse mir als Ausfluß von Eitelkeit anzurechnen, ist darauf hinzuzeigen, daß die Verfasserin selbst ihr Erzeugniß Dichtung genannt hat. Jetzt soll es nur erinnern helfen an jene, ihren Bildungsgang beherrschende Vorzeit, die sich noch mit Martin Miller's „Siegwart" und Goethe's „Werther" in Zerfahrenheit schwärmte, weil man das Herz im Ueberschwang von der Mitwirkung des Kopfes befreien wollte, was nur Ruheloſigkeit befördert. Dazu war Frau von Chezy seit ihrer Kindheit verführt durch die zwei Mal geschiedene Großmutter Anna Luise Karsch (nach sonstiger Gebräuchlichkeit in Karschin verwandelt), dann von der Mutter, Karoline Luise, geborne Karsch, nach erster Ehe vermählte Freiin von Klencke, die, auch zwei Mal geschieden, mit dem nun spukenden Adelsgelüst ihre Tochter Helmine in Unheil jagte, in das erste, rasch geschiedene, und in das zweite, bald nur in Trennung bestehende Ehebündniß.

Seltsam kann es seyn, daß die Großmutter auf ihre Tochter und ihre Enkelin die Gabe der Dichterei vererbte, aber — ohne hier deren Leicht- oder Tiefhaltiges zu wägen — eben deshalb wird es minder seltsam, daß alle drei Frauen Mangel hatten an Eigenschaften, die das Eheband vor dem Zerreißen

Digitized by Google

ſchützen. In der Karſchin war weder weibliches noch hauswirthſchaftliches Weſen; was ſie nicht hatte, konnte ſie nicht geben, und ihre Nachkommenſchaft wußte es nicht zu erwerben. — Die Mutter der Helmine von Chezy iſt mir perſönlich unſichtbar geblieben, nur das Berliner Gerede über ſie habe ich noch gehört; ich gedenke eben nur der Tochter etwas umſtändlicher, und bezeichne ſie kurzweg als „burſchikos"; ſie ähnelte dieſem Ausdruck auch inſofern, als er halb deutſch-, halb fremdſprachig iſt: denn ihr Geſammtes hatte nächſt deutſchderber Vorlautigkeit den leichtfertigen franzöſiſchen Anſtrich. Ein wenig ihr Behaben zu ſchildern, wende ich die Zurückſchau wieder auf die Sendung für meinen Geburtstag. Wir junges Ehepaar meinten, jene Verſe enthielten ein Etwas von Andeutung, daß Helmine Gaſtfreundſchaft wünſche. Sie wurde zu einem Abend in unſere Häuslichkeit eingeladen, kam, hatte beide Kinder bei ſich, verweilte bis über Zwölf, und bat dann, ſie zu beherbergen, da ſie jetzt unmöglich allein mit „ihren Bübchen" nach der Wohnung im Thiergarten gehen, auch nicht zulaſſen könne, daß ich ſie — wie ich wollte — in der Winternacht dorthin begleite. In Hinſicht auf die Schlafſtätte äußerte ſie beſcheidene Anſprüche, und es war keine andere Aushülfe: in unſrer ſogenannten Putzſtube mußte auf der Diele ein Schlaflager bereitet, das dazu Erforderliche in unſrer nicht mit Ueberfluß begabten Einrichtung zuſammengeholt werden. Am Morgen und Mittag hatten wir die Beherbergten als Gäſte, die

Digitized by Google

ſich dann gegen Abend verabſchiedeten. Nur noch ein Mal tummelte ſich in unſerer Wohnung gleiche Verſtörung, denn noch in erſter Hälfte des Jahres 1817 zog die, eigentlich nirgends heimiſch gewordene Frau nach Dresden, um dort bequemer über die „Eurhanthe" mit Carl Maria v. Weber einig zu werden. — Jedenfalls iſt es bedauernswerth, daß Helmine v. Chezy von der Kindheit an in Unweibliches und Wirriges getrieben war, denn all ihr Abenteuerliches ließ ſich vergeſſen bei ihrer Gutmüthigkeit und Beeiferung für Menſchenwohl. Unzweifelhaft ſind aber die Großmutter, deren Tochter und Enkelin geeignet, um dem ſchönen Geſchlecht warnend zu beweiſen, daß eine zu weite Verirrung in Schriftſtellerei, oder in mancherlei Manneswerk, der Liebenswürdigkeit ſehr gefährlich iſt.

In der Zeit mitunter weiter gerückt, iſt wieder von Müllner zu ſprechen, und dabei zuerſt ein wenig Rückſchau auf die Jahre 1819 bis 1822 erläuternd. — Was ſchon immer von ihm gegen mich in der Oeffentlichkeit geſchehen war, das hatte er in ſeinem Groll noch eifriger betrieben, wo er dazu irgend tagesblätteriſchen Raum finden konnte; ſelten und nur dann ging ich darauf ein, wenn er thatſächlich unwahr wurde. Für Ausbreitung ſeines Ruhms ſorgte er fortdauernd unabläſſig! Wo eine ſeiner Dichtungen für die Bühne zu dieſer den Weg gefunden hatte, überall ſtand er, entweder in eigener, oder durch eine vermittelnde Perſon, gleichſam als Leibwache, um jeder nicht unbedingt ihm huldigenden

Digitized by Google

Ansicht den Abdruck zu hindern, oder, war dies nicht erreichbar, durch überall der Lesewelt in mancherlei Larven ausgestreute Verdächtigung der Verfasser den Eindruck des Urtheils zu vernichten. Es war, als hätte er in den betheiligten Städten geheime Polizei, die ihm Zweckdienliches besorgte, so daß er in Weißenfels Berichte schrieb von Berlin, Wien, Weimar, Leipzig, Braunschweig bis zu sogenannten Liebhabertheatern, immer in Bezug auf seine Bühnenspiele. Mir war dies zuweilen — bei der, ob auch in Grundzügen mit ihm nicht geeinigten Anerkennung seiner Geistfähigkeit — bedauernswerth fieberischer Umtrieb einer Eitelkeit, die um so hartnäckiger sich einprägte, weil sie erst kurz vor Müllner's vierzigstem Lebensjahre ausbrach.

Unsern Briefwechsel und jede Benutzung des „Gesellschafter" zu Müllner'schen Händeln hielt ich zufolge seiner schon mitgetheilten barschen Veröffentlichung für abgethan; eine Weile war es auch so. Anderweitig entspann er nun (von 1820 an) in Tagesblättern und Schriftheftchen ein Kampfgewirr, das zumeist den mir befreundeten F. A. Brockhaus verwickelte, und gegenseitig sehr leidenschaftlich gesteigert wurde. All den Lärm hatte ursprünglich die Zeitschrift „Hermes" veranlaßt durch eine Beurtheilung des „Yngurd". Müllner betrachtete etliche Bemerkungen als Verbrechen an seiner dichterischen Oberherrlichkeit, erhob sich verlarvt dagegen, ließ seine druckschwärzliche Galle überall ausströmen, wo man ihm dazu irgend dienstwillig war, und miß-

Digitized by Google

handelte einen Mann, den er als Verfaſſer jener Beurtheilung entdeckt zu haben meinte, ſich hierin aber entſchieden getäuſcht hatte. Unmöglich war es, als Herausgeber des „Geſellſchafter“ außerhalb eines ſolchen ſchrankenloſen Getümmels zu bleiben; denn in Berichten aus verſchiedenen Orten webten ſich Bezüglichkeiten ein über einen Federkrieg, der neben den beſtehenden Zeitſchriften auch vorübergehende, nur dieſem Streitgemenge förderlich, hervorrief. Seit ſich Müllner gegen mich feindlicher geſtellt hatte, hütete ich die Mäßigung noch ſorglicher, ſo weit ich konnte und durfte, ließ nach meiner Anſchauung über ihn nur billig Gerechtes abdrucken, was von Mitarbeitern kam, oder von Namhaften unterzeichnet war, half mir nächſtdem, wo ich es als nothwendig beachtete, mit ausgleichenden Anfügungen. Vielleicht berechnete mir Müllner dies etwas günſtig, denn trotz jener brieflichen und öffentlichen Abſagen, wonach er weder ſchreibend noch leſend mit dem „Geſellſchafter“ ſich befaſſen wolle, empfing ich nach faſt vierjährigem Verſchonen folgende Zuſchrift:

„Weißenfels, am 22. November 1822.

Der Redacteur einer Zeitſchrift hat nach meiner Anſicht ein Intereſſe daran, daß gefährdvolle Unwahrheiten, welche durch ſein Journal wider ſeinen Willen verbreitet worden ſeyn können, auch in demſelben zuerſt berichtiget werden. Ich glaube daher, bei der Bekanntmachung des hier beifolgenden Aufſatzes Ihrem Bemerker den Vortritt laſſen zu müſſen. Da aber leider Ihre geſchätzte Zeitſchrift

hier nicht zu haben ist, so möchten Ew. Wohlgeboren mich gefälligst in Kenntniß setzen auf privatbrieflichem Wege, ob Sie von diesem Vortritte Gebrauch machen wollen oder nicht. Hochachtungsvoll Ew. Wohlgeboren ergebenster Müllner."

Was er hier Unwahrheiten nennt, war wissenschaftliche Entgegnung des Procurator Merkel in Cassel (als Schriftsteller „Kroneisler") hinsichtlich fehlerhaften Lateins, wobei Müllner sein Unrecht nicht einsehen wollte, und es doch mit aller rechtsverdreherischen Schlängelei nicht von sich abschütteln konnte. Es versteht sich von selbst, daß ich seine Entgegnungen — es wurden mehrere — aufnahm. Die kleinliche, nur behülfliche Bosheit gegen den „Gesellschafter" machte mich lachen, denn es war mir bekannt, daß ihm in Weißenfels der Leserkreis nicht fehlte, und Müllner selbst mußte ihn doch vor sich haben, als er seine erste Entgegnung schrieb. — Jener Zuschrift war eine gedruckte Anzeige der von ihm für das Jahr 1823 als „Kotzebue's Schatten" herauszugebenden „Hekate" beigelegt, und Müllner hat darauf geschrieben: „Zu gefälliger Notiznahme." — Wahrscheinlich sollte ich möglichst rasch erfahren, daß er nun bald eine eigene Zeitschrift gegen mich bewaffnen könne.

Im Jahre 1822 waren die Leipziger Kämpfe auch mit drei Prozessen verbunden, die Müllner gegen Brockhaus „angestrengt" hatte, wie man zu sagen pflegt. Ich wurde mit hineingezogen, obwohl ich bis dahin mich persönlich möglichst frei hielt von

Digitized by Google

dem Wortgemetzel, das auch dem „Bemerker“ des „Geſellſchafter“, bei all meiner Abneigung, nicht gänzlich fern zu halten war. Im September genannten Jahres ſchickte mir Brockhaus einen mit keiner Unterſchrift begabten Aufſatz, den ich im Gefühl der Rechtspflicht dem Sachlichen nach aufzunehmen, in Betracht des Wortausdrucks jedoch abzuweiſen hatte. Dies meinerſeits darlegend, empfing ich von Brockhaus die Vollmacht, meiner Anſicht gemäß zu mildern; dennoch unterrichtete ich mich bei einem mit der bezüglichen Angelegenheit vertrauten Geſetzkundigen in Leipzig genauer, und er verbürgte die Wahrheit des Brockhauſiſchen Berichts. Erſt dann erſchien — nachdem der Aufſatz ſchon vier Wochen vorher ohne Milderung durch das Intelligenzblatt der „Jenaiſchen allgemeinen Literaturzeitung“ verbreitet worden war — das Eingeſandte: „Drei Fragen bei Gelegenheit einer gewiſſen Bekanntmachung, gewiſſe gerichtliche Abbitten betreffend“ (1822. Bl. 181. „Bemerker“ 16), und weiterhin wird ſich der im Ausdruck ganz unſträflich gewordene Gegenſtand klar machen.

Am 31. Dezember 1822 ſchrieb mir nun aus Halle der Profeſſor Schütz (damals Müllner's Schildträger): der Weißenfelſer wolle Brockhaus abermals verklagen, auch gegen mich ſey ein Prozeß beabſichtigt, er empfehle ſich als Vermittler. Nächſtdem erhielt ich an demſelben Tage ein Schreiben von dem Geheimen Finanzrath v. Grunenthal, den ich früher mit Müllner, auf deſſen Erſuchen,

Digitized by Google

in Berührung gebracht hatte: auch Grunenthal, mir in Berlin nahe, wollte vermitteln, wozu er für das Beste erachtete, auf Müllner's Forderung einer, „unter Erbietung zum Eide gerichtliche Nennung des Einsenders einzugehen." — Daß ich dies unnachgiebig verweigern mußte, begreift sich leicht, um so mehr, als es deutlich ausgesprochen wurde, es solle ein neuer Prozeß „angestrengt" werden gegen den damals schon todeskranken Brockhaus. Andererseits erklärte ich mich aber bereit: vollen Raum zu überlassen jeder in Anständigkeit gehaltenen Entgegnung, oder auch diese selbst zu schreiben, wenn hinsichts der „drei Fragen" thatsächliche Unwahrheit mir einleuchtend erwiesen würde. Dies leitete der schlaue Weißenfelser damit ab, daß er Herrn von Grunenthal brieflich antwortete: ich möge die „Berichtigung" übernehmen, denn „er wisse, ich sey hinlänglich in Kenntniß, um ihm Genugthuung zu geben." Eine solche Ansicht und so unbedingte Kenntniß fehlte mir, ich wollte mich jedoch nicht zurückziehen; mir blieb also nur übrig, mich von Leipzig aus amtlich belehren zu lassen, weshalb ich die dortige Gerichtsbehörde ersuchte, auf meine Kosten mir eine Abschrift der bezüglichen Verhandlung zu gewähren. Sie ward mir gewährt, ohne Kostenansatz, und in dem beigelegten Schreiben sagte man mir: „Sie sind in redlicher Vertheidigung eines unserer Mitbürger, denn Müllner hat Brockhaus ärger beleidigt, als er ihn, kann aber wider Jenen nicht zu seinem Recht kommen, weil ihm die Verjährungsfrist im preußischen Staat

Digitized by Google

entgegenſteht.“ — Ich ließ nun den von Weißenfels aus in ſchadenfroher Weiſe verbreiteten Anlaß des kleinlichen Zwiſtes und den Kern der Mittheilung aus Leipzig abdrucken (1823. Bl. 29. „Bemerker“ 4), mit Vor- und Nachrede, genau ſo, wie es hier erneuert iſt:

„Berichtigung und Erklärung.

Der „Bemerker“ Nr. 16 (1822) enthält in dem Aufſatze: „Drei Fragen bei Gelegenheit einer gewiſſen Bekanntmachung, gewiſſe gerichtliche Abbitten betreffend“, unter §. III Folgendes:

„Dabei macht der Triumphirende aus einer einzigen gerichtlichen Handlung, einem um Verzeihung Erſuchen, einem bekräftigenden, ehrlich gemeinten Handſchlage und einem Protokolle drei gerichtliche Handlungen, drei Abbitten, drei Protokolle u. ſ. w.“

Es wird dies auf Hrn. Hofrath Müllner bezogen, der neulich in einer Streitſache mit Hrn. Brockhaus eine Anzeige, drei Abbitten enthaltend, drucken ließ. Da mir aber eine beglaubigte Abſchrift des Aktenſtücks mitgetheilt worden, welche genau übereinſtimmt mit Hrn. Müllner's Bekanntmachung in mehreren Zeitſchriften, ſo iſt obiger Satz hinſichtlich der daraus gefolgerten Eigenmächtigkeit u. ſ. w. zu ändern oder zu motiviren nach unten ſtehendem, von mir eingeholtem Bericht aus Leipzig:

„Ihre Erkundigung: hat Brockhaus an Müllner eine Abbitte, ein- für allemal, geleiſtet, oder drei nach

einander? beantwortet sich am besten durch das Original-Protokoll. *) — Im Termin selbst wurde Brockhaus (in Gegenwart des Dr. Kind, Müllner's Bevollmächtigten) so angeredet: „Sie haben uns angezeigt, daß Sie auf die Ihnen noch offen stehenden Appellationen an den Königl. Geheimen Rath u. s. w. Verzicht leisten und sich den Drei in den vom Hrn. Hofrath Müllner gegen Sie anhängig gemachten Injurien-Sachen gefällten Urtheilen unterwerfen wollen? Ist das noch Ihre Absicht?" — Brockhaus antwortete hierauf „Ja!" — Der Deputirte des Stadtgerichts wendet sich nun an den Aktuar und trägt diesem auf, das Protokoll abzufassen. Dieser faßt das Protokoll ab, das Sie inliegend zu Ihrer Notiz finden; als es fertig, liest er es vor und fragt, ob beide Theile es genehmigen, das dann wieder mit einem „Ja!" geschieht, worauf der Stadtgerichts-Deputirte sowohl den Dr. Kind als Brockhaus einladet, sich zum Beweise der Aussöhnung die Hände zu geben. Dies ist der Verlauf, und Brockhaus hat also in der ganzen Verhandlung nur zwei Mal Ja

---

„*) Aus diesem, zu meiner Notiz beigelegten Protokoll glaube ich den eigentlichsten Punkt mittheilen zu müssen. Hr. Brockhaus erklärt: es sey ihm leid, daß er der Ehre des Hrn. Hofraths Dr. Müllner in den wider denselben im Druck herausgegebenen Schriften, namentlich a) in dem 1sten Stück der „Müllneriana"; b) in dem zweiten Stück, als der Fortsetzung derselben, und c) in dem Aufsatz: „Letztes Wort in Sachen des Herrn Müllner in Weißenfels", durch die gegen ihn beleidigenden Aeusserungen zu nahe getreten sey und er bitte dieserhalb um Verzeihung." D. H."

Digitized by Google

gesagt. — Da indessen alle einzelnen Prozeß-Verhandlungen durch das beizuschreibende Protokoll über die Art der Erledigung der Schluß-Erkenntnisse vervollständigt werden müssen, so hat sich Hr. Hofrath Müllner von dieser Schluß-Registratur der dritten Akten-Sammlung eine Abschrift geben und diese drucken lassen."

Dies der Bericht! Indem ich nun referirt und die mir bekannt gewordenen Mittel gegeben habe, um den Irrthum in dieser Angelegenheit möglichst zu beseitigen, überlasse ich es den geehrten Lesern, Alles selbst abzuwägen, indem mir, so weit ich dies bewirken kann, daran liegt, in meiner Zeitschrift jedes Unrecht zu verhindern, ohne mich übrigens in fremde Streitigkeiten näher einzumischen.

Der Herausgeber."

Jetzt glaubte ich auf Grund der amtlichen Darlegung bei fühlbarem Zweck des Ausgleichens gethan zu haben, was in diesem Verwickelten meine Umsicht vermochte. Angeblich war aber von mir noch in Steigerung gefrevelt, denn Müllner, der hauptsächlich nur danach strebte: Brockhaus solle als Einsender der „drei Fragen" offenkundig werden, um ihn weiter verfolgen zu können, schrieb mir alsbald selber:

„Weißenfels, am 27. Februar 1823.

Wohlgeborner Herr Professor!

Der Geheime Finanzrath von Grunenthal hat mir den Bemerker Nr. 4. mitgetheilt, in welchem Sie das gegen mich gerichtete, aber mich nicht nennende

anonyme Pasquill öffentlich und namentlich auf mich bezogen haben. Ich verkenne zwar die Absicht nicht; aber Sie haben dadurch mein Verhältniß zu Ihnen in rechtlicher Beziehung weit schwieriger und bösartiger gemacht, und ich muß Sie nun ergebenst bitten, mir umlaufend den unmittelbaren Einsender zu nennen, der reinen Wahrheit gemäß, und so, wie Sie es vor Gericht beweisen und erforderlichen Falles eidlich bestärken können. Hochachtungsvoll und ergebenst Müllner."

Durch Beifügung 2er Expl. des Bemerkers Nr. 4 verbinden Sie mich."

Mit einer Rechtfertigung meiner friedlichen Absicht sandte ich ihm die zwei Exemplare, verweigerte jedoch wiederholt den Verrath. Müllner meinte, die mehrseitig brieflich gehäufte Folter würde mich umstimmen; ich antwortete stets mit Ruhe, und endlich ließ er einem neuen, ebenfalls unwirksamen Anmahnen rasch diese Hinweisung folgen:

„Weißenfels, am 16. März 1823.

Ew. Wohlgeboren

glaube ich benachrichtigen zu müssen, daß Ihre Antwort auf meinen letzten Brief, die ich mir umlaufend erbat, bei mir nun zu spät eintreffen würde, indem ich bereits dem Herrn Justiz-Commissarius Bauer in Berlin Auftrag gegeben habe, die Sache anhängig zu machen. Dies ist geschehen in der Voraussetzung, daß Sie mit meinem Pasquillanten in Verhältnissen stehen, welche Ihnen rathen, sich zur Nennung desselben lieber zwingen zu lassen. Wäre dem anders,

Digitized by Google

so dient Ihnen vielleicht obige Anzeige des Machthabers, sich Kosten zu ersparen. Hochachtungsvoll und ergebenst Müllner."

Nochmals versuchte ich in meiner Scheu vor Prozessen und dem damit verbundenen Zeitverlust, mir Frieden zu schaffen. In einem Briefe vom 26. März verstärkt aber Müllner die Drohung mit dem Königlichen Hausvogtei-Gericht; ich erwiderte in demselben Sinne wie bisher.

Offenbar spielt der Groll gegen mich mit bei dem von ihm beliebten Gerichtsweg, denn man hätte zu glauben, er würde eher die Redaktion oder den Verleger der „Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung", die jene „Drei Fragen" ohne Milderung aufgenommen hatte, verklagt haben. — Es war nicht so; der Prozeß gegen mich begann, ich wählte den Justizrath Krause zu meinem Anwalt, und nach vielen Terminen schloß er sich am 6. Februar 1824 durch das hier angereihte Erkenntniß, aus dem auch zu ersehen ist, wie Grauenvolles der „Weißenfelser Dey" gegen den „Gesellschafter" beantragte.

„In Injurien-Sachen des Hofraths Dr. Müllner zu Weißenfels, Klägers, wider den Professor Gubitz hieselbst, Verklagten,

Erkennt das Königl. Hausvogtei-Gericht, den Akten gemäß, hierdurch für Recht:

Daß Kläger mit der gegen den Verklagten angebrachten Klage, wie hiermit geschieht, lediglich ab- und zur Ruhe zu verweisen, derselbe auch die Kosten

des Prozeſſes allein zu tragen und reſpective dem Gegentheil zu erſtatten gehalten. Von Rechtswegen.

Gründe.

Die Klage gründet ſich auf zwei Aufſätze, welche in der Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten genannten Beilage (verbunden mit „Bemerker") einer hier unter dem Titel „der Geſellſchafter" erſcheinenden Zeitſchrift enthalten ſind. Beide Aufſätze betreffen eine früher durch den Kläger veranlaßte Bekanntmachung in der Leipziger „Litteratur-Zeitung", nach welcher ihm der Buchhändler Brockhaus drei Abbitten in drei gegen denſelben erhobenen Injurien-Prozeſſen geleiſtet hatte. In dem erſten der in Bezug genommenen Aufſätze wird der Kläger nicht genannt, deſſen Perſon aber durch Beurtheilung der gedachten Bekanntmachung bezeichnet und behauptet, daß dieſelbe nicht dem wahren Hergange der Sache gemäß ſey.

Der zweite Aufſatz, welcher bei dem 29. Blatte des Geſellſchafters von 1823 ausgegeben iſt, und der von dem verklagten Herausgeber dieſes Blattes herrührt, bemerkt, daß jener erſte Artikel auf den Kläger bezogen werde, und bringt dann den der Sache zum Grunde liegenden Vorgang ſo vor, wie ihn der Verfaſſer in ſichere Erfahrung gebracht zu haben angiebt. Auf dieſen ſpäteren Artikel ſtützt ſich Kläger, wenn er anträgt, den Verklagten als Verfaſſer eines Pasquills zur geſetzlichen Strafe zu ziehen, auch ein Exemplar des Blattes, worin ſich der Aufſatz befindet, durch den Gerichtsdiener zerreißen und

Digitized by Google

mit Füßen treten zu laſſen, und durch den früheren Aufſatz hält Kläger ſich für berechtigt, vom Verklagten die Nennung des Einſenders deſſelben zu verlangen; er glaubte ferner, darauf antragen zu dürfen, daß auf den Fall die zum eben gedachten Zweck zu verhängende Executio ad faciendum ohne Erfolg bleibe, im Erkenntniſſe feſtgeſetzt werden müſſe, daß ein Exemplar des den älteren Aufſatz enthaltenden Blattes durch den Henker auf öffentlichem Platze verbrannt und der Verklagte mit der Strafe des Pasquillanten zu belegen ſey.

Beiden Anträgen widerſpricht der Verklagte mit Beſtande Rechtens.

Denn in dem neuen Journal-Artikel iſt an und für ſich g a r n i c h t s enthalten, was zur Ehrenkränkung des Klägers gereichen könnte; Letzterer hat darin auch nicht einmal einen Ausdruck oder eine Behauptung als injuriös herausheben können, und die ganze Faſſung des Artikels beweißt genügend, daß der Verklagte bemüht war, das, was der frühere Aufſatz für Kläger Beleidigendes gehabt haben möchte, durch eine richtige Darſtellung zu heben. Wenn aber der Kläger auch darin eine neue Injurie findet, daß der Verklagte in dem zweiten Artikel bemerkt, man bezöge den älteren Aufſatz auf den Kläger Müllner, ſo iſt dies eben ſo wenig begründet, als man eine Injurie in einer Abbitte finden könnte, wenn der Beleidiger früher nur die Perſon deſſen, den er an ſeiner Ehre kränken wollte, bezeichnet gehabt, deſſen Namen aber bei der geleiſteten Abbitte genannt hätte.

Digitized by Google

Sonach erlediget ſich dieſer erſte Antrag, und um ſo mehr, als das Zerreißen und Zertreten eines Pasquills zu der längſt durch bekannte Vorſchriften, den Königl. Befehl vom 1. Februar 1811. Geſetzſammlung pag. 149 abgeſchafften Privatgenugthuung gehört.

Die Anträge, zu denen ſich der Kläger durch den älteren Aufſatz berechtiget hielt, ſind verjährt, und zum Theil durch die jetzt geltende Geſetzgebung verworfen.

Allerdings ſoll nach
§. 624 des Allgemeinen Landrechts Th. 2. Tit. 20. wenn der Urheber eines Pasquills nicht ausgemittelt werden kann, die Strafe gegen den Drucker und Verleger verdoppelt werden, und ein Gleiches möchte für den Herausgeber einer Zeitſchrift anzunehmen ſeyn. Allein eben, weil dieſe Strafe ihnen angedroht iſt, ſie mithin ſelbſt in dem bezeichneten Falle als Injurianten angeſehen werden, ſo muß auch die Klage gegen ſie in der für Injurien-Klagen beſtimmten Verjährungs-Friſt angebracht werden.

Dieſe Friſt iſt nach
§. 659 des Allgemeinen Landrechts Thl. 2. Tit. 20. eine dreimonatliche. Der Kläger hat nun geſtändlich den älteren betreffenden Aufſatz ſchon am 28. November 1822 gekannt, ſeine Klage dagegen iſt erſt am 16. April 1823, alſo nach Ablauf der Verjährungs-Friſt, eingekommen.

So finden alſo dieſe Anträge nicht mehr ſtatt, und eben das, was ſchon Hinſichts des Zerreißens und Zertretens der Pasquille geſagt iſt, findet auch

Digitized by Google

hier Hinsichts des Antrags auf öffentliches Verbrennen durch den Henker Anwendung.

Dem Kläger fallen als allein unterliegenden Theil nach §. 2. der Allgemeinen Gerichts-Ordnung Th. 1. Tit. 23. alle Kosten allein zur Last, und war demnach überall nicht anders als geschehen zu erkennen.

Urkundlich unter des Königl. Hausvoigtei-Gerichtssiegel und Unterschrift. v. Hermann."

Berlin, den 6. Februar 1824.

Brockhaus hat leider dies Erkenntniß nicht erlebt, er starb am 20. August 1823; — Müllner aber las es wahrscheinlich mit um so empfindlicheren Verdruß, weil er auch als Jurist wegen mangelhafter Gesetzeskunde sich bezichtigt fühlen mußte.

Die mir entstandenen Kosten ließ ich von dem mich nun nicht weiter brieflich anfechtenden Weißenfelser nicht einziehen, obwohl mein in allem Betracht achtungswerther Anwalt sagte: ich thäte unrecht; einen so Händelsüchtigen müsse man in jeder rechtlich dargebotenen Weise bestrafen. Auch habe ich bisher über diesen Prozeß nichts veröffentlicht, obschon Müllner vor der Entscheidung sich hälliges Hinzeigen erlaubte.

Der Briefwechsel mit ihm hatte nun für immer ein Ende, und ich suchte es fortwährend möglichst zu vermeiden, daß er mich der Rache beschuldigen könne. Bei seinen ausdauernden Kämpfen gegen Alle, die seine Trauerspiele nicht begünstigten, es sogar in Schutz nahmen, daß man sie von der Bühne ent-

Digitized by Google

fernte, gab ich einem Leipziger Bericht („Gesellschafter" 1827. Bl. 143) aus voller, noch jetzt in mir lebenden Ueberzeugung die Nachbemerkung: „Ich halt' es für unrecht, daß „Ingurd" und „Die Albaneserin" von den Repertoire's solcher Bühnen verschwinden, die das dazu nöthige Personal haben; denn, wie auch die Kritik über beide Stücke urtheilen und Manches daran mit Grund tadeln mag, — man wird dennoch zugeben müssen, daß wir jetzt nicht eben bessere neue Trauerspiele auf der Bühne sehen." — Bei Besprechung der Gesammt-Ausgabe seiner „dramatischen Werke" (1828. Bl. 52) äußerte ich zwischeninne, mit Bezug auf seine Erklärung, daß er vom Bühnenwesen sich trenne, ebenfalls: „Wie sehr verschieden die Urtheile über Müllner's Wirksamkeit für die Bühne waren und noch seyn mögen, darin stimmen die als redlich anzunehmenden feindlichen Kritiker mit den freundschaftlichen überein: ihm stehe ein so bedeutendes Talent zu Gebot, wie es von keinem der neueren dramatischen Dichter übertroffen wird. Meist gab eine abweichende Ansicht über die Grundlage seiner Tragik den Anlaß zum Streit; die eigensinnige Beharrlichkeit, mit der Müllner an jener antiken Schicksals-Idee festhielt, die nun einmal von seinem adoptirten, aus dem Aristoteles hervorgegangenen Glaubensbekenntnisse unzertrennlich schien, machte bisher einen Frieden unmöglich und ward wohl die nächste Veranlassung, daß er seine Thätigkeit der Bühne entzog, wenn wir auch übrigens einen zweiten Grund, die unerträgliche gesetz- und

Digitized by Google

ſchutzloſe Stellung der Bühnen-Dichter zu den Bühnen-Directoren, dabei ebenfalls gelten laſſen. Wie ſehr der Verluſt Müllner's für die Dramatik zu bedauern iſt, wurde im „Geſellſchafter" öfter ausgeſprochen; vielleicht hilft es, wenn wir es abermals wiederholen, wie höchſt unrecht wir es finden, daß er bei einem ſo ausgezeichneten Beruf der deutſchen Bühne ſeine Hülfe entzieht. Ein ſchöneres „vielleicht" denken wir uns darin, daß er die Beharrlichkeit bei jenen Ideen mäßigt, wenn er endlich der Entſagung aller ferneren Theilnahme an den Bemühungen, der deutſchen Bühne aufzuhelfen, ſich entſchlägt." — Das iſt gedruckt im März 1828, und am 11. Juni 1829 war das irdiſche Leben Müllner's ſchon beendet, in ſeinem fünfundfunfzigſten Altersjahre.

Wenn man ſein Thun und Treiben im Geſammten betrachtet, ſo wird er uns auch im Reiche der Dichtung ein ſinndrehender Advokat. Nachdem er als ſolcher ſich nicht mehr für Andere beſchäftigte, war er es ſich allein, ſuchte mit eifrigſtem Umhertrachten Ruhm und Erwerb durch dichteriſches und kritiſirendes Schriftenthum, ward aber als ſein eigener Anwalt oft einzig ſich verderblich. Dabei iſt allerdings auch ſeine durch Staatsveränderung mißlich gewordene Stellung zu beachten. Unerwartet aus dem ſächſiſchen zum preußiſchen Unterthan geworden, hätte er auch heimiſch werden müſſen in der breit- und weitläufigen Geſetzesfülle. Das war eine mühevolle Zumuthung für den bereits faſt vierzigjährigen Mann, er fand es gerathener und anlockender, ſich

und seine Familie durch sein dichterisches Talent zu ernähren, und da ihm Iffland entgegenkam, wurde der Entschluß rasch befestigt. Weil aber Dichtung und Kritik ihm Broderwerb seyn sollten, weil außerdem die Eitelkeit bei einem erst in späterem Alter zu Ruhm gelangenden Talent eher hartnäckiger wird, als sich mildert, sah Müllner in jeder Aeußerung gegen seine Thätigkeit ein Verbrechen an seinem geistigen und leiblichen Wohl, und ich bin der Meinung, daß er oft selbst glaubte, er befinde sich in der Nothwehr, indem er meistens Andern die Noth aufzwang, sich wehren zu müssen. — Unleugbar hat er selten — nie möchte ich nicht sagen — für das Edelgeistige, das wahrhaft Erhebende, vorwaltend nur für seine persönliche Erhebung gekämpft; er hat ohne Unterscheiden Jeden, der ihm schmeichelte, zum Glanz tragen, jeden Gegner, war dieser auch im gesundesten Recht, zermalmen und in den Staub treten wollen. Aber dennoch, nicht nur bei dem Besten, oft sogar bei dem Schlimmsten, was er that, sind ihm, gemäß meiner Ansicht, Talent und Scharfsinn gewiß nicht abzusprechen. In solchem Empfinden hielt ich stets mich abgesondert von Denen, die nach dem Tode Müllner's ihn mehr schwärzten, als er für sein Andenken verschuldete, und gern habe ich ihm noch während seines Lebens, wie schon nachgewiesen ist, so auch hier, die Achtung bezeugt, die bei seinem Leben nicht zum Frieden mit ihm hinreichte, mir ihn jedoch innen sicherte auch während der durch ihn erlittenen Kränkungen und Quälereien.

Digitized by Google

Um aber im Aufzeichnen meiner Erlebniſſe mit dem „Dey von Weißenfels“ mich völlig abzufinden, muß ich noch einer Frau gedenken, die auch durch ihn zu dulden hatte, und daran erinnern, es werde ſchon im erſten Bande bei den Mittheilungen über Müllner aus einem ſeiner Briefe erfaßlich, er habe Groll gehegt gegen Thereſe Huber, die damals bei der Redaktion des „Morgenblatt“ thätig war. Daß ihn die würdige Frau — von Goethe „die treue und in vieler Hinſicht ſchätzenswerthe Gattin Huber's“ genannt — richtig beurtheilte, ohne die Werthſeite ſeines ſcharfen, leider vom Dünkelſtolz verwickelt durchbitterten und durchätzten Verſtandes abzuleugnen, werden Briefe von ihr bezeugen. Die inhaltreiche Lebensgeſchichte der Thereſe Huber ſey hier nicht in Länge gezogen, es genügen wenige Andeutungen, um ihre, durch Wiſſen und Erfahrung erwieſene Berufsthätigkeit zu ſchriftſtelleriſchem Einwirken glaubhaft zu finden.

Sie war die Tochter des umfangsweit gelehrten und mannhaft trefflichen Gottlob Heyne in Göttingen, hatte im Elternhauſe, wo Herder, beide Stolberg, Bürger, Voß, Boje, Dohm, Brandes und noch mehrere geiſtig Ausgezeichnete ſich geſellig zuſammenfanden, mannigfache ſinntiefe Eindrücke empfangen. Zweimal verheirathet an Namhafte, Georg Forſter und Ludwig Ferdinand Huber, wurde ſie mit ſchweren Schickſalen vertraut, und mußte ſich zuletzt völlig durch eigene Kraft, durch umſichtiges Beſtreben vor der äußerſten Noth retten.

Digitized by Google

Das hat sie gethan nach dem Tode ihres zweiten Gatten in den Jahren 1805 bis zu ihrem Lebensende.

Mit Therese Huber nie persönlich bekannt geworden, schickte ich ihr, in Achtung ihrer muthvollen Selbsthülfe gegen mannigfache Bedrängnisse, auch neben der Sorge für den „Gesellschafter" noch zuweilen Beiträgliches zum „Morgenblatt" bis zum Jahr 1823, und lasse sie jetzt sich selber näher zeigen im dazu hinreichenden Lichte aus ihren brieflichen Aeußerungen, die zugleich etwas mitbringen über Zeitgeschichtliches. — Daß ich des Zusammenhangs wegen mitunter eine Ueberschätzung meines Thatwesens mußte unbeseitigt lassen, wird man hoffentlich nicht so deuten, um mich dabei zu verkennen. Meine Rechtfertigung begründet sich schon dadurch, daß diese Briefe beinahe ein halbes Jahrhundert von der Oeffentlichkeit entfernt blieben, und jetzt möge deren Anreihen dies Vorwortliche beschließen, nur dazwischen die Erläuterung sich einordnen.

I.

„Stuttgart, 3. März 1819.

Werther Herr!

Ich benutze die Bitte Herrn Usteri's aus Zürich: ihm Briefe mitzugeben, um Ihr freundliches Schreiben zu beantworten. Der junge Mann, ein Neffe des Naturforscher Usteri, der als Staatsmann seinem Vaterland sehr werth ist, will in Berlin Theologie studiren. Das hätte der alte Friedrich doch kaum glauben können, daß man in seiner Hauptstadt die

Digitized by Google

rechtgläubigſten Lutherthums-Lehren ſuchen würde. Der junge Mann wird ſich glücklich ſchätzen, Ihre Bekanntſchaft zu haben, wenn er, als junger Fremder, ſich auf einen angeſehenen Mann zu berufen wünſcht.

Alſo, mein werther Herr, kennen Sie jetzt die Qualen des Redaktionsweſen? Dennoch haben Sie den Vortheil, eigener Herr des Geſchäfts zu ſeyn und allein zu entſcheiden. Denken Sie ſich noch den Zuwachs von Unannehmlichkeit, wenn Sie nicht eigner Herr wären, ſondern Einflüſſe mancher Art mit innebedungen hätten. Man könnte mir ſagen: ſo wär' ich auch vor Verantwortlichkeit geſichert — allein, ſollte es einmal zu dieſer kommen, ſo kenne ich das alte Sprüchwort ſehr gut, nach welchem der Schwächre die Zeche bezahlen muß. — O wenn ich erſt meine Aufgabe gelöſt habe und von dieſem Berufe zurücktreten kann! — noch ſehe ich's nicht vor mir, wann das ſeyn wird, ſehne mich aber unendlich danach.

Ihr Lied vom „ſtummen Kinde" fand ich unter alten Morgenblatts-Beiträgen, die man mir aus Cotta's Comtoir ſchickte. Ich fand es ſehr rührend, und wie mir das herzbrechende Schauſpiel: „Die Waiſe und der Mörder" vorerzählt wurde, ſuchte ich es gleich auf und dachte: iſt's auch gedruckt, ſo kennen's doch Viele ſo wenig wie du, und da freut es. Ich habe noch das Lied vom „Greiſe" von Ihnen, an das ich nicht ohne Wehmuth denke — das iſt wohl längſt gedruckt? ich weiß gar nicht mehr, woher ich's habe. — Ach, mein guter Herr, man

braucht gar nicht sehr alt zu seyn, um auf Erden nichts mehr zu hoffen!

So eben war Haug da — ein guter Sterblicher! — und zeigte uns eine Erzählung, die er aus einem alten englischen Journal zusammen schreibt und — wie sie's Alle thun — als Original in irgend ein Blatt schickt. Er erzählte, wie er für eine andere ähnlicher Art 6 blanke Louis bekommen. Mein Sohn wollte ihm beweisen, daß Zusammenziehen nicht Erfinden hieß, wir lachten wie die Kobolde über Haug's Defension — am Ende sagte der junge Doktor: „Nun ja, für ein Bruchstück deutscher Geschichte, das uns zeigt, wer wir wären, giebt's keinen Platz, aber eine übersetzte Faselei wird mit 6 Louis bezahlt — das isch halt d' Welt!" — O, sagte ich, wer doch lieber in einem Dorfe säß', und den Bauern Pillen verschriebe! — „Nun, nun! das soll auch kommen!" — bemerkte die junge Hoffnung — denn im 21. Jahre blickt man auf das Endlich leichtsinniger, wie im 60. auf das Morgen.*)

Also meine kleinen Geschichtchen haben Ihren Beifall? Gewiß, sobald ich einmal daran komme, biete ich Ihnen eine dergleichen an. Ich habe für das „Morgenblatt" so viele Aufsätze, daß ich mir ein

---

*) Der Einundzwanzigjährige ist Victor Huber, damals der Heilkunde nachstrebend, dann mehrseitig bedeutsamer Lehrer in mannigfacher Geschichtsforschung. Er hatte damals eine geschichtliche Abhandlung geschrieben, die nicht sogleich den Verleger fand.

Digitized by Google

Gewiſſen daraus mache, den meinen einen Platz zu geben, um den Andre werben. Ich war letzthin im Begriff, Ihnen eine Anzeige oder Parallele zwiſchen zwei Romanen zu ſenden — allein da ich Ihr Blatt nicht ſehe, wußte ich nicht, ob Sie danach fragten, und ſchickte es Brockhaus; — wüßte ich, daß Sie es annähmen, ſo forderte ich's noch zurück — es war durch den Gegenſtand pikant: „Gabriele", von Fr. Schoppenhauer und „Le Secrét" von Frau v. Genlis.

Es freut mich, wenn Sie den Weg ſehen, auf dem Müllner's ausgezeichneter Verſtand ſeine wohlthätige Thätigkeit finden könnte. Er müßte ihn wahrſcheinlich in das Gebiet des Gemüths führen, innerhalb welchen der Verſtand am beſten Selbſtſucht und Eitelkeit abwehrt durch das einfältige Sprüchlein: „Und wenn ihr mit Menſchen- und Engelzungen ſprächt u. ſ. w." — Aber auch dann würde ich ihn zur Kritik verweiſen, nicht zur Poeſie. Wo er nicht kränken will, iſt er als Kritiker, nach meinem Bedünken, ſehr belehrend.

Cotta war todtkrank und geneſt langſam. Ich ſorgte ſehr für ihn und theilte ſeine mannigfache Bekümmerniſſe — denn iſt ein Leiden minder nah, wenn ich es hätte meiden können? Und ſeiner Frau langſames Hinſterben an einem unheilbaren quälenden Lokalübel iſt ganz zerreißend für dieſen Mann, der nur in dem Schooß ſeiner Familie Glück — ſucht. Gedeihen Ihrer Arbeit! Ich begrüße Ihre liebe

Digitized by Google

Frau, die Sie froh macht, also glücklich ist. Gott lasse Euch beisammen alt werden.

Mit herzlicher Achtung

Therese Huber.

Und Sie haben Ihren Vater stets bei sich? Sie Glücklicher! Ich bin seit 37 Jahren dem Vaterhause entfremdet, und wie ich im 48. wirklich Waise ward, fühlte ich mich verlassen wie ein Kind."

Die beiden in diesem Briefe erwähnten Gedichte sind auch in die von mir 1860 herausgegebene Sammlung aufgenommen.

Was Therese Huber über die Handgriffe sagt bei solcher Schriftstellerei, die überwiegend nur dem Gelderwerb fröhnt, ist sehr gemäßigt Dem gegenüber, was ich zu enthüllen hätte, und es wäre dabei noch von ganz andern Unterschieden als zwischen Zusammenziehen und Erfinden die Rede. — Den Lohnschreibern, die sich rasch und bequem im Abenteuerlichen mit fremden Federn schmücken, geht es übrigens bei der Lesemenge oft besser als Jenen, die eigenthümlich Gedanken- und Seelenvolles bieten. Gar Viele lesen am liebsten, was nicht des Lesens werth und nur Müßiggang des Kopfes ist.

Der Freundin Wunsch hinsichtlich meines Eheglücks hat sich — Gott sey Dank! — erfüllt, und dem allmächtigen Beschluß überlassen wir unsere Zukunft.

II.

„Stuttgart, 16. März 1819.

Geehrter Herr!

Sie fahren fort, mir Beweise Ihrer Theilnahme

Digitized by Google

und gütevollen Denkart zu geben, indem Sie ſich mit meinem unbekannten Schützling Caroline Stein in einen unmittelbaren Verkehr ſetzten. — Die Summe, welche Sie mir als Honorar verheißen, bitte ich in der Leipziger Meſſe baar an Cotta's Handlungsdiener auszuzahlen, noch lieber aber ſie ihm eingepackt und an mich überſchrieben zuzuſtellen. In gewiſſen Verhältniſſen kann man ſich nur durch ſtillſchweigendes Fortwandeln einen gewiſſen Grad Unabhängigkeit erhalten; da habe ich — als Weib immer die Schwächere — gefunden, daß man am mehrſten Hinderniſſe vermeidet, wenn man nur das Nothwendige mittheilt. Sie ſind ein ſeelenkundiger Mann und werden das begreifen. — Ich erwarte Schriftpakete aus Bayern, worin ich die Ihnen beſtimmten Briefe finden werde. Mit Fritz Jacobi's Tode iſt auch nun die Urſache gehoben, warum ich Forſter's Briefe — beſonders an Jacobi — nicht publicirte; der liebe, edle, reizbare Menſch hatte ſeine eigne Idee darüber. Nun möchte ich nur Zeit und Augen haben! — Wir waren perſönlich in freundſchaftlichen Verhältniſſen.

Ich bitte Sie, den Ueberbringer dieſes, Herrn Kocher, Muſiker und Tonſetzer, mit Ihrer vollendeten Kenntniß des Berliner Publikums behülflich zu ſeyn. Er gab hier eine Oper: „Der Elfenkönig", Text von Neuffer, die Beifall erhielt. Da ich Wohlthun und Wohlwollen mit evangeliſchem Köhlerglauben hochſchätze, fordre ich's nur von den Edleren, Beſſeren, und bin daher nicht leichtſinnig, wenn ich's von Ihnen

Digitized by Google

für dieſen Künſtler erbitte. Er hat Briefe an Graf Brühl — aber ein Mann von geiſtigem Einfluß iſt oft nützlicher als ein Graf.

Leben Sie wohl, mein geehrter Herr! Mit wahrer Theilnahme und Achtung Ihre ergebenſte

Thereſe Huber."

Die bezeichnete Oper hat in Berlin den Weg zur Bühne nicht gefunden, denn Graf Brühl wollte nicht darüber entſcheiden, weil die Ankunft Spontini's bereits erwartet wurde, und wie Dieſer faſt unbedingt nur an ſich dachte, das wird hervorleuchten, wenn ich die Begegniſſe mit ihm zu erzählen habe. — Daß aber Thereſe Huber meinem Einfluß mehr zutraute, als ſich bewahrheiten läßt, muß ich anmerken, in dem hier Bezüglichen auch mit deshalb, weil ich zur Beurtheilung einer „Partitur" ungeeignet bin. Mein geringer Einfluß konnte doch nur auf richtigem Wege ſeyn im Einverſtändniß mit dem zu Empfehlenden, alſo nicht in Einmiſchung bei Gegenſtänden, die meiner Einſicht verſchloſſen ſind.

III.

Stuttgart, 12. Mai 1819.

Ich halte mein Verſprechen wegen eines Forſter'ſchen Briefes. Mein Intereſſe macht es jetzt wünſchenswerth, an ihn und ſeinen Briefwechſel zu erinnern, weil der verehrte alte Freund, deſſen Denkart ich dadurch ſchonte, Forſter's Briefe nicht bekannt zu machen, nun entſchlafen iſt. Es war der alte Jacobi. Bei der Erſcheinung von Körte's Samm-

lung der Gleim-, Müller- und Heine'schen Briefe erklärte er sich so heftig und ängstlich darüber, daß ich sein Alter weder mit Widerspruch noch Widerhandeln kränken durfte. Nun wünsche ich eine Auswahl von Forster's Briefen zu publiciren und seine Lebensgeschichte auszuarbeiten. Zu diesem Ende scheint es mir dienlich, daß einige einzelne Briefe an ihn erinnern. Ich habe die Zuversicht, daß Sie meine ratures heilig ausgestrichen halten.

Sie werden aus dem Morgenblatt sehen, daß Müllner ein rüstiger Arbeiter, besonders im „Literatur-Blatt" ist. Seinen Plan, Grillparzer unter zu halten, verfolgt er lächerlich, lobt deshalb Matthias Collin mit bewunderungswürdigem Ernst. Doch sind diese Kritiken wenigstens mit aufmerksamer Behandlung des Gegenstandes abgefaßt. Heute mußte ich aber einen kleinen Aufsatz in's Morgenblatt nehmen, der an altfränkischer Plattheit, meines Bedünkens nach, seinesgleichen sucht. Sie finden ihn Nr. 118 und 119 unter dem Titel: „Becker und Necker" — es ist eine Turlupinade wegen dem Leipziger Taschenbuch. Das Manuscript kam schon vor mehreren Wochen, ich bat Hrn. v. Cotta, es zu prüfen: ob es einen Platz verdiene, — er hat den Entschluß gefaßt, nichts von Müllner abzuweisen — doch glaubte ich, nach einiger Zeit würde er den richtigen Gesichtspunkt fassen. Jetzt muß Müllner an den Aufsatz erinnert haben, ich bat Cotta nochmals, ihn wieder zu lesen: allein der gute Mann verleugnet lieber seinen gesunden Geschmack, und bittet mich, den Druck

Digitized by Google

nicht zu hindern. Ich gestehe, daß etwas so gänzlich Gemeines mich mehr verdrießt wie etwas Unbilliges, wenn es von Seiten der Ehre des Blattes betrachtet wird. Wirklich thut man dem Blatt einen Gefallen, wenn man gegen so gänzlich verfehlte Witzeleien, Bemerkungen einrückte — zum Theil um Müllner zu zeigen, daß seine Aufsätze nicht ausschließend bewundert werden, und zum Theil, um mein Urtheil als Redaktion zu rechtfertigen, gegen Cotta. Ich bin streng gegen mich, um zu erfahren: ob weibliche Superfeinheit, ob gallizirter Geschmack, ob gar persönliche Abneigung gegen Müllner mich leitet (gegen Müllner und gegen jeden Gegenstand des Urtheils) — ich glaube aber redlich: Nein; es ist meine redliche Einsicht, die dieses Urtheil fällt.

Eben so mußte ich heute einen Aufsatz aufnehmen — „Rathgeben durch Fabeln" — in dem ein Herr Griesinger allhier breit darthut: es sey so gefährlich, so schwer, so unmöglich zu thun, Fürsten die Wahrheit zu sagen, daß die Fabel das einzige Mittel dazu sey. Dem zum Beleg erzählt er die uralte Geschichte von dem Vezier, der die Vögelsprache zu verstehen vorgab. Ich bemerkte gegen Cotta: dieses Mittel, durch Fabeln zu sprechen, scheine mir in diesem Augenblick sehr entbehrlich, wo man den Fürsten auf jedem Wege jede Wahrheit sagen kann, und die hinzugefügte Fabel selbst stehe vom Aesop bis Gay in allen Fabelbüchern — aber ich mußte die Plattitüde drucken lassen, — weil der gute, oft weiche Mann dem Hausfreund diese Ehre nicht abschlagen

Digitized by Google

kann. Das ſind menſchliche Begegniſſe, die wohl bei jeder Redaktion vorgehen, aber dem Einen oder dem Andern dabei Beſchäftigten immer peinlich ſind.

Man ſagt hier, Benzel-Sternau werde Finanzminiſter (hierſelbſt). Mir machte es Freude, er iſt ein alter Bekannter von mir, ein Mann, den ich ſehr ſchätze. Etwas muß hier geſchehen, um die Stände verſammeln zu können. Der junge Winzingerode ſoll Miniſter des Innern werden. Man iſt auf die nächſte Zeit ſehr geſpannt, da der Entſchluß wegen der Stunde drängt. — —

Doch das wollen Sie von mir nicht wiſſen. — Ich verharre mit Achtung und Vertrauen als Ihre

ergebene

Thereſe Huber."

„Becker und Necker" iſt eine fade Witzelei, eine Bosheit gegen Becker's „Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen", gegen den Dichter Friedrich Kind und noch Einen, die Müllner's Werke nicht ſo rühmenswerth erachteten, wie es ſeine Selbſtſchätzung verlangte, weshalb er nicht Necker, ſondern Schrecker ſeyn wollte.

Ein „Rathgeber durch Fabeln" iſt gewiß nicht beſonders eindringlich; Thereſe Huber wird es aber noch im Jahre 1819 durchgreifend erfahren haben, daß man leider in der Oeffentlichkeit nicht auf jedem, und vielleicht auf keinem graden Wege eine den Gewaltigen mißliebige Wahrheit völlig unverhüllt ausſprechen kann: wobei es aber unbeſtritten bleibt, daß eine freiehrliche deutſche Deutlichkeit aller Vermänte-

Digitized by Google

lung vorzuziehen ist. Jedenfalls läßt sich aber eben so selten wie den Machthabern mannigfach gemischten Volks-Versammlungen mit unverlarvtem Freimuth Rath geben; auch da wird das alte Sprüchwort gelten: „Wahrheit findet nirgends Herberge", und sagt ein anderes Sprüchwort: „Wahrheit kriecht nicht in Mäuselöcher", mag man es ihr verzeihen, wenn sie zuweilen die Fabel als einen, ob auch engen Zufluchtsort betrachtet.

IV.

„Stuttgart, 25. Mai 1819.

Geehrter Herr!

Mein Brief vom 12. dieses wird Ihnen gezeigt haben, daß ich die Art, wie Müllner sich aussprechen durfte, mit Unmuth ertrug. Hr. v. Cotta ist seitdem – ganz unangeregt von mir — darauf gefallen, mir eine kleine Erklärung vorzulegen, in welcher gesagt wird: die Redaktion sey keine „geehrte Frau", womit viele Einsender sie anreden, sondern „vielköpfig"; ich habe mit Freuden eingewilligt, sie drucken zu lassen. In wiefern die Köpfe Cerberus- und Hydra-Aehnlichkeit haben, wäre freilich eine artige Erörterung, und möchte endlich an des polnischen Reichstags Veto erinnern. Ich arbeite mit Freuden, um der Arbeit und ihres Lohnes willen: meines Sohnes Studiengelder — aber ich habe auch wirklich die Arbeit dabei. Sehr lieb ist es mir, wenn das Publikum nun weiß, daß ich nicht allein redigire, und ich glaube, daß Menschen wie Müllner

Digitized by Google

— wenn es deren giebt — einen Inſtinkt haben werden, wo das Veto gewirkt, doch hier paßt Veto nur als Einwirkung. Die Kritik von Wetzel und Horn hätte ich allein auch aufgenommen — vielleicht mit einigen geſänftigten Ausdrücken, aber ich meine, eine ſcharfe, ja unbillige Kritik ſey gar nicht mit dem Unrecht der bösartigen Neckereien Müllner's zu vergleichen. (Ich unterſcheide unbillig hier noch von bösartig, was jede Kritik mir ſcheint, welche vom Buch ab den Verfaſſer als Bürger und Menſch faßt.) Ich bin ſehr begierig, die Kriſis zu ſehen, wo dieſe Müllner'ſche Faveur endlich hingerathen wird. Wäre der Mann nicht bös, ſo würde ich mich ſeiner Thätigkeit freuen, denn Kraft und Scharfblick hat er. Ich bin daher ſelbſt bereit, ihm durch Cotta die Anzeige von einigen intereſſanten Dingen aufzutragen, denn wo er nicht ſchaden will, urtheilt er gut. Meine Unparteilichkeit gegen ihn iſt ordentlich eines der ſchönſten Kapitelchen meines Chriſtenthums, denn der Mann hat mich unwürdig behandelt. Sie, mein mir faſt unbekannter und doch ſo gütiger Freund, werden aber ſchon hie und da im Leben bemerkt haben, daß le diable ne perd rien bei den evangeliſchen feurigen Kohlen — ich mache mir darüber auch keine Täuſchung, ſondern ſuche mein Herz durch meinen Verſtand milde zu erhalten mit meiner Anerkennung von Müllner's wirklichem Verdienſt.

Sie werden mit dem Brief vom 12. einen Brief von Forſter an Lichtenberg erhalten haben, hier ſende ich Ihnen nun ein Gedicht eines Jünglings

Digitized by Google

von 20 Jahren, deſſen Brief ich beilege, weil ich denke, der ältere Zeitgenoſſe müſſe mit Theilnahme einen jüngeren neben ſich erwachſen ſehen, der ihm in irgend einem Fache rühmlich zur Seite zu ſtehen verſprechen möchte. Das Veto hat dieſes Gedicht aus der Urſach getroffen, „weil wir nur Vorzügliches im Morgenblatt aufnehmen ſollten.“ Das walte Gott! — ob denn das Gedicht über Kotzebue's Ermordung, und das alte Pfeffel'ſche, welches in des Ermordeten Rocktaſche ſtack, vortrefflich war? Genug aber — ich halte (das beiliegende) nicht für ſchlecht; ja wenn der Karakter Ihres Blattes eine kleine Kritik deſſelben erlaubte, ſo wie ehemals Wieland im deutſchen Merkur einzelne Gedichte kritiſirte (z. B. Michaelis ſchöne Rhapſodie: „Allgewaltiger, den zu ſeines Thrones Füßen, Millionen Sphären ihren Herrſcher grüßen“), ſo würde Ihr Blatt vielleicht einem wackern Jüngling zur Selbſterkenntniß helfen und die Bahn vorzeichnen. Dieſe Behandlung einzelner Verſuche beſſerer Köpfe wünſche ich ſo ſehnlich! Hier iſt ſie nicht zu erlangen. Unſre Köpfe verſinken in Vetterſchaft, Brod-, das heißt Shawl- und Perkal-Sorgen, Spezeln (boulettes à la farine), ſauern Wein, Höfeln und baare Schläfrigkeit, unendliches qui vive, Furcht, Perſönlichkeit — wie heißt das Heer Urſachen: zu nichts Zeit, Luſt, Kraft zu haben. Ich armes Weib im 56. Jahre, die der Welt 10 Kinder gab, und 30 Jahre außer dem Schuſter nie einen fremden Arbeiter brauchte, 4 Kinder und 3 Enkel ohne alle Lehrer unterrichtete

Digitized by Google

(Sie haben meine älteſte Tochter in Berlin, ſie erzieht Goldbeck's Kinder), ich lerne noch täglich mehr arbeiten, und danke Gott oft mit Wehmuths-Thränen, daß er mir, da er mir ſchwere Bürden auflegte, 4 herrliche Kinder ließ und ungeſchwächte Thätigkeit. Das iſt keine Ruhmredigkeit — „Krieger ſchildern nach dem Streite gern das Drohen der Gefahr, zeigen ſtatt der goldnen Beute lächelnd ihre Narben dar.“ — Und was Sie mir ſchreiben von Ihrer höchſt rühmlichen Wirkſamkeit brachte in mir ein freudiges Gefühl hervor: geiſtiger Verwandtſchaft. Das Kleine darf zuweilen neben dem Größeren ſtehen — eines Weibes Herzenskraft neben des Mannes Geiſtesumfang. — Leben Sie wohl! Halten Sie Wort dem Morgenblatt, beſonders aber bitte ich Sie, wenn Sie Cotta für ſein Kunſtblatt etwas Pikantes ſenden könnten, es zu thun. Mit herzlicher Achtung

Thereſe Huber.“

Das Gedicht des „Jünglings“ an eine mir unbekannte Schöne iſt ein Strom des Entzückens, ungeläutert in Maaß- und Reimbildung; ich durfte meiner Zeitſchrift die Aufnahme nicht zumuthen, und glaube mich im Recht, nachdem ich die Verſe — mir ſammt dem Briefe verblieben — jetzt nochmals geleſen habe. — Im geiſtigen Schaffen muß auch wohl die Selbſterkenntniß meiſt durch das Selbſt und aus ihm hervorgehen; wer ſich da nicht am hülfreichſten dient, dem wird wenig oder gar nicht zu helfen ſeyn. Daß man es verſuche, iſt ein liebenswürdiges Wünſchen der Thereſe Huber; nur

müßte ſich das Menſchenleben zu jeder Verlängerung befähigen, um ein ſolches Wünſchen neben dem Unerläßlichen bei der Schaar von Reimluſtigen erfüllen zu können, und Wieland ſah gewiß ſehr bald ein, weshalb ſolche Verſuche unheilſam ſind.

V.

„Stuttgart, 22. Juni 1819.

Ich weiß nicht, werther Herr, ob ich Ihnen mit der Beilage recht komme? mir iſt's lieb, wenn Sie's brauchen. — Cotta, der wahrſcheinlich durch den jetzigen Moment wieder ſehr — man ſagt hier: verhofft, ſtatt erſchrocken — ſehr verhofft iſt, ſtrich mir dieſe Bemerkungen über der Engländer Abgeſchmacktheit und die Kunſtnachbeterei, wahrſcheinlich um den engliſchen Geſandten und um Boiſſerée nicht zu mißfallen; ich halt's aber für gut, die Menſchen zu nöthigen, daß ſie in's praktiſche Leben übertragen, was in den Büchern ſteht. Dieſe Trennung macht uns ja zu ſo miſerabeln Geſellen.

Nun wohl, mag wahr ſeyn, was Sie über die Theilnahme an jungen Dichtern ſagen; mein Vater machte es nicht ſo. Damals war es aber auch noch keine mer à boire. Ihr Unmuth über das Kritikenweſen iſt wohl ſehr billig. Ich lerne Details von Herzens- und Geiſteskleinheit in dieſem Punkt, die mich in Momenten iſoliren im Geiſte und im Herzen. Ich erſchrak dieſer Tage, als ich einer Frau Milde im Urtheil predigte, indem ich ihr zeigte, wie alles Unrecht der Menſchen in der Nähe ſich durch

Digitized by Google

Verkettung der Umstände minderte u. s. f. Sie sagte endlich: „Ihr ewiges Ruhigbleiben bei allem Unrecht, was Sie leiden und sehen, gründet sich auf Verachtung der Menschen; Sie erwarten so wenig Gutes von ihnen, als Laufen vom Lahmen.“ — Ich prüfte mich und glaube, sie hat Unrecht. Ueberall, wo ich nicht achte, hört meine Liebe auf, und ich liebe die Menschen — doch das gehört nicht daher.

Sie aber müßten mit leichtem Sinn diese Menschen bekriegen. Ich kenne Sie ja nicht, lieber Herr, aber Sie sprechen Klarheit der Ansicht, Seelenanstand aus, Sie haben eine Frau, die ihr Geistesinteresse auffaßt, Sie sind gut, sonst hätten Sie mich nicht zum Schwatzen gebracht — wahrlich, das ist wie eine Nationalarmee gegen Bundestruppen, oder Coalitions, wie's sonst hieß. — Jean Paul ist hier. Mit dem Bewundern des Publikums ist's nichts — der Stuttgarter bewundert nur sich — aber auch nicht — er rühmt sich nur, und ich — bewundere auch wenig — lieb gewinne ich ihn bei mehrmal sehen. Er hat etwas sehr Gutmüthiges und Kindliches — dann sein Glaube an seine Bewunderung, in Ursach und Wirkung, ist kindlich. Ich seh' ihn gern und mag ihn gern in kleiner Gesellschaft sehen, wo er etwas mehr bei der Klinge bleibt. Er bleibt einige Wochen hier. — Leben Sie wohl, bleiben Sie mir gewogen, so weit Sie mit mir zufrieden sind und übersehen den Rest. Thereſe Huber.

Da kommt eben noch Ihr Schreiben vom 16. Juni in meine Hände. Ihre beiden Schreiben sollen

Digitized by Google

von Morgen an nach einander gegeben werden. — Sie haben wohl Recht, wenn Sie diese Todtenfeier als interessant ansehen. Ich habe seit meinem 15ten Jahre, also nun 40 Jahre erzogen, und fand, daß ich viel Böses von den Kinderseelen fern hielt, indem ich leidenschaftlichen Thaten kein böses, sondern das sie begleitende gute Motiv gab, und nur die Leidenschaft tadelte und niederhalten lehrte; damit ward dem Bösen das Erdreich genommen, auf dem es wuchern konnte, und die Seele veredelt. Mit diesem Gepräng um des Menschen Tod wird das Erdreich geschwängert. Und haben wir denn vergessen, wie im Jahr 1788, und so fort, einzelne Thaten der Hebel wurden, weil man sie als Nationalangelegenheit behandelte?"

Jene Frage im Anfange dieses Briefes bezieht sich auf einen von mir nachher zum Druck geförderten Bericht über Mangel an echter Kunstbegeisterung bei den Engländern, und über Mittel, die Boisserée'sche Gemälde-Sammlung für Kunstkenntniß ersprießlicher werden zu lassen. — Bei dem Ausspruch über Todtenfeier ist die damals für Kotzebue gemeint, deren anbefohlene Ausführung auf der Bühne Berlins in den verschiedenen Auffassungen Zustimmen und Widerstreben veranlaßte.

VI.

„Stuttgart, 15. Januar 1820.

Geehrter Herr!

Es war mir ein sehr lieber Anblick, Ihre Handschrift einmal wieder unter den Einsendungen zu

Digitized by Google

ſehen, und ich nehme den Auftrag des guten Reuffer zum Vorwand, Sie — mit kranken Augen, welche das ſtets verzweifelte Weibergekritzel ganz verſchimpfiren — zu begrüßen im neuen Jahr, mit herzlichen Wünſchen für Sie und Ihre Gattin. Ich habe einen ernſten Winter zu überſtehen mit Krankſeyn und — Kränkung. Meine liebe bei mir lebende Tochter iſt viel unpaß, und ich leide bitter an den Augen. — Das wäre nun nicht viel Hartes ohne die beſonderen Umſtände, daß dieſe Tochter, ſchön, lieb, geiſtvoll und 23 Jahr alt, ſeit Jahren unglücklich und kränkelnd iſt, und daß meine kranken Augen für dieſe Tochter auch arbeiten müſſen. Dagegen iſt auch viel Lohnendes bei'm Ertragen und Erſtreben — nur ſo lange erhalte mir Gott dieſe kranken Augen, bis mein Sohn ſein Brod erwerben kann! — nur 3—4 Jahre; er iſt gut und ſtark an Leib und Seele. — Da haben Sie ſchnell ein Stückchen Familiengeſchichte.

Nun, haben Sie geſehen, in welche Nähe ich mit Müllner gerieth? Wie das geſchah wollen wir nicht erörtern, und ob Cotta ſeinen Vortheil dabei finden wird, wollen wir abwarten. Sie ſehen, wie Müllner ſein Blatt anfängt. Mir iſt Cotta's Anſicht vom Schicklichen unbegreiflich. Meines Bedünkens nach iſt die Recenſion von Lewis Ways Buch über die Juden völlig unanſtändig durch den Ton, den Scherz, welcher den Aachener Congreß mit einem Schacherjuden vergleicht: Ich ſehe keinen Artikel vor dem Druck, Cotta giebt ſie her; ob er ſie

Digitized by Google

lieſt? — Nachdem das Publikum die Anzeige von den Taſchenkalendern im Monat December erhielt, zeigt er die „Urania“ und „Minerva“ noch einmal an, um? — einmal um mich — er errieth gewiß den Verfaſſer jener Anzeige — um mich en bouteille zu behandeln, und um Brockhaus zu zauſen, um zu tadeln, um ſich mit Malsburg zu verſöhnen — was weiß ich? — ich habe mit dem Blatt gar nichts mehr zu thun. Die Maſſe der Morgenblattsleſer iſt unzufrieden mit dem Anſchlag, denn entweder muß ſie mehr bezahlen oder erhält weniger zu leſen — und was ſie zu leſen erhält? — wird es Müllner ihnen recht machen? — Hr. Schorn, welcher das „Kunſtblatt“ redigirt, ſcheint's mir ſäuberlich machen zu wollen, an allen vier Zipfeln angefaßt, ein bischen romantiſch.

Ich bitte Sie, in meinem und der Redaktion Namen, Ihre Beiträge für's Morgenblatt nicht ſo ſparſam zu ſenden. Freilich muß Ihre Individualität Sie auffordern, nur das Ihnen Wichtige und Würdige zu melden; haben Sie aber mit dem Publikum Nachſicht und erzählen ihm zuweilen eine Stadtneuigkeit. Sie gewinnen ihr im Vortrag gewiß eine moraliſche Seite ab. — Haben Sie die „Albaneſerin“ gehabt auf ihrem Theater? trotz dem lobenden Morgenblatt-Artikel kann ich Ihnen ſagen, daß ſie ſehr gelangweilt hat und nicht einmal ausgehalten worden iſt. Ich beſuche meiner leidenden Augen wegen nie das Theater, aber meine Bekannte, vom Hof und aus der Stadt, haben ihr keinen Geſchmack

Digitized by Google

abgewinnen können. Daß ſo ein Artikel geſchrieben wird, iſt — eine Menſchlichkeit unſers wackern Cotta. Ich las dieſe „Albaneſerin", und weder ich noch mein Publikum konnten ſich damit vertragen. Wenn wir ſo ein Neues geleſen haben, nehmen wir den nächſten Abend einen Alten vor — dieſesmal waren es die „Eumeniden", und gleich darauf „Jon", in der Both'ſchen Ueberſetzung. Da wird man wieder klar und kräftig.

Nun wollen meine Augen nicht mehr ſehen. Ich habe das Papier verdreht, wie ich ſehe; verzeihen Sie das, und laſſen Sie mich gern Ihnen meine herzliche Achtung verſichern.

Thereſe Huber.

Eben ſendet mir Cotta einen Artikel von Müllner gegen Brockhaus (in's Morgenblatt aufzunehmen), der an Grobheit emporte la pièce. Soll das Morgenblatt ein Turnierplatz von Perſönlichkeit werden, ſo ſehe ich nicht ab, was mir zu thun übrig iſt. Das betrübt mich ſehr ernſtlich!" —

Die Müllner'ſchen Anfechtungen vieler geachteten Schriftſteller im „Morgenblatt" drängten mich zur Annahme von Gegenreden für meine Zeitſchrift, dies lockerte meiner Geſinnung das bisherige Verhältniß mit dem mir werthen Cotta. Ueber unerhebliche Stadtneuigkeiten zu ſchwatzen, iſt mir auch nicht anmuthig, und aus dieſem Briefe der Thereſe Huber geht ſchon hervor, daß ich vom „Morgenblatt" mich trennen wollte.

Digitized by Google

VII.

„Stuttgart, 31. Januar 1821.

Werther Herr!

Ich bin von Ihnen so überzeugt, daß Sie in mir das Redaktionswesen von meiner Individualität trennen, daß Ihr Zurücktreten vom Morgenblatt kein Zurücktreten von mir seyn kann. Von einem Jeden kann ich begreifen, daß er Ursachen hat, seine Correspondenz-Beiträge zurückzuhalten und zurückzunehmen. — An den Ihren, werther Herr, hat das Morgenblatt wesentlich verloren, ich ehrte den Geist männlicher Unpartheilichkeit, der in ihnen herrschte, im Sinn und Ausdruck. Sie sind nicht ersetzt, und möchten es so bald nicht werden. Wie zu Allem, was Dauer haben soll, gehört eine Art moralischer Ansicht der übernommenen Verbindlichkeit, wie gewöhnlich die Menschen zu derlei Dingen nicht nöthig zu haben glauben. Meist schreiben sie, um Privat-Interessichen, Gehässigkeiten, Begünstigungen zu erreichen, keineswegs um durch das Blatt einem größeren Publikum gesunde Begriffe zu geben; — doch das lasse ich an seinem Platz und schreite zu dem Gegenstand meines Briefs.

Ihr Blatt der Gesellschafter hat und verdient gewiß so viele Leser wie das Morgenblatt, und ich möchte gern die beigehenden Dinge in ihm aufgenommen. Wenn Sie fragen: warum giebst Du sie nicht in's Morgenblatt? so sage ich, der Wahrheit gemäß, aus zwei Gründen: Die Redaction hat ein solches Uebermaaß von Material, daß jeder Zuwachs

Digitized by Google

die Zurücksetzung eines älteren Mitarbeiters nöthig macht: eine unangenehme Begegniß für Jeden, die ich nicht veranlassen mag, sie um meinetwillen nur dann verschulde, wenn ich in meinem eigentlichen Fach gearbeitet habe, z. B. eine Erzählung, wo ich hoffen darf, der Leser lieſt mich lieber wie etwas Anderes. Der zweite Grund iſt: daß Cotta die Mittelalter-Sachen nicht liebt, deshalb auch nicht glaubt, daß ſie ein Publikum finden. Ich liebe die Nachahmung des Mittelalters nicht, halte aber deſſen Kenntniß für intereſſant.

Das Geheimniß dieſes kleinen Autorwerks vertraue ich Ihnen aber auch noch. — Mein Sohn, 21jähriger promovirter Doktor, ſchickt ſich an, nach Paris zu gehen — da reicht nun der Mutter Beutel hin, die Hoſpitäler zu beſuchen, und in den pais latins ſeine Heilkunſt zu erlernen — allein ein Theater zu beſuchen', eine Vergnügungs-Tour zu bezahlen, das geht nicht. Der gute Junge hat ſich deshalb in den Kopf geſetzt, durch ſolcherlei kleine Arbeiten ſich einen Freudenpfennig zu erwerben — nun ſehen Sie zu, ob der „Geſellſchafter" dazu behülflich ſeyn mag. — Der Jüngling lebt ſeit ſeinem 6ten Jahr zum erſten Mal mit der Mutter, bei der Mutter — ein paar Monate vom Doktorwerden bis zum Reiſen. Gottlob, daß wir nachher ungetrennt bleiben in Liebe und Vertrauen, und ich nur Gutes von ſeinen Anlagen und ſeiner Entwickelung zu hoffen habe. Sorgen genug! — der kräftige Jüngling, der mit ſeiner Zeit lebt, geht eine gefährliche Bahn! wenn er nur

Digitized by Google

Ehre und Gewiſſen auf der ſeinen rein bewahrt — jedem andern Schmerz biete ich Trotz.

Cotta hat ſchwere Tage, die ſeinen Muth über's Maaß auf die Probe ſtellen. Seine Frau leidet und ſchmachtet dahin an einem ſchrecklichen Lokalübel; ſeine Verhältniſſe bereiten ihm tauſend Verdruß, von dem der letzte in den öffentlichen Blättern kund ward: er zog eine Herausforderung nach ſich, der zwar jetzt vermieden iſt zu willfahren, deren Folgen aber, mag eine, mag keine Schlägerei daraus hervorgehen, ruhezerſtörend ſind. Der Mann dauert mich in der Seele! Er hat alle Elemente zum Glück, in ſich, außer ſich — und was da fehlt, verſagt ihm alles Glück auf immer. — Haben Sie Brockhaus kennen lernen? Das iſt im Karakter der Gegenfüßler von Cotta. — Sie werden begreifen, wie drückend mir das Verhältniß iſt, in welchem Cotta rückſichtlich des Morgenblatts mit Müllner ſteht. Dieſe Berliner Correſpondenz, die er monatlich einſendet, iſt mir immer eine Beſchämung vor dem Publikum, wegen der Platitüde, Gemeinheit, und mir, ſo wie meinen Bekannten, oft gänzlichen Unverſtändlichkeit der Späße. Allein Cotta iſt noch in Müllner's Zauberbanden, die Erfahrung nur kann ihn daraus löſen. — Das Literatur-Blatt kränkt mich, ſo oft ich einen Menſchen darin verwundet und mißhandelt ſehe, wie letzthin Adolph Müller's „Rom und die Römer". Da er aber ſeinen Namen dazu ſetzt als Redakteur, ſo warte ich geduldig ab, bis das Schickſal ein Anderes beſchließt.

Bedarf es Entſchuldigungen für dieſen Brief, ſo

Digitized by Google

wüßte ich deren gar nicht genug zu machen; verstehen Sie mich aber, so ist er erklärt und entschuldigt durch das achtungsvolle Vertrauen Ihrer ergebensten

Therese Huber."

Unser Briefwechsel erhielt sich fast nur mit Anfragen der meiner Gemüthlichkeit unvergeßlich lieben Freundin noch einige Jahre, doch finde ich nichts, was mehr noch ihr Wesen und edel Regsames bezeichnen würde. — Ihre Ansicht über den „Dey von Weißenfels" blieb dauernd unverändert, und das Uebersinnliche in uns könnte davon angeheimelt werden, daß Beide im Juni-Monat 1829 starben, Therese Huber vierzehn Tage später als Müllner: doch hatte sie das Glück, schon fast vier Jahre vorher von ihm befreit zu seyn.

Vor meinen zur Vergangenheit bis in das Jahr 1817 hingewendeten Blicken steht nun ein durch Geist, Verschrobenheit und Selbstverwüstung ausgezeichneter Dichter, Christian Grabbe. Er schrieb am 22. December 1827 aus Detmold unter Anderem:

„Vielleicht erinnern Sie sich meiner noch aus früherer Zeit, wo ich durch ein Drama, Namens Gothland, und durch Heinrich Heine und Köchy bei Ihnen introduzirt wurde. Dieser Gothland und mehrere andere Stücke sind nun gedruckt, und hoffe ich, daß Sie in Ihrem gediegenen „Gesellschafter" eine Erwähnung darüber ergehen lassen werden. Diese Erwähnung falle aus wie sie wolle, ich werde mich schon an sich dadurch geehrt fühlen."

Bezüglich ist dies auf die zwei Bände „Drama-

Digitized by Google

tiſche Dichtungen“ von Grabbe, und raſch veröffentlicht wurde eine umſtändliche Beurtheilung („Geſellſchafter“ 1827. Bl. 205), eingeleitet mit Folgendem:

„Eine neue, roh-prachtvolle, ungebändigte, ungeregelte, von Kraft überſprudelnde, an den alltäglichſten Schwächen leidende, mit dem Scheitel den Himmel berührende und mit den Füßen den gemeinſten Schlamm aufrührende, auf jeden Fall aber, bei aller ihrer vorläufigen Unanwendbarkeit, bereits die, heutigen Tages ſo laut zwitſchernde und gackernde poetiſche Brut adlergleich überflügelnde Natur zeigt ſich in den „Dramatiſchen Dichtungen“ des bisher ganz unbekannten, plötzlich unter unſern jungen Dramatikern auftauchenden Hrn. Grabbe.“ — Von ſeinem Talent, wenn es ſich läutere, wird am Schluß dieſer Beurtheilung Großes erwartet.

Am 7. März 1828 erhielt ich in einem Mannigfaches berührenden Briefe von Grabbe die Benachrichtigung:

„Auf Mittenſommer hoffe ich die Tragödie „Don Juan und Fauſt“ in fünf Acten zu vollenden; ſie iſt der Schlußſtein meines bisherigen Ideenkreiſes, und wird (Dank für Ihren Rath!) gleich allen meinen künftigen Werken bühnenrecht. Dann binde ich mich an die Geſchichte, und zwar an das Studium und die Begeiſterung meines Lebens, an den deutſchen Dramen-Cyclus „Die Hohenſtaufen“. Wie ein mächtiges Alpengebirge ſteht dieſes Werk im fernen Blumenduft vor meinem Geiſte, und zieht mich wunderbar an mit ſeinen Felſenhöhen.“

Digitized by Google

Die Tragödie „Don Juan und Fauſt“ ließ den Wärmegrad in den aufjauchzenden Erwartungen ſchon ſehr ſinken; der lange Bericht darüber („Geſellſchafter“ 1829. Bl. 78) beginnt mit der offenbarten Einſicht:

„Man ſoll nichts übertreiben in der Welt, auch die Anerkennung des Guten nicht; — eine Regel, an ſich ſelbſt klug und vernünftig, und in Rückſicht auf die beſondere Beſchaffenheit menſchlicher Natur — ſollte man meinen — leicht zu befolgen. Indeſſen trifft es ſich doch, daß das Herz mit dem Kopfe, oder der Kopf mit dem Herzen davon rennt, und ſo etwas mochte der Fall geweſen ſeyn, als wir (1827) nach Durchleſung der „romantiſchen Dichtungen“ uns der freudigen Hoffnung überließen, Hr. Grabbe möchte dereinſt einer der glänzendſten Sterne werden an unſerm ſo lichtarm gewordenen dramatiſchen Himmel.“ — „Es iſt ihm gelungen, uns einige kritiſche Schamröthe in die Wangen zu treiben über unſer Vergeſſen der nöthigen Behutſamkeit bei'm erſten Auftreten literariſcher Neulinge — eine Behutſamkeit, die der zeitgemäßen Kritik wohl anſteht.“

Nach umfaſſend prüfender Betrachtung der Tragödie „Kaiſer Friedrich Barbaroſſa“ iſt dann etwas über ein Jahr ſpäter ſchließlich zu leſen:

„Hr. Grabbe wird entweder leicht fertig mit großen Stoffen, oder er behandelt große Stoffe leichtfertig. — Wir ſehen die Hauptperſonen nicht thätig in ihrer Zeit und von ihren Stürmen ergriffen, ſie treten reflektirend auf und reden über ſich, ihre Ver-

Digitized by Google

hältniſſe und die Zukunft, wie es allenfalls ein Hiſtoriker kann, der tauſend Jahre ſpäter lebt. Sie ſprechen im Charakter des Dichters, ſtatt daß der Dichter in den Charakteren ſeines Drama ſprechen ſollte, urtheilen ſo vernünftig über ihren Werth, ihre Stellung und Zeit — — warum nimmt ſich der Dichter nicht ein Beiſpiel an ſeinen eigenen Geſchöpfen?" („Geſellſchafter" 1830. Bl. 80).

In jenem richtigen Hinweiſen war derzeitig auch ein ſchöner Anhauch zu ſpüren von dem Rath, Grabbe möge prüfend in ſich gehen. Denn während jener Zeit vom Jahre 1822, von dort an, als Grabbe ſich mir durch Vermittelung von Heinrich Heine und Karl Köchy nahte, wurde ſein überſtrömend gluthdichteriſcher Geiſt leider fortdauernd vertrauter mit der Trunkſucht. Dies Unheil und deſſen Einwirken berührt er ſelbſt wie unbewußt in brieflichen Andeutungen, zum Beiſpiel:

„Ich bin Auditeur, Advokat, Dichter, habe in allen drei Sachen viel zu thun, lebe aber doch gern wüſt und träge; dabei die unruhige Natur, die mich keine zwei Stunden ſchlafen läßt." — „Ich habe geſtern den Wagen zerſchmettert, die Pferde faſt zermalmt, und liege heute krank!" —

Solches Geſtändniß, und doch kein Herausretten, keine Erhebung aus grauenhaftem Abgrund! —

Faſt unglaublich ſcheint es, daß ein Menſch, ſo voll von bedeutſamer Fähigkeit, ſo leer ſeyn konnte an Macht, ſich zu beherrſchen, um nun Knecht zu werden einer ſo ſchimpflich niedrigen Leidenſchaft! —

Digitized by Google

Ich mag dies Jammerbild in seinen Ausschweifungen nicht bis zur Vollständigkeit leibhaft schildern, bemerke nur noch, daß ich ein paar Mal von dem Schreckensanblick und den Folgen dieser, den Manneswerth selbstmörderisch entwürdigenden Trunkwuth erschüttert worden bin. — Nachdem dann Grabbe, ursprünglich begabt mit kräftiger Körperlichkeit, gestorben war, noch nicht fünfunddreißig Jahr alt, hatte ich gegen sehr haltungsloses Zeitschrift-Geschwätz in meinem Bericht zu äußern:

„Die Zeitschriften füllen sich mit Klagen darüber, daß ein so genialer Dramen-Dichter bei dem jetzigen Zustande der deutschen Bühne nothwendig mit sich und der Welt zerfallen mußte, und demnach nur in trauriger Weise habe enden können. Nun ist es zwar nicht möglich, die Theater-Verwaltungen Deutschlands durchweg in Schutz zu nehmen, denn es giebt erstens deren manche, die für Original-Werke entweder gar keine, oder nur eine höchst kümmerliche Summe auf dem Jahres-Etat haben, und zweitens weisen die meisten Alles zurück, was nicht den gewöhnlichen Effekt-Zuschnitt hat. So kommt dann selten einmal ein Stück zur Aufführung, das vermöge seiner Originalität sich nicht dermaßen handhaben läßt, um nach raschem Auswendiglernen die Schauspieler in höchstens drei, oft nachlässigen Proben so weit eingeschult zu wissen, daß sie im Vertrauen auf ihre Routine vor dem Publikum erscheinen dürfen. Andern Theils giebt es aber doch Ausnahmen, wie wenige es seyn mögen, und wenn auch die für die Originalität nach-

Digitized by Google

giebigen Bühnen-Direktionen die Grabbe'schen Dramen nicht anfassen wollten, läßt sich ihr gerechtes Bedenken dabei nicht wegleugnen. Hat doch selbst Immermann, der für Grabbe, wie es scheint, sich in den letzten Jahren interessirte, in Düsseldorf bisher noch keines von seinen Dramen auf die Bühne gebracht, und wir kennen auch keines derselben, das nicht große Schwierigkeiten bietet, bedeutende Umänderungen nothwendig macht, und auch dann noch nur einen zweifelhaften Erfolg erwarten läßt. Zur Bühnen-Verwaltung gehören Erfahrungen, welche jugendliche Brauseköpfe, wenn sie ein Gedicht lesen, das ihren unbegrenzten, überhaupt aber unbestimmten Ansichten zusagt, kaum ahnen, an die sie noch viel weniger glauben können, vielleicht auch nicht mögen, weil ihnen mehr daran liegt, ihren pikanten Ton beizubehalten, als sich, eines Besseren belehrt, zur Ruhe zu bringen. Dergleichen Ansichten sind es aber, welche die zum dramatischen Gedicht wahrhaft berufenen Talente für die Bühne doch zuweilen ganz unergiebig machen. Grabbe trat mit seinem „Herzog von Gothland" auf. Er brachte das Manuscript Vielen, bracht' es auch dem Verfasser dieser Zeilen. Wer das Ausgezeichnete der Dichtung nicht erkannt hätte, dem dürfte man Sinn für Genialität absprechen, und doch, zur Aufführung war nicht zu rathen. Obwohl poetische Ausbrüche in Fülle vorhanden, fehlt dem Stück dennoch Alles, um es selbst einem besseren Publikum zu gehörigem Verständniß zu bringen; es kann da zwischen Dichtung und Zu-

Digitized by Google

hörern keine Erwärmung gedeihen, denn fühlen dieſe in dem einen Moment ſich erhoben, in dem nächſten werden ſie herabgeſtürzt aus ihrem Entzücken, und abwärts wendet ſich der ſittlich durchgebildete Sinn, der bei dem Willen gänzlicher, gläubiger Hingebung ſich mit einem geiſtigen Taumel abfinden müßte. Grabbe's Produktionen entſtanden aus der Genialität und dem Gemeinen; er hätte dieſes überwinden, jene reinigen können, wenn ſeine Freunde ehrlich mit ihm umgingen, oder ehrlich mit ihm umzugehen verſtanden hätten. Statt ihm den Weg zu zeigen, wie er ſich in die Eintracht mit ſeiner Zeit hätte hineinleben können, prieſen und bedauerten ſie ihn, wie er eben mit ſeinen Gaben ſo ganz und gar keine zuthuliche Gegenwart treffe, und Grabbe, anfangs faſt bewußtlos in ſeiner rohen Genialität, ward ſich ihrer bewußt, ohne die Rohheit von ſich zu thun, ohne ſeine kindlichen und kindiſchen Schwächen bewältigen zu können. Denn er war gegen ſich und Andere zu gutwilliger Menſch, in welchem von Selbſtbeherrſchung keine Spur vorhanden, und will man nicht etwa den Eigenſinn, ſich nirgends bequemen zu wollen, für Charakter nehmen, ſo darf man ſagen, er hatte recht eigentlich gar keinen, wurde von dem aufgeſtachelten Ehrgeiz ſo zu Grunde gerichtet, daß er zuletzt mit Allem auch ſich ſelber aufgab. Indem man nun kurzab urtheilt: „er war mit ſeiner Zeit zerfallen", ſpricht man auch das Härteſte aus über ſeinen moraliſchen und geiſtigen Widerſtand. Ein Zerfallen mit ſeiner Zeit, aus dem Grunde, weil

Digitized by Google

man dieſe zur Erhebung nicht fähig erachtet, iſt nichts als das Aufgeben eines nothwendigen Kampfes, womit man ſich ſelber für die Zeit zu befähigen hat, nichts als ein beſchönigtes Erliegen. Die Empfänglichkeit für wahrhaft Treffliches fehlt nie, wo aber Verſchrobenheit und Eigenſinn erſcheinen, ſelbſt mit der Genialität verbunden, wird höchſtens der Gleichgeſtimmte erweckt, die allgemeine Theilnahme jedoch verfehlt. Dies war das Loos Grabbe's, eines höchſt begabten Dichters, der jedoch an ſeiner zur Starrheit gewordenen Schwäche, in welcher ihn einige ſogenannte Freunde beſtärkten, frühzeitig unterging." („Geſellſchafter" 1836. Bl. 173.)

Weil mein Bekanntwerden mit Chriſtian Grabbe eingeleitet wurde von Heinrich Heine, will ich gleich dieſen, der auch ein jugendlicher Ausſchweifling war, deshalb dann lange Marter zu erleiden hatte, meinem Gedächtniß herbeiführen.

An einem Tage des zweiten Vierteljahrs 1821 ſtand ein junger Mann vor mir, fragend: ob ich Gedichte von ihm aufnehmen wolle, und ich empfing ſchön geſchriebene „Poetiſche Ausſtellungen".

Da ich ehemals die mir oft und wahrſcheinlich gebührend als Vernachläſſigung angerechnete Gewohnheit hatte, Fremde, die ihren Namen im Geſpräch nicht voranſchickten, danach unbefragt zu laſſen, ſah ich nach der Unterſchrift und las: „H. Heine".

Auf meinen Wink hatte er ſich geſetzt, und da er das Wenden ſeiner Handſchrift bemerkte, ſagte er: „Ich bin Ihnen völlig unbekannt, will aber durch

Digitized by Google

Sie bekannt werden." Ich lachte, erwiederte: „Wenn's geht, recht gern!" und las dann lautlos etliche Verse. Heine selbst brachte mir mehrmals diese erste wortkarge Zusammenkunft in Erinnerung, und wie ich endlich nur noch geäußert hätte: „Kommen Sie gefälligst nächsten Sonntag wieder!" — Begreiflich konnte ich nur wenige Verse gelesen haben, es waren folgende, das Gedicht: „Der Kirchhof" beginnend:

„Ich kam an meiner Herrin Haus
Und wandelt' im Wahnsinn und Mitternachtgraus,
Und als ich am Kirchhof vorübergeh'n will,
Da winken die Gräber ernst und still.
Da winkt's von des Spielmann's Leichenstein:
Das war der flimmernde Mondesschein.
Es lispelt: „Lieb' Bruder, ich komme gleich!"
Da steigt's aus dem Grabe nebelbleich."

In dem Dichter denke man sich eine von schlottriger Kleidung umhüllte, krankhaft schlanke Gestalt mit blassem abgemagerten Antlitz, dem Spuren zu frühzeitiger Genüsse nicht mangelten, und man wird es natürlich finden, daß jene Verse und der Eindruck des Persönlichen dem mir Fremden etwas Unheimliches anwehten. Unverkennbar ward mir aber, nachdem ich weiter las, sein Dichtervermögen, und als Heine wiederkam, erklärte ich mich bedingungsweise zur Aufnahme des Beitrags bereit. In seinen ersten handschriftlichen Gedichten hatte er eine solche Menge von Häkchen an den selbst- und mitlautenden Buchstaben der Worte, und gebrauchte falsche Reime so allbequem, daß ich meinte: er könne die mir gegebenen fünf Gedichte in dieser Beziehung wohl noch-

Digitized by Google

Er entgegnete: das sey Alles dem
äß, was ich nicht bestritt, aber noch be-
ch nur hinweise auf übertriebene An-
her Herkömmlichkeiten, wenn sie dem
her hinderlich statt fördernd wären.
hehlte ich ihm nicht: er sey in dem Ge-
Brautnacht" so zügellos mit der Sitte
daß manche Censur-Lücke unvermeidlich,
Abdruck verweigern würde, wenn er
r Stellen reinigen wolle. Zu noch-
fen war er bereit, ich bin überzeugt,
freiesten Entschluß, doch änderte er
Die ersten fünf Gedichte (I. Der
Die Minnesänger. III. Gespräch auf
er Haide. IV. Zwei Sonette an einen
hienen im Mai 1821. „Die Braut-
erst einen Monat später, weil ich das
wiederholt verweigern mußte, ehe
Ansicht befriedigte. Dergleichen hat
noch ein paar Mal zwischen uns er-
h erzählte dies voraus, weil es den,
rfundenen, auch in einem der nachfol-
eilenden Briefe gebrauchten Ausdruck
erklärt. Mir blieb indeß die Genug-
r auch in seinen Schriften die Gedichte,
dem „Gubitzen" nachgab, völlig so ab-
die der „Gesellschafter" sie in die Lese-
t hatte. Auch erlebte Heine Aehn-
nen gesammelten Schriften durch die

Verleger (Hoffmann und Campe in Hamburg); dies bezeugt seine Aeußerung:

„Hoffmann wird älter und milder,
Und streicht nicht mehr mit Jugendzorn
Dir deine Reisebilder."

Das Zweite, was Heine mir brachte, war der „Sonettenkranz an A. W. v. Schlegel." Als Dichtung sind nach meinem Empfinden diese drei Sonette vorzüglich; das Einleuchten der Verdienste Schlegel's minderte mir auch stets die Schatten seines Thuns und Wesens. Dennoch erachtete ich ein so überschwengliches Rühmen, und eben nichts als Rühmen, für Einseitigkeit, für eine Lobpreisung, die eine Gegenrede zuließe, ja herausforderte. Ich nahm das Dargebotene nur an mit dem Vorbehalt, es im Beiblatt des „Gesellschafter" einzuordnen, im „Bemerker", bestimmt für streitige Ansichten und Widerspruch. Daß dieser in überschwenglicher Herabwürdigung von Heine selber kommen würde, davon hatte ich damals keine Ahnung, konnte sie nicht haben. In Bezug auf sich und die durch Schlegel in Bonn ihm gewordene Erweckung sagte Heine:

„Der schlimmste Wurm: des Zweifels Dolchgedanken,
Das schlimmste Gift: an eig'ner Kraft verzagen,
Das wollt' mir fast des Lebens Mark zernagen;
Ich war ein Reis, dem seine Stützen sanken.
Da mochtest Du das arme Reis beklagen,
An Deinem güt'gen Wort läßt Du es ranken,
Und Dir allein, mein Meister, soll ich's danken,
Wird einst das schwache Reislein Blüthen tragen!"

Lese ich dies Geständniß jetzt und vergleiche damit

Digitized by Google

die bis zu niedriger Klatschläſterung getriebenen Aeußerungen über Schlegel in Heine's Schrift: „Die romantiſche Schule", dann überfällt mich, offen geſtanden, ein Grauen, wobei freilich noch andere Auffaſſungen mitwirkend ſeyn mögen. Beſcheiden muß man ſich damit, daß die literariſchen Gaben Heine's am beſten getrennt nach ihrem Zeitweſen zu betrachten ſind; ſein Menſchenwerth wird geſchwächt, wenn man ſie von einem ſtrengfolgernden Standpunkt aus in Zuſammenhang bringen möchte. Nächſtdem will ich weniger im Geſammten über ihn urtheilen, als das mit ihm Erlebte berichten bei ſeinem erſten Eingang in die Oeffentlichkeit.

Wie ſanftmüthig und meiſt mit dem Zweck der Schonung Heine anfangs auf ſeiner ſchriftſtelleriſchen Bahn ihm Befreundete zu behandeln wußte, das bezeugen von ihm dem „Geſellſchafter" zugeſendete, theils mit ſeinem Namen unterzeichnete, theils ihn verbergende Berichte; ſie gehören zu den wenigen urtheilenden Beiträgen Heine's für den „Geſellſchafter", ſchildern ihn etwas in jenen Tagen, als er die Berühmtheit noch nicht gewaltſam anſtrebte, und ehe er ſich der Scheu vor Nebenbehelfen entledigte.

Im Herbſt 1821 ließ er mich bitten, ihn zu beſuchen: er ſey krank; als ich zu ihm kam, lag er auf dem Sopha und ſah ſehr angegriffen aus. Er machte mich zum Vertrauten ſeiner Zuſtände und Verhältniſſe, ſo weit ſie Einnahme und Ausgabe betrafen, wobei ſich jene als nirgends zureichend, und in Folge deſſen eine Schuldenlaſt erwies. Da er auch —

Digitized by Google

mir gegenüber zum Erstenmal — den Millionair Salomon Heine in Hamburg seinen Oheim nannte, fragte ich: weshalb er sich in Geldverlegenheit nicht dorthin wende? Ich erfuhr nun, der Oheim habe schon mehrmals aus seiner Kasse Bedeutendes gethan, wolle aber jetzt den Neffen sich selber und seinem Schicksal überlassen. — Ich wußte, daß der Berliner Banquier Leonhard Lipke mit Salomon Heine in lebhafter Geschäfts-Verbindung war, ging zu Jenem, unterrichtete ihn davon, daß ein talentreicher Neffe des geldreichen Oheims in andringendster Bedürftigkeit sey, dieser also, was auch dazwischen läge, gewiß etwas thun würde für den Verwandten. Der von mir zur Vermittelung Angesprochene hegte darüber keinen Zweifel, half auch mit einem Vorschuß, versichernd: „Salomon Heine kommt mir unzweifelhaft dafür auf!" Zugleich sagte er mir: sein Hamburger Geschäftsfreund habe nächstens in Berlin zu thun, er wolle mir anzeigen, wann er bei ihm anzutreffen wäre und ich mitförderlich werden könne; dies fügte sich aber erst im Frühling 1822. — Salomon Heine hörte meinen Bericht ruhig an, verhehlte jedoch nicht die Unzufriedenheit mit dem Neffen, und seine Gründe waren zureichend genug: schon oft waren gewichtige Unterstützungen nöthig gewesen, ohne den erhofften Beweis zu gewinnen, er werde sich einer ernsten Richtung auf der Lebensbahn zuwenden. So erklärte sich der ehrenwerthe Handelsherr in schlichter Art ohne Aufwallung und Wortgepränge, mit Bekräftigung durch That-

Digitized by Google

ſachen, wonach der Erfahrungsvolle meinte: es bliebe wohl nur übrig, dem Sprüchwort zu folgen: wer nicht hören will muß fühlen. Ich entgegnete, was ſich beihülflich entgegnen ließ: eine dichteriſche Natur ſey oft zu wenig vertraut mit den Bedingungen der Wirklichkeit, bis dieſe ſich doch ihr Recht verſchaffe, und ſchloß mit der Anſicht: ein ſolcher Oheim dürfe einen ſolchen Neffen, bei dem der gewöhnliche Maaßſtab ſich verlängern müſſe, nicht verlaſſen. — „Hab's auch nie gewollt; aber zu lernen hat er doch, daß man nützen ſoll das Geld, Jeder nach ſeinem Beruf!" ſo äußerte ſich endlich der Angeregte, und zu Lipke gewendet fügte er hinzu: „Der Herr behauptet, es könne da verfallen ein großes Genie, ich will's glauben. Zahlen Sie meinem Neffen jetzt zweihundert Thaler gleich, dann jährlich fünfhundert Thaler auf drei Jahre, und Weiteres mögen wir erleben." — Das war meine einzige Zuſammenkunft mit Salomon Heine, und ich gedenke ſeines Behabens noch immer gern, da zumal unſer Geſpräch der Anlaß wurde zur dauernden Verſöhnung des in ſeiner Weiſe gediegenen Oheims mit dem faſt in jeder Weiſe flatterigen Neffen.

Der kranke Heinrich Heine hatte mir auch ein Heft gezeigt, Gedichte enthaltend, „die ich ſelber ſcharf gefeilt habe, Sie wiſſen ja!" warf er etwas anzüglich betont hin; „ein Bändchen würden ſie füllen, ich finde aber keinen Verleger." Ich vermittelte ihm die Maurer'ſche Buchhandlung, und Ende 1821 (mit der Jahreszahl 1822) wurden „Gedichte von

Digitized by Google

H. Heine" ausgegeben. Varnhagen ſagt darüber („Geſellſchafter" 1822. Bl. 11) im Beginn ſeines Urtheils: „Der hier auftretende Dichter — denn ſo müſſen wir ihn doch wohl nennen — hat ausgezeichnete Anlagen. Seine Lieder kommen aus einer echten Quelle, es iſt Anſchauung und Gefühl darin. Nachahmung, bewußte und abſichtliche, iſt auch dem gereiften Dichter noch erlaubt, die unwillkürliche aber dem anfangenden, bei der Maſſe von Gebildeten, faſt unvermeidlich; in ihr ſelber jedoch kann ſich das Selbſtſtändige zeigen. So möchte hier allerdings Einiges an Uhland, Anderes an Rückert erinnern; aber das gilt mehr von der Tonart als von dem Gehalt, und muß vielleicht auf eine höhere, gemeinſchaftliche Quelle, die allen deutſchen Dichtern gehört, nämlich die Quelle unſeres deutſchen Volksliedes überhaupt, zurückgeführt werden. Das Eigenthümliche arbeitet ſich aus dieſem Ueberlieferten mit Kraft empor, und bloß Nachgeahmtes iſt uns nirgends vorgekommen. Beſonders glücklich erſcheint uns H. Heine in ſeiner dichteriſchen Auffaſſung der Gegenwart; es zeigt ſich darin oft ein ſehr ſinnreicher und anziehender Humor, wie zum Beiſpiel in „Traumbilder" und mehreren andern Gedichten. Kein Schwall von Worten, kein herkömmliches Füllwerk. Die Sprache iſt kraftvoll und gedrungen, auch zart und lieblich, wo es ſeyn ſoll. Doch iſt beiderlei Ausdruck, ſowohl des Kräftigen als des Weichen, auch zuweilen verfehlt; das ausgebildetere Selbſtgefühl wird dem Dichter ſchon anzeigen, welche Bahn er

Digitized by Google

ſtrenger einzuhalten habe. Die Verſe, von ſehr mannigfacher Gattung, ſind mit Kunde und Gewandtheit gearbeitet; ſchwierige Reime ſind jedoch eine Klippe, an der ſelbſt W. Schlegel und Tieck nicht immer glücklich vorbeiſchiffen; wo ſie gerathen und wo ſie mißlingen muß kein großes Gewicht auf ſie gelegt ſeyn; das Beſte in dieſer Art haben noch ſtets Goethe (beſonders im „weſtöſtlichen Divan" und neueren Gaſtgeſchenken) und Rückert geleiſtet."

Nach Erſcheinen jenes Bändchens, innerhalb der Jahre 1822 bis 1826, iſt beinahe Alles, was Heine ſchrieb, im „Geſellſchafter" zu finden. Von dem Vielen vermißte ich in den geſammelten Schriften — wenn es nicht bei aller Sorgfalt dennoch ein Mangel meiner Durchſchau iſt — die folgenden zwei Lieder, die wohl des Bewahrens nicht unwerth ſind, ſey's auch nur als Pröbchen ſeiner derzeitigen Ueberſpannung im geſchminkten Liebesweh.

„Ich glaube nicht an den Himmel,
Wovon das Pfäfflein ſpricht,
Ich glaub' nur an Dein Auge,
Das iſt mein Himmelslicht.

Ich glaub' nicht an den Herrgott,
Wovon das Pfäfflein ſpricht,
Ich glaub' nur an dein Herze,
'nen andern Gott hab' ich nicht.

Ich glaub' nicht an den Böſen,
An Höll' und Höllenſchmerz;
Ich glaub' an dein böſes Auge,
Und an dein böſes Herz.

Digitized by Google

*

Es ſchauen die Blumen alle
Zur leuchtenden Sonne hinauf,
Es nehmen die Ströme alle
Zum leuchtenden Meere den Lauf.

Es flattern die Lieder alle
Zu meinem leuchtenden Lieb:
Nehmt mit meine Thränen und Seufzer,
Ihr Lieder, wehmüthig und trüb."

Von der Aufnahme ſeines erſten Lieder-Bändchens, obwohl günſtig, war Heine nicht befriedigt: er verlangte raſch zündende Wirkung. Aber auch der edelſte und erhebendſte Dichter dürfte im gemüthskühler gewordenen neunzehnten Jahrhundert nicht erwarten, daß ſein Werk plötzlich Tauſende mit Wärme durchdringe, daß er ſich im Sturme die Herzen erobere, wie etwa Goethe mit ſeinem „Werther". Ich hörte von Heine allerlei Ausfälle, die geſteigerte Mißſtimmung verriethen hinſichtlich ſchriftſtelleriſcher Erfolge, wohl auch von Einfluß waren auf mehrere ſeiner ſpäteren Erzeugniſſe. „Zur Anerkennung des neuen Genies und Talents muß man das abgeſtumpfte deutſche Gemüth foltern", äußerte er, und nachdem ich einſt über eines ſeiner Lieder, das nach Siegwart'ſchem Anfange mit des Weiberhaſſes ſtachlichter Keule dreinſchlug, zweideutig lachen mußte, lachte er zwar ebenfalls, bemerkte jedoch: „Bei den Deutſchen wird man leichter vergeſſen als berühmt, jetzt zumal; ſie haben in der Gefühlswonne ſo geſchwelgt, daß zu ihrer Aufregung derbe Mittel unerläßlich ſind, ganz ſo, wie Kirmesluſt ihnen erſt

Digitized by Google

vollſtändig iſt, wenn man ſich zum Kehraus noch mit Schemelbeinen tractirte." Daß Heine nicht ſelten ſolcher Kirmesluſt dienſtbar iſt, wird man zugeſtehen, und, wenn auch nur bedingt, die Antwort billigen, die ein Bräutigam ſeiner Braut gab, als ſie Kunde haben wollte von den Liebesliedern Heine's:

„Liebeslieder à la Heine
Willſt Du, Liebchen, daß ich ſchild're?
Nun, dann magſt Du Lieb' erfahren,
Die zur Bosheit ich verwild're.

Laß, mein Lieb, Dich brünſtig küſſen,
So! — nun laß Dich täppiſch ſchlagen! —
Das ſind Heine's Liebeslieder,
Dir handgreiflich vorgetragen.

Heut' möcht' er am loſen Schätzchen
Lieb' aus Langeweile kühlen,
Morgen läßt er ihn das Tätzchen,
Oder gar die Tatze fühlen.

Küſſe erſt, dann Schlangenbiſſe,
Heucheln mit dem Gluthenſcheine —
So ſind, daß mein Lieb es wiſſe,
Liebeslieder à la Heine."

Wer ſo Viele arg verſpottete, mußte Vergeltung erfahren, und hier mögen noch Verſe folgen, in denen Heine wie von ſeinen erſten dichteriſchen Gaben ſelber verſpottet gedacht iſt:

„Als neulich die Muſe herbei ich rief,
Mit mir herum zu ſtreichen,
Da zog den Mund ſie gewaltig ſchief,
Und ich gebot ihr zu weichen.

Digitized by Google

Und nun mit Recht von mir verbannt,
Erklärt ihr schnödes Erdreisten:
Wenn je sie dringe auf Menschenverstand,
So käm' ich gleich mit den Fäusten.

Sie meint, ich wäre nicht selber Manns
Zu schreiben plastische Lieder;
Da irrt sich aber die dumme Gans,
Jetzt schreib' ich sie klafterweis nieder.

Denn solcher Poeten giebt's nicht viel,
Die mir sich vergleichen könnten;
Petrark und Wieland, Horaz und Virgil,
Sie hatten nichts von Talenten.

Die deutsche Sprach' ist freilich zu weich,
Ihr nur zu nutzen durch Härten,
Was leicht durch Apostroph' ich erreich',
Wo Worte sich zerrten und sperrten.

Bin je ich gehindert vom voll'n Vokal,
So kriegt er's derb mit dem Hieber,
Verdient hat Metrik durch Ohrenqual
Im Grund doch nur Nasenstüber.

Da schrieb ich noch jüngst ein Nachtigall-Lied
Durchweg nur in Consonanten,
Und las es gestern, eh' ich schied,
Dem Liebchen bei ihren Tanten.

Die Schöne schnitt 'n gar häßlich Gesicht,
Die Tanten wurden confuse; —
Nun sage noch Einer, man könne nicht
Auch wirken ohne die Muse!"

Diese erst jetzt gedruckte Reimerei entstand in der Heiterkeit bei einfachem Mahle der „literarischen (Mittwochs-) Gesellschaft" im Jahr 1830, und

empfing der Geneckte Kenntniß von dem Scherz des Augenblicks, mag er zu den Ursachen gehören, weshalb Heinrich Heine zu seinen Verbrüderten auswärts sehr ungnädig sprach über jenen Verein. Gekannt hat er ihn aber gar nicht, denn die „Mittwochs-Gesellschaft" wurde gestiftet, nachdem Heine schon fast zwei Jahre von Berlin entfernt lebte.

Der Friede zwischen Neffen und Oheim hatte sich durch dessen Güte angebahnt, und Heine beabsichtigte Reiseausflüge nach verschiedener Richtung, auch nach Hamburg, was sich etwas verzögerte durch eine Herausforderung. Er kam eines Tages zu mir, mich um Rath ersuchend, nachdem er berichtete: Baron v. Schilling habe sich beleidigt gefunden über eine öffentliche Aeußerung, und nun sollten die Waffen zur Ausgleichung dienen. Der Zweikampf, ernstlich gemeint, schließt allen guten Rath aus; mit ihm ist dabei nichts zu thun, um so gewisser, als sich Umstände einweben können, bei denen die kräftigste Vernunft der brettstirnigsten Unvernunft sich fügen muß, bis der Zweikampf statt sogenannter Ehrensache unbedingt durchweg zur straffälligen Schandthat wird, was er ist vermöge seines sinnlosen Rechts- und Sittenhohns. — Meinerseits verweigerte ich die Einmischung, nannte aber Einen, der zu solchem Zwischengeschäft tauge; nun entstand ein Uebereinkommen, und Heine bat dringend um raschen Abdruck folgender Erklärung:

„Mit Bedauern habe ich erfahren, daß zwei Aufsätze von mir, überschrieben „Briefe aus Berlin"

(Nr. 6, 7, 16 des zum „Rheinisch-Westphälischen Anzeiger" gehörigen „Kunst- und Wissenschaftsblattes") auf eine Art ausgelegt werden, die dem Herrn von Schilling verletzend seyn muß. Da es nie meine Absicht war, ihn zu kränken, so erkläre ich hiermit, daß es mir herzlich leid ist, wenn ich zufälliger Weise dazu Anlaß gegeben hätte, daß ich alles dahin Gehörige zurücknehme, und daß es bloß der Zufall war, wodurch jetzt einige Worte auf den Herrn Baron von Schilling bezogen werden konnten, die ihn nie hätten treffen können, wenn eine Stelle in jenen Briefen gedruckt worden wäre, die aus Delicatesse unterdrückt werden mußte. Dieses kann der geehrte Redakteur jener Zeitschrift bezeugen, und ich fühle mich verpflichtet, durch dieses freimüthige Bekenntniß der Wahrheit allen Stoff zu Mißverständniß und öffentlichem Federkriege fort zu räumen.

Berlin, den 3. Mai 1822. H. Heine."

Zugleich brachte er mir das angefügt zu lesende, ihm geweihte Sonett, wünschend, daß es mit jener Beschwichtigung in demselben Blatte erscheinen möge:

„Das Traumbild.

An H. Heine.

Von Morpheus Armen war ich sanft umfangen,
Als Phantasie, in eines Traumes Hülle,
Ein Bild mir wies in selt'ner Schönheitsfülle:
Bezaubert blieb die Seele daran hangen.

Und als ich mit inbrünstigem Verlangen
Es ganz genießen wollt' in süßer Stille,
Da weckte mich des Schicksals eh'rner Wille,
Und ach! der Zauber war im Nu vergangen.

Digitized by Google

Vergebens ſucht' ich nun im bunten Leben,
Was Phantaſie genommen, wie gegeben,
Da, junger Sänger, fand ich Deine Lieder.

Und jenes Traumbild, das ſo froh mich machte,
Erkannt' ich bald in Deinen Skizzen wieder,
Viel ſchöner noch, als ich mir ſelbſt es dachte.

H. Anſelmi."

Nur nach Widerſtreben wurde ich von ſeinen ängſtlich dringenden Bitten überwältigt, ordnete Beides ein in das, den verſchiedenen Anſichten zum Tummelplatz angewieſene Beiblatt („1822. „Bemerker" Nr. 9.) und erwähnt iſt dies Wenden und Beabſichtigen, um das Weſen Heine's durch ihn ſelber deutlicher erkennbar werden zu laſſen.

Vor ſeiner Abreiſe nach Hamburg fragte er mich: ob er mir dort etwas beſorgen könne, ich ſagte: einen tüchtigen Berichterſtatter. Er bot ſich an zur Umſchau für dieſen Zweck, mit ſeinem ſtets dem Spott verwandten Ton noch äußernd: „Soll ich mich denn nicht in Ihr Stammbuch ſchreiben?" und nach meiner Entgegnung: „Ich habe kein's!" ergriff er bei den Worten: „Das konnt' ich wiſſen!" einen Papierſtreif und ſchrieb:

„Kein Stammbuch?! — da hab' ich nachgedacht,
Doch kaum wird es Denkens bedürfen;
Es gleichet gar bald dem verſchütteten Schacht,
Weil's troſtlos war, weiter zu ſchürfen.

Betrug und Freundſchaft ſind ja zumeiſt
Im Erdenverkehre Geſchwiſter,
Und was man jung ein Stammbuch heißt,
Wird endlich Todtenregiſter.

Digitized by Google

Nur mit dem Aergerniß macht ein Complott,
Wer viel von Freundschaft will buchen;
Denn findet man immer sie wieder bankrott,
So lernt man sein Leben verfluchen."

Dies beschriebene Blättchen warf er in die Höhe, daß es auf den Boden des Zimmers fiel, ergriff seinen Hut, und mit dem Ausruf: „Leben Sie wohl!" eilte er von dannen.

In den nächsten Monaten sah und hörte ich nichts von ihm, bis endlich das hier Eingereihte ankam:

„Lüneburg, den 21. August 1823.

Lieber Professor!

Aus diesem Briefe ersehen Sie, daß ich noch unter den Lebenden bin; daß Sie noch leben, weiß ich, das Gegentheil hätte ich ja sonst in der Zeitung gelesen. Ich befinde mich immer noch nicht ganz wohl, obwohl meine Vergnügungsreisen diesen Sommer und der Gebrauch des Kuxhavener Seebades meinen Gesundheitszustand erstaunlich verbessert. In Hamburg habe ich Ihren lieben Brief richtig erhalten. Die Einlage habe ich nicht besorgen können, da der Dr. B. sich nicht in Hamburg befindet, und kein Mensch dort von ihm weiß und wissen will. Sein Ruf ist schlecht und zwar sehr schlecht. Ich bemühte mich vergeblich, Ihnen einen Hamburger Correspondenten zu schaffen. Lebrün hatte endlich den Auftrag dazu übernommen, versprach den Professor Zimmermann als Hamburger Theaterrecensent für den Gesellschafter zu gewinnen, ist wahrscheinlich nicht dazu gekommen, und hat, wie ich später erfuhr, den Dr. Bärmann ergriffen.

Dieſer aber gefällt mir nicht ſonderlich, und ich habe bei meiner zweiten Durchreiſe durch Hamburg einen Dr. Wolff auf Ihr Bedürfniß aufmerkſam gemacht.

Ich habe in Hamburg mit Vergnügen das Theater beſucht; ich glaube nicht, daß die Chineſen ein beſſeres haben. Ihren Schwager Lenz*), ein alter Bekannter von mir, habe ich geſprochen. Einige neue Bekanntſchaften habe ich gemacht. Viele erkundigten ſich nach Ihnen, Sie ſind auch in Hamburg berühmt! Den großen Lotz habe ich nicht beſucht. Bei meinem goldenen Oheim habe ich eine gute Aufnahme gefunden. Den Componiſten Methfeſſel habe ich kennen gelernt; ich achte ihn ganz erſtaunlich hoch, und ich wünſche, daß Sie beifolgende paar Zeilen, die ich über ihn geſchrieben, im Geſellſchafter abdrucken laſſen. Es wäre mir ſehr lieb, wenn dies ſobald als möglich geſchähe, da ich mich ſchon in Hamburg geäußert, daß ich etwas über Methfeſſel ſagen wolle. Ich wünſche zwei Exemplare des Abdrucks hergeſchickt zu bekommen; entſchuldigen Sie dieſe Mühe. Ich denke bald etwas Gutes für den Geſellſchafter liefern zu können, ich habe dieſen ganzen Sommer mich bloß mit meiner Geſundheitsherſtellung beſchäftigt und keine Zeile geſchrieben. Jetzt quälen mich juriſtiſche Arbeiten, da ich mein juriſtiſches Studium bald zu vollenden gedenke, damit die holde Juſtizia mir Brod gebe. Sie ſehen, mein Plan, nach Paris zu reiſen,

*) Johann Reinhold v. Lenz (als Schauſpieler Kühne genannt) war verheirathet mit einer Schweſter meiner Frau — Beide Töchter des unvergeßlichen Fleck.

Digitized by Google

iſt auf die Seite gelegt; ſtatt deſſen will ich noch ein Jahr in Göttingen leben. Ich bleibe indeſſen noch einige Monate in Lüneburg, und meine Adreſſe bleibt: H. H. Stud. Juris auf dem Markt in Lüneburg. In dem Dr. Chriſtiani hier habe ich einen ſehr gelehrten und literariſch gebildeten Mann gefunden. Er hat mir verſprochen, bald Beiträge für den Geſellſchafter zu liefern, unter denen einige höchſt gelungene Ueberſetzungen aus dem Däniſchen Ihren Beifall finden werden.

Ich kann Ihnen nicht oft genug wiederholen, daß Alles, was Sie für die Verbreitung meiner Tragödieen thun, Ihnen im Himmel vergütet wird. Am Rhein möchte man den unkatholiſchen Almanſor gern ignoriren, in Braunſchweig, wo ihn der ächt poetiſche Klingemann nach ſeiner Bearbeitung auf's Theater gebracht, iſt er ausgepfiffen worden; in Braunſchweig lebt auch — mein Buſenfreund Köchy. — Leben Sie wohl, behalten Sie mich lieb, grüßen Sie mir Ihre Frau, ſo wie Herrn und Madam Lipke, und ſeyn Sie verſichert, daß ich nie aufhören werde zu ſeyn Ihr Sie liebender und verehrender

H. Heine."

Einlage.

„Hamburg. Unſre gute Stadt Hamburg, die vor einigen Jahren durch das Ableben des braven, groben, herzensbiedern, kenntnißvollen und anti-catalaniſtiſchen Schwenke einen noch unvergeſſenen Verluſt erlitt, ſcheint jetzt hinlänglichen Erſatz dafür zu finden, indem ſich einer der ausgezeichnetſten

Digitized by Google

Musiker hier niederlassen will. Das ist Albert Methfessel, dessen Lieder-Melodieen durch ganz Deutschland verbreitet sind, von allen Volks-Classen geliebt werden, und sowohl im Kränzchen sanftmüthiger Philisterlein als in der wilden Kneipe zechender Bursche klingen und wiederklingen. Auch Referent hat zu seiner Zeit manches hübsche Lied aus dem Methfessel'schen Commers-Buche ehrlich mitgesungen, hat schon damals Mann und Buch hochgeschätzt. Wahrlich, man kann jene Componisten nicht genug ehren, welche uns Lieder-Melodieen geben, die von der Art sind, daß sie sich Eingang bei dem Volk verschaffen, und echte Lebenslust und wahren Frohsinn verbreiten. Die meisten Componisten sind innerlich so verkünstelt, versumpft und verschroben, daß sie nichts Reines, Schlichtes, kurz nichts Natürliches hervorbringen können — und das Natürliche, das organisch Hervorgegangene und mit dem unnachahmlichen Stempel der Wahrheit Gezeichnete ist es eben, was den Lieder-Melodieen jenen Zauber verleiht, der sie allen Gemüthern einprägt und sie populär macht. Einige unserer Componisten sind zwar der Natur noch immer nahe genug geblieben, daß sie dergleichen schlichte Lieder-Compositionen liefern könnten; aber theils dünken sie sich zu vornehm dazu, theils gefallen sie sich in absichtlichen Naturabweichungen, und fürchten vielleicht, daß man sie nicht für wirkliche Künstler halten möchte, wenn sie nicht musikalische Kunststücke machen. Das Theater ist die nächste Ursache, warum das Lied vernachlässigt wird; Alles, was nur

Digitized by Google

den Generalbaß studirt, oder halb studirt oder gar nicht studirt hat, stürmt nach den Brettern. Leidige Nachahmerei, Untergang mancher wirklich Talentvollen! Weichmüthige Blüthenseelen wollen colossale Elephanten-Musik hervor posaunen und pauken; handfeste Kraftkerle wollen süße Rossinische Rosinen-Musik oder gar noch überzuckerte Rosinen-Musik hervorhauchen. Gott besser's! — Wir wollen daher Componisten wie Methfessel ehren — und ihn ganz besonders — und seine Lieder-Melodieen dankbar anerkennen. —y."

Es könnte für die Fahrlässigkeit Heine's mitzeugen, daß jener Brief, den er am 21. August 1823 schrieb, den Lüneburger Poststempel vom 23. October trägt. Zwei Tage später erhielt ich ihn, weshalb das „sobald als möglich abzudruckende" Lob Methfessel's, womit ich hier gern an den auch mir werthen Tondichter erinnere, erst am 3. November zu lesen war, weil der „Gesellschafter" die Tages-Bezeichnung immer etwas voraus hatte. Ueber Heine's „Tragödien" urtheilte der ihm befreundete Varnhagen schon sechs Monate früher (1823. Bl. 72) und dessen sehr mit dem „Diplomaten" verwandte Ansicht sey eingeschaltet als Beitrag zur Schilderung Beider:

„Dieses Buch, poetischen Inhalts, tritt in ganz besonderer Weise neu und eigenthümlich auf. Eine Tragödie, eine Reihe lyrischer Gedichte, und wieder eine Tragödie, das sind die merkbaren Hauptstücke, wie sie aufeinander folgen. Nun könnte die Kritik, sorgsam und fleißig, getreu und aufrichtig, jede ein-

Digitized by Google

zelne dieſer Abtheilungen durchgehen, Verdienſtliches und Mangelhaftes darin bezeichnen und abwägen, und zuletzt mit Unparteilichkeit ihren richterlichen Spruch verkünden. Sie könnte darthun, wie der Charakter der nördlich-modernen Tragödie „Ratkliff" ungemein glücklich mit dem der ſüdlich-romantiſchen Tragödie „Almanſor" contraſtirt, wie in jener das Schroffe und Herbe, in dieſer das Sanfte und Liebliche vorherrſcht; wie die Cataſtrophe in beiden aus Untergang und Verklärung, in ungleicher Zuſammenſetzung dem beſonderen Charakter jedesmal angemeſſen, den gehörigen Schluß erzielt; wie die Zeichnung und das Colorit der Figuren dem hiſtoriſchen Hintergrund und Boden gemäß, und doch in originaler Laune ſowohl dieſer als jene modificirt erſcheinen; wie die Sprache theils überwallend üppig, theils eingezogen trocken mit Erfolg behandelt, die Anordnung fortſchreitend und erregend, der Stoff in eigenthümlichen Geiſt erhoben, das Einzelne der Behandlung oft von großer Schönheit iſt. Sie könnte ſich darüber verbreiten, wie es dem Dichter eben ſo gelungen, in den Dramen wahrhaft dramatiſch, wie in den Liedern ächt lyriſch zu ſeyn; von dieſen letzteren ließe ſich insbeſondere hervorheben, wie gedrungen, frei, reizend und kraftvoll die Tonart des alten deutſchen Volksliedes hier in dem neueſten Stoffe vom heutigen Tage ſich bewegt; wie kühn und gewagt, und wie glücklich im Wagen, hier Bilder und Ausdruck einer Stimmung folgen, deren widerſprechende Beſtandtheile in dem wunderbarſten Bitterſüß geſteigert

Digitized by Google

vereinigt ſind. Sie dürfte ausdrücklich anmerken, daß der Dichter Niemanden nachahmt, am wenigſten den Lord Byron (wie man ihm vielfältig nachgerühmt), ſondern daß er ſelbſt da, wo er bekannte Anklänge, ſeyen ſie dieſes Engländers oder anderer Kunſtverwandten, zu geben ſcheint, dieſe nicht ſowohl ſucht, als nur nicht eben vermeidet. Endlich dürfte ſie wohl zum Ueberfluß erinnern, daß auch bei dem entſchiedenſten Talent und glücklichſten Genie der Dichter ſich dieſen Gaben nicht unbedingt überlaſſen, ſondern ein ethiſches Bewußtſeyn über jenen behaupten möge, damit er vor dem Abwege des Willkürlichen und Abſtruſen bewahrt bleibe, deſſen geſpenſtiſche Schemen ſo gern den Dichtergeiſt umſchleichen, ſich mit ihm verbinden und ihn dann betäubend niederziehen, wie wir ſolches noch nicht längſt an bedeutenden Beiſpielen ſchon zu oft traurig erlebt haben, an dem gegenwärtigen aber hoffentlich nicht erleben werden! — Alles dieſes und noch viel mehr Lobendes, Anerkennendes, Wohlmeinendes, könnte die Kritik bei dieſer Gelegenheit mit aller Gerechtigkeit ausſprechen und darlegen, und mit den beſten Hoffnungen und Wünſchen für den jungen Dichter ſchließen, der nach ſeiner im vorigen Jahre erſchienenen ausgezeichneten Erſtlings-Sammlung von Gedichten jetzt durch gegenwärtiges Buch ſo würdigen Fortſchritt auf einer Bahn bekundet, die ihm mannigfache Kränze ſchon gewährt, andere verheißt, und keinen als unerreichbar im voraus abſpricht. — Und hätte nun die Kritik dies Alles, und noch viel mehr in dieſer Art,

Digitized by Google

gesagt und ausgeführt, so wäre gleichwohl in Bezug auf das vorliegende Buch ihr Geschäft höchst unvollkommen, ihr Standpunkt ungenügend. Sie hätte noch immer nur das Einzelne beachtet, und, getäuscht durch die eigenthümliche Anordnung und Verwaltung dieses poetischen Stoffes, das Ganze übersehen. Denn diese scheinbar getrennten Stücke, in denen Costüm und Form so verschieden, sind deshalb nicht für sich bestehende Gebilde; sie sind vielmehr, die beiden Dramen und die verbindende Lyrik, nur Glieder eines Ganzen, Facetten einer Dichtung, das ganze Buch nur ein Gedicht. — Von diesem Standpunkt aus, von welchem allein dem Dichter sein volles Recht werden kann, beginnt eine neue und höhere Betrachtung, aus welcher die eigentlichen Resultate der Kritik, für Dichter und Publikum gleich ersprießlich, erst erfolgen müssen. Wir begnügen uns hier, diesen Standpunkt angegeben zu haben, und zweifeln nicht, daß derselbe zu ausführlichen Betrachtungen da werde benutzt werden, wo mehr, als hier und uns für diesmal, zu solchem Geschäfte Raum und Muße gegeben sind. E."

Von Heine selbst empfing ich erst nach fünf Monaten dies zweite Schreiben:

„Göttingen, den 9. Merz 1824.

Lieber Professor Gubitz, hochgeschätzter Herr Collegue!

Ich wünsche, daß dieser Brief Sie in vollem Wohlseyn und in Ihrem gewöhnlichen Humor an-

treffe. Mit meiner Gesundheit sieht es jetzt etwas besser aus. Ça ira.

Anbei übersende ich Ihnen für den Gesellschafter die neusten Kinder meiner Muse, überschrieben „dreiunddreißig Gedichte von H. Heine." Sie werden sich baß verwundern über das Befremdliche und Nonchalante in der Form einiger dieser Gedichte, vielleicht erwecken Sie auch bei Ihnen und andern Leuten ein verdammendes Kopfschütteln, dennoch weiß ich, daß sie zum Eigenthümlichsten gehören, was ich bisher gegeben. Ich verlange daher, im Fall Sie sie überhaupt des Abdrucks würdigen, daß Sie sich alles Gubitzens — Sie wissen, was ich meine — dabei enthalten, daß Sie beim Abdruck kein Wort, keine Sylbe verändern; im Fall Ihnen dieses nicht möglich ist, lassen Sie diese Gedichte ganz ungedruckt, und ich werde sie von Ihnen durch einen Freund abholen lassen. Auch ist es durchaus nöthig, daß der Cyclus in einer Woche ganz erscheine, nämlich in den vier auf einmal auszugebenden Blättern. Mehrere Gedichte, die ich mit Bleifederstrichen eingeklammert, sollten wohl auch auf demselben Blatte zusammengedruckt werden, wie Sie selbst einsehen werden, z. B. bei den Seestücken. — Auch glaube ich, daß mit dem Abdruck dieser Einsendung nicht lange gezögert werde, im Fall Sie kein Manuscript von Goethe oder Walter Scott liegen haben. Ich bedinge mir ausdrücklich acht Exemplare des Abdrucks der 33 Gedichte, und werde dieselben bei Ihnen abholen lassen. Vergessen Sie daher nicht, die acht

Digitized by Google

Exemplare in der Druckerei zu bestellen. Ich habe sie durchaus nöthig, muß sie an Freunde und Verwandte schicken.

Daß ich so selten etwas für den Gesellschafter einsende, liegt nicht an mir, sondern an meiner gegenwärtigen Lage, wo ich von Krankheit und Jurisprudenz niedergedrückt werde. Das wird sich aber ändern, und seyn Sie überzeugt, daß ich mich immer für den Gesellschafter interessiren werde. Ich wünschte wohl, daß sich derselbe auch für mich interessire, und ich mache Ihnen den interessanten Vorschlag, ob Sie mir nicht meine heutige Sendung und die künftigen mit Ihrem gewöhnlichen Honorar sogleich honoriren wollten. Ich überlasse das Ihrem freundlichen Ermessen mit dem Bedenken, ich sey das Gegentheil von einem Millionair. — Ich lebe hier sehr still, arbeite viel und werde unausstehlich gelehrt. So kann der Mensch sinken! — Halten Sie mich in gutem Andenken, loben Sie mich auch bei Gelegenheit; denn gestern habe ich Sie auch gelobt, und es war im Rathskeller, und eine Menge Studenten, wovon jeder seine acht Krüge Doppelbier vertragen kann, waren gegenwärtig.

Leben Sie wohl, und seyn Sie überzeugt, daß ich nie aufhöre zu seyn

Ihr Freund H. Heine."

Mit dem ersten Briefe verglichen läßt der Ton im zweiten Briefe unverhehlt, daß Heine sich des Steigerns seiner Anerkennung bewußt war, und sie wurde in Hast gewichtig und gewichtiger. Die „drei-

Digitized by Google

unddreißig Gedichte" (1824. Bl. 49 bis 52) haben ſchon den oft und verſchieden benutzten Vers:

„Ich bin ein deutſcher Dichter,
Bekannt im deutſchen Land;
Nennt man die beſten Namen,
So wird auch der mein'ge genannt."

Nächſtdem gehört aber zu den „Dreiunddreißigen" ebenfalls ſchon das aus dieſem einzigen Verſe beſtehende Gedicht:

„Selten habt Ihr mich verſtanden,
Selten auch verſtand ich Euch,
Nur wo wir im Koth uns fanden,
Da verſtanden wir uns gleich."

Gedenke ich der oft wunderlichen Gegenſätze in ſeinen Dichtungen, erweckt ſich meinem Gedächtniß ſtets ein Geſpräch mit Evelina von Geldern, einer Verwandten Heine's, die er anfangs als Ziel ſeiner Pfeile gegen das ſchöne Geſchlecht vorweg erwählt haben ſoll. Ich war einſt in Geſellſchaft Nachbar der jungen Frau, wußte aber damals nichts weiter, als daß ſie eine Muhme oder Nichte Heine's ſey, ſonſt hätte ich vermieden, die Unterhaltung auf ihn hinzuwenden. Nachdem es geſchehen, ward mir ſchnell eine lebhafte Erregung der hübſchen Nachbarin ſichtlich, es blieb auch nicht verborgen weshalb, und ich faſſe zuſammen, was ſie beredſam in zunehmender Wärme äuſſerte. Meiner ablenkenden Bemerkung: ich zöge Heine's Phantaſie und Poeſie nur als ſolche in Betracht, entgegnete die Gereizte: „Es mag Poeſie ſeyn; da ich aber Heinrich Heine genau kenne, darf ich zweifeln, daß ſie aus vernünftiger An-

Digitized by Google

ſicht und ſittlichem Sinn komme. Ich will damit nichts von ſeinem Talent beſtreiten, mein Urtheil wäre unzulänglich; hat er aber, wie ich weiß, nicht verſchwiegen, das Schlangengeziſch ſeines Hohns und Grimms wider die Frauen ſolle beſonders mich treffen, ſo muß mich dies als ſchamloſe Kränkung berühren, obwohl ich es nicht verberge, daß ich ihn eben ſo wenig liebenswürdig fand, wie das Zügelloſe überhaupt. Für ſein Spiel mit Empfindungen war er ſo glücklich, durch eingebildetes Unglück ſich in ſeine Eigenſucht immer mehr zu verlieben; er konnte nun ſein zerrüttetes Herz als ein mißhandeltes vorzeigen, und doch ſind alle Riſſe, die es hat, eine ihm angenehm gewordene Selbſtverſchuldung übermüthiger Eitelkeit."

Daß dieſer Gefühlserguß der Aufwallung eine Beiſteuer von bedingter Wahrheit hat, läßt ſich nicht leugnen, und es ſcheint, Heine mußte erſt durch ſeine körperlichen Leiden und die opferkräftige Theilnahme einer Frau, die edle Fülle eines weiblichen Herzens beachten und achten lernen. — Mit dem Ausſpruch der Verwandten Heine's mag der geiſt- und gemüthvolle Wilhelm Neumann beinah einig geweſen ſeyn, als er (1828) die „Parodien" ſchrieb:

I.

„Den Gärtner nährt ſein Spaten,
Den Bettler ſein lahmes Bein,
Den Wechsler ſeine Dukaten
Mich meine Liebespein.

Digitized by Google

Drum bin ich dir sehr verbunden,
Mein Lieb, für dein treulos Herz;
Viel Gold hab' ich gefunden
Und Ruhm in Liebesschmerz.

Nun sing' ich bei nächt'ger Lampe
Den Jammer, der mich traf:
Er kommt bei Hoffmann und Campe
Heraus in klein Octav.

II.

Die ich am schönsten besungen,
Die hat mich am mehrsten gequält,
Und die mein Herz bezwungen,
Der hat das Herz gefehlt.

Drum sing' ich ewig wieder
Die Lieder von meiner Qual,
Und nenne sie ewige Lieder,
Weil endlos ihre Zahl.

Verhaßt ist mir das Leben,
Die Menschen sind dumm und schaal,
Doch die meine Lieder erheben,
Sind mir just nicht fatal."

Nach diesen Nebenblicken schaue ich weiter auf meine Verhältnisse zu Heine selber. — Es verging ein sehr übervolles Jahr, bis mir von ihm wieder ein Schreiben ankam, das hier eingereihte:

„Hamburg, den 23. November 1825.

Sie hätten Unrecht, wenn Sie glaubten, daß mir der Gesellschafter, die Wiege meines Ruhms, ganz gleichgültig geworden sey. Ich war die letzte Zeit nur gar zu sehr beschäftigt, als daß ich lebhaften

Digitized by Google

Antheil daran nehmen konnte. Jetzt aber bekomme ich mehr Muße, die Materialien, die ich auf der Göttinger Bibliothek gesammelt, werden bearbeitet, und so manches Gute wird nach und nach zu Tage gefördert. Beifolgendes Manuscript: „Harzreise von H. Heine, geschrieben im Herbst 1824" schicke ich Ihnen für den Gesellschafter und bin überzeugt, daß es Ihnen, besonders die zweite Hälfte, außerordentlich gefallen wird. Ich habe dasselbe mit großem Fleiße geschrieben, alsdann, wie sich bei guten Sachen gebührt, ein Jahr liegen lassen, jetzt wieder durch und durch gefeilt, und ich finde, daß es wegen des Stoffes und dessen leichter Behandlung ganz für unsere Zeitschrift geeignet ist; wie denn auch ein Seitenstück dazu, nämlich die Reise im untern Harze, sogar in einem Damenbüchlein, in den Rheinblüthen für 1827, erscheinen soll. Daß Sie, lieber Professor, mir nichts in meinem Opus ändern oder verbessern, ist eine alte Bedingung, die ich wieder erneure. Es ist freilich manches Derbe darin, indessen, da doch der Gesellschafter (zu unserer Aller Verwunderung) sich in der letzten Zeit vom Verdachte der Liberalität gereinigt hat, und täglich zahmer und zahmer wird, so hoffe ich, daß die Censur deshalb meiner Harzreise etwas durch die Finger sehen wird.

Vielfach, wie Sie wohl denken können, bin ich angegangen worden, an andre Blätter, namentlich am Morgenblatte zu arbeiten; aber meine Vorliebe für den Gesellschafter, die Loyalität des Redakteurs, und der Wunsch, meine Einsendungen immer bald

Digitized by Google

abgedruckt zu ſehen, bewegen mich, Ihnen die Harzreiſe zu ſchicken, und deshalb darf ich wohl verlangen, lieber Profeſſor, daß Sie bei der Cenſur etwas für mich thun. Ich weiß, daß Sie da viel vermögen. Sollte dennoch geſtrichen werden, ſo bitte ich an ſolchen Stellen die gebräuchlichen Querſtriche nicht auszulaſſen. Am meiſten fürchte ich für die Balletwitze S. 56; werden dieſe geſtrichen, ſo wünſche ich, daß auch das Vorhergehende wegfalle, welches nämlich S. 55 unten anfängt mit den Worten: „Ein junger Sachſe, der kürzlich u. ſ. w. Auch hoffe ich, daß Sie den ganzen Aufſatz nicht zu oft abbrechen, beſonders nicht bei Naturſchilderungen, und daß ich auf Weihnacht das Ganze gedruckt erhalte. Sie müſſen mir auch den großen Gefallen erzeigen, mir 25 Exemplare davon zukommen zu laſſen. Was Ihnen dieſes koſtet, berechnen Sie mir am Honorar.

Kann ich Ihnen hier nützlich ſeyn, ſo dürfen Sie ſicher auf mich rechnen. Ich gedenke nämlich gänzlich hier zu bleiben. So unliterariſch es hier ausſieht, ſo findet ein Literator hier dennoch ſehr ſchätzbare Hülfsmittel, z. B. eine Unmaſſe engliſcher Blätter ꝛc. Auszüge daraus mögen wohl intereſſant ſeyn, und im Fall Sie mich auf ſolche Weiſe beſchäftigen wollen, werde ich gern mit meinen Talenten Ihnen zu Dienſten ſtehen.

Anfangs Auguſt verließ ich Göttingen, reiſte nach Norderney, gebrauchte mit Erfolg das dortige Seebad, beſuchte die oſtfrieſiſchen Inſeln, und habe dieſes in einer Reihe „Seeſtücke“ allerliebſt beſchrieben.

Digitized by Google

Nach der Harzreiſe ſollen ſie auch gedruckt werden. — Nochmals bitte ich Sie, daß die Harzreiſe nicht von der Cenſur maltraitirt wird, daß ſie bald gedruckt wird und daß ich 25 Exemplare davon erhalte. Letztere erwarte ich ganz beſtimmt, weil ich ſie, um alte Freunde anzuregen und neue Freunde zu gewinnen, bereits im Geiſte hier vertheilt habe. Leben Sie wohl und bleiben Sie ſchutzreich und gewogen

Ihrem Freunde H. Heine."

„Die Harzreiſe" wurde von dem Cenſor gleich in den erſten Abtheilungen an mehreren Stellen durchkreuzt; ich ließ den Satz wieder „ablegen" — wie es in den Druckereien heißt — um dann mit dem Kreuziger wegen ſeiner Kreuzverſchwendung zu unterhandeln, erreichte das Möglichſte, doch erſt bei miniſterieller Entſcheidung, und brachte das Ganze glücklich genug über die geiſtige Thorſperre hinweg. Es konnte aber nun erſt im Anfange des Jahres 1826 (Bl. 11 bis 24) erſcheinen, und hat auch noch Etliches, was Heine muthmaßlich ſelbſt ſtrich, als er kurze Zeit nachher die erweiterte „Harzreiſe" benutzte zum erſten Bande ſeiner „Reiſebilder" (Hamburg, 1826). Dr. Hermann — als Schriftſteller „Ernſt Woldemar" genannt — hat darüber in demſelben Jahre („Geſellſchafter" Bl. 103) Folgendes geſagt:

„Will ich aufrichtig ſeyn, ſo muß ich, bei mancher Mißempfindung, die mir der Verfaſſer bereitet, doch bekennen, daß mir ſein Buch von Anfang bis zu Ende Unterhaltung gewährt, mich in Spannung und Eifer verſetzt, überraſcht, zuweilen beſänftigt und ge-

Digitized by Google

rührt, und sehr oft, was vielleicht nicht das Schlimmste ist, lachen gemacht hat. Der Humor unseres Autors hat in Wahrheit viel Eigenes und Einziges; wenn die Tiefe und das Licht seiner Gedankenbilder oft an die Vorzüge Jean Paul's erinnern, manches Dunkel und manche Verwilderung seiner Gefühlsart an die glänzenden Fehler Byron's, so gehört dagegen Anderes Ausgezeichnete nur ihm allein, und läßt sich nur mit Dem, was er selbst früher in solcher Art gegeben, in Vergleich stellen; dahin rechnen wir die ganz eigenthümliche Mischung von zartestem Gefühl und bitterstem Hohn, die Verbindung von unbarmherzigem, scharf einbohrendem, ja giftigem Witz und von einschmeichelnder Süßigkeit des Vortrags, lebhaftem und zugleich mildem Redefluß, der durch nichts gehemmt, durch nichts getrieben scheint, und gleichmüthig über Alles, was ihm in die Quere kommt, leicht dahin wallt. Auch dürfen wir als eine Eigenheit unseres Autors nicht übersehen, daß er mit gleicher Natürlichkeit — oder Fertigkeit, wenn man will — sich in beiden Formen, in Prosa und in Versen, bewegt, was bisher noch von keinem Geisteskinde seiner Art gesagt werden konnte. Er ist in der That nicht bloß ein Dichter, wie jeder Humorist im Allgemeinen es heißen kann, sondern auch in dem engeren Wortsinne, in welchem die meisten Humoristen es nicht sind. Dies ist ein Vorzug, der noch sehr weit führen kann. Aber wo viel Licht ist, ist auch viel Schatten, pflegt man zu sagen, will man vom Lobe zum Tadel übergehen, und so möchten auch wir gern das Sprüch-

Digitized by Google

wort uns zur Brücke machen, wenn sie uns nicht gleich unhaltbar würde! Denn das ist eben das Eigne, die Kunst, das Glück, oder auch der Nachtheil jedes Autors dieser Art, daß die Elemente seiner Darstellungsweise nicht neben einander zum Sortiren, Auswählen und Abtrennen da liegen, sondern unter einander verflochten und verwachsen, ineinander gemischt und gebunden sind, und ihre Scheidung nicht ohne Zerstörung des Vorhandenen geschehen kann. Der Schatten, welchen wir nachweisen möchten, steht hier ganz im Lichte, das Licht, von dem wir geredet, ganz im Schatten, wenn wir so reden dürfen. Ohne Frage, die Wagnisse des Verfassers gehen bis zum Frevelhaften, seine Freiheiten bis zur Frechheit — die zwar schon längst in unserer Literatur die göttliche heißt, seit Friedrich Schlegel in der „Lucinde" und im „Athenäum" sie so getauft und geweiht!! — sein Muthwille wird Ausgelassenheit, seine Willkür verschmäht auch das Gemeine nicht, wenn sie unerwartet damit die Erwartung necken, durch einen Satz dorthin die gespannte Einbildungskraft plötzlich kann abschnappen lassen. Allein grade in diese Wendungen und Sprünge windet sich der Gedanke mit ein, springt der Witz mit, und wir müssen — gleich dem Indier, der in dem unreinsten Gethier, das vom geweihten Tempelbrodte genascht, nun den Behälter des Geweihten verehrt — noch in der unangenehmsten Gestalt den darin verkörperten Geist anerkennen. Dies gilt jedoch einzig nur dann, wenn wirklich die Vereinigung eine wahre ist; zeigt sie sich als eine schein-

Digitized by Google

bare, treffen wir die Frevelhaftigkeit und Frechheit, die im Geleit der höheren Macht höchstens unser Achselzucken erfahren dürfen, einmal für sich allein, ohne jenes Geleit, dann kennen wir auch keine Schonung, sondern fallen darüber grimmig her, und reißen die Ungebühr in Stücken. Einige der Gebilde unseres Autors können durchaus kein besseres Schicksal erwarten, sie überschreiten jedes Maaß, und ohne alle Noth; er wird selbst am besten wissen, was er sich selber zu Ehren und seinem Buche zum Frommen aus demselben hätte weglassen sollen. — Die „Reisebilder" bestehen aus viererlei Mittheilungen. Da zeigt sich Mancherlei, was man bedenklich ansieht, wobei man den Kopf schüttelt, was man auf keine Weise rechtfertigen kann; die Beispiele überlassen wir Andern anzuführen. Dann folgen einige Gedichte, welche einen etwas größeren Schwung nehmen und manigfachere Welt behandeln. Die Romanze vom Sohne des schriftgelehrten Rabbi Israel von Saragossa, im schönsten spanischen Tone, dürfte auch im heutigen Treiben für manches Alkalden-Fräulein recht wohl passen; den drei stark mahometanischen Romanzen „Almansor" hält die echt christlich-katholische „Wallfahrt nach Kevlaar" die Wage, und der Verfasser, der unseres Wissens selber Katholik ist, hätte nicht nöthig gehabt, sich wegen der Deutung zu rechtfertigen, die aus dem Stoffe dieser Romanzen irrig auf seine Denkweise gemacht werden könnte. Die dritte Abtheilung enthält die „Harzreise", welche, wie mehrere der Gedichte, zum Theil schon im „Gesellschafter" abge-

Digitized by Google

druckt erschienen ist; sie hat aber Zusätze und Ergänzungen erhalten. Der Verfasser geht von Göttingen aus und besucht den Harz, hat aber dabei beständig Berlin vor der Seele. Diesen Zusammenhang von reichen, treffenden Naturbildern, feinen Beobachtungen, schalkhaften, witzigen, beißenden Scherzen, persönlichen Feindseligkeiten, weichen Gefühlen, reizenden Liedern, tollen Fratzen, unglaublichen Verwegenheiten u. s. w. können wir hier nicht zergliedern; wir überlassen dem Leser selbst, daran sich ärgerlich und liebevoll, wie er kann, zu ergötzen; nur bemerken wir, daß das Vernunftgespenst ein wahres Meisterstück tiefsinniger Laune, und daß die Ehrenrettung eines im Text irrig verunglimpften Schauspielers in ihrer Art einzig ist. — Den Beschluß des Buchs machen Seebilder: „Die Nordsee" überschrieben. Diese Abtheilung dünkt uns die gehaltvollste, und, nach Ausscheidung einiges Frevels, die würdigste. Hier beurkundet sich noch mehr als in der „Harzreise" das bis zum Genie gesteigerte Talent des Autors. Welche Naturschilderungen in wenigen, aber markigen, für immer bezeichnenden Worten! Welche tiefgeschaute Eigenthümlichkeiten, reiche Beziehungen, leichtbewegte Gestalten! Hier zeigt der Dichter seine echte Verbindung mit dem Ursprünglichen, der Natur sowohl als des Geistes, sein wahres Dichter-Talent: zu sehen, zu bezeichnen. Diese Dichtungsart, des kolossalen Epigramms möchten wir sie nennen, eignet ganz besonders dem Genius unseres Autors, und daß er aus dem epigrammatischen Liede zu ihr

Digitized by Google

übergegangen, kann uns ein entscheidendes Zeichen seines innern und äußern Fortschrittes seyn. W."

Was von diesem Beurtheiler gesagt ist, trifft eigentlich noch jetzt Heine's in erster Zeit unsrer Bekanntschaft meinerseits nicht ergründete Gesinnungslosigkeit. Seine Fortschritte blieben neben dem Schätzenswerthen auch im Bündniß mit dem Verwerflichen, und daß man diesem in der Literargeschichte nicht das Uebermaaß zutheile, möge man mit mir seinem Andenken wünschen.

Nach jenem dritten Briefe mit der bezeichneten Handschrift für den Abdruck habe ich keine Zeile mehr von Heine empfangen, weder als Brief noch als Beitrag für meine Zeitschrift, und ich erinnerte ihn auch nie an mich. Schon im Jahre 1825 wurde er mit seinen Verlegern in Hamburg dadurch bekannt, daß er in deren Buchhandlung eintrat, um nach den Schriften — Heine's zu fragen, was er auch anderweitig gethan hat zur Unterstützung seines Rufs, wie er meinte. Dorthin sandte nun Heine Alles, was er schrieb, und im Hinblick auf mich hat er sich wahrscheinlich gedacht, daß ich mit Vielem, was von ihm ausging, schwerlich ohne Beschränkung einverstanden seyn würde, worin er nicht geirrt hätte. Nach meiner, von den persönlichen Begegnissen geleiteten Erfahrung glaube ich aber: was Heine seinem Schönen zufügte an Häßlichem, das that er in berechneter Absicht, weil Niedrigderbes eher als Erhebendes in der Lesewelt die Mehrheit gewinnt, er sich also selbst sagte: „Gediegenes wirkt zu lang-

Digitized by Google

ſam, und für das geläutert Edle ſind gar Viele unempfänglich; da bedarf die Dichtung Brunſt und Gepraſſel, Exploſionen mit Raketengeknall zur Ergötzung Derer, die um ſo angeregter ſich beſtens entzückt fühlen, je mehr dabei Dieſen und Jenen Schlacken an die Köpfe fliegen, ſind nur dabei natürlich die Kopfloſen verſchont." — Wie aber Heine Bildung mit Unbildung, „Veilchenduft und Mondſchein" mit „Düngerduft und Moderpein" miſchte, wie oft er den Sonnenſtrahl ſeines Geiſtes auch dem Schmutz gönnte, für einen Dichter wird und muß man ihn immer anerkennen. Freilich dürfte man jedoch zugleich auch immer bedauern, daß er nicht Kraft und Muth hatte zu der Ueberzeugung: er ſey reich und mannigfach begabt, um auf reiner Bahn ſich unbefleckten Ruhm erwerben zu können, ſtatt daß er die roſigſten Seelenblüthen gepaart mit den giftigſten Gewächſen ſinnlicher Verſumpfung ausſtreute, nur um raſch den jubelnden Beifall des ſchmähſüchtigen Lüſtlingstroſſes zu erzwingen und zu ſteigern. — Heine war zu Höherem berufen, er hatte nicht nöthig, Erhabenes zu erniedrigen zum Dienſt für Gelächter; dazu beſitzt mancher Halbhirnige noch Mittel und Kopfs genug. Aber das Erhabene dem Volk zu ſichern und mehr zu erhellen, dazu gehört die klargeſunde Einſicht und das tiefernſt beſeelte Gemüth; zu Beidem fehlten bei Heinrich Heine die Anlagen nicht, leider hat er jedoch auch Beides verwahrloſt, und dennoch blieb — nach meinem

Digitized by Google

Empfinden und Begriff — sein bedingter Anspruch auf geistige Geltung unvernichtet.

Unwillkürlich wird durch die Zurückschau auf Heinrich Heine die Erinnerung hingeleitet zu Ludwig Börne, den Jener noch verunglimpfte vom elendvollsten Krankenlager aus, mit solcher Erbitterung, um mit Recht sagen zu dürfen: der Verwesende beschimpfte den Todten, seinen ehemaligen Geistes- und Strebensgenossen. Später im Haderkampfe sich gegenüber, sind diese Beiden, in Deutschland geboren, nur darin einig, ihr Vaterland unausstehlich zu finden. — Gesehen habe ich Börne, auch mit ihm gesprochen; durch seine ausgezeichnete Taubheit, die an seinem schroffen Wesen viel erklärt, war aber die Unterhaltung mit ihm fast bis zum Nichtmöglichen gehindert. Indem er nur sich nach Innen verstand, blieb das Gespräch mit ihm vorherrschend einseitig, was bei ihm das Gefühl des Alleinstehens bewirkte, ihn verleitete, sich als weltverbessernden Glaubenshelden zu betrachten, und wie ein solcher hat er sich jedenfalls seine zwar starrköpfige, doch immer redliche Gesinnung treu und fest bewahrt.

Bei dem Beginn meiner Zeitschrift, vom Jahr 1817 an, hatte ich es auch sogleich mit allerlei Glaubenshader zu thun, vorwaltend bis zum Jahre 1822. Wie nach jedem weltgeschichtlich bedeutsamen Ereigniß Kanzelumtriebe regsam werden, so war es auch geschehen nach Errettung Deutschlands vom Napoleons-Joch. Viel heilig gesprochener Unsinn griff wortreich thätig ein in das Volksleben, offenbar zu

Digitized by Google

selbstsüchtigen, die Vernunft unterdrückenden Zwecken, und ich hielt es für Pflicht, auch nach dieser Richtung hin frei widerständige Rede in die Oeffentlichkeit zu gestatten. — Da sagte nun im Januar 1820 mein Freund Mattausch zu mir: „Vetter, was habt Ihr mit der katholischen Kirche? unser Probst Taube hat am Sonntag gegen Euch gepredigt!“ — Dieser probstliche Angriff entstand aus folgendem Bericht („Gesellschafter“ 1820. Bl. 7):

„Würzburg. Bei meinem, nunmehr beinah sechsjährigen Aufenthalt im Süden von Deutschland kam ich auch hieher, und lebe nun meinem Zwecke hier schon seit mehreren Monden. Welchen Zweck ich habe? — das wissen Sie ja wohl: ich denke über den Zustand der Aufklärung und über die Erhebung der Religion zur Philosophie in unserm Vaterlande Notizen zu sammeln und — so Gott und die Menschen es erlauben — meine Erfahrungen einst ohne Scheu dem Drucke zu übergeben; zuweilen werde ich Ihnen aber Einzelnheiten senden, deren schnelle Bekanntmachung mir nothwendig scheint. — Dies ist der Fall mit einem Aktenstücke, welches mir mitgetheilt wurde, nämlich ein „Glaubensbekenntniß eines Evangelischen, der zum Katholiken sich weihen läßt.“ — Sorgen Sie ja dafür, daß die Jahrzahl 1819 durch keinen Druckfehler verändert wird; denn allerdings könnte es Zweifel erregen, wenn ich folgende ausgehobene — nicht abgerissene, sondern ganz mitgetheilte — Sätze als jetzt gültige angeben muß: „1) Ich bekenne und glaube: daß der Papst Christi

Statthalter sey und nach seinem Belieben allen Menschen die Sünden zu vergeben oder zu lassen, sie in die Hölle zu verstoßen und in den Bann zu thun Vollmacht habe. — 3) Ich bekenne, daß Alles, was der Papst Neues gestiftet, es sey in oder außer der heiligen Schrift, und was er befohlen hat, wahrhaft, göttlich und selig sey, und daß der gemeine Mann es höher achten soll als die Gebote des lebendigen Gottes. — 6) Ich bekenne: daß das Lesen der heiligen Schrift der Ursprung aller Rotten und Sekten, wie auch ein Bau der Gotteslästerung sey. — 8) Ich bekenne: daß ein Priester viel mehr sey als selbst Maria, die Mutter Gottes, welche den heiligen Christum uns einmal geboren und nicht mehr gebärt; aber ein römischer Priester opfert oder schafft den heiligen Christum nicht allein, indem dieser will, sondern auch alle Wege, wenn er will, ja, nachdem er ihn geschaffen, verspeist er ihn auch. — 11) Ich bekenne: daß der römische Papst Macht habe, die heilige Schrift zu verändern, und nach Belieben zu vermehren und zu vermindern. — 13) Ich bekenne: daß die, welche das heilige Abendmahl unter einerlei Gestalt brauchen, den ganzen Christum mit Leib und Blut, sammt der Gottheit und seinen Beinen genießen und essen. — Ich bekenne, daß der römisch-katholische Glaube unverfälschlich, göttlich, seligmachend und wahrhaftig, der evangelische aber (von welchem ich gutwillig abtrete) falsch, irrig, gotteslästerlich, verflucht, ketzerisch, schädlich, aufrührerisch, gottlos, ersonnen und erdichtet sey. Weil derowegen die katholische Religion durch-

Digitized by Google

aus gut und heilsam: so verfluche ich alle diejenigen, welche mir diese widerwärtige und gottlose Ketzerei unter beiderlei Gestalt beigebracht; ich verfluche meine Eltern, die mich bei dem ketzerischen Glauben auferzogen; auch verfluche ich diejenigen, welche mir den römisch-katholischen Glauben zweifelhaft und verdächtig gemacht, gleichwie auch die, welche mir den verfluchten Kelch dargereicht; ja, ich verfluche mich selbst und heiße mich verflucht, weil ich dieses verfluchten ketzerischen Kelchs, aus dem mir nicht geziemte zu trinken, mich theilhaftig gemacht habe." — „Dieses Alles thue ich aus einem aufrichtigen Gemüthe und bekräftige es, vermittelst eines Widerrufs der ketzerischen Lehre, in Gegenwart der ehrwürdigen Paters, der hochgelahrten Herren, der zuhörenden Frauen, Jünglinge und Jungfrauen: daß die römische Kirche in diesen und dergleichen Artikeln die wahrhafte sey; überdies verspreche ich auch: daß ich nimmermehr, Zeit meines Lebens, zu dieser ketzerischen Lehre mich wieder wenden will und daß, so lange ich einen Blutstropfen in meinem Leibe habe, ich kein Kind von mir zu dieser verfluchten Lehre halten noch zugeben will, daß es mit meinem Wissen dazu angehalten werde. Ich schwöre auch: daß ich die verfluchte Kirche und Lehre gänzlich, heimlich und öffentlich, mit Worten und Werken, auch das Schwerdt nicht ausgenommen, will verfolgen helfen. Zur Bekräftigung meines Eides empfange ich das heilige Abendmahl, und lasse auch dieses mein schriftlich Bekenntniß, welches ich eigenhändig unterschrieben habe,

Digitized by Google

in dem heiligen Kirchenbuch aufnehmen." – Dies ist ein Theil der 21 Artikel, welche diese Schrift enthält, und ich habe die andern nicht deshalb abzuschreiben unterlassen, weil sie minder gotteslästerlich und gräßlich sind, sondern weil ich mir den Ekel abkürzen wollte, der jedes rechtliche Gemüth, welchen Glauben es auch umfasse, durchdringen muß bei dem Lesen eines solchen Bekenntnisses, womit man die Menschheit schändet. O ihr ehrwürdigen Paters, die ihr noch immer Wunder erfindet, sucht doch ein natürliches Mittel auf, welches euch zur Scham bewegt, wenn ihr in den heiligen Kirchenbüchern niederschreiben laßt, was ein menschlich Herz zur innersten Empörung bringen muß. Der, welcher auf diese Weise sich einer Lehre hingiebt, ist mehr zu bedauern als zu verachten, denn er spricht über sich selbst einen natürlichen Bann aus, indem er als Wahnsinniger betrachtet und von denen gemieden werden muß, die nicht berufen sind, in seiner Krankheit ihm beizustehen. Aber ihr, die ihr euch hochgelahrte Männer nennt — was erzeugt ihr euch? Ihr seyd klug genug, euch selbst zu antworten, da es nur eine Antwort giebt, die nachdrücklich deutlich werden muß, wenn ihr fortfahrt, wahre Religion, Vernunft und Sitte zu verleugnen, um mit grinsendem Lächeln alles Göttliche und Menschliche zu verhöhnen. — Dem Himmel sey Dank, daß man auf den Thronen Süddeutschlands, so auch auf dem Baierns, von wahrhafter Religion durchdrungen, den Frevel in seine Schranken weist, der mit Verfluchen hausiren geht. Der geistvolle

Digitized by Google

König von Baiern und sein liberal gesinntes Ministerium wissen zu gut: welche Verantwortung diese Zeit auch in religiöser Hinsicht veranlaßt, und zu verwegen schon vagabondirte der spekulative Sinn, welcher vom Vatican aus seine Richtungen empfängt, als daß man Ursache hätte, zu glauben: man könne der Menschheit die Schmach anthun, von einer segensvollen Energie nachzulassen, die gegen Banditenstreiche im Reich der Seele schützen soll. Heil darum den Männern in Baiern und überall, die für Duldung, Erleuchtung und allgemeine Rechte gegen die Intrigue kämpfen, die ihre Netze, aus Zündern gemacht, ringsum wieder befestigen will; hier ist der Weg des Ruhms und der Unsterblichkeit, jede Nachgiebigkeit aber wäre ein Ernähren der Zwietracht, ein Schutz des Verderbens. — T —."

Auf das kirchliche Abweisen dieser Mittheilung beschränkte sich der katholische Obergeistliche Berlin's nicht, und ich sah mich genöthigt zu der hier eingefügten Darlegung („Gesellschafter" 1820. Bl. 20):

„Veranlaßt durch den Willen des Herrn Probst Taube bringe ich (der Herausgeber) einen Briefwechsel zwischen uns zur öffentlichen Kenntniß. Es sandte mir Derselbe folgende

„Erklärung.

Berlin, den 16. Januar 1820.

Im siebenten Blatte des Gesellschafters von diesem Jahre befindet sich unter Würzburg ein mit T unterzeichneter Artikel, in welchem aus einem angeblichen Aktenstücke entnommen seyn sollende Sätze eines so-

Digitized by Google

genannten Glaubensbekenntnisses enthalten sind, das, wie angegeben wird, ein „Evangelischer, der sich zum Katholiken weihen läßt", ablegt. Jeder mit der Lehre der katholischen Kirche nur etwas Vertraute weiß es sehr gut, wie gänzlich fremd ihr diese Sätze sind, und die baare Ungereimtheit derselben ist so auffallend, daß dieser Artikel selbst für den billigen und unterrichteten Gegner dieser Kirche keiner Widerlegung bedarf. Wenn dem Einsender desselben jenes angebliche Aktenstück wirklich als ein abgelegtes Glaubensbekenntniß mitgetheilt worden ist, was vorläufig zur Ehre seiner Wahrheitsliebe angenommen wird, so darf von seiner Rechtlichkeit erwartet werden, daß er dasselbe vollständig, mit Angabe des Namens, Ortes und Tages bekannt machen, und von einer öffentlichen Autorität beglaubigen lassen werde, daß jenes schändliche Glaubensbekenntniß von einer dasigen katholisch geistlichen Behörde abgefordert worden, und, wie der Artikel behauptet, in einem Kirchenbuche eingetragen sey. Nur dadurch kann der Urheber einer so schmählichen Verunglimpfung der katholischen Kirche an's Licht gezogen werden.

Der Probst Taube."

Empfangen habe ich jene „Erklärung" mit diesen Zeilen:

„Die Redaktion des „Gesellschafters" hat im siebenten Blatt von diesem Jahre einen Artikel aus Würzburg aufgenommen, der gegen die katholische Kirche sehr beleidigend ist. Von Ihrer bekannten Unparteilichkeit und Gerechtigkeit darf ich erbitten,

Digitized by Google

daß beifolgende Erklärung eben so bereitwillig und unverändert in einer der nächsten Nummern des „Gesellschafters" aufgenommen werden wird. — Mit der vollkommensten Hochachtung habe ich die Ehre zu sehn

Dero ergebenster Diener
der Probst zu St. Hedwig Taube."

Berlin, den 16. Januar 1820.

Meine Antwort war:

„Ew. Hochwürden

haben mir gegen den Correspondenz-Artikel „Würzburg" eine Anzeige geschickt, zu deren Abdruck ich ohne Weigerung die Anordnung geben will; es scheint mir aber Pflicht der Humanität, Ihnen vorher ganz offenherzig Gründe zu sagen, weshalb ich glaube: daß Sie sich in einen Streit verwickeln, der mir, um des Thema's willen, selbst unangenehm ist, obwohl leider in jetziger Zeit die meisten Redaktoren jeden Kampf begünstigen. — Mein Correspondent ist ein sehr achtbarer Mann, hat mir, neben seinem Berichte, das ganze Glaubensbekenntniß gedruckt eingeschickt und dennoch habe ich sechs Wochen hindurch den Abdruck jenes Berichts verzögert. — Da aber in dem zuletzt angekommenen Hefte der „Theologischen Annalen" (herausgegeben vom Ober-Consistorial-Rath Dr. Ludwig Wachler), im November-Monat 1819 bei den angehängten „theologischen Nachrichten", alle 21 Artikel jenes Glaubensbekennt-

Digitized by Google

niſſes ebenfalls abgedruckt ſind *), und dieſe, welche der Artikel „Würzburg" enthält, wörtlich alſo lauten, überwand ich mein Bedenken. — Auch in einer Zeitſchrift, die in München erſcheint, iſt die Exiſtenz jenes Aktenſtücks erwähnt, und wenn Sie Sich jene Zeitſchrift (die „theologiſchen Annalen") verſchaffen, werden Sie es finden, noch mit einem Schema begleitet, welches der Biſchof auszuſtellen hat. Ich begebe mich des Urtheils in dieſer Sache, indem ich, jedem Rechtlichen zugethan, allem Vernünftigen verpflichtet, und von keinem Glauben geſtört, recht innig wünſche: daß jenes Glaubensbekenntniß untergeſchoben ſey; aber bitten muß ich Sie, mir noch einmal zu ſagen: daß ich die mir eingeſandte Erklärung ſoll abdrucken laſſen. — Bei Ihrem Ja behalte ich mir eine Note vor, in der ich Obiges ausſprechen will. — Ich wünſche, daß Sie dieſe Zeilen als einen Beweis der Achtung annehmen, die Ihr Ruf mir einflößte; denn nach den Ihnen gegebenen Aufſchlüſſen kann es mir, als Redakteur, der mit der Sache nicht verwickelt und noch obenein (durch die ganze Mittheilung des Glaubensbekenntniſſes in einer Zeitſchrift, welche in dieſer Angelegenheit beſtimmt völlige Autorität haben ſollte) den Abdruck motivirt ſieht, gleich ſeyn, welche Wendung aus Rede und Gegenrede ſich er-

*) Die Ueberſchrift benennt es: „Glaubensbekenntniß eines evangeliſchen Chriſten, der in die katholiſche päbſtliche Kirche (zu Augsburg) ſich weihen läßt", und fügt die Jahrzahl „1818" bei.

Digitized by Google

giebt. — Nochmals bitte ich, mir Ihren Entschluß anzuzeigen und habe die Ehre mich zu nennen

Ew. Hochwürden

Berlin, den 20. Januar 1820.

ergebensten
F. W. Gubitz.
Prof. der Königl. Akademie der Künste."

Darauf ist mir folgende Antwort gegeben:

„Ew. Wohlgeboren

bin ich für das gefällige Schreiben von gestern aufrichtig verpflichtet. Die Gesinnungen der Humanität, aus denen es geflossen, können nur die Achtung vermehren, die ich für Sie schon hatte. Wenn es hinsichtlich des besprochenen Artikels aus Würzburg nur um die Sache eines persönlichen Streites zu thun wäre, so würde ich, Ihren mir empfohlenen Rücksichten folgend, die von mir eingeschickte Erklärung augenblicklich zurücknehmen, ja ich würde sie gar nicht abgefaßt haben. Nie, darauf gebe ich Ihnen mein Wort, werde ich mich auf einen solchen Streit einlassen, eben so wenig, als ich bei meiner Erklärung die Persönlichkeit des T. im Auge habe. Es handelt sich hier um die Aufhellung einer Thatsache, wozu mitzuwirken ich meiner Stellung als erster katholischer Geistlicher in Berlin — der Ehre der Kirche, deren Beamter und Wortführer ich hier bin — der Wahrheit selbst schuldig bin. Das schändliche Glaubensbekenntniß, aus welchem der Artikel Würzburg mehrere Sätze mittheilt, ist entweder untergeschoben, oder von einem katholischen Geistlichen wirklich abgenommen. Ist ersteres, so darf ich von der Pflicht Ihrer Humanität,

Digitized by Google

die Sie mir selbst entgegenhalten, mit Zuversicht hoffen, daß Sie eilen werden, eine solche Handlung mit dem Namen zu bezeichnen, den sie verdient. Ist letzteres, so muß der unwissende und frevelnde Priester, der sich eines so schreienden Unfugs schuldig gemacht, genannt, und von seiner gesetzlichen geistlichen Behörde zur Ehrenrettung der katholischen Kirche gebührendermaßen zur Verantwortung und Bestrafung gezogen werden, und dann werde ich mit jedem seiner Kirche redlich zugethanen Katholiken Ihnen und Ihrem Correspondenten aufrichtig dankbar seyn, daß sie die Sache zur Sprache gebracht haben. Aber eben darum muß sie auch jetzt, einmal angeregt, die größte Oeffentlichkeit erhalten, und ich habe deshalb bereits einem der ersten Gottesgelehrten der katholischen Kirche in Würzburg Ihr Blatt zugeschickt, um dort an Ort und Stelle die genaueste Untersuchung zu veranlassen, und mir das Resultat davon zur weiteren Bekanntmachung unverzüglich mitzutheilen. Ihr Correspondent beruft sich auf ein in ein Kirchenbuch eingetragenes Aktenstück. Ich habe ihn aufgefordert, dasselbe auf eine beglaubigte Weise mitzutheilen. Es ergebe sich dann, was da wolle, so kann die Wahrheit nur gewinnen, und es muß sich zeigen, daß die katholische Kirche nicht Lehrsätze vertheidigt, die nur ein Unsinniger die seinigen nennen kann.

Daß das Glaubensbekenntniß im November-Hefte der „Theologischen Annalen", von ꝛc. Wachler, vollständig abgedruckt ist, kann in meiner Erklärung keine Aenderung bewirken. Was von der Glaubwürdigkeit

Digitized by Google

dieſer Zeitſchrift in Betreff der Artikel zu halten iſt, die ſie über katholiſche Kirchen-Angelegenheiten mittheilt, iſt mir nur zuwohl bekannt, und es wird am allerwenigſten einem mit dem Geiſte derſelben nicht Unvertrauten einfallen, ihr bei ſolchen eine völlige Autorität beizulegen. Ueberdies hat dieſelbe, als für Gelehrte beſtimmt, nur einen beſchränkten Kreis von Leſern, und dies grade von ſolchen, die durch ihre theologiſche Bildung eher im Stande ſind, ein richtiges Urtheil über die Glaubwürdigkeit des in Rede ſtehenden Aktenſtückes zu fällen. Ihre Zeitſchrift hingegen, zunächſt für ein Publikum von bloß allgemeiner, bald höherer, bald niederer Bildung geſchrieben, hat größtentheils Leſer, denen es nicht ſo leicht iſt, Wahrheit von Unwahrheit grade in Beziehung auf unſern Gegenſtand zu unterſcheiden, und höchſtens kann es der unbefangenen Güte ihres Herzens unmöglich ſcheinen, daß die Katholiken, von denen ihnen vielleicht ſelbſt mehrere von hellem Geiſt und redlichem Willen und redlichem Gemüthe bekannt ſind, von ihrer Kirche in einer ſo ſchändlichen Lehre unterrichtet werden. Auch aus Achtung für dieſe Leſer ſelbſt, und noch mehr, weil Ihr Blatt in Berlin erſcheint, muß auch hier ein entſcheidender Schritt zur Berichtigung dieſer Angelegenheit geſchehen, und ich erſuche Euer Wohlgeboren nochmals ergebenſt, meine Erklärung *unverändert* abdrucken zu laſſen. Was die Note betrifft, mit der ſie ſolche begleiten wollen, ſo muß ich mir die Bemerkung erlauben: daß, da der Artikel aus Würzburg ohne mildernden

Digitized by Google

oder zweifelnden Beisatz abgedruckt ist, auch meine Erklärung ganz einfach und ohne weitere Bemerkung aufgenommen, oder daß unser Briefwechsel von gestern und heute vollständig mit abgedruckt werde. Dies ist es, was ich wiederholt von Ihrer Billigkeit erbitte. Der ich die Ehre habe, mit vollkommenster Hochachtung zu seyn

Berlin, den 21. Januar 1820.

Ew. Wohlgeboren ergebenster der Probst Taube."

Nach obigen Aeußerungen des Herrn Probst Taube, dessen Trieb zur Aufhellung dieser Angelegenheit sehr verdienstlich zu nennen ist, blieb mir keine Wahl; ich mußte, bei der gegebenen Alternative, mich für den letzten Punkt, den Abdruck des Briefwechsels, entscheiden, und habe nun noch Folgendes zu sagen:

Daß ich zu dem Bericht aus „Würzburg" keine Note schreiben konnte, ist wohl begreiflich: ich vermag weder für noch gegen die, als faktisch hingestellten Angaben zu zeugen, und unsere Zeit hat der wunderlichen Erscheinungen zu viele, als daß man nicht, so wie mit dem Glauben, so auch mit dem Bezweifeln sparsam seyn müßte. — Die Persönlichkeit des Correspondenten kann aber bei der jetzigen und etwaigen künftigen Verhandlung gar nicht in Berührung kommen, indem es unmöglich ist, das Glaubensbekenntniß als nicht vorhanden zu betrachten. Er legte es seinem Berichte gedruckt bei; dies und die Mittheilung in den „Theologischen

Digitized by Google

Annalen" (wo es die Bezeichnung „Augsburg" hat) beweiſet mindeſtens: daß es irgendwo im baierſchen Staate im Umlauf iſt, möge es nun untergeſchoben ſeyn oder ein Einzelner ſich deſſen bedienen. Ich würde freilich jenes, wie dieſes, mit dem rechten Namen bezeichnen; nur wird man einſehen: daß ich nicht im Stande bin, hier ein Urtheil zu fällen. Der Abdruck jenes Glaubensbekenntniſſes gab aber dem Correſpondenten das Recht, ſeine Meinung darüber zu äußern, und nur ſein Gefühl kann und muß ihm die Verpflichtung auferlegen: Alles zu thun, um über die Echtheit oder Unechtheit des ominöſen theologiſchen Produktes die beſtimmteſte Kenntniß verſchaffen zu helfen, nachdem Zweifel darüber entſtanden ſind. Ich werde ihm mit dieſem Blatte alles Nöthige zur Anmahnung ſenden.

Der Correſpondent — als ſolcher — beruft ſich übrigens nicht „auf ein in ein Kirchenbuch eingetragenes Aktenſtück"; er gab nur, unter den Auszügen von jenem Glaubensbekenntniß, auch folgenden Satz: „Zur Bekräftigung meines Eides empfange ich das heilige Abendmahl und laſſe auch dieſes mein ſchriftliches Bekenntniß, welches ich eigenhändig unterſchrieben habe, in dem heiligen Kirchenbuch aufnehmen", und darauf bezieht ſich eine nachfolgende Bemerkung. — Dem Abdruck des Ganzen iſt noch dieſes Schema angehängt:

„Allen und jeden, die gegenwärtigen Brief ſehen, hören und leſen werden, thun wir zu wiſſen und bezeugen, daß der (die) aus aller Ketzerei und

Digitized by Google

Sünden, kraft der uns ertheilten päbstlichen Macht und Gewalt, von uns absolviret worden, und nachdem er (sie) zuvor, vermöge des Tridentinischen Concilii, dem Lutherthume entsaget und sein (ihr) Glaubensbekenntniß abgelegt, die römisch katholische und allein seligmachende Religion angenommen, ingleichen das heilige Abendmahl mit gebührender Ehrerbietung genossen, so haben wir dieses, zu mehrerer Bekräftigung, eigenhändig unterschrieben.

Name des Bischofs."

Der unterzeichnete Herausgeber des „Gesellschafter" kann nun der Mittheilung dieser Verhandlung nichts weiter hinzufügen, als die herzliche Versicherung: daß ihm gültige Beweise für die Unechtheit jenes Glaubensbekenntnisses so angenehm seyn werden, als dem eifrigsten Katholiken, indem es hier den Menschenwerth im Allgemeinen gilt, der durch die Echtheit eines solchen Machwerks schmerzlich gefährdet wäre. F. W. Gubitz."

Von meinem Correspondenten forderte ich nun die ihm möglichste Aufhellung im Sachlichen, und es war dann noch zu lesen („Gesellschafter" 1820. Bl. 36):

„An den Herausgeber.

Ihre Schreiben und die Einlage (Bemerker Nr. 3), welche mir Ihren Briefwechsel mit Herrn Probst Taube, über meinen Bericht von Würzburg aus, mittheilt, habe ich hier empfangen, wo ich mich eben aufhalte, in einigen Wochen aber nach Würzburg zu-

Digitized by Google

rück zu kehren gedenke. Ich werde, nach Ihrem Willen und meinem eigenen Trieb, über das famöse Glaubensbekenntniß alle möglichen Erkundigungen einziehen und Alles, was ich erfahre, Ihnen sogleich melden. Vorläufig zeige ich Ihnen an: daß ich das gedruckte Exemplar von einem Reisenden bekommen habe, der es in Rotenburg (zwischen Würzburg und Augsburg) gekauft hat, und ich werde damit weiter nachspüren. Uebrigens sind hier und in der Gegend Viele mit der Existenz dieses Glaubensbekenntnisses (als Druckschrift) bekannt; natürlich aber werden Layen nicht dazu gerufen, wenn es Jemand ablegt, und gern glaube ich: daß es vielleicht nur von Jesuiten oder einem andern katholischen Orden gebraucht wird. Das verändert aber in meiner Ansicht darüber nichts, und welche freventliche Behauptungen über erhellte Religion, Aufklärung und Fortschreiten überhaupt gemacht werden, das kann man in der „Landshuter Literatur-Zeitung" und in zahlreichen Schriften, die man geflissentlich verbreitet, lesen. Baiern ist der Punkt, von welchem aus die Hierarchie sich in Deutschland wieder fest zu setzen gedenkt; Herr Taube scheint davon nicht unterrichtet oder nicht daran zu glauben; auf jeden Fall macht es ihm aber Ehre, daß er zweifelt und mit Eifer sich dagegen äußert. T."

Frankfurt am Mayn, den 19. Februar 1820.

Der Gottesgelehrte in Würzburg, den der Berliner katholische Obergeistliche in Anspruch nahm, hat nach der Untersuchung wahrscheinlich kein er-

Digitized by Google

wünschtes „Resultat" einsenden können, keines, was sich eignete „zur weiteren Bekanntmachung": der Probst Taube ist sie schuldig geblieben. Ihn deshalb anzumahnen, unterließ ich, weil sein Schweigen gleichsam nachträglich bürgt für das Vorhandensehn jenes damals umläufigen Glaubensbekenntnisses. — Aber selbst Freund Mattausch und andere ehrlich getreue Katholiken waren empört über Mancherlei, was ich nun jahrelang zu erdulden hatte, weil mein Bestreben, frevelhaften Glaubensumtrieben entgegen zu wirken, uneingeschüchtert blieb. Sogar Steine flogen mir zwei Mal Abends durch das Fenster in mein Zimmerchen vor dem Thor, und ein paar andere Bosheiten sind erwähnt („Gesellschafter" 1822. Bl. 53. „Bemerker" 6.) in der

„Erklärung.

Im „Hamburgischen unpartheiischen Correspondenten" Nr. 38 findet sich in einem „Schreiben aus Berlin" Folgendes:

„Der Königl. Professor, Herr Gubitz, hat aus Bamberg einen anonymen Brief erhalten, worin demselben angedeutet wird, daß, wenn er ferner fortfahre, gegen Proselyterei, Hohenloherei und alles das, was jenen Zeitfrüchten bei- und anhängt, im Gesellschafter so gröblich, wie bisher, aufzutreten, man ihn schon zu finden wissen werde."

Allerdings habe ich sogar zwei anonyme Zuschriften bekommen, welche eine Mißbilligung der über jene Gegenstände im „Gesellschafter" abgedruckten

Berichte und Aufsätze (größtentheils von Mitarbeitern eingeschickt) darthun. Es empfängt jedoch wohl jeder Redakteur in mannigfachen Beziehungen oft anonyme Mittheilungen; deshalb waren mir auch jene nicht auffallend, und ich habe sie nur mit einigen Freunden besprochen. Eine weitere Verbreitung darüber ist mir auch nichts Angenehmes; weil nun aber öffentlich davon geredet wird, will ich das Faktische der Sache bekannt machen, damit sie nicht etwa ein Aufsehen erregt, was sie nicht verdient.

Einen jener Briefe erhielt ich durch Buchhändler-Gelegenheit über Leipzig; er ist überschrieben: „Bamberg, den 22. December 1821" und sein Inhalt dieser:

„P. P.

Sie hören nicht auf, dagegen zu schreiben, wenn die Wunderkraft des Glaubens sich auch unserer Welt offenbaret und werden dadurch anstößig, was Ihnen noch vielen Verdruß zuziehen möchte, wenn man Sie zu finden wissen wird. So viele, mit neuer Gnade erleuchtete Männer sollten Ihnen ein Beispiel seyn, wenn sie der einigen Kirche ihre Worte leihen. Wollen Sie aber, aller Läuterung unfähig, bei Ihren Anfechtungen der Werke des Heils beharren, so würde es wenigstens gerathener seyn, diese gröblichen Vergehungen gegen sanctionirte, ja heilige Thaten in sich zu verschließen, und nicht die Schaaren, die zurück wollen in den Schooß der einigen Kirche, in ihren gottseligen Entschlüssen irre zu machen.

Digitized by Google

Wie schon gesagt, könnte dies nicht wohl ausschlagen und man verwarnet Sie hiermit wohlmeinend.“

Für diese „Verwarnung“ dankend, muß ich dennoch gestehen, daß ich sie im geringsten nicht bedarf, da ich nichts thue, was sich nicht vor der Vernunft und dem innersten Gefühl rechtfertigt; andere Richter kenne ich hier nicht, möchte ihnen auch nur dann gehorchen, wenn der Einzelne mit seinen Kräften sich augenscheinlich nur ohne Nutzen aufopfern würde, und — Gott sey Dank! — so weit ist es in unserer Zeit noch nicht gekommen! Uebrigens glaube ich den Einsender jener Zeilen — durch zufällige Vergleichung von Briefen in andern Händen — entdeckt zu haben, und muß danach muthmaßen, daß er auf fremde Anmahnung schrieb — die Gründe wird er mir erlassen, und mit mir seine, ich will annehmem „wohlmeinende“ Warnung vergessen.

Eine zweite Zusendung ist von derberer und nicht frommer Art. Es wird dies Jeder nach den untenstehenden Angaben bekräftigen müssen, welche Glaubens-Ansichten er auch hegt. — Das Couvert hat das aufgedruckte Postzeichen: „Bamberg, 10. Jan. 1822“, und mit der Bemerkung: „Gegen Postschein“ hat sich der Absender gleich die möglichste Ueberzeugung geben wollen, daß ich seine Zuschrift sicher erhielte. Nach Eröffnung des Briefes fand ich einen Bogen dicken und schlechten Papiers, auf welchem der Kelch, die Hostie darüber schwebend, mit der Feder gezeichnet und in dem abgeschlossenen Raum folgendes Akrostichon geschrieben ist, genau, wie ich es hier abdrucken lasse:

Digitized by Google

Denke
O
Christ
Tagtäglich
Ohne
Rast:
Meine
Abtrünnige
Religion
Trifft
In
Nichts) id est: in eine hohle Nuß!!!
Lügt
Und
Trügt,
Heuchelt,
Entzweit,
Revolutioniret.

Damit die Anspielung auf Luther mir ja nicht entgehe, ist auf der Rückseite das Ganze in größeren Buchstaben nochmals zu lesen, und das „Doctor Martin Luther" an den Zeilen entlang dickstrichigst wiederholt. Unter dem Kelch auf der Vorderseite wird in einer Anmerkung und mit Hinweisung auf meinen Namen mir „Kuhwitz", den Mitarbeitern des „Gesellschafter" jedoch „Ochsenwitz" beigelegt, und „mir überlassen, Obiges in Holz zu schneiden und dem erbärmlichen, geist- und herzlosen Gesellschafter beizulegen."

Diese Zusendung konnte, insofern sie *mich* treffen soll, mir nur Lachen erregen, und ich übersehe gern die, den Anonymus gewiß alleinseligmachenden Ein-

Digitized by Google

fälle. In Hinsicht auf Luther aber muß sie jeden Rechtlichen empören, denn die Meinung, welche man geheim und öffentlich über jenen Heros der Reformation und über die Folgen derselben jetzt zu verbreiten sucht, ist zu gefährlich für den Geist des Menschen, als daß man nicht den Verunglimpfungen von der einen, der planvollen Verfinsterung und Verkehrungs-Wuth von der andern Seite zu wehren suchen sollte. Mit allen meinen Kräften, wie gering sie seyn mögen, werde ich dies in geziemender Weise auch ferner thun und den Mitarbeitern ein Gleiches gestatten. Weder anonyme noch offenkundige Ausfälle und Schmähungen sollen mich in Demjenigen hindern, was ich als Herausgeber einer Zeitschrift der Zeit schuldig zu seyn glaube und vor Gott, dem Inbegriff der Moral, und den Menschen zu verantworten mir getraue, wobei ich übrigens mit vollem Herzen erkläre, daß ich durchaus gegen keine Glaubens-Seite irgend einen Widerwillen hege. Ich kenne keine, wobei sich nicht ehrlich und gottgefällig leben ließe, das, denke ich, wird bis in Ewigkeit genug seyn! F. W. Gubitz."

Berlin, den 26. März 1822.

Gewiß wäre dies bis in Ewigkeit genug! — aber kirchliche und staatliche Eigensucht verhindern es, daß einfache Menschenthümlichkeit über Glaubens-, Herrsch-Hoheits- und Besitzhader siege, daß die Menschenthümlichkeit in vollster Macht und Reinheit allseitig sich zum Selbstzweck erhebe. Dies wird aber wahrscheinlich „bis in Ewigkeit" unerreichbar, da-

Digitized by Google

bei aber immer vom Fortschritt und Aufschwung viel Redens seyn!! —

Diesem Streit, der Diesseitiges und Jenseitiges berührt, sey ein Etwas angeschlossen, was damit grenzt.

Im ersten Bande dieser Aufzeichnungen (Seite 168) ist gesagt, daß ich in Bezug auf den Glauben an ein „Hereinragen der Geisterwelt in die unsrige" noch ein Ereigniß mitzutheilen habe, und dazu mag ich jetzt genähert seyn bei dem im Mannigfachen oft unausführbaren Willen, hier Ordnung zu halten im Zeitgange meines Daseyns.

Mein Vater, der viel von Krankheiten litt, zumeist durch Kopfgicht, die auch seine auf einem Auge gänzliche Erblindung veranlaßte, lag im Jahre 1821 so schwer gefährlich krank, daß mir der Arzt — in jener Zeit der Hofrath Schulz — bemerkte: er halte es für Pflicht, mir zu sagen: nach übereinstimmender Ansicht noch zweier Aerzte könne der Vater diesmal nicht genesen und sein Lebesende sey nahe. Ich hatte mich damals so weit durchgearbeitet, daß ich den Eltern ein sorgenfreies Alter sicherte, sie im Winter bei meiner verheiratheten, aber kinderlosen Schwester Wilhelmine, während des Sommers in der Hasenheide wohnten, nur mit ihrer Pflege beschäftigt. Es that mir um so mehr weh, daß der unter Sorgen, Last und Leiden Altgewordene nicht noch einige Jahre besserer Verhältnisse sich erfreuen solle. Ich hatte ihn fast täglich besucht, auch erkannt, daß bei der jetzigen Krankheit die Gefahr sich steigerte, hoffte aber

Digitized by Google

dennoch auf Geneſung. Des Arztes Bekenntniß raubte mir dieſe Hoffnung, und ich mußte ſie für verloren halten, nachdem ich ſogleich zum Vater hineilte: ich fand ihn völlig entkräftet und meine Gedanken wendeten ſich nur zu ihm.

In dem unruhigen Schlaf der nächſten Nacht ſah ich nun im Traum eine Geſtalt an meinem Lager, angethan mit Bekleidung, die auf ein vergangenes Jahrhundert deutete, über die ein weißes Gewand geworfen war, ſo daß ich nur an Haupt und Bruſt die alterthümliche Tracht gewahren konnte. — „Du wünſcheſt deinen Vater" — ſo hört' ich ſprechen — „gerettet, ich will dir die Mittel angeben, merke wohl auf!" Hierauf nannte die Traum-Erſcheinung die Namen dreier Pflanzen, und indem ich froh zu antworten ſuchte: „Ich werde ſie aufſchreiben!" erwachte ich in fieberhafter Bewegung. Augenblicklich ſprang ich auf, ging nach meinem Arbeitszimmer, das nur durch einen engen Kaminflur vom Schlafgemach getrennt war, ſuchte Bleiſtift, ergriff das mir zunächſte Papier — es war der Umſchlag eines Briefes von dem geſchätzten Dichter Haug — ſchrieb im Finſtern, ſo gut es ſich thun ließ, jene Pflanzen-Namen auf, und haſtete mich dann zurück nach der Schlafſtätte. — Am Morgen fand ich das Papier, das Geſchriebene war auch leſerlich — meine Stimmung aber bei dem Sonnenlicht eine andere geworden; ich ſagte mir: deine ſchwärmeriſche Erregtheit hat wieder ihr Spiel mit dir getrieben, der Arzt würde dich auslachen, wenn du ihm mit dieſem Zettel kämeſt. Ge-

Digitized by Google

ſtehen mußte ich mir auch, daß die Bezeichnungen — ich weiß nur noch, daß „Königskerze" dabei war, ein anderer Name mit „Fackel" begann — ganz ſo klangen, als hätte mir das Bild eines feierlichen Leichenbegängniſſes vorgeſchwebt. Gegen Abend wurde ich indeß — ſo iſt der Menſch! — nachſinnender über dies Traumbild. Bei tiefſter Erſchütterung ſah ich nun in der folgenden Nacht dieſelbe Geſtalt, vernahm den zürnenden Anruf: „Du weißt jetzt, was deinen Vater retten kann und zögerſt dennoch?" — In der ſiebenten Stunde des nächſten Tages war ich bei dem Arzt, erzählte ihm, was ich hier erzählt habe, und gab ihm den Brief-Umſchlag, fragend: „Sind dies officinelle Mittel?" — „Ja", erwiederte er, „es ſind die deutſchen Namen von den Kräutern" — hier gab er die lateiniſchen Namen an — „und jedenfalls iſt das Ereigniß merkwürdig." — „Können Sie meinem Vater einen Trank aus dieſen Kräutern verordnen?" fragte ich dann, und nach kurzer Ueberlegung erhielt ich die Antwort: „Ich müßte Eines dabei bedenklich finden, doch hebt ſich dies in der Miſchung, wie ich glaube; anderntheils wiſſen Sie, daß ich und zwei meiner Kollegen Ihren Vater für unrettbar halten, weshalb ſollte ich ihm alſo dieſe Mittel nicht verordnen?" — Sie wurden ihm verordnet, unausgeſetzt gebraucht, ſchienen mir nicht helfend, doch auf meine Einrede entgegnete der Arzt: „Es ſind ſchon ein paar Wochen vergangen, die Krankheit hat ſich in keiner Weiſe verſchlimmert, bleiben wir bei dieſem Trank!" Und die Geneſung

Digitized by Google

erfolgte wirklich, so daß mein Vater noch acht Jahre lebte und sie bis über die Siebzig brachte.

War dies ein „Hereinragen der Geisterwelt in die unsrige"? — diese Frage beantworte ich abermals mit einem entschiedenen: Nein! Ich habe schon darauf hingewiesen, daß die Pflanzen-Namen etwas von schwärmerischer Gedanken-Anwehung hatten; hiezu beihülflich vermittelnd war auftauchende Kenntnißnahme von medicinischem Allerlei, das der Lerntrieb mir in den Kopf schüttete bei meinem früher geschilderten Aufenthalt in Heinrichs, als ich den Nachlaß meines Großvaters, des Doctors und Kreis-Physikus, durchwühlte. Unter seinen Heften fand ich auch ein Verzeichniß, worin neben den lateinischen die deutschen Namen vieler Arznei-Mittel angegeben waren; gewiß dachte ich bei der gefährlichen Krankheit des Vaters auch an den Großvater: jene Pflanzen-Namen waren demnach Erinnerung aus entschwundener Zeit, und dafür könnten sogar die alterthümlichen Spuren an dem Traumbilde zeugen. — Soll aber dennoch von einem „geistigen Hereinragen" die Rede seyn, so ist es nur das aus einer Zeit zur andern; es wirkte hier der Geist, den der Großvater auf Erden zurückließ, es wirkten sein thatfähiges Wissen und seine Erfahrung, die noch dienlich wurden, als ein Etwas davon aus dem verdämmerten Hintergrunde meines Gedächtnisses, durch die Gedankenrichtung auf den einen Punkt, die Rettung meines Vaters, wieder auftauchte, mir im Traume andeutete, was einst bei ähnlicher Krank-

Digitized by Google

heitsmacht mein Großvater mit Erfolg als Heilmittel benutzt hat. —

Durch beachtenswerthe Schriften wollte ich mir oft Licht erwerben über die Zustände und Wandlungen der Menschenseele, muß aber bekennen, daß die bezüglichen Lehren noch überwiegend an ergrübelten Voraussetzungen leiden, in Sinn und Wort vielfach der klaren Einfachheit entbehren. Vor Allem aber ist nicht zu vergessen, daß ein gesundes Seelenleben auch eines gesunden Körpers bedarf, und selbst die redlich gemeinte Wundergläubigkeit bei der Untersuchung meist auf ein krankhaftes Wesen hinleitet. — Festbegründet bin ich davon überzeugt, daß im irdischen Daseyn kein Beweis von dem Eröffnen eines Jenseits zur erkennbaren Verbindung mit dem Menschen Stand hält, alle Angaben darüber in bester Auslegung Selbsttäuschung sind. Auch was Weissagungen und Dergleichen betrifft, sag' ich mit unserm erhabenen Dichter: „Vermauert ist dem Sterblichen die Zukunft!" — mindestens so weit, als man nicht durch vernünftige Schlußfolge, die sich aus dem Vergangenen entwickelt, auch wieder durch gleiche Schlußfolge bis zu einer Wahrscheinlichkeit des sich Annähernden vorzudringen vermag. — Mit dem Aussprechen dieser mir bewährten Ueberzeugung ende sich dieser zweite Band.

Digitized by Google

Erlebnisse

von

F. W. Gubitz.

Nach Erinnerungen und Aufzeichnungen.

Dritter Band.

Berlin.
In der Vereins-Buchhandlung.
1869.

Digitized by Google

Die aus meinen Erfahrungen hervorgegangene Abwehr der Gedanken an ein „Hereinragen der Geisterwelt in die unsrige" schloß den zweiten Band dieser Aufzeichnungen. Den dritten Band beginne ich mit dem Wunsch, es könne solch ein Hereinragen sich offenbaren bei Hinschau auf einen geistreichen und liebenswürdigen, auch als Schriftsteller vielseitig bedeutsamen Freund, der mir vom Jahre 1821 an vertraulich bekannt war. — Ueber ihn habe ich jetzt eine düstere, in der Oeffentlichkeit dunkel gebliebene Erinnerung möglichst zu lichten, und dies läßt sich einleiten durch die von mir dem „Gesellschafter" (1831. Bl. 155) mitgegebene Anzeige:

„Berlin. Seit einigen Tagen macht eine Nachricht über den bekannten geschätzten Schriftsteller Daniel Leßmann in den gebildeten Kreisen lebhaften Eindruck, so daß wir überall der Frage begegnen: ist es wahr? — und leider hat es sich bestätigt, daß sein Leichnam in der Gegend zwischen Wittenberg und Leipzig gefunden wurde, wohin er,

Digitized by Google

wie alle seine Freunde wußten, zu reisen gedachte, einige Zeit dort verweilen und dann für längere Zeit nach Dresden hinüber wollte. Der Grund seines gewaltsamen Hinscheidens ist bis jetzt völlig unentdeckbar, da er in aller Hinsicht seine Ansprüche an das Leben befriedigen konnte. Ohne äußere drückende Sorge, noch in voller, jugendlicher Kraft, gesund wie irgend Einer, stets in Gleichmuth und voll Humor, wie selten Einer, in seinem ausgezeichneten Talent allgemein anerkannt und geschätzt, von Allen, die ihn näher kannten, geachtet und geliebt — wer vermag da eine Veranlassung aufzufinden, um den Tod zu erzwingen?! — Die deutsche Literatur hat an ihm noch mehr verloren, als bis jetzt sein öffentlicher Ruf weiß, obwohl er ihm sehr günstig war; wir werden dies später näher darlegen. Jetzt sind wir von der Unbegreiflichkeit des Ereignisses so hingenommen, daß bei dem Gedanken an ihn nur die Lösung des betrübenden Räthsels uns beschäftigt."

Der Lösung sich zu nähern ist an das Jahr 1831 zu denken: es machte sich berüchtigt durch den Antrieb, die längst bekannt gewesene, in alten ärztlichen Büchern geschilderte Cholera noch erschreckender, vermöge des gesteigerten Einflusses der Angst noch gefährlicher und um sich greifender werden zu lassen. Auch in Berlin entstand ein überschwengliches Fürchten und Rathgeben aus verschiedenem Bereich, besonders solcher Waarenhändler, die in Hinsicht auf angepriesene Gegenmittel ihre Einnahme erhöhen wollten. Für meine Familie schaffte ich herbei, was als Vorkehrung und Schnell-

Digitized by Google

hülfe bezeichnet wurde, erachtete aber bei dem Hausweſen in aller Hinſicht jede Veränderung für unzuläſſig, und bei uns zeigte ſich keine Spur von der Cholera. Andrerſeits hatten aber Viele alle Beſonnenheit ſo gänzlich verloren, daß ſich auf Manchen, der von jener Angſtſeuche in's Grab gejagt wurde, wahrhaft die oft beſpottete Verszeile anwenden ließ: „Aus Furcht zu ſterben iſt er gar geſtorben". Dies auch auf Leßmann bezüglich zu finden, konnte mir nicht einfallen; um ſo mehr überraſcht war ich, als er eines Morgens in mein Arbeitsgemach eintrat, nach dem Gruß eine Mütze in die Höhe ſchleudernd, ſie dann auffangend bei den Worten: „Die hab' ich mir ſo eben gekauft zu meiner Wanderſchaft!" Etwas verwundert kam ich in's Befragen, er äußerte: „Ich bin ein freier Mann, weshalb ſoll ich der Cholera den Gefallen thun, hier zu bleiben!" — und ich erfuhr nun, daß er fürerſt nach Leipzig, dann nach Dresden wolle. Zufolge ſeiner Angabe entzog er ſich alſo der Cholera, und am nächſten Tage hatte er ſich unterwegs erhängt. Um für das Dunkel eines ſolchen Widerſinnes Klärung zu entdecken, war man eifrig bemüht: es blieb jedoch eine unerhellte Aufgabe, und auch ich, obwohl länger als zehn Jahre ſo innig bekannt mit Leßmann, wie es ſich ermöglichte bei ſeinem gleichlaunigen, von jeder Klage fernen, dadurch ſtets wie halb verſchloſſenen Weſen, urtheilte nur in Dämmerung. Immer wahrſcheinlicher iſt es mir dann geworden, daß ihn ein Herzensgeheimniß marterte, er ſich zwang, dies zu verbergen, der Gedanke

Digitized by Google

an Selbstmord aber schon längst sein Sinnen durchzog. Für ein Gefühlsverhältniß, mit dem er in Zwiespalt war, sind in den Schriften Leßmann's sehr oft Anstreifungen bemerklich, und die Selbstvernichtung des Lebens greift dabei entweder ein, oder sie ist genähert. — In seinem Nachlaß wurde ein Gedicht gefunden: „Der Musensohn"; dieser ist mit sich und dem Zerwürfniß in Bezug auf eine Geliebte so in Zerfahrenheit und Zerfall, daß er mitteninne stürmisch Wein verlangt, und als ihn ein dienender Knabe gebracht hat, er Dem dann zuruft:

„Knabe, was steh'st Du dabei,
Hole mir Pulver und Blei!
Auf die tödtende Hand
Harret die Pistol' an der Wand;
Mit einem einzigen Schusse
Steht der Mensch an des Lebens Schlusse:
Rasch die Kugel durch's Herz,
Fort sind Kummer und Schmerz!
Pulver und Blei,
Der Verzweiflung Retter,
Mitleidiger Götter
Köstlichste Gabe,
Schaff' sie mir, Knabe,
Hurtig herbei!"

Die Stimmung Leßmann's sehr bezeichnend ist auch sein, schon am Ende des Jahres 1827 mir gegebenes Gedicht:

„Weihnacht.

Ich wand're hin und wand're her
Die Gassen auf und ab,
Die Gassen sind von Menschen leer
Und stille, wie das Grab.

Digitized by Google

Doch drinnen in den Häuſern wühlt
Der Freude luſt'ger Tanz,
Und rings in allen Fenſtern ſpielt
Der hellſte Kerzenglanz.

Der heil'ge Chriſt betritt die Welt
Und klopft erwartet an,
Die Bäume ſtehen aufgeſtellt
Mit gold'nen Aepfeln d'ran.

Die Kinder hält kein Arm zurück,
Sie nah'n dem Heiligthum,
Und ſtaunen mit entzücktem Blick,
Und ſteh'n vor Freuden ſtumm. —

Und war ich's ganze Jahr entlang
Nicht auch ein frommes Kind,
Und barg die Thrän' im Lebensdrang,
Die heiß vom Aug' mir rinnt?

Mir ſteigt kein Baum bei Kerzenlicht
Mit gold'ner Frucht empor,
Und keiner Freude Schimmer bricht
Durch's ſtumm verſchloſſ'ne Thor.

Die Bäume liegen hingeſtreckt,
Gefallen iſt die Frucht,
Und düſt'ren Gram's Gewölke deckt
Des Wand'rers Felſenſchlucht.

Wenn meine Wüſt' ein Baum belebt,
So ſteht er nackt und hohl,
Und wenn am traur'gen Zweig was ſchwebt,
So bin ich's ſelber wohl."

Die letzten Zeilen ſchildern völlig den Anblick, ...en der Selbſtmord Leßmann's darbot; er hatte ...ich erhängt an einen, weit nach der Landſtraße ge-

Digitized by Google

beugt hingeſtreckten Baum, und deſſen gleichſames Entgegenkommen iſt vielleicht ſeinen Leidenswirren dringlich auffordernde Anregung geweſen, die unzweifelhaft lange in ihm gehegte Abſicht, gewaltſam vom Leben ſich zu trennen, an dieſem Ort auszuführen. — Ueber die Beweggründe wurde mir Näheres nicht geſichert bekannt, und in meinem ſchmerzvollen Bedauern, daß der wiſſensreiche, ſcharfverſtändige mir befreundete Mann ſo muthlos dem Dieſſeits entwich, wäre über ihn abzuſchließen mit der dichteriſchen Beglaubigung:

„Das Warum wird offenbar,
Wenn die Todten auferſtehen.“ —

Die That Leßmann's gegen ſich ſelber der Macht des ihn überſtürzenden Augenblicks anzurechnen, dies wird meiner Betrachtung auch noch dadurch förderlich, weil er ſich eben damit beſchäftigt hatte, eine Weltgeſchichte des Alterthums zu vollenden, und in Leipzig den Verleger ſuchen wollte. Seine Handſchrift, 279 eng geſchriebene Seiten, jede hinreichend zu dem Viertel eines Druckbogens, nach der Einleitung beginnend mit der „bibliſchen Schöpfungsgeſchichte“, ſchließend mit „letzte Kultur der Griechen“, wurde mein Eigenthum, iſt der Veröffentlichung werth, in der Schluß-Abtheilung aber noch weiter zu ergänzen.

Daß jedenfalls innere Selbſtpeinigung Antrieb war zu der Gewaltthat Leßmann's gegen ſich ſelber, iſt mir ſtets unzweifelhaft geblieben; des mir dabei Unlösbaren bewußt, fand ich aber dennoch mich veranlaßt, mancher öffentlich ſchnöden Aeußerung manches

Digitized by Google

Abweisende öffentlich zu entgegnen. Davon mag ich hier nichts erneuern, bekräftige es nur: Daniel Leßmann sey des Unedlen nicht zu beschuldigen. In seinen Schriften finden sich auch hinlängliche Andeutungen, um die meinigen als glaubhaft zu betrachten. — Bei Alledem mag ich seine letzte That nicht rechtfertigen: der Mann, auch wenn er eben nicht mächtiger ist, als sein Schicksal, muß ihm standhaft bleiben, in Noth und Leid unabläßig auf rettende Wendung hoffen und für sie kämpfen.

Wie verwandt mit dem noch nachwirkenden Weh bei Erinnerung an Leßmann nähert sich nun — aus weiterer Vergangenheit — eine Schriftstellerin, Louise Brachmann. Vor mir liegt der Bericht:

„Sie verschwand am 16. September 1822 Abends spät in Halle aus der Wohnung des Professors Schilling, dessen Gattin ihre Befreundete ist, im Nachtkleide. Am 24. September ward ihr Leichnam, mit einem Stein am linken Arm befestigt, ohnweit der hiesigen Steinmühle in der Saale aufgefunden. Die Welt richte mild über ihre Verirrung!" („Gesellschafter" 1822. Bl. 161.)

Nachdem ich dies gelesen, suchte ich die Briefe der Louise Brachmann, die für meine Zeitschrift mithülflich war, und fand im zweiten — aus „Weißenfels am 29. März 1818" — folgende schwärmerische Zuthulichkeit:

„Einige wirklich wunderschöne Beiträge von dem verehrten Herausgeber selbst haben mich innig angezogen und mir den Wunsch nach persönlicher Bekannt-

Digitized by Google

ſchaft erregt, unter Anderem das ſeelenvolle kleine lyriſche Gedicht mit dem herrlichen Schluß:

„Herz muß ſinken, Geiſt muß ſchweben,
Trennt euch eilig Seel' und Herz."

Ich hätte mir dies nicht abzuſchreiben brauchen, ſo tief hat es ſich mir eingeprägt." —

Bei dieſem überſpannten Gefühlsausdruck kam es mir nun in den Sinn: Louiſe Brachmann müſſe ſchon damals — wahrſcheinlich früher noch — den Selbſtmord in ihren Gedanken herumgewühlt haben, und durch Nachſuchen fand ich auch im „Damen-Converſations-Lexikon" eingeſchaltet: „Die Unglückliche ſuchte zum zweiten Male die gewaltſame Auflöſung, die einige Jahre vorher ein günſtig einwirkender Zufall verhindert hatte." —

Gegen Ende des Jahres 1818 war Louiſe Brachmann in Berlin und mir in Näherung, ohne hinreichend mir kenntlich zu werden. In ihrer Lebenszeit hatte ſie das vierte Jahrzehend überſchritten, und dem Anblick war das Abblühen nicht zu verleugnen. Nach der Selbſttödtung hat ihr Helmine von Chezy eine überſchwengliche Lobrede geweiht („Geſellſchafter" 1822. Bl. 189), bezeichnet aber das Aeußere als „nicht ſchön, nicht groß, noch vortheilhaft gebaut; gleichwohl lag in ihrer Erſcheinung nichts Auffallendes noch Unangenehmes." — Frau von Chezy verklärt dann die Liebe der Louiſe Brachmann zu einem Offizier, und ich weiß, daß ſie ihm ſtets Geld zu geben hatte, weshalb ſie eifrigſt Erzählungen und Allerlei ſchrieb, offenbar aus

Digitized by Google

Naturgabe und mit Geſchicklichkeit, die aber im Uebereilen litten durch Eingemiſch des Handwerklichen in breiter Schwärmerei der Gefühle. Schon im Jahre 1821 konnte ſie nicht Geld genug erwerben — wie ich brieflich zu erweiſen vermag — und ſie ward dann von dem Offizier verlaſſen. Die Chezy ſagt:

„Seit 1821 im Spätſommer, wo ich ſie das letzte Mal ſah, habe ich über ihr Verhältniß nichts mehr erfahren, und kann mir die Urſache ihres Todes, wenn ich ſie nicht überhaupt in der ſichtlichen Krankheit ihres Seyns ſuchen will, nicht denken.“

Meinerſeits denk' ich, die Urſache läßt ſich denken, wenn eine nun Fünfundvierzigjährige noch leidenſchaftlich in einen Offizier ſich ſo verliebte, daß dem „Converſations-Lexikon“ die Bemerkung zu geſtatten iſt: „Louiſe Brachmann ließ ſich zu Schritten verleiten, welche bei Freunden und Verwandten keine Billigung finden konnten.“

Friede und Bedauern der Ueberſpannten! — ich hege keine Beſchuldigung für die gewaltſam Heimgegangene, wohl aber Mitleid für die Martern einer unfreiwilligen Keuſchheit, um ſo mehr, weil die freiwillige der Louiſe Brachmann erſchwert wurde durch frühzeitigen Umgang mit den Brüdern Auguſt Wilhelm und Friedrich Schlegel, in Verbindung mit Friedrich v. Hardenberg („Novalis“), durch deren Einwirken in mehreren weiblichen Weſen ein Gemiſch widerwärtiger Gefühle des Sinnlichen und Geiſtigen wogte, noch durchzogen von einem

Digitized by Google

ſchwankenden und ſchwebelnden Chriſtenthum, das ſelbſtſüchtig auf Begünſtigung hofft bis zum Wunder. —

Wir müſſen der Weiblichkeit zugeſtehen, daß ihre Verhältniſſe im irdiſchen Leben ſchwieriger ſind als die der Männer, und jetzt mehr als jemals haben ſich die Mädchen zu ſchützen gegen Zuſtände, die den Gelüſten nach allen Richtungen hin bei den oberen und unteren Schichten des Volks die Herrſchgewalt ſteigern. Dem einen wie dem andern Geſchlecht iſt einzuprägen: Echte Liebe einigt Kopf und Herz, Denken und Fühlen, Wiſſen und Glauben, Hoffen und Ausharren. Die höchſte Liebe geht nicht hervor aus überwiegendem Körperdrange, ſondern aus dem Reichthum des Wohlwollens, wobei man ſich ſagt: das Geliebte nur haben und beſitzen zu wollen, ſey auch bei dem überſchwenglichſten Ausdruck nichts als aufgeputzte Sinnlichkeit. Davon und nebenher vom Haltloſen der Meinung: weil ich liebe, bin ich liebenswürdig, haben ſich vorzugsweiſe die Mädchen und Frauen zu überzeugen für ihre Schriftſtellerei, zu der ſie — bei Fähigkeit — ein Recht haben gleich dem der Männer. Jedenfalls iſt aber nicht zu vergeſſen, daß — wegen der geringeren Widerſtandskräfte im Gefühlskreiſe — bei getäuſchten heißen Hoffnungen die Kräfte des weiblichen Geſchlechts oft minder ausreichend ſind; ſie müſſen frühzeitig geſtärkt werden durch die Macht des etwa erforderlichen Entſagens und verklärenden Empfindens. Solche Beſtrebung ſoll dem ſchönen Geſchlecht bei der Schriftſtellerei Haupt- und Herzens-Grundzug ſeyn, um ſich als Einzelne und auch im

Digitized by Google

Gesammten zu schützen und zu sichern. Wenn aber Mädchen und Frauen nur Tinte verbrauchen für Liebelei-Geschichten, schwärzen sie sich an; die dabei entstehende Bildungs-Brühe wird meist fleischliche Bestandtheile verrathen, wird Schwindel-Kränklichkeit ausbreiten, und aus derlei Liebesgeschichten lernt man von wahrer Liebe, was man aus Räubergeschichten von reinen Sitten lernt. —

Um dies auszusprechen, habe ich — mit vielen unglücklichen Schriftstellerinnen persönlich bekannt geworden — aus der Vergangenheit Louise Brachmann, die auf Irrwegen kein anderes Schicksal finden konnte als Selbstaufopferung, meinem Gedächtniß in die Gegenwart gestellt, wünschend, daß es dem weiblichen Geschlecht in Bezug auf ihr Lebensglück, nicht nur in Betracht der Schriftstellerei, etwas nützlich seyn möge. —

War ich jetzt angeregt auf eine, wegen verführerischer Schwärmgefühle mißliche Schriftstellerei hinzuweisen, will ich gleich einer verdammenswerthen gedenken, und des H. Clauren, bekanntlich ein Buchstaben-Wechsel mit C (arl) Heun, der in seinem Wirkensgemisch allerlei Larvenspiel anwendete. Möglichst bleibe mir dies fern; ich habe es nur mit Dem zu thun, was mich berührte, nachdem er im Jahr 1818, bei seinem Aufenthalt in Dresden, durch einen geachteten Künstler sich mir anbieten ließ zum Berichterstatter für den „Gesellschafter". Ich ging darauf ein, doch dauerte diese Verbindung nur so lange, bis mir Heun, als ich ihm mitgetheilt hatte, daß ich

Digitized by Google

von dort Neugiers-Fragen empfing, am 12. Januar 1819 schrieb:

„Auch hier haben mir Winkler, Friedrich Kuhn, Schilling und Böttiger zu verstehen gegeben, daß die qu. Aufsätze von mir seyen; indessen habe ich mit göttlicher Keckheit geleugnet. Ein Gleiches bitte ich auch Ew. Wohlgeboren zu thun. Antworten Sie auf alle Briefe gefälligst, daß die Leute diesmal sich irrten, daß ich zwar früher um Correspondenznachrichten angegangen worden, daß ich es aber hätte ablehnen müssen, weil die Ertheilung derselben zu meinem Verhältniß hier nicht passend sey; so habe ich hier gleichfalls gesagt, und dann stimmen wir hübsch zusammen überein."

Zu diesem Gewebe von Unwahrheiten war ich keineswegs als Mithelfer dienlich; meinerseits brauchte ich ja jedem Ausforscher nur zu sagen: ich hege zwar den Grundsatz: es wäre am besten, wenn Jeder Dem, was er öffentlich über Andere verbreiten will, seinen Namen mitgäbe; da jedoch dieser Grundsatz nicht überall anerkannt, die Namen-Verschweigung bei dem Zeitschriftwesen gültig ist, muß auch ich sie gelten lassen. — Jene briefliche Zumuthung machte mir aber den Hofrath Heun verdächtig in Bezug auf die Berichtsendung, um so mehr, weil jenem Schreiben eine, mir zum Abdruck eingesendete Schmähschrift gegen Friedrich Kind beigelegt war hinsichtlich der berüchtigten Streitsache in Betreff des von Diesem herausgegebenen „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen" und Clauren's „Vergißmeinnicht". Die erwähnte Schmäh-

Digitized by Google

schrift, der ich den Abdruck versagte und später andern Orts verhinderte, blieb, nachdem ich alle weiteren Heun-Clauren'schen Beiträge für den „Gesellschafter" abgewehrt hatte, in meinem Besitz, als merkwürdiges „Autograph", und es soll auch „Autograph" bleiben.

Als Heun nach Berlin kam und sich bei mancherlei Wittgenstein'schen Einflüssen gebrauchen ließ, auch auf kurze Zeit Vorstands-Verwalter für die „Preußische Staatszeitung" war, verhütete ich mir sorgsam jede persönliche Näherung. In Bezug auf seine Schriftstellerei machte sich zufolge meiner Stellung das Nichtbeachten unthunlich; da ist ihm in glimpflicher Haltung die Wahrheit gesagt worden, wobei nicht geleugnet werden durfte, daß Clauren die Lesemenge, zahlreicher die weibliche Hälfte, durch seine mit Lüsternheit spielenden Erzählungen so für sich gewonnen hatte wie früher August Lafontaine in auch überschwenglicher, aber dennoch besserer Leitung. An diesen Gegensätzen — auch des Gesinnungslosen und Biederhaften — wären zugleich die damals zeitgeistigen Gegensätze im Sinnlichen zu erläutern; dazu kann der „Gesellschafter" (1827. Bl. 38.) etwas andeutend seyn:

„Wir möchten den H. Clauren, wie weiland der Kaiser des heiligen römischen Reichs thun mußte, eine Wahl-Capitulation beschwören lassen. Da wir kein Recht haben zu fordern, wollen wir die Bedingungen bittweise vortragen.

Erste Bitte. H. Clauren möge sein Manu-

Digitized by Google

ſcript vor dem Abdruck einem ſinnigen Freunde oder einer zartfühlenden Freundin zur Cenſur übergeben, mit dem vollen Recht, alle ſchlüpfrigen Stellen recht dick zu ſtreichen. Es iſt dies eine Cenſur, für ihn die heilſamſte, da viele der gewöhnlichen Cenſoren leider die Unſittlichkeiten, als unpolitiſche Sünden, durchlaſſen. — Zweite Bitte. H. Clauren möge uns etwas Abwechſelung gönnen, nicht immer wieder dieſelben Stereotyp-Figuren vorbringen. Sein Geiſt wird gewiß noch die reichſte Mannigfaltigkeit in der Charakteriſtik finden, wenn er nur fortfährt, ſeine Beobachtungen aus dem Leben zu ſchöpfen und nicht das bequemere Schöpfen aus ſich ſelbſt vorzieht. — Dritte Bitte. H. Clauren möge nicht ſo ſehr den erſten beſten Stoff aus der Luft aufgreifen, um nur ſein „Vergißmeinnicht" zu füllen, ſondern ſeine Erzählungen tiefer anlegen, welches ihm, bei aller ſcheinbaren Leichtigkeit derſelben, doch einige Mal ungemein anſprechend gelungen iſt. — Vierte Bitte. H. Clauren möge nicht ſo geſucht die Gelehrſamkeit bei den Haaren herbeiziehen, ſondern der Wahrheit und Natur in ihrer edlen Einfachheit ſtets das höchſte Recht einräumen." — „Ach, wir hätten wohl noch manche Bitte, vor Allem die: daß er ſo recht geläutert und gereinigten Geiſtes unter uns erſcheine!" —

Und nun weiche im Geſammten von uns auch in der Schriftſtellerei jeder unſaubere Abſichtsbetrieb, deſſen Inhaber als Höflinge der Gelüſte ſo eitelvoll in ſich verliebt werden, daß ſie nicht vermögend ſind, ſich achten zu lernen! —

Digitized by Google

Einigermaßen ſtets mit meiner Willigkeit von der Zeitfolge gelenkt, ſey jetzt an Karl Immermann gedacht, der ſich mir im Jahre 1822 näherte durch die briefliche Zuſendung:

„Wohlgeborner,
Hochgeehrteſter Herr!

Es mag wohl ſelten ſeyn, daß ein Autor dem Recenſenten durchaus beizuſtimmen ſich gedrungen fühlt, ich befinde mich in dieſer angenehmen Lage. In Nr. 127 des Geſellſchafters von dieſem Jahre ſteht eine Beurtheilung meiner Trauerſpiele mit E. unterzeichnet, die mich ſehr erfreut, da der Tadel mich trifft, das Günſtige aber mich wahrhaft anregt. Ich wünſche meinem Beurtheiler in den anliegenden neueren Verſuchen ein Zeichen des Dankes und der Achtung zu überreichen, ſehe aber keinen andern Weg zu ihm, als durch Sie, da er Ihnen ſich doch genannt haben muß. Wollen Sie die Güte haben, die Anlagen an ihn zu befördern, ſo werden Sie mich dadurch zu lebhaftem Danke verpflichten.

Mit vollkommenſter Hochachtung beharre ich
Münſter, Ew. Wohlgeboren
den 29ten September 1822. ganz ergebenſter
Immermann.“

Die Beurtheilung dieſer als günſtige Erſtgeburten gedruckten Trauerſpiele Immermann's, geſchrieben vor ſeinem fünfundzwanzigſten Lebensjahr, iſt von Varnhagen von Enſe; deſſen kunſtrichterlicher Ausſpruch ſchließe ſich hier an, um jenen Brief erklärlich werden zu laſſen:

Digitized by Google

„Literatur. Trauerſpiele von Karl Immermann. (Hamm und Münſter, bei Schultz und Wundermann. 1822.) — Dieſer Trauerſpiele ſind drei: „Das Thal von Ronceval.“ „Edwin.“ „Petrarca.“ — Unſre jungen Dichter pflegen zuerſt mit leichteren Fahrzeugen die See der Literatur zu verſuchen, oft nur in kleinen Nachen lange daſſelbe Ufer zu berudern; mit großem Schiffe gleich in das hohe Meer geſchieht die erſte Ausflucht ſchon ſelten, aber gleich mit einer ganzen Flotte am ſeltenſten. Hier iſt letzteres der Fall; wir hören den Dichternamen Karl Immermann zum erſten Mal, aber gleich in achtbarer Stärke, welche die Aufmerkſamkeit nicht erbittet, ſondern herausfordert. — Shakſpeare und Goethe ragen bei uns in ihrer Geiſtesverbündung als eine entſchiedene Macht hervor, deren dichteriſche, gebietende und befruchtende Wirkung jedes andere Anſehen überwiegt, obgleich ſie — dem deutſchen Gemeinweſen gemäß, das nun einmal, zum Heil oder auch zum Unheil, in allen Beziehungen zerſplittert iſt — viele andere, verwandte, befreundete, ja auch ganz entgegengeſetzte und feindliche poetiſche und unpoetiſche Mächte neben ſich duldet und gewähren läßt. An jene Macht und ihre Richtung ſchließt ſich unleugbar unſer Verfaſſer an, und das müſſen wir für ſehr gut erklären, da man mit den Mächtigſten und Reichſten immer auch am ſicherſten und wohlhabendſten iſt; grade in dieſem Gebiet, und das iſt ein Hauptvorzug, iſt auch der künſtlichen Täuſchung und des bethörenden Prunkes am wenigſten möglich; hier iſt es vor Allem Wahr-

Digitized by Google

heit und Kraft, und der innere Gehalt muß hier zuletzt denn doch für die äußere Form einstehen. Schiller, Calderon, Tieck, gewähren ihren Anhängern und Folgern in diesem Betreff nicht so vortheilhafte Selbstständigkeit, wie Shakspeare und Goethe den ihrigen; man kann bei Diesen, diesen nicht so sehr Nachahmer seyn, als bei Jenen, die Art und Weise taugt weniger dazu. — Nun aber fragt es sich, in welchem Grad und Range, zu welchem Beruf und mit welchen Kräften gehört der Verfasser diesem Reiche an? Man kann in einem Heere Vielerlei seyn zwischen dem Feldhauptmann und Gemeinen! Hier finden sich für unsere Beurtheilung allerlei Schwierigkeiten. Es fragt sich nicht nur, was Einer jetzt ist, sondern hauptsächlich, was Einer nächstens werden wird, und ein Fähnrich, der den Obersten schon in sich trägt, ist ohne Zweifel mehr werth, als ein Hauptmann, der lebenslang Hauptmann zu bleiben hat. Ist unser Verfasser zwanzig Jahr alt, und schreitet fort, so haben wir in ihm unserm Vaterlande einen neuen echten Dichter zu preisen; ist er vierzig Jahr alt, und bleibt stehen, so ist in ihm ein schönes Talent zu beklagen, das eines höheren Ziels würdig schien, ohne dasselbe erreicht zu haben. — Wir können wirklich über die vorliegenden Trauerspiele kein vollständiges Urtheil aussprechen. Sie sind nicht das Vortrefflichste, was wir kennen; sie sind weit entfernt von dem Schlechtesten: dabei sind sie aber auch durchaus nicht mittelmäßig. Man sieht, der Platz ist schwierig für sie zu bestimmen; vielleicht wäre unsere

Digitized by Google

Verlegenheit gehoben, wenn wir uns entschlössen, ihnen verhältnißmäßigen Antheil an jedem Platze zuzugestehen. Die Unbilligkeit, die dadurch an dem Dichter dennoch ausgeübt würde, hält uns aber wieder zurück. Seine Dichtungen sind Erscheinungen, die bedeutend anregen und vielfach befriedigen, aber in der Befriedigung doch zumeist nur wieder anregen; sie sind Glieder aus einer Reihe, die in noch größerer Folge überschaut seyn will, um erkennen zu lassen, ob die Richtung zum Höchsten, die sich unzweifelhaft offenbart, in Anfang und Ende dieselbe bleibt, und alle etwa abweichenden Seelenrichtungen entweder frühzeitig verläßt, oder zuletzt noch wieder aufnimmt. Es sind Stellen von größter Schönheit darin, eigenthümliche Züge von Tiefe und Wahrheit, wir hoffen, diese Seite nur werde immer zunehmen. — Eine Hauptfrage, ob diese Dichtwerke die Eigenschaft, auf die es hier vor Allem ankommt, besitzen, ob sie den Vorzug haben, wahrhaft dramatisch zu seyn, müssen wir nach einigem Bedenken denn doch bejahen. Besonders kommt dieser Name dem Trauerspiel „Petrarca" zu, worin das Geschick eines Dichters, nach Goethe's „Tasso", wahrlich kühn und neu und glücklich genug in dieser Gestalt, mit tragischer Lebensfülle dargestellt wird. „Das Thal von Ronceval" steht diesem zunächst an dramatischem Verdienst, zuletzt „Edwin", welches der Entstehung nach leicht das erste seyn dürfte. Wenn wir die Frage nach dem Dramatischen nur nach einigem Bedenken bejahten, so mag daran das störende Verhältniß schuld seyn, in welchem

Digitized by Google

die Elemente dieſer Gattung des romantiſchen Trauerſpiels hier noch zu einander ſtehen. Sie durchdringen einander nicht, ſie walten zu ſehr neben einander. Das Komiſche, bei ſehr guten, ja ganz vortrefflichen Einzelheiten, iſt im Ganzen nicht reif, und mit dem Ernſte noch nicht zum wahren Humor verknüpft, daher manche Theile und Geſtalten ſich zuviel heraus nehmen, und dadurch andere Theile und Geſtalten zu ſehr niederdrücken. Wir haben ſo viele äußerlich dramatiſche Werke, die es innerlich nicht ſind, die bloß Romanzen bleiben wollten, oder Idyllen. Vor ſolcher Gefahr, welcher ſelbſt Oehlenſchläger nicht ganz und Fouqué am wenigſten entgangen, iſt unſer Verfaſſer, der gutes Muths auf dieſe ausgezeichneten Beiſpiele blicken darf, denn doch zu warnen! Er vergeſſe nicht, daß das Drama, nach des Meiſters Ausſpruch, Charaktere und Thaten will, den Conflikt der Nothwendigkeit und der Freiheit, die ſtrenge Entwickelung äußerer Handlung aus inneren Bedingniſſen, und er wird ſich, von ſtarkem Bewußtſeyn geleitet, feſter und ſicherer in ſeinen Anordnungen auf dem erwählten Gebiete des Dramatiſchen, ja des Theatraliſchen — welches nicht getrennt werden ſollte von jenem — behaupten. Den Lockungen der Scherzgebilde gebe er ſich nicht allzu leicht hin! Die Geſinnung, welche die neuere altdeutſche und altnordiſche Ritterthümelei verhöhnt, iſt bei einem jungen Dichter gewiß ein gutes Zeichen; aber die Ausfälle gegen Fouqué ſind in dem altengliſchen Trauerſpiele nicht wohl angebracht, und in Betreff des „Sigurd" noch dazu höchſt unge-

Digitized by Google

recht. — In Sprach- und Versbildung hat der Verfasser vielleicht nicht sowohl mehr zu lernen, als nur mehr zu wollen. Er wird in strengeren, ausgebildeteren Tönen und Wendungen nur um so eigenthümlicher seyn. Maaß und Ernst werden ihm, da es ihm an Naturkraft nicht fehlt, mehr zusagen, werden ihn mehr fördern, als Ungebundenheit und Eigenmacht; an Freiheit und Laune wird es ihm deshalb nicht ermangeln; je weniger sie abgesondert vorkommen, desto schöner kommen sie dem Ganzen zu gut: auch in dieser Beziehung ist „Petrarca" das vorzüglichste unter den gegebenen Stücken. Möge der Verfasser auf diesem Wege fortfahren! E."

Mit „E." hat Varnhagen von Ense viele seiner Mittheilungen für meine Zeitschrift unterzeichnet; in Folge jenes Briefes wurde er nun sehr vertraut mit Immermann, und Dieser zugleich Mitarbeiter zum „Gesellschafter", der Mehreres enthält, was nicht zu finden in den gesammelten Schriften Immermann's, aber der Bewahrung werth ist.

Sehr vertraut mit den Werken und dem Wirken des nur vierundvierzig Jahr alt gewordenen Immermann wurde auch mein Sohn Anton, der vom Diesseits scheiden mußte nach nur sechsunddreißig Lebensjahren; zu seinem Andenken sey fürerst hier theilweise eingefügt, was er im Hinblick auf Immermann aussprach. Nachdem dessen tiefer Ernst in seinen Trauerspiel-Dichtungen mit vollstem Lobe gewürdigt sind, ist zu lesen:

„Die „Prinzen von Syrakus" scheinen den phan-

Digitized by Google

taſtiſchen Shakſpeare'ſchen Luſtſpielen nachgebildet zu ſeyn, denn ſie haben in der Form, der derben körnigen Sprache und der vagen Zerriſſenheit des ſceniſchen Gebäudes viel Aehnliches mit denſelben, ſtehen aber freilich an wahrer Innerlichkeit und Lebendigkeit der Handlung wie an Humor weit unter ihnen. Ueberhaupt muß ich bekennen, daß Immermann's Humor mir niemals der echte geſchienen; in dieſem Luſtſpiel bewegt er ſich gar zu unbekümmert in Unbedeutendheiten, die mitunter ſogar trivial werden und eine günſtige Wirkung nicht machen. Wo Immermann außerhalb der Tragik, oder im Allgemeinen außerhalb des Sentimentalen, wirkt und feſſelt, da iſt es durch Satire, Ironie, Perſiflage, die oft mit ſchneidender Schärfe trifft und verwundet. Auch in dieſen Mitteln zum Eindruck liegt, wenn ſie mit ſolcher Kraft und ſolchem Adel gehandhabt werden wie von unſerm Dichter, eine geiſtige Erhabenheit über das Leben und Treiben der Welt, aber freilich miſchte ſich damit das perſönliche Element des Zorns und Aergers oder des Gefühlkampfes und Schmerzes. Ironie und Satire können auch Zeichen eines kräftigen, durchleuchteten Geiſtes ſeyn, der die Wahrheit in ihrer ewigen Form erkannte und die Zufälligkeiten und Irrthümer der Welt von ſolchem Standpunkt aus züchtigt; ſie ſind deshalb treffliche Waffen des realen Nutzens, indem ſie die Wirklichkeit dem Fortſchritt entgegentreiben, aber ſie ſelbſt ſind afficirt, ſind identiſch mit der Unbehaglichkeit des Daſeyns. In dieſer Weiſe, oft großartig in ihren Motiven, ſtreitet

Digitized by Google

die komiſche Muſe Immermann's. Was ihr aber fehlt, das iſt die hoheitvolle Ruhe, die freie Idealität des Humors, der ſeinen Gegenſtand durch die objective Darſtellung deſſelben, ohne ironiſirendes Zuthun, in ſeiner ganzen Blöße zeigt, und, wenn auch begeiſtert für die Idee der Wahrheit und Schönheit, wenn auch ebenſo in als über der Wirklichkeit, ſich ſtets die philoſophiſche Feſtigkeit erhält, das unerſchütterliche Wiſſen von der Nothwendigkeit des unausgeſetzten Streites zwiſchen Ideal und Wirklichkeit, welcher eben der Inhalt der Idee iſt und ihren Fortſchritt gebiert. Es iſt ein geiſtesklares Lächeln, dieſer Humor, ein Lächeln über die ſeltſamen Sprünge der Parteien und Zwecke, die doch alle nur dem einen großen Zweck der Weltgeſchichte dienen. Dieſen Humor, wie geſagt, habe ich in keinem Werke Immermann's gefunden, dagegen oft die kräftigſte Satire, die wirkſamſte Ironie, die ſich am bedeutendſten im „Münchhauſen" kund gegeben." — — — „Die vortreffliche Abhandlung über den raſenden Ajax des Sophokles ging, wie Immermann ſelbſt in den Prolegomena dazu ſagt, aus dem Wunſche hervor, den Irrthum mit zerſtreuen zu helfen, daß die Theorie des alten Drama's auch unabänderlich für unſere Dramatik gelten müſſe. Nachdem er zuvörderſt die Fabel erzählt und ihre Auffaſſung durch den Dichter, die als ganz und nur dem griechiſchen Geiſte entſprechend nachgewieſen wird, beurtheilt, dann die Behandlung, die Sculptur in der Poeſie, welche er faſt ausſchließlich der antiken Poeſie zuſchreibt, betrachtet,

Digitized by Google

ferner das tragiſche Geſetz überhaupt und die tragiſche Ironie, mit ſtetem Hinblicken und Anwenden auf die Poeſie der Neuzeit, geiſtvoll erläutert, kommt er zu der Frage: „Iſt eine Nachahmung der antiken Tragödie möglich?“ die er entſchieden verneint. Er weiſt nach, wie der Entwickelungsgang des modernen Drama's ein ſo durchaus anderer als der des antiken, daß nothwendig auch ein anderes Reſultat ſich herſtellen mußte, und ſchließt mit den Worten:

„Die Frage, ob Nachahmung der Alten im echten Sinne ſchon ſtattgefunden habe, ob ſie überhaupt möglich ſey? muß demnach verneint werden. Unſer Trauerſpiel iſt ein anderes Gewächs als ihre Tragödie. Wir opfern alle Vortheile auf, die uns die epiſche Seite darbietet, den Reichthum und die Mannichfaltigkeit der Handlung, die Darſtellung alles Deſſen, was nur eine breite und bequeme Form in ſich aufnehmen kann; die Effekte der poetiſchen Färbung, die muſikartigen Wirkungen der Dichtung, bekommen aber dafür nicht das Mindeſte zurück, da wir mit den Augen der Griechen die Verkettung der Dinge nicht mehr betrachten können, mithin ſchon der Stoff uns ganz anders entgegenkommt. Alles Aeußere und Innere, was bei ihnen die Form ſchuf, fehlt, und der unerläßliche Chor wird, wenn wir ihn nachahmen, zur beſtandloſen Fiktion, die Schickſals-Idee aber, welche die Formel der alten lyriſchen Anſchauungs- und Darſtellungsweiſe iſt, muß die wunderlichſten Entſtellungen erleiden, um als Helotin dem modernen Poeten das Waſſer kümmerlich auf die Räder zu tragen, womit

Digitized by Google

er ſein tragiſches Mühlenwerk treibt. Es ſcheint daher richtiger zu ſeyn, wenn wir den ehrwürdigen Nachlaß verſchwundener Zeiten ohne die Anmaßung, ihn vermehren zu wollen, betrachten, und unſre Kraft daran ſtärken, um deſto friſcher die uns geſetzten Preiſe zu erkämpfen. Denn das iſt eben alles Schönen Natur und Würdigkeit, daß es fort und fort den Stachel der Begeiſterung in fähige Seelen drückt und neue Geburten der Schönheit hierdurch in ihnen zu erzeugen niemals ermattet."

Ja, dieſen ſchönen Beruf, den Immermann in den letzten Worten ausſpricht, theilen die Meiſterwerke der Alten mit den Meiſterwerken aller Zeiten, und der Dichter ſoll nicht verſäumen, auch in die Welt der Antike zu ſteigen, um ihre Größe zu erkennen und zu würdigen, aber er kehre zurück, ein Bürger der neuen Welt, die im germaniſchen Elemente ſich entwickelt und gebildet. Vor Allem aber ſollten die Theater ſich hüten, eine untergegangene Welt, deren Anſchauung nur dem Eingeweihten, Demjenigen, der ſie in ihren Urſachen und Wirkungen begreifen kann, Früchte trägt, der Leitung begehrenden und bedürfenden Maſſe gegenüber in's neue Leben zu rufen. Jedes Inſtitut, auch das der Kunſt, muß in der Gegenwart ſtehen und — wenn es ſich zweckgemäß Einfluß auf allgemeine Bildung zueignen will — die Lebenstriebe der eigenen Zeit anerkennen, ſie in ihren Talenten pflegen und zur Geltung bringen. Darum fort mit der antiken Tragödie von der modernen Bühne, an ihrer Statt herbei mit den Heroen der

Digitized by Google

neueren und neueſten Zeit, und Aufmunterung, Unterſtützung den Talenten der Gegenwart.“ („Geſellſchafter“ 1840. Bl. 144.)

Daß ſich durch den Brief Immermann's vom Jahre 1822, und durch Befreundung mit ihm, Varnhagen von Enſe, den ich hier ein wenig mit ſchildere — meiner Zurückſchau begegnet er ſpäter nochmals — in der Offenheit des Urtheils nicht ſtören ließ, bezeugte er unter Anderem im Jahre 1826 bei ſeinem Bericht über das Trauerſpiel „Cardenio und Celinde.“ Da iſt gleich am Anfange zu leſen:

„Der Verfaſſer, welcher vor fünf Jahren mit drei Trauerſpielen ſeine dichteriſche Laufbahn ſehr bedeutend begann, und ſeitdem durch mehrere würdige Werke ſich auszeichnete, hat in dieſem neueſten einen abermaligen Fortſchritt bekundet, der ihn entſchieden auf eine Stufe ſtellt, welche keiner der vielen gleichaltrigen Mitſtrebenden in dieſem dramatiſchen Fache bis jetzt erreicht hat. Dieſe Anpreiſung geben wir um ſo zuverſichtlicher und unparteiiſcher, als grade das gegenwärtige Trauerſpiel, welches ſie veranlaßt, uns auch zu nicht geringem Tadel nöthigt. Unſer Dichter verbindet mit Kraft und Fülle der Dichtung eine Eigenthümlichkeit derſelben, welche durch Annäherung an große Muſter keineswegs gefährdet iſt, in Nachahmung über zu gehen. Im Gegentheil, ſie hat ſich mehr zu hüten, daß ſie nicht, durch übergroßes Feſthalten an ſich ſelber, ihre urſprünglich freie Geſtalt verliere, und in Eigenſinn ausarte. Der Dichter bedarf, wie jeder im Leben wahrhaft Thätige, zu ſeiner

Digitized by Google

größeren Selbstständigkeit einer fortwährenden Hingebung derselben, und nur in dem steten Wechsel beider Richtungen wird in der Poesie wie im Leben wahrhaft Großes vollbracht. Wer nichts hin zu geben hat, als ganz und immer sich selbst, der ist zum Nachahmer verdammt, und gehört in aller Weise der Masse an; wer aber zu sehr zurück hält und beharrt, der vereinsamt; Beide scheiden aus dem Kreise des eigenthümlichen Lebens und Wirkens ab. Die Eigenthümlichkeit muß sich hervortretend gleichsam mit der Welt ausgleichen, mit dem umgebenden Leben in Harmonie setzen, erst dann ist sie gelungen sie selbst. Hierin nun, glauben wir, hat Immermann durch das vorliegende Trauerspiel einen großen Erfolg dargethan; wo jener Erfolg noch unvollständig erscheint, darf sich verhältnißmäßig unser Tadel anknüpfen." („Gesellschafter." 1826. Bl. 21.)

Nach meiner Ansicht haben Varnhagen von Ense und mein Sohn richtig geurtheilt über Immermann, dem jedenfalls Gesinnung im ernsten Bestreben für die eigentlichsten Aufgaben der Bühne nicht abzusprechen ist. Zu ihrer beabsichtigten Frischbelebung war er meist auf richtigem Wege, mitunter zu schroff und leidenschaftlich; das hätte sich wahrscheinlich etwas ausgeglichen, wenn nicht bei den meisten Bühnenverwaltungen der Schlendrian Oberherr wäre. Bewiesen hat Immermann unleugbar, daß er in seiner Zeit hätte mehr beachtet werden sollen; wenn er jetzt lebte, würde er seiner dichterischen Richtung nach zu erfahren haben, daß es noch weniger geschähe-

Digitized by Google

— Obwohl er mir zwar persönlich bekannt, dabei aber nicht viel umgänglich wurde, hege ich dennoch auch in dieser Hinsicht für ihn einen angenehmen Eindruck in der Erinnerung. —

Mich hindenkend nach jenen Jahren will ich mir einen Anflug des Erheiternden gönnen in Bezug auf den „Wetterprophet" genannten Professor Dietmar, der sich schon von der Zeit seines ersten Schulbesuchs an bemüht hatte um Witterungskunde, sich endlich ganz in diese luftkreisliche Gelehrsamkeit so eingedrungen wähnte, daß er sicher und fest Zukünftiges in diesem Bereich voraussagen könne. Er ließ sich von etwas zufällig Eingetroffenem verleiten, aus „zwanzig Gründen" den Winter 1822—1823 als „seltsam gelind", mit höchstens neun Grad Kälte zu bezeichnen. Dieser Winter drängte sich aber so arg in den Zeitlauf, daß er in Strengigkeit des Frostes für den ebenbürtigen Nachkommen des Winters in den Jahren 1812—1813 zu halten war, jenes Winters, dessen Macht furcht- und schreckbar strafend eingriff in staatsklügliche Raubkriegs-Thaten. Dazu gab der Winter 1822—1823 in Deutschland keine Gelegenheit; Schärfe und Härte überfielen jedoch die von ihrer Voraussicht geblendete Weisheit des Wetterpropheten Dietmar, der andrerseits verständig, auch in Mancherlei kenntnißreich war. Es erschienen mehrere Spottbilder, die ihn — als Zeugen für die verheißene, von ihm hartnäckig als bewährt geschilderte Lindigkeit des Winters — darstellten im gelüfteten Ranking-Kleide, und sein von der Kälte

hochrothes Antlitz hatte Eiszapfen an der Naſe. Die öffentliche Stimme miſchte ſich verſchiedentlich ſpöttiſch ein, erwähnt ſey aber nur noch der biſſige Witz eines Theater-Beurtheilers. — Als am 2. Januar 1823 das Luſtſpiel: „Mittel und Wege“ (nach Georg Colman von Karl Lebrün) bei der erſten und letzten Vorſtellung ausgepocht wurde, gab jener Beurtheiler ſchließlich zu leſen:

„An verſchiedenen Orten hat man der entſetzlichen Kälte wegen die Theater geſchloſſen, in Berlin glaubten indeß endlich Viele an die Prophezeiung des Herrn Profeſſor Dietmar, mußten aber im Theater ſehr bald und fortdauernd in aller Anſtrengung mit den Füßen ſtampfen, ſo daß eigentlich Herr Karl Lebrün als Märtyrer für die Dietmar'ſche Wetterweisheit zu betrachten iſt.“

Der ſchon ſiebzig Jahr alte Witterungsgelehrte gerieth nun in dem kalten Winter mehrmals in angreiflichſte Hitze, beſonders über die ihm brieflich gedruckt zugeſendeten Stachelreime:

„Die Kälte ſtieg auf zwanzig Grad,
Dein Wiſſen fiel auf Null,
Nun ſchaffe ſelbſt ſich Schutz und Rath
Dein grundgeleerter Schrull.“

Zu mir wandte ſich Dietmar mit einer langen und breiten Handſchrift, worin er die Tageskälten durchſchnittlich berechnete, was beweiſen ſollte, ſie ſey eigentlich doch nicht über neun Grad geſtiegen. Mich auf ein ſolches Ausgleichen ſeiner Fehlſchlüſſe, Altersſchwäche andeutend, nicht einlaſſend, empfahl

Digitized by Google

ich ihm zur Beruhigung die Sprüchworte: „Es irrt der Menſch, ſo lang' er ſtrebt", und: „Nicht irret, wer auf unrechtem Wege umkehrt." — Ihm etwas zur Tröſtung nahm ich ſpäter mehrere Aufſätze, meiſt wiſſenſchaftlichen Inhalts, unterzeichnet „Dietmar" für den „Geſellſchafter" an, und in noch elf Jahren ſeines Erdenlebens (er ſtarb am 20. November 1834) hat er dem Wetter die Freiheit nicht mehr beſchränken wollen.

Sind meine Erlebniſſe mit dem gutmüthigſt gemüthvollen Dietmar nur geringen Inhalts, ihm wird andenklich nützen, was er im Jahre 1786 in Weimar erlebte. Dort mit vielen Empfehlungen angekommen bei einer „Sommerreiſe von Halle nach Schnepfenthal" erzählte Dietmar neben noch Mancherlei:

„Wieland, dem ich einen Brief brachte, hatte mich mit den Worten entlaſſen: „Ich erſuche Sie, wieder bei mir einzutreten, ich will Ihnen das Seltenſte von Weimar zeigen." Nach meiner Rückkunft war er eben im Begriff auszugehen, und hatte es hinterlaſſen, wohin ich ihm nachfolgen ſollte. Jetzt eilte er in die Stadt, endlich in den herzoglichen Garten, den man den Stern nennt. Schon in einiger Entfernung erkannte ich vor einem runden Kaffeetiſchchen bei einem Pavillon unter mehreren Perſonen den Herzog, den ich einige Mal vor Halle einen Theil des preußiſchen Kriegsheers Revue paſſiren geſehen. Vielleicht — dachte ich — will mich der Hofrath Wieland dem Herzog vorſtellen —! In dieſer

Ungewißheit blieb ich allmälig zurück, und aus einem ſchattigen Baumgang, in welchen ich meine Zuflucht nahm, trat jetzt ein Gartenknecht mit der Harke auf der Schulter und folgte dem Hofrath Wieland auf ſeinem Wege nach. Dieſer, in der Meinung, daß ich ihm nachfolge, erklärt dem Herzog, daß er das Vergnügen habe, Sr. Durchlaucht einen Kandidaten aus Halle, der Garve's Schüler geweſen, vorzuſtellen. — „Wen? meinen Gartenknecht? Einen ſolchen Kandidaten habe ich in dieſem Menſchen nicht vermuthet.“ Bertuch, Goethe, Muſäus u. ſ. w. fingen an zu lachen und Wieland ſah ſich verwundert um bei den Worten: „Ich habe doch einen fremden jungen Mann —.“ „Wahrſcheinlich verloren!“ fiel der Herzog ein. „Iſt es etwa“ — auf einen hohen Baum zeigend — „Der da oben?“ Ich war nämlich unterdeſſen auf einer Schneckentreppe, die an und unter einer Linde bis auf deren Gipfel hinaufgebaut war, zur höchſten Stufe geſtiegen, wo mich der Herzog erblickte und durch einen Diener zum Kaffee einladen ließ. „Hätte ich Sie nicht auf dem Baume entdeckt“, ſagte lächelnd der Herzog, „ſo glaube ich, der Hofrath Wieland hätte Sie nie wieder gefunden. Er hat mir geſagt, Sie wären ein großer Kinderfreund: bei ihm finden Sie Gottes Segen. Vor zehn Tagen, am neunten Juli, hat er ſchon wieder taufen laſſen; war's nicht ein Sohn?“ — „Verzeihung, eine Tochter.“ — „Und heißt?“ — „Auguſte Friedrike Wilhelmine.“ — „Iſt katholiſch?“ — „Wenn Euer

Durchlaucht Oberhofprediger Herder es ist, der sie getauft hat, Ja."

„Sind Sie zum ersten Mal in Weimar?" wandte sich der Herzog wieder zu mir. — „Nein, Euer Durchlaucht; vor zwei Jahren kam ich auf einer Reise von Cassel hier durch, als der König von Schweden*) seine Reise nach Italien machte." — „Haben Sie ihn gesehn?" — „Gewiß, und auch gesprochen." — „Wo und was?" — „In Erfurt. Er stieg ab im Gasthause zum römischen Kaiser, wo ich mich eben befand, und speiste da zu Mittag." — „Ganz recht. Wie war er gekleidet?" — „Sehr sonderbar. Einen dunkelbraunen Ueberrock mit hellbrauner seidener Schärpe, schwarze Schuhe, rothe Absätze, und einen großen runden Hut. Sein Minister oder Begleiter hatte dieselbe Kleidungsart. Er reiste, wie ich erfahren hatte, unter dem Namen eines Grafen von Haga. Der König wünschte etwas zu schlafen, und die Polizeibeamten erhielten von ihm den Befehl, das andrängende Publikum zu zerstreuen und ihm zu sagen, daß er nach einer Stunde speisen und Jedem erlauben wolle, in Ordnung um die Tafel zu gehn, im Fall man ihn zu sehen wünsche." — „Und dies geschah?" — „So erfolgte es. Als aber Niemand mehr vor der Thür war, trat der König aus seinem Zimmer in den Thorweg, wo ich eben stand." — „Sind Sie aus dieser Stadt?" fragte der König. — „Um Verzeihung, Herr Graf von Haga, ich studire

*) Gustav III.

Digitized by Google

jetzt in Halle." — „Wieviel sind Studenten in Halle?" — „Ich glaube vierzehnhundert." — „Sie machen vielleicht eine Erholungsreise?" — „Um Erziehungs-Institute zu besuchen." — „Sie wohnen hier im Gasthause? und heißen?" — Kaum war der König wieder in seinem Zimmer und ich bei meinem Mittagbrod, als ein großer Diener des Königs zu mir eintrat mit der Frage: ob hier der Kandidat Dietmar logire? der Herr Graf von Haga übersende ihm eine Flasche Champagner und ließe ihm Glück auf Fortsetzung seiner Reise wünschen! — Dies nahm ich dankend an, erwiederte einen gleichen Wunsch, und leerte die Flasche, aus Mangel besserer Bekanntschaft, mit dem Marqueur."

„Das gefällt mir!" sagte der Herzog. „Nun kommen Sie, ich will Ihnen meinen Garten zeigen; wenn Sie zurückkommen, hoffe ich Sie wieder im Stern zu sehen, und Sie erzählen mir dann, wie Sie das Salzmann'sche Institut gefunden haben."

Nach meiner Rückkunft von Schnepfenthal stattete ich, an demselben Orte im erwähnten Garten, den Bericht über das Erziehungs-Institut dem Herzog von Weimar ab, und bei'm Weggange äußerte ich, Musäus gegenüber, Bedauern, den berühmten Goethe nicht gesprochen zu haben. — „Das können Sie noch verbessern!" meinte Musäus. „Wenn Sie jetzt zu ihm gehn, will ich Sie begleiten. Melden Sie sich als der Studiosus, den er im Stern, vor acht Tagen, auf der Linde gesehen hätte, dann nimmt er Sie gewiß an. Der Salto mortale auf den Linden-

Digitized by Google

gipfel hat ihm gefallen, und wir haben Ihre damalige Standeserhöhung sehr belacht." — Unter der von Musäus angerathenen Adresse ließ ich mich bei Goethe anmelden.

„Sie kommen von Ihrer Schnepfenthaler Reise zurück?" fragte mich der damals noch in der Blüthe seines männlichen Alters stehende Goethe. „Haben Sie Ihre Wißbegierde befriedigt?" — Ich erzählte ihm Alles, was mich von dem Salzmann'schen Institut interessirt hatte. Mein Vorschlag, den ich dem Professor Salzmann gethan, die Naturgeschichte den Kindern in den Abendstunden mittelst einer Laterna magica zu lehren, gefiel ihm besonders. — „Er hat einen Bruder in Erfurt, der ein geschickter Thier-Maler ist" — erwähnte Goethe — „der könnte ihm zu diesem Behuf die unvernünftige Welt auf Glas malen." Dann fügte er hinzu: „So wahr und gut es wäre, den Kindern frühzeitig Geographie zu lehren, so bin ich doch der Meinung, daß man mit den nächsten Umgebungen der bildenden Natur zuerst anfangen müßte. Alles, was auf ihre Augen und Ohren Eindruck macht, erregt ihre Aufmerksamkeit. Sonne, Mond und Sterne, Feuer, Wasser, Schnee, Eis, Wolken, Gewitter, Thiere, Pflanzen und Steine sind die besonders wirksamsten Eindrücke auf das kindliche Gemüth. Kinder haben Mühe, die von Menschen gebildeten Formen von den natürlichen Gestalten zu unterscheiden, und es wäre nicht zu verwundern, wenn sie den Vater fragen: wie machst Du die Bäume?" — — —

Digitized by Google

Goethe fragte mich auch: „Was haben Sie von meinen Schriften geleſen?“ — „Werther's Leiden.“ — „Welchen Eindruck machte ſeine Leidenſchaftsgeſchichte auf Sie?“ — „Ich fand ſeine Empfindung für Lotte ſo rein menſchlich, daß ich ihm Alles verzeihen konnte, was er fühlte, ſprach und that.“ — „Haben Sie auch ſchon geliebt?“ — „Ich kann es nicht leugnen. Im Alter von einundzwanzig Jahren kam ich in die Nähe einer ſchönen Wittwe, für die ſich alle Gefühle in mir regten, aber Verhältniſſe hinderten mich, ihr meine Zuneigung zu geſtehen. Ich verehrte ſie, nur in ihrer Nähe befand ich mich wohl; aber — ich ſah die Unmöglichkeit, ihr die Unruhe meines Herzens zu offenbaren.“ — „War ſie ſchön?“ — „So fand ich ſie, und man ſagte mir, daß ſie in ihrem unverheiratheten Stande das ſchönſte Mädchen in der ganzen Umgegend geweſen wäre.“ — „Wiſſen Sie wohl, daß das Herz Geheimniſſe hat, wovon der Verſtand nichts weiß?“ — „Das hab' ich ſchon öfters eingeſehen, aber nicht mit Worten auszudrücken verſtanden.“

„Wiſſen Sie: Le paradis est pour les ames tendres, et condamné sont ceux, qui n'aiment rien.“

„Davon bin ich überzeugt, aber ſo glücklich die Liebe macht, ſo viele Leiden und Schmerzen führt ſie auch mit ſich. Ich habe die ſchöne Stelle memorirt, welche mir in Ihrem „Werther“ gefiel.

„Und welche war es?“

„Wer hebt den erſten Stein gegen das Mädchen,

Digitized by Google

das in einer wonnevollen Stunde ſich in den unaufhaltſamen Freuden der Liebe verliert? Unſere Geſetze ſelbſt, dieſe kaltblütigen Pedanten, laſſen ſich rühren, und halten ihre Strafe zurück."

„Die ganze Theorie des Anſtandes läßt ſich auf den unſichern Grund des Vorurtheils zurückführen. Es giebt allerdings Situationen des Lebens, in welchen das Herz beredt und der Mund verſchwiegen iſt. Ja das Herz iſt ſogar in Furcht, ſeine kleinen aber heftigen Bewegungen zu verrathen, und, um nicht in dieſe Gefahr zu kommen, wählt das furchtſame Herz die Verſchwiegenheit. — Ich habe mich noch nie mit einem jungen Manne, der eben die Univerſität verlaſſen, ſo ernſthaft unterhalten." —

Sich ſelbſt fiel Goethe abweichend der Art in die Rede, und ich erwiederte:

„Verzeihen Sie, ich bin ſchon ſiebenundzwanzig Jahr alt, bin ſpät auf Univerſitäten gegangen."

„Oft quälen mich Durchreiſende mit langweiligen Beſuchen, und da ich mich jetzt mit der Oſteologie beſchäftige, ſo lege ich ihnen geſammelte Knochen vor; das erregt den Beſuchenden Langeweile, und ſie empfehlen ſich. Ich habe bei Ihnen dieſe Vorlage vergeſſen."

Begreiflich waren dies für mich Abſchiedsworte, und als ich dann zu Muſäus zurückkam, erzählte ich ihm, wie freundlich mich Goethe aufgenommen, erwähnte auch die Unterhaltung über „Werther's Leiden" und die Paſſion der Liebe.

„In dieſem Punkt iſt er unübertrefflich!" ſagte

Digitized by Google

Muſäus. „So feine Kenner des menſchlichen Herzens finden ſich ſelten.“

„Goethe iſt ein kräftiger, robuſter Mann, wird uns Alle überleben; aber was ſagt er vom Tode und ewigen Leben?“

„Davon hab' ich ihn nie ſprechen hören. Er hängt mit ganzer Seele am Leben, das er für eine ſchöne Gewohnheit hält. Unſern Herder hörte ich darüber ſprechen, habe ſeine Worte, um ſie nicht zu vergeſſen, aufgeſchrieben.“

„Könnten Sie mir dieſen Schatz nicht mittheilen?“

„Warum nicht!“

Muſäus ſuchte unter ſeinen Papieren, fand, was ich wünſchte, und ließ mich dieſen Ausſpruch abſchreiben:

„Sterben heißt aufhören zu leben. Eine Uhr, deren Feder noch Spannkraft hat, bleibt, wenn die Räder abgenutzt und die Spindellöcher ausgelaufen ſind, der Feder ungeachtet, ſtehen. Hat das Herz noch alle Lebenskraft, die äußern Theile und die erſten Wege aber ſind abgebraucht, dann ſteht die Maſchine ſtill. Wenn das Gedächtniß ſchwindet, die Phantaſie noch ihre Wirkung äußert, wenn angenehme Bilder vor die Seele treten, und große Müdigkeit den Schlaf herbeiführt, wenn Träume beglücken und tiefer Schlaf die Augen deckt, wenn wir von ſinnlichen Eindrücken nichts mehr auffaſſen, der Puls langſamer und ſchwächer, der Athem ſanfter, tiefer und ſeltener wird, das Herz ſich nur noch einmal hebt, dann — ſind wir geweſen. Und doch, wenn

Digitized by Google

ſich gleich der Abendblume die Seele ſchließt, Alles um ſie her Dämmerung iſt — o Tod, o Schlaf! wer dich erfand — erfand der Menſchheit Leben!" —

Iſt dies Erhellung für Ueberirdiſches? — Herder, Muſäus und Dietmar, von dem nun meine Aufzeichnungen ſcheiden, können nicht antworten, würden aber wohl mit Denkenden und Fühlenden gleichen Sinnes ſeyn in Betracht einer andern Frage: Wird das Geiſtige, die Seele, nicht genährt mit Wahrheit, das Herz nicht erwärmt für Edles in Saat und That, — welcher Himmel, welcher Lichtkreis könnte ungetrübte Seligkeit geben? —

Da ich von Jugendtagen an dem Bereich des Bühnen-Schauſpiels genähert war, iſt es der Rückſchau unvermeidlich, mich von Zeit zu Zeit wieder dorthin zu wenden.

Im Jahr 1817 wurde ich perſönlich bekannt mit dem Schauſpieler Heinrich Ludwig Schmelka, der ſich von der Bühne aus als Luſtigmacher auszeichnete, in der Wirklichkeit aber minder dem Heiteren, mehr der Dunkelſeherei genähert war. Er kam von Breslau, gab Gaſtrollen für Berlin's „Königliche Schauſpiele", beſuchte mich zuvor, und wollte ſich auch empfehlen als Schriftſteller — was er war in mannichfacher Beihülfe. Er reichte für den „Geſellſchafter" mir einen Papierſtreifen, auf dem zu leſen war der folgende, nachher auch gedruckte

„Beweis.
Im Gotteshauſe ſieht man deutlich ein:
Daß Gott durchaus muß geiſtig ſeyn;

Denn, dränge jeder Ton in seine Ohren,
Den fromme Christen unharmonisch schrei'n,
Er riefe aus: Ach, laßt mich ungeschoren,
Da mag der Teufel Euer Herrgott seyn!"

Sehr empfehlend waren diese Reime meinem Empfinden nicht! — Näher kam mir Schmelka, nachdem er vom Jahr 1824 an als Mitglied des Königsstädtischen Theaters in Berlin lebte, er hier sein Streben vertiefte, so daß, nachdem fünf Jahre später Schmelka Bühnen-Gast in Breslau war, Karl Schall mit Recht sagen konnte: „Schmelka ist ein besserer Schauspieler geworden, ohne weniger komisch zu seyn; er versteht und ehrt als echter Künstler den Unterschied zwischen Darstellung eines Lustspiel-Charakters und den vagen Gebilden der Posse mit aller Freiheit der extemporirten Comödie: er ist Charakteristiker im strengsten Sinne des Worts."

Mit Schmelka als Schauspieler beschäftigen sich jedoch meine Gedanken minder als mit seinem Lebensgeschichtlichen, das er meist räthselhaft schweigsam hütete. Nur in Nähe seiner letzten Erdentage sprach er zuweilen von seiner jugendlichen Vorzeit, doch stets bei fühlbarer Zurückhaltung, selten deutlich offen. Er hielt sich für den Sprößling einer Familie, die sich durch das „von" vor ihrem Namen — den er mir niemals nannte — für hervorragend erachtete; jedenfalls muthmaßlich ließ sich annehmen, er habe etwa die ersten beiden Jahrzehnde seines Erdenwallens ver-

Digitized by Google

lebt in Verhältniſſen, die ihn anregten zum Jagdluſtigen, was er war bis in ſein Alter.

Unzweifelhaft iſt er verwickelt geweſen in Abenteuerlichkeiten; dazu ſoll gehören, daß er als Kind für die Geſchicklichkeiten der ſogenannten „ſpaniſchen Reiter" erzogen wurde und doch Geiſtesbildung hatte. Dieſe deutet ſich ſchon dadurch an, daß Schmelka zuerſt in jugendlichen Heldenrollen die Bühne betrat; kunſtſprüngerliche Beweglichkeit war ihm jedoch unleugbar eigenthümlich, was er zuhöchſt erwies als „Truffaldino", der „Diener zweier Herren". Wenn er mit vollen Schüſſeln, von beiden Händen umfaßt, ſich über die Bühne haſtete, ſprang er behend raſch über zwei Stühle hinweg, wobei die Schüſſeln nicht in Bewegung kamen. Auch ſchwang ſich dieſer „Truffaldino" — nachdem er hingekauert war, um den geöffneten Brief mit erweichtem Brod wieder zu verſiegeln und nun einen Zeugen fürchtete — durch einen einzigen Schwung plötzlich völlig aufrecht: er hatte im Augenblick die ganze Laſt ſeines Körpers gradſtreckig gehoben.

Als Geburtsort gab Schmelka erſt Riga, dann dieſe oder jene Stadt an; mir war es glaublicher, daß er aus Böhmen ſtammte, was mir auch der in Prag geborene Moritz Rott — den Schmelka Jahre hindurch in Pankow zum Wohnungs-Nachbar hatte — beſtätigte. Zu dem Glauben, daß er ein Böhme ſey, war unleugbar ſein Sprechton förderlich: er klang entſchieden böhmiſch-deutſch.

Schauſpieler war Schmelka zuerſt in Prag, dann

Digitized by Google

in Wien; von dort holte er seine Theater-Verwandtschaft mit dem „Kasperl", dem jüngeren Bruder des „Hanswurst", wurde dann in Breslau Liebling der Theater-Besucher, was er vom Jahr 1824 an auch den Berlinern war, indem ihnen Schmelka von der Königsstädtischen Bühne aus die Bäuerle'schen und andere Possen heimisch machte. Diese wurden verdrängt von Berlinereien, zu denen Schmelka's Wesen und Behaben sich nicht zwingen ließ, und worin sein ehemaliger Schüler Friedrich Beckmann sich hervorthat. — Nun hegte sich bei Schmelka Mißmuth, auch vom Alter begünstigt; er wurde im Umgange zurückhaltender, wohnte sich ein im Dorfe Pankow, wo sein Umgang eingeengt war auf seine Freundin, die Witwe des Schauspielers Scholz, und Moritz Rott, der, wie schon erwähnt, sich ebenfalls in jenem Dorfe eingewohnt hatte und mit Dem Schmelka — Beider Beschäftigungszeit für das Theater ausgenommen — Tag für Tag vertraulich beisammen lebte.

Schmelka's letzte Rolle war „Herr von Pappendeckel" in dem Singspiel: „Die Schwestern von Prag". Der Darsteller wurde durch Beifall ausgezeichnet, aber als es zur Wiederholung kam, war er krank und der Tod griff ein. — Am Tage vor der Beerdigung Schmelka's gab Carl Matthias Rott im Raimund'schen „Verschwender" den „Tischler Valentin", und als das „Hobel-Lied" in Wiederholung verlangt wurde, sang der sinnige Gast:

Digitized by Google

„Da rufen ſ' mich auf's Land hinaus,
Ja, Pankow heißt der Ort,
Da tret' ich in ein Trauerhaus,
Ein'n Sarg den brauchen ſ' dort.
Ein Sarg ſchreckt ſonſt den Tiſchler nicht,
Doch diesmal that mir's weh —
Und ſchwer wird mir die ernſte Pflicht,
Wenn ich den Todten ſeh'.

Er war in dieſem heitern Haus
So lange gern geſeh'n,
Halb ſterbend erſt ging er hinaus,
Nun iſt's um ihn geſcheh'n!
Todt wär' nun, der ſo oft erſtrebt,
Was Ihre Gunſt ihm bot?
Nein, wer in Ihrem Herzen lebt,
Nein, nein, der iſt nicht todt!"

Nun ja, Schmelka lebte im Herzen Vieler, aber alle Herzen ſind ſterblich; ich verwebte jedoch meinen Erinnerungen auch die an ihn, zugleich einverſtanden mit Dem, was im „Theater-Lexicon" zu leſen iſt: „Leicht beleidigt, eben ſo leicht wieder verſöhnt, war er dabei ein durchaus biederer, feſter und ehrenwerther Charakter."

Indem bei dem Hinblick auf Schmelka an den mir ſpäter befreundeten Moritz Rott zu denken war, möge darüber Näheres ſich hier anreihen.

Rott war wie zum Schauſpieler geboren in äußerer Geſtaltung und geiſtiger Haltung, mit dem Gedanklichen im Auffaſſen und Einüben verwandt auch der Raſchheit, womit das Natürliche zuweilen dem Geiſtigen plötzlich mehr noch einleuchtet. Er hatte weder das Seeliſche noch Körperliche vernach-

Digitized by Google

läſſigt, und ſchmückte er außerhalb der Bühne ſeinem Aeußeren die Sorgſamkeit gern mit dem Zierlichen, ſo iſt dies in Bezug auf den Schauſpieler gewiß eher zu loben als zu tadeln. Jedenfalls eigen waren ihm Macht und Umfang in geiſtiger und körperlicher Beziehung, er bewies dies in ſeinen Darſtellungen, die ſich vom höheren Trauerſpiel an bis zum übermüthigen Luſtſpiel zurecht fanden. — In jedem Verhältniß werth und treu, war zugleich ſein Weſen etwas durchglüht von Schwärmerei, die ihn auch hinzog zum Dichteriſchen, deſſen Richtung hervorgeht aus ſeinen Reim-Zeilen:

„An Anaſtaſius Grün.

Die alte Dichtung, ſinnig zart geſungen,
Vom Phönix, der ſich aus der Aſche hebt,
Das Glanzgefieder himmelwärts geſchwungen,
Durch blauen Aether auf zum Himmel ſchwebt:
Sie liegt, zur ſchönen Wirklichkeit geſtaltet,
Ein freudig Wunder unſerm Auge vor,
Ein Lebensbaum, in voller Pracht entfaltet,
Aus ſtein'gem Acker ſtrebet er empor.

Nach jeder Himmelsgegend hin verbreiten
Die immergrünen Segensäſte ſich,
Und Purpurblüthen, gold'ne Früchte gleiten
Aus ſeiner Blätter Krone wonniglich.
Aus „Schutt" und Trümmer iſt ein Bau erſtanden,
Der Pyramide gleich am Nilus-Strand,
Ein Geiſt, kein Volk in engen Sklavenbanden,
Hat dieſen Pharos leuchtend hingebannt.

Es iſt das Wort, der göttliche Gedanke,
Der Urgeiſt, der zur Menſchenſeele ſpricht,
Die Phantaſie, zertrümmernd jede Schranke,
Unſterblichkeit begründend im Gedicht.

Digitized by Google

Du ſingſt vom Lenz, von Roſen, Nachtigallen,
Von Moder, Grabesnacht und Auferſtehn —
Beglückter! dem das ſelt'ne Loos gefallen:
Du kannſt in Deinem Lied nicht untergeh'n."

Dieſe Gefühls-Ausſtrömung, völlig ergeben dem Empfinden des Anaſtaſius Grün (Anton Alexis von Auersperg), bezeugt für Rott den Einfluß jenes Dichters, deſſen Selbſtbekenntniß unter Anderem berichtet:

„So, ob mich Liebe gleich durchglühte,
Ob auch Erfüllung mich nicht floh,
Ob Luſt und Freude mich umblühte,
War mein Geſang doch nimmer froh.
Selbſt wenn mit holdem Lilienarme
Mich Liebchen traut und warm umſchlang,
Sang ich vom ſüßen Liebesharme
Zur Harfe manchen Trauerſang."

Dermaßen ſchwarz färbte Rott ſeine Gefühle nicht; Düſterheit mußte er aber überwinden: denn Jahre hindurch hatte er ſeine hoffnungslos kranke Frau zu pflegen. Dazu mitbehülflich war eine im vollſten Sinne ehrſame, mitfühlend treue, deshalb nennenswerthe Wärterin, die ſich nach dem Tode der Frau bei dem Witwer wirthſchaftlich bemühte. Ueber die noch jugendlich anmuthige Sachſin wurden nun irrige Gerüchte laut, und ich ſagte deshalb eines Abends zu Rott: „Für des Mädchens Ruf haben Sie zu ſorgen; alſo: entlaſſen oder heirathen!" — Mir wurde entgegnet: „Ja, wenn ich ſicher wüßte, ſie bliebe als Hausfrau mir Gealterten gegenüber ebenſo!" und ich hatte die Kühnheit, auszurufen:

Digitized by Google

„Das wollt' ich verbürgen, nach Allem, was die in jeder Hinsicht Bewährte bisher that!" Und diese Frau Rott hat mein Zeugniß bestens gerechtfertigt in Freud' und Leid: denn Rott mußte zuletzt Jahre hindurch leiden an fast völliger Lähmung, rühmte nun aber stets seine muthige, seine ihn erheiternde Pflegerin, der ich hier anerkennende Theilnahme bezeuge.

Auf anderer Seite meines Lebensganges hatte ich im Jahr 1818 ein wenig zu kämpfen wegen der mir nie sichtlich gewordenen, von Thoren für eine Oberhofmeisterin der Weisheit gehaltenen Frau Juliane von Krüdener. Bekanntlich war sie einst die so weit Erhobene, daß sie drei Gekrönte in ihrem Pariser Bet-Saal vorbereitete zur sogenannten „heiligen Allianz", die aber aus ursprünglicher Dreieinigkeit bald vielseitige Uneinigkeit entwickelte. — Früher, in den Unheils-Jahren 1806 bis 1809, soll Frau von Krüdener angeblich auf die Königin Luise von Preußen durch biblische Tröstungen eingewirkt haben in Hinweisung auf die allwaltende, ewig herrschende Segensmacht. Nach der Rückkehr des Königlichen Paares habe ich in Berlin mehrmals erfahren, daß Hofherren die damals gebräuchlich gewordene Staats-Frömmelei vom Rededunst der Frau von Krüdener sich hatten steigern lassen. — Nun war zu Anfang des Jahres 1818 die nach ihrer Einbildung „zur Himmels-Botin Auserwählte" in Leipzig, und Berichte von dort für meine Zeitschrift hatten eine andere Stimmung, als jenen Hofherren zusagte. Erzählt ward von meinem Berichterstatter unter Anderem:

Digitized by Google

„In Gesellschaft einiger Freunde hatte ich Gelegenheit, Frau von Krüdener zu sprechen. Wir wurden nach dem Hotel de Saxe geführt, wo die wandernde Priesterin in der dritten Etage wohnt. Bei dem Eintreten fanden wir ihre Tochter, Frau von Berkheim, welche von der Krüdener selbst die „Vollendete" genannt wird. Der Kaplan Kellner saß schreibend im Zimmer; Er, der oft sagt: „er sey ein großer durch Frau von Krüdener erleuchteter Sünder", sieht einem Sünder noch ziemlich ähnlich; man begreift bei seinem Anblick: daß man ihn in dem Lande, wo Lavater's „Physiognomik" entstand, nicht leicht für ein gutes Wesen halten konnte. — Artig empfangen, waren die gewöhnlichen Verlegenheits-Gespräche bald im Gange, endlich trat Frau von Krüdener ein, und nach einigen gleichgültigen Worten über ihre Reise ward die Unterhaltung sogleich religiösen Inhalts. Länger als eine Stunde sprach sie mit vieler Salbung in Art der Herrenhuter; ich glaube aber: der Glaube mußte dabei zum Verständniß helfen. Der Vortrag kann erleuchtet gewesen seyn, das begriff ich vielleicht nicht, daß er aber selten klar genannt werden konnte, das mein' ich begriffen zu haben. Die Verderbniß der Menschen im Allgemeinen, der „laue" Protestantismus und der „kalte" Katholizismus, ferner die Härte der Reichen gegen die Armen waren die Texte zu den Reden. Sie erhob dann große Klagen gegen die Schweiz, und gab von dieser eine Schilderung, welche wohl manches Wahre, doch auch gewiß viel Ueber-

Digitized by Google

triebenes enthielt. Einige patriziſche Familien, ſagte ſie, drücken dort Alles zu Boden, die Reichen laſſen vor ihren Augen die Armen Hungers ſterben, die Sündhaftigkeit iſt grenzenlos, beſonders durch die vielen „Fabrik-Menſchen" veranlaßt. Vor drei Jahren, ſprach ſie weiter, wurde mir die große Hungersnoth offenbart, ich habe gewarnt und bin mit Verachtung behandelt worden. In ſo hohem Grade, als ſie erfolgte, habe ich jedoch die Theurung nicht vermuthet und daher Manchem abgerathen, ſein Vaterland zu verlaſſen; doch, da Gott endlich dieſe harte Strafe ſandte, verließen mehr als achtzehntauſend Familien ihre Heimath. Ein großer Theil iſt zwar umgekommen, doch — hier hob ſie ihre Augen gen Himmel — ſie ſtarben bekehrt. Die Nachrichten, welche ich jetzt aus der Schweiz habe, beſtätigen, was ich bei meinem Abſchiede ſagte: das Nahen einer gänzlichen Anarchie, denn der Arme kann ſich dieſe Bedrückungen ferner nicht gefallen laſſen. Ueberhaupt ſteht dem Weltgebäude eine große Revolution bevor, die „ſchmelzenden Gletſcher" ſind die Vorboten. — Als wir bei dieſem Anlaß die Stürme in Indien erwähnten (Frau von Krüdener lieſt keine Zeitungen!), da rief ſie: „Hört, hört!" — als wäre ſie im engliſchen Parlament. — Jetzt kamen Klagen über die Behandlung, welche ſie auf ihrer Reiſe erfahren. „Von Stadt zu Stadt" — berichtete ſie — „bin ich von Bewaffneten begleitet worden, in mehreren Orten, ſelbſt in Schmalkalden, wo doch auch ein heiliges

Digitized by Google

Bündniß geschlossen ist, wurde mir der Eingang verwehrt." — Wir erhielten dann die Mittheilung: was sie, um des sündhaften Zeitalters willen, neuerdings an verschiedene Potentaten geschrieben habe, und als wir endlich selbst zum Scheiden Miene machten, wurden wir mit einem religiösen Gruße entlassen. — Meine Meinung über diese Dame ist: Sie hat einst Aufsehen gemacht und möchte es ferner machen; sie will stolz seyn können auf irgend etwas und wär' es auch auf Verfolgung; sie hat unbezweifelt Kenntnisse, über welche man früher ihr schmeichelte, so glaubt sie ihre geistigen Kräfte erweiterter als sie sind, und füllt alle Lücken mit Phantasieen, wie sie überhaupt nach Allem greift, was ihren Ideen dienen kann, und nichts ist ihr so unwahrscheinlich, daß sie den Glauben versagte, wenn es nur irgend zu ihren Ansichten taugt. Sie ist voll Schwärmerei der Leichtgläubigkeit, und wenn ein tieferer Geist seine Erfahrungen nach innen wendet, um für sich eine ungestörte Friedlichkeit zu gewinnen, so drängt sich ihre sichtbare Oberflächlichkeit stets nach außen. In einem Kreise, der ihr angehört, möchte sie mit diesem Wesen unschädlich schalten können, als Rednerin zum Volke kann sie nicht füglich geduldet werden, da es gegen alle Ordnung streitet, und da die Masse natürlich Das, was die Lehrerin schon nicht verständig giebt, arg mißverstehen muß. So wünschen wir denn von Herzen, daß ihr Leben aus dem Schwindel zu einer festen Haltung kommen möge, was am schnellsten geschieht, wenn sie über die Schranken der Weiblichkeit einmal

Digitized by Google

tief nachdächte, ſtatt daß ſie ſich bei ihrem jetzigen Vorhaben alles Denkens zu enthalten ſucht."

Dieſer Darlegung, dem „Geſellſchafter" (1818. Bl. 7.) mitgegeben, folgte noch eine (Bl. 18.), von der ich nur den Schluß erneure:

„Sie eiferte in einer verſammelten Geſellſchaft wieder viel gegen die Philoſophen und alle Diejenigen, welche auf Verſtand und Wiſſen etwas geben. Auch von bevorſtehenden göttlichen Strafen ſprach ſie wieder, die, ſo viel man begreifen kann, durch die Türken in Erfüllung gehen werden. Wie nahe dieſe ſeyn ſollen, geht aus folgender Aeußerung von ihr hervor. Als nämlich Jemand zu ihr ſagte: daß, wenn ihr Aufenthalt hier ſich vier bis fünf Monate ſpäter ereignete, es ihm zum Vergnügen gereicht haben würde, ſie bei ſich auf ſeinem Gute hier in der Nähe zu ſehen, erwiederte ſie: „Das liegt dann wohl ſchon in Ruinen!" — Am Schluß jener Verſammlung ertheilte ſie den ſich Entfernenden den Segen. Und ſo iſt denn hier die Erſcheinung dieſer ſeyn wollenden Prophetin vorüber gegangen, ohne etwas Anderes zu bewirken, als in den inflanablen Köpfen einiger Wenigen zu dem bereits vorhandenen Zunder noch etwas mehr hinzugefügt zu haben."

Nach Veröffentlichung dieſer Berichte waren etliche jener Hofherren, die früher durch Frau von Krüdener und ihre Ueberſpannung ſich hatten geiſtig enthaupten laſſen, gegen den „Geſellſchafter" und deſſen Herausgeber feindſinnig geworden, und nun erſchien noch („Geſellſchafter" 1818. Bl. 35.) folgende

Digitized by Google

„Apoſtrophe.

Verſtand verleihe, Herr, mir lebenslang!
So laute jedes Menſchen Taggebet;
Denn Köſtlicher's kann er wohl nichts verlieren
Als dieſes Kleinod, dieſe Himmelsgabe,
Das Einzige, was ihn vom Thiere ſcheidet.
Mit Recht iſt alſo, wem der Stern erloſch
In Mitternacht des ſturmbewegten Lebens,
Ein traurig Bild des Jammers und des Mitleids.
Doch wer ſoll Den bedauern, der den Gott
In ſich muthwillig ſo verleugnet und verſpottet,
Daß der Beleidigte entflieht? Und dennoch
Regt uns ein Etwas ſich in tiefer Bruſt,
Ein wunderbar Gemiſch von Wehmuth und
Von Zorn, wenn eine Stadt, ehrwürdig ſtets
Durch Wort und That für Vaterland und Fürſten,
Wenn ſie, die mehrere Jahrhunderte
Dem Dienſt der Weisheit Prieſter hat erzogen,
Die Göttin läſternd, ſich mit Thoren füllt,
Zuſammenſtrömend aus den eig'nen Bürgern.
Verblendete, ſeht Ihr die Feſſeln nicht,
Die man dem Geiſte ſchmiedet durch ein Weib,
Das Pfaffenliſt und Pfaffentrug erwählt,
Europens Gläub'ge unter Einen Hut,
Die römiſche Tiara, zu verſammeln:
Daß Eine Heerde werde und Ein Hirt,
Um ſo als Unterhirten ganz gemächlich bald
Die Schäflein nicht zu ſcheeren — nein, zu ſchinden?
Seht ihr denn nicht, daß die Sybille nur
Die würd'gen Schüler des erhab'nen Meiſters
Darum ein Tau — das durch ein Nadelöhr
Hindurch nicht will — zu Fäden trennen und aus dieſen
Mit großem Eifer Netze ſtricken läßt,
Leichtgläubige zu fangen? Kennet ihr
Den Köder nicht, nach dem ihr gierig ſchnappt?

Digitized by Google

In myſtiſchem Unſinn will man euch betäuben,
Damit ihr blindlings in die Falle geht,
Euch aufgeſtellt von ſchnöder Frömmelei.
Iſt's glaublich: Männer, deren Ahnen einſt
Den falſchen Waldemar als falſch erkannt
Und ihrem echten Fürſten treu geblieben,
Verleugnen ihre hohe Abkunft ganz:
Sie ziehen ſchaarenweiſe hin zur falſchen
Prophetin, laſſen ſich von ihr und von dem Troß
Der gaunernden Zigeuner, die ihr folgen,
Verlocken aus dem Reiche der Vernunft
In's Reich der Dummheit und der Finſterniß!
Kein Wunder iſt's dann, wenn das ſchwächere
Geſchlecht dem Beiſpiel folgt des ſtärkeren,
Voran ſich drängt, und weinend ſchluchzt und lauſcht,
Gerührt von religiöſer Gleisnerei,
Die ſchlau Vergebung zuſagt aller Sünden,
Im Namen deſſen, den ſie frevelnd höhnt,
Wenn nur zu ihr der Sünder Schaar ſich wendet,
Von ihr recht innig ſich ergreifen läßt!
Das aber iſt der alte Pfaffenkniff —
Erdacht von Proſelytenmacherei —
Der ſtets erwünſchte Früchte hat getragen.
O Luther, könnteſt du der Welt erſteh'n,
Du würdeſt donnernd deine Stimm' erheben,
Und, wie einſt Tezel'n, jetzt der Ablaßkrämerin,
Die durch Europa zieht von Süd nach Nord —
Nimmt ſie gleich Geld nicht für die Sündenwäſche —
Das ſchlechte Handwerk legen. Sohn des Lichts,
Der Wahrheit Kämpfer, zürne darum nicht,
Daß Viele, die vor wen'gen Tagen noch
Das Feſt der Rettung aus des Geiſtes Sclaverei
Durch Dich, das unvergeßliche, gefeiert,
An Deinen Lehren zu Verräthern werden:
Vergieb es, was ſie thun, ſie wiſſen's nicht!"

Digitized by Google

An einem der letzten Tage des März 1818 hatte ich dann in Folge dieser „Apostrophe" und der Berichte aus Leipzig in meinem kleinen Arbeitszimmer eine Anzahl jener alterirten Hofherren zu begrüßen und von ihnen zu hören, daß ich der Verleumdungen gegen Frau von Krüdener und der Ausfälligkeiten gegen alle der Erleuchteten Anhänglichen schuldig und zu einer Ehrenerklärung verpflichtet sey. Ich antwortete, daß ich damit meine eigene Ehre verletzen würde, fände mich also nur bereit, Das drucken zu lassen, was die Herren vorschreiben möchten, mir jedoch eine Hinzufügung vorbehaltend. Es entstand ein sehr lebhaftes Gerede, was Mitbewohner des Hauses herbeirief, und draußen auf der Straße wurde es ebenfalls lebhaft. Wir trennten uns nun ohne Beschluß, und Weiteres geschah nicht, oft aber habe ich damals — und immer öfter — mich erinnern müssen an Luther's Ausspruch: „Die Welt ist wie ein betrunkener Reiter; hebt man ihn auf einer Seite in den Sattel, fällt er von der anderen Seite wieder herab." —

Uebrigens will ich keinesweges Gewaltthaten beschönigen, die von Machthabern verfügt wurden gegen Frau von Krüdener, nachdem man sie als vortheilhaftes Werkzeug in die Zeitereignisse verwebte. Zweifelhaft ist es mir aber, ob man durch ihr Einschieben in Geschichtliches die Lehre erworben hat, daß man einer Persönlichkeit, der man durch klügliche Absichten Wichtigkeit gegeben, diese Wichtigkeit nicht plötzlich entziehen kann, ohne daß neue Uebelstände

Digitized by Google

entstehen. — Man hatte das Volkswesen angeweht mit der Freiheitsgluth, auch die Glaubenskraft zu Hülfe gerufen; jene wurde zum Uebersturz des Volksdranges, diese zur Frömmelei, und geltend machten sich nun allseitige Uebergriffe, die manches Marthrthum erzeugten, auch das der Frau von Krüdener. —

Einen mit Unrecht fast völlig Vergessenen rufen sich nun meine Erinnerungen herbei: Julius von Voß, in seiner Eigenthümlichkeit eine seltsame Erscheinung. — Geboren am 27. August 1768, ist in Bezug auf seine erste Jugendzeit wenig bekannt; wunderlich mußte sie gewesen seyn, denn es hatte ihr alle Schulbildung gefehlt. Vom vierzehnten Jahr an war er Soldat, blieb es — zuletzt als Lieutenant — bis zum dreißigsten; durch seine freimüthige Zunge und Verbesserungs-Vorschläge hatte er sich Feindschaften zugezogen, erbat seine Entlassung, und suchte nun Entschiedenheit darüber: ob er Schriftsteller, musikalischer Componist oder Maler werden wolle, im Befragen der Knopflöcher an seinem Rock. Der letzte Knopf hielt den Schriftsteller fest, und Voß eiferte sich nun hinein zu mancherlei Schaffen durch Feder und Tinte. Selbstgeständlich war es ihm unmöglich, sich zu besinnen auf die Titel der Romane, Schauspiele und Flugschriften, die er von 1813 bis 1828 herausgegeben; er glaubte aber, „daß mehr als hundert Bände von ihm erschienen und einige Hundert Aufsätze in Zeitblättern", meist ohne seinen Namen. — Mag für einen großen Theil dieser Erzeugnisse das Urtheil zu billigen seyn: er verdiene

Digitized by Google

keine Beachtung, ein anderer Theil, ob man jetzt kaum daran denkt, ist dennoch nicht ohne Werth. Jedenfalls weisen diese Gaben hin nach den verschiedensten Strebungen (Staats- und Kriegskunde, Tagesgeschichte, vielfarbig ernst, heiter und witzig ausgestattete Unterhaltungs-Schriften) und zeichnen Julius von Voß als einen Mann mit vielfältig anwendbarer Einsicht, mit sehr beweglichem Geist, und es ließen sich Beweise dafür auch aus dem „Gesellschafter" herbeiholen. Vereint waren jene Eigenschaften freilich mit zu raschem Betrieb der schriftstellerischen Fruchtbarkeit; ihr Uebermaaß entstand aber meist in Folge seines Nothstandes, dessen Macht und Einfluß er selten abwehren konnte. Leider fehlt in Deutschland öfter als in andern solchen Ländern, wo man sich der Bildung rühmt, der Wille und Antrieb, geistreich Befähigte auf ihrer richtigsten Bahn zu fördern, ihnen Freiheit und Mittel zu verschaffen, dort das Bestmöglichste zu erreichen. Unendlich viel Bedeutendes und Werkthätiges geht dadurch für alle Zweige des Wissens, des Hervorbringens und der Erhebung des Berufs im Menschenthum verloren, gar viel Tüchtiges verkümmert, weil der Blick dafür entweder fehlt oder sich theilnahmlos abwendet. Und eben Diejenigen, die in ihrem Vaterlande Fähige nicht erkennen oder absichtlich unterschätzen, dadurch der Uebermacht des Auslandes in mancherlei Bereich sündlich Vorschub leisten, sind bei den Deutschen, im Vergleich mit andern Völkern, am zahlreichsten. — Außerdem hatte Julius von Voß Liebe zur Unabhängigkeit, die sich

Digitized by Google

Beſchützer nur dort erwirbt, wo man das Menſchenrechtliche gleichrechtlich übt, das heißt: unabhängig von übereinkommlichen Forderungen, mit denen man innerlich erniedrigt, was man äußerlich zu erheben meint. — Bei ihn drückend beherrſchenden Zuſtänden kam die größere Zahl der ſchriftſtelleriſchen Erzeugniſſe von Julius von Voß mit der Anweiſung auf Vergänglichkeit zu Tage, mehrere aber werden ſich in ihrem bedingten Werth auch für künftige Zeit erhalten; Zeitgenoſſen dürfen jedenfalls mit ſeinem Andenken ihr Bedauern verbinden, daß er nicht Gönner fand, die ihn für Gediegneres unterſtützten. — In ſeinen letzten Lebensjahren war er von Trübheit befallen; menſchenſcheu und leicht empfindlich verletzt ging er umher, und ich habe Seiner in flüchtigem Hinblick gedacht, weil er bei allem Wenden, Mühen und Entbehren Mann von Geſinnung blieb, dem ein anerkennender Nachruf das anderſeits ihm Nachtheilige in Hinſicht auf ſeinen Nothzuſtand mildern möge. — Ach! — wie viele ehrenhaft Geiſtvolle ſah ich im Mangel untergehen, während neben ihnen Flachköpfe durch ſchmachvolle Dienſtlichkeit ſich zu Glanz erhoben! —

Wenn ich nun meinem Gedächtniß ein Musterbild von liebenswürdiger Kindlichkeit im Mannesalter heranrufen will, ſtellt ſich mir ein in ſolcher Geſinnungsweiſe Unübertrefflicher. Es iſt Auguſt Zeune, im Jahr 1806 Begründer und dann Direktor der Blinden-Anſtalt in Berlin, mir aber ſchon traulich genaht während meiner Schul-Uebungen in

Digitized by Google

Wittenberg. Als jene Stiftung ihren fünfundzwanzigjährigen Bestand feiern konnte, da war unter Anderem zu sagen:

„Kaum hatte die Anstalt die ersten Wurzeln geschlagen, als sie auch schon beim Einbruch französischer Kriegsheere wieder einzugehen drohte. In dieser Zeit der Noth brachte Zeune den Rest seines kleinen Erbtheils aus Sachsen, um ihn frommen, menschenfreundlichen Sinnes als Opfer hinzugeben, und dem Staat eine wohlthätige Anstalt zu erhalten."

In welchem Sinne er sie leitete, geht hervor aus seiner völlig zu bestätigenden Erklärung:

„Die ganze Verfassung ist mehr einem kleinen Freistaate als einer unumschränkten Alleinherrschaft zu vergleichen, und der Vorsteher ist mehr ein Ordner nach den Gesetzen des Rechts und der Billigkeit, als ein Herrscher nach Willkür und Laune. Denn daran soll Jedermann erkennen, daß wir seine Jünger sind, daß wir Liebe unter einander haben." —

Bekannt ist Zeune's Antrieb, aus unserer Sprache jeden Fremdausdruck zu verbannen; er wurde deshalb oft geneckt, besonders als er die Namen London und Paris, zufolge der Bodenräume, auf denen der Bau dieser Städte ursprünglich begann, als Bezeichnung von „Schifffstadt" und „Schlammstadt" erklärte. Auch seine „Erdkarte vom Himmel aus" reizte in der Oeffentlichkeit heitere Bemerkungen, ohne daß der Zwist Richtigkeit und Unrichtigkeit auszugleichen wußte, und Zeune verlor bei solchen Streitigkeiten selten seine gemüthliche Laune.

Digitized by Google

Ein ihn höchlichst beglückendes, für seine wohlthätige Betriebsamkeit ermuthigend wirkendes Glück hatte er, als sich im Jahr 1836 berichten ließ:

„Die Blinden-Anstalt, unter Direktion des Professor Zeune, wird ihre Nützlichkeit auf einen weiteren Kreis von Zöglingen ausdehnen. Sie hat dies einem eigenen Umstande zu verdanken. Zu der Zeit, da in Berlin die Sterbefälle zahlreicher waren als sonst, was man der Cholera zuschrieb, besuchte ein sehr bejahrter Mann mehrmals das Blinden-Institut und erkundigte sich nach allen Einrichtungen. Er kam seitdem alle Jahr einmal wieder und zeigte stets eine rege Theilnahme, ohne daß man viel von dem Manne wußte. In diesem Jahre starb er und bei Eröffnung seines Testaments ergab sich, daß derselbe — er war ein pensionirter Rittmeister — den größten Theil seines Vermögens (nämlich die Summe von 80,000 Thlr.) dem Blinden-Institut vermacht hatte; so wird es nun durch Erweiterung seines Wirkungskreises dem ihm gewordenen Wohlthäter zu einem dauernden Denkmal."

Erwähnenswerth ist Zeune auch als Dichter. Im Jahr 1840 wurde sein „Oratorium: Huß", in Musik gesetzt von Johann Karl Gottfried Löwe, mit Beifall aufgeführt. Daß aber der Dichter sich Angriffe zuzog vom einseitig priesterlichen Standpunkt, wird leicht erklärlich durch die, ob auch nur gesungenen Aeußerungen:

„Der Wiklef hat in Wahrheit nichts gelehrt,
Was nicht mit Christi Lehre stimmen sollte.

Digitized by Google

Wo hat denn Christus einen Papst verordnet?
Ausdrücklich spricht er ja: „Im Himmelreich
Soll Keiner größer seyn als jeder Andre."
Wo hat er denn gesagt, daß seine Kirche
In Glanz und üpp'gem Reichthum solle herrschen?"
Ausdrücklich spricht er: „Selig seyd ihr Armen,
Denn das Reich Gottes ist euch zugetheilt."
Wo hat er denn verordnet, daß ein Bischof
Kann ohne Sacrament mit Weibern leben?
Da doch Sanct Paulus deutlich spricht: „Ein Bischof
Soll seyn unsträflich, Eines Weibes Mann."
Wo steht geschrieben, daß ein Ablaßgeld
Die Seele rette aus dem Fegefeuer?
Da weder Ablaß noch auch Fegefeuer
Je in den heil'gen Schriften wird genannt."

Ohne daß der Himmel- und Erdkundige seinen Namen einmischte, erschien in demselben Jahre (1840) sein Schriftchen: „Ein Wort Friedrich des Großen über die Naturgrenze zwischen Deutschland und Frankreich", ebenfalls Widersacher erweckend. Der „Gesellschafter" bemerkt darüber in launigem Anstrich:

„Der Verfasser hielt sich anonym, da man sich indeß hierdurch nicht hindern ließ, ihn kund zu geben, wissen wir durch Schwarz auf Weiß, wer es ist, und es wäre, um mit der Leipziger „Allgemeinen" zu reden, „Affektation, wenn wir etwas, was wir wissen, nicht wissen wollten." Also — Zeune erneuerte seine richtige Ansicht, daß keineswegs Ströme, sondern Gebirge als natürliche Grenzen anzuerkennen sind; danach zieht er nun seine Linien auf den Land-Charten, zieht sie in seiner Schrift auch zwischen Deutschland und Frankreich, und wir Deutsche können

Digitized by Google

damit ſehr zufrieden ſeyn, denn er giebt uns, was wir nicht haben, und weiſet dagegen den Franzoſen ganz hübſche Entſchädigungen an, die ſie ſich aber auch erſt nehmen müßten. O ja, es iſt wohl 'ne gute Idee, doch auch in der Wirklichkeit leicht? — o Nee! — Die Schrift wird aber nicht nur deutſchen Staatsmännern, ſondern auch franzöſiſchen, die ein gutmüthig naives Deutſch verſtehen, viel Vergnügen machen, und unſerm Volke gewiß, dem es noch obendrein frei ſteht, auf der Charte Deutſchland ſo einzurichten, wie es Zeune wünſcht, der in ſeiner poetiſchen Proſa mehr thut als Niclas Becker in ſeinen Verſen; denn Jener will erſtens auch: „Sie ſollen ihn nicht haben"; zweitens möchte er ſich noch Verſchiedenes herausgeben laſſen."

Ueber meinen Jugendfreund Auguſt Zeune habe ich jedenfalls nur Liebes und Gutes zu erzählen, und ich will ſein Andenken hier noch feiern mit dem Anſchluß eines ſeiner Lieder, das nur Wenigen bekannt wurde, und womit ſich bezeugt, daß ſeine wiſſenſchaftliche Richtung auch aus ſeinem Scherz hervorleuchtet. Es iſt ſo abgedruckt, wie er es ſchrieb, wonach ſichtlich wird, daß er abwich von der Gewohnheit, jeder Verszeile den großen Anfangs-Buchſtaben zu geben:

„Die Urſänger.

Zur Zeit, als noch den Erdball wüſt und leer,
das gährende Gewäſſer rings bedeckte,
als nur der Wallfiſch andre Fiſche ſchreckte,
als noch die Lüfte dampften neblig ſchwer,

da war es auf der ganzen Erde ſtumm,
denn Fiſche ſingen nicht, ſie ſind zu dumm.
Chor.
Fürwahr, der Fiſch iſt ewig ſtumm und dumm,
ſo ſagte längſt ſchon das Proverbium.

Doch als der Himalaja aufgetaucht,
das Feſtland hoch und höher war geſtiegen,
da ſah man Vögel durch die Lüfte fliegen:
der Schöpfung war nun Stimme eingehaucht;
vom Adlerbaß bis Nachtigallſopran
ſtimmt Alles jetzt ein luſt'ges Tonſpiel an.
Chor.
Vom Baß, Tenor und Alt bis zum Sopran
ſtimmt Alles jetzt ein luſt'ges Tonſpiel an.

Als grüner Teppich weit die Erde ſchmückt,
erwacht der Menſch inmitten würz'ger Blüthen,
wo bunte Vöglein in den Zweigen brüten:
er iſt zu reiner Seligkeit entzückt.
Es dringet in ſein Ohr ein ſüßer Klang,
und von dem Vogel lernen wir Geſang.
Chor.
Es dringt in unſer Ohr ein ſüßer Klang,
und von dem Vogel lernen wir Geſang.

So ſtieg Geſang hernieder aus der Luft,
da Menſchen ihn von Luftbewohnern lernten,
und höchſtes Lob, das Sängerinnen erndten,
iſt Nachtigallenſchlag voll Frühlingsduft.
Auf luft'ger Welle fliegt von Ort zu Ort
der Klang der Stimme wie ein Flügelwort.
Chor.
Ja traun! Geſang ſtammt her aus höherm Ort,
drum nennt Homer geflügelt auch das Wort.

Digitized by Google

So ſey Geſang durch Niedres nie entweiht,
nicht ird'ſcher Schwere folgen ſeine Wellen,
kaum hingehaucht ſie ſchon zum Himmel ſchwellen,
verlierend ſich im Urraum endlos weit.
Nur Edlem gelt' es, ſey es Ernſt, ſey's Scherz,
ſey's Götterfunke, Freude, ſey es Schmerz.
Chor.
Nur Edlem gelt' es, ſey es Ernſt, ſey's Scherz,
zum Herzen dringe, was gefühlt das Herz."

Zumuth iſt mir ſo, wenn ich des Freundes Auguſt Zeune mich erinnere, und es ſchwächt ſolches Empfinden nicht, daß ich anzufügen habe: bei ſeinem vielſeitigen Wiſſen und in ſeinem ganzen Behaben war er wie nicht getrennt vom kindlichen Begriff. Umſicht und Gelehrſamkeit, die ſich in ſeinen Schriften nach verſchiedener Richtung erweiſen, waren nebenher verbunden mit Beſchränktheit in Mancherlei, ſo daß ſich in und an ihm ein Weſen fand, ſehr geeignet für Umgänglichkeit, aber im Mannesalter noch dermaßen kindlich, daß zuweilen Jeder des zweideutigen Lachens ſich nicht enthalten konnte, Jeder aber zugleich ſtets Rührung und Wohlwollen empfand. Wenn wir jedoch — zufolge unſerer Glaubens-Urkunden — wie Kinder werden müſſen, um in's Himmelreich zu kommen, dann läßt ſich in Bezug auf Zeune verſichern: er war ſchon im Himmelreich bei ſeinem Erdenleben, und in dieſem mag die Schilderung des von der Schulbank her mir treuen Freundes ſein Andenken bewahren helfen. —

Gedacht ſey jetzt an Charlotte Birch-Pfeiffer, die ſich mit mir bekannt machte im Jahr 1823, als

Digitized by Google

ſie zum Erſtenmal Gaſtin war auf dem Königlichen Theater Berlin's. Sie kam aus Hamburg als „Demoiſelle" Pfeiffer — das „Fräulein" bedurfte damals noch des „von" — kam zu mir in Begleitung einer von ihr eingeſchulten Demoiſelle Seebach. Dieſe wurde mir nach kurzem aber lebhaften Gruß vorgeſtellt mit der fragenden Anrede: „Herr Profeſſor, iſt dies Mädchen ſchief?" — Erſtaunt zurückweichend ſah ich hin auf die erhitzte große Pfeiffer und die verlegene kleine Seebach, ohne zu wiſſen, was man mir zumuthe. Endlich vernahm ich eine Anklage meines Hamburger Berichterſtatters, Dr. Bärmann, der in Hinſicht auf die „Schülerin" unter Anderem von dem „ſtets nach einer Seite hangenden Kopf" geſprochen, ihr auch überhaupt wenig Angenehmes geſagt hatte. Der Hamburger war, wie ich ſpäter ſelbſt entdecken konnte, im Recht; es war aber, muthmaßlich in guter Meinung, etwas zu derbſam benutzt, einer Neulingin gegenüber. Sie mußte ſich auch in Berlin raſch abfinden laſſen mit nur einer Rolle — „Hildegard" in dem Schauſpiel „Johanna von Montfaucon" — doch ließ ſich zu ihrer Beruhigung ſagen:

„In einem Bericht aus Hamburg iſt die Geſtalt der Demoiſelle S. ſcharf beurtheilt; ich kann jenen Angaben nicht beiſtimmen, ſondern glaube, daß eine angewöhnte ungracieuſe Haltung des Kopfes jenen Correſpondenten zu einer Schilderung verleitet hat, die nicht treffend iſt." („Geſellſchafter". 1823. Bl. 65.)

Dies erſte unbedeutende Zuſammentreffen der

Digitized by Google

Birch-Pfeiffer mit mir mag in Etwas ihre offenherzige, doch zuweilen auch etwas gewaltsame Natürlichkeit bezeichnen; meinen Berichten über ihr damaliges Gastspiel als „Sophia Zaarewna" (in Raupach's „Fürsten Chawanski"), „Donna Diana" und „Margarethe" (in Iffland's „Hagestolzen") entnehme ich nur abgerissenes Schluß-Ergebniß, weil es vielleicht ein wenig dem Bühnengeschichtlichen dienen kann:

„Von Vielseitigkeit können wir noch nicht reden, aber eine Vorzüglichkeit im Einzelnen ist uns schon außer Zweifel. Daß man jetzt mit dem Studium im Tragischen immer zwischen Deutschland und Frankreich sich theilt und gleichsam eine künstliche Verschmelzung der mimischen Grundsätze beider Völker beabsichtigt, bemerkten wir auch hier." — „Es wäre für uns dankenswerther, wenn man dies lieber auf das Lustspiel übertrüge, was uns in seiner Trägheit noch ganz hypochondrisch machen wird, besonders in der Hinsicht, daß wir über so viele Uebel dabei zu klagen haben, die aber leider nicht in der Einbildung zu suchen sind, wie dies bei der Hypochondrie oft der Fall ist." — „Demoiselle Pfeiffer hat eine erhabene Gestalt, körperliche Fülle, angenehmes Sprachorgan in der Kraft und Weichheit, Verständigkeit im Vortrage — lauter Eigenschaften, die von Werth sind. Wenn wir daneben angedeutet haben, daß sie etwas von Eßlair'scher Manier hat, nämlich die Gegensätze in der Empfindung gern hart angiebt, also lieber mit Schwarz und Weiß malt, als mit Zwischenfarben, so sagten wir auch schon, daß es in der Tragik eben mit zur Mode

Digitized by Google

gehört. Hinsichts der „Margarethe“ begehrt indessen, bei aller nöthigen künstlerischen Empfängniß, der Naturalismus sein Recht, und auf jenem Wege entfernt man sich davon sehr leicht — ein wirkliches Talent läßt es aber dazu nicht kommen, sondern sucht sich bald wieder die grade Straße.“ — „Was sich klar und eindringlich Andern gestalten soll, muß durchaus nicht allein selbst gedacht, sondern auch selbst empfunden seyn, und es sind nicht die einzelnen Schönheiten, sondern das Ganze ist es, woran sich das Studium, das tiefere Erkennen bewährt.“ („Gesellschafter“ 1823. Bl. 49 und 65.)

Sieben Jahre später kam nun „Madam Birch-Pfeiffer“ — noch als Gastin — nach Berlin und veranlaßte mich durch ihre „Orsina“ und „Maria Stuart“ zu der Aeußerung:

„Die Künstlerin erscheint uns eine andere als bei den Darstellungen vor mehreren Jahren. Damals war ihre Eigenschaft eine fast rastlose Kraft und Gluth, jetzt steht sie geregelter, besonnener vor uns und würdiger. Indeß möchten wir da, wo sie in der Ueberlegung zuweilen auch die Begeisterung etwas zu sehr dämpft, in dieser Hinsicht ein Etwas von Damals zurückrufen.“ („Gesellschafter“ 1830. Bl. 178.)

In Bezug schriftstellerischer Wirksamkeit der Birch-Pfeiffer gab ich meine Ansicht vor länger als einem Vierteljahrhundert mit dem Abschluß:

„Sie weiß, was sie will, und vollbringt eben was sie kann: sie will auf die Menge wirken und kann es vermöge ihrer unleugbaren Bühnenkenntniß.“ — „Sie

Digitized by Google

iſt eine fruchtbare Schriftſtellerin, welche, einer höheren Aeſthetik unzugänglich, ihrem Maasſtabe entgeht. Erheben kann ſie den Geſchmack nicht, und wenn ſie ſich hütet, ihn zu verderben, darf die Kritik, bei dem ſichtlichen Mangel aufführbarer Stücke, ſchon mit ihr ſich vertragen." („Geſellſchafter" 1843. Bl. 30.)

Nicht weiter nähere ich einſtweilen in der Erinnerung mich Frau Birch-Pfeiffer, weil ſie bald nach dem Jahre 1830 Mitglied war für „Königliche Schauſpiele" Berlin's, und ich nun mit ihr in verſchiedenen Umgänglichkeiten meine Erfahrung erweitern mußte. Bis dorthin griffe ich aber zu raſch hinweg über eine Folgezeit, auf deren Bahn noch Mancherlei zu beachten iſt. —

Jetzt begegnen meine Erinnerungen den Martern der Cenſur, von der ich leidlich behandelt worden war, bis ein widerwärtiges Ereigniß es thunlich machte, mich beinahe zwanzig Jahre mit Beſchränkungen zu quälen. —

Am 18. Februar 1828 Abends nach Neun ließ ſich der Polizei-Inſpektor Mertke bei mir melden. Nachdem er in mein Arbeits-Zimmer eingetreten war, entſchuldigte er ſich höflichſt, wenn er noch ſo ſpät ſtöre, und dies thue, indem er leider einen unangenehmen amtsdienlichen Auftrag zu erfüllen habe.

„Alles Unvermeidliche muß willkommen ſeyn, und man kann's nicht raſch genug erfahren, damit man um ſo raſcher verſucht, das Unangenehme dabei zu überwinden!" ſo ungefähr antwortete ich ihm, wonach er äußerte: „Meine Behörde hat mir befohlen, vom

Digitized by Google

„Geſellſchafter" das Blatt 28 ſammt Beilage, datirt vom 18ten Februar, zu confisciren. Ich war deshalb in der Maurerſchen Buchhandlung, habe aber nur wenige Exemplare erhalten, weil dieſe Blätter bereits am 16ten Februar expedirt ſeyn ſollen. Deshalb wurde ich beauftragt, mir von Ihnen die in Ihrem Beſitze befindlichen Exemplare ausliefern zu laſſen." — „Sie haben hoffentlich eine ſchriftliche Ordre?" fragte ich. — „Ja wohl, hier iſt ſie!" — Ich las den Befehl und ſagte nun: „Zwar begreife ich nicht, wie man Blätter confisciren kann, denen vom Königlich-Preußiſchen Cenſor die Druck-Erlaubniß Schwarz auf Weiß ertheilt worden iſt; aber es heißt in der Schrift: „Seyd unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über Euch hat!" — Dieſe Gewalt fruchtet jedoch bei mir nicht ſehr, denn die ganze Auflage des „Geſellſchafter" wird von der Druckerei aus ſogleich nach dem Verlags-Ort, jetzt alſo nach der Maurerſchen Buchhandlung geſchickt, ausgenommen zehn Exemplare, die ich empfange. Davon habe ich ſechs an Freunde vertheilt, die übrigen vier gebe ich in Ihre Hände." Dies geſchah, und ich erkundigte mich nun: ob der Herr Polizei-Inſpektor nicht wiſſe, was denn eigentlich mißfällig aufgenommen worden ſey. — „Es betrifft, wie ich glaube gehört zu haben, den Aufſatz: „Die Botſchafter in Rom" und näher noch deſſen Fortſetzung in der Beilage; mehr erfuhr ich ſelbſt nicht." — Ich dankte für dieſe Mittheilung, der Herr Polizei-Inſpektor empfahl ſich und ging mit den vier Exemplaren von dannen.

Digitized by Google

Am andern Tage ließ ich mir die Cenſur-Blätter aus der Druckerei holen, erſtens mir den Beweis der Druck-Erlaubniß zu ſichern, zweitens nochmals den Aufſatz zu leſen und möglichſt zu ergründen, was etwa dieſer oder jener Behörde anſtößig erſcheinen konnte. Von den Botſchaftern in Rom ſind der Hannoverſche (Baron von Reden), Ruſſiſche (Italinski), Oeſterreichiſche (Graf Apponyi), Franzöſiſche (Graf Blacas d'Aulps) und der nachmalige Franzöſiſche (Herzog von Laval-Montmorenci) geſchildert. Obwohl ich mir eine klare Ueberzeugung nicht ermitteln konnte, kam ich doch zu der Meinung, das auf den Erſteren Bezügliche möchte die Urſache des Confiscirens ſeyn, und dies Bezügliche ſoll hier folgen aus Gründen, die im Gange dieſer Preß-Angelegenheit deutlich werden. — Der römiſche Berichterſtatter befindet ſich bei einem Feſte, von dem Botſchafter Neapels, Marcheſe Fuscaldi, im Farneſiſchen Palaſt veranſtaltet, und nachdem er ein allgemeines Bild gegeben, dann von dem Wirth und dem Geſandten Portugals (Condé de Fuchal) witzlaunig geſprochen hat, äußert er gleicher Weiſe:

„In der Gruppe am Sopha bemerkte ich, etwas abſeits, einen höchſt merkwürdigen Kopf, vollkommen verſchieden von den bleichen, rein italieniſchen Geſichtern, die ihn umgaben. Condé, auf meinen Lippen eine Zögerung zwiſchen Frage und Lächeln gewahr werdend, rief mich, und ſtellte mich ohne Umſtände ſeinem Freunde vor. Es war der „Miniſter Seiner Britanniſchen Majeſtät, des Königs von Hannover";

ein ſinnreiches Mittel, die geringe Bedeutung eines Staats mit dem Glanz des andern zu bedecken. Der Baron Reden hatte nichts Verführeriſches, weder in ſeinem Benehmen noch im Aeußeren: doch, hätte ich die anti-diplomatiſcheſte, ultra-ehrlichſte, übergewiſſenhafteſte Geſtalt zu repräſentiren, welche ein deutſcher Hof als Probe der Erzeugniſſe ſeiner Manufakturen in miniſterieller Hinſicht an einen italieniſchen Hof ſenden könnte — ſo würde ich gewißlich verſucht, ihn zu wählen. Er war klein und ohne Anmuth; die Jahre hatten ſeine ſchwerfälligen Züge nicht verſchönert, und das Coſtüm hing linkiſch an ſeinem Leibe, wie wenn er es von dem corpulenteſten ſeiner Ahnen ererbt hätte. Dazu ſeine derbhöflichen Manieren. Es war beluſtigend, die wuchtige, ernſte Weiſe zu ſehen, mit der er ſeine Verbeugung machte, und wie ſein Geſicht zu einem bewundernden Lächeln aufblühte bei dem Anblick der Schönheit. Doch alle dieſe Nüancen verloren ſich in der offenen Freimüthigkeit, in der hanſeatiſchen Biederkeit ſeines Charakters. Der Baron ſagte nie ein Wort, ohne eine Autorität zu deſſen Unterſtützung anzuführen; und auch dann war er noch keines vollen Glaubens gewärtig. Sein gerader, ruhiger, gewiſſermaßen ſubſtantieller Blick barg keinen rückhaltigen Gedanken; ſeine dicke germaniſche Lippe zeigte nichts Perfides in ihrem naiven Lächeln. Seine Meinungen waren zwar ſämmtlich extrem, beengt — aber ohne Bigotterie, und ohne die Galle der Mittelmäßigkeit. Er übertrug das Gutmüthige ſeines Hausweſens in die Di-

Digitized by Google

plomatie, und Baron Reden war, wie ich ſpäter erfuhr, ein Muſter häuslicher Tugend. Seine Familie glich einem Gemälde von Auguſt Lafontaine, es war eine patriarchaliſche Familie. Alle, die mit ihm zu thun gehabt, vom Höchſten bis zum Niedrigſten, hatten bei ihm eine beſtändige, väterliche Aufrichtigkeit gefunden. Seine Augen leuchteten, wenn er von ſeinem Lehrer ſprach, der damals bei neunzig Jahr alt geweſen; eine der größten Freuden, auf die er rechnete bei ſeiner Rückkunft nach Hannover, war, ſeinen Segen zu verlangen und ihm die Hand zu küſſen. Seine Töchter hatten daſſelbe Gepräge ererbter Vortrefflichkeit. Bei einem Beſuche im Redenſchen Palais bemerkte ich eine Zeichnung in einem der vorzüglichſten Gemächer. Der Legations-Secretair erklärte mir deſſen Bedeutung, indem die Damen die Augen niederſenkten. Es war das Portrait der älteſten Tochter des Barons, vorſtellend „Charlotte, wie ſie den Kindern Butterbrod austheilt.“ Niemand konnte beſſer dieſem Gegenſtand Gerechtigkeit widerfahren laſſen, als Herr Keſtner, der ſpäter den Baron ablöste, und, wie ich glaube, gegenwärtig Miniſter am römiſchen Hofe iſt. Er ſtammt, wie man ſagt, von jener Charlotte ab, und iſt ein Freund Goethe's, mit dem er einen langen Briefwechſel geführt, der auch vor einigen Jahren in den periodiſchen Blättern Deutſchlands publizirt worden. — Uebrigens hatte der Baron Reden das — Glück, möcht' ich ſagen, ſeine Funktionen beſchränkt zu ſehen auf das wichtige Vorrecht, alle Unterthanen Seiner

Digitized by Google

Britiſchen Majeſtät zu empfangen und Seiner Heiligkeit vorzuſtellen, mochten ſie Engländer ſeyn oder Hannoveraner, Katholiken oder Proteſtanten, Whigs oder Torys."

„Dieſer Satz muß es ſeyn, obwohl ich auch hierin nichts Gefährliches finde!" ſagte ich zu mir ſelbſt, ließ ſofort die Beilage umdrucken und ſchickte die Auflage mit der Poſt nach Leipzig an den Commiſſionair der Mäurerſchen Buchhandlung. Damals gingen die Buchhändler-Ballen noch mit ſehr langſamer Fuhre nach der Pleiße-Stadt; demzufolge glaubte ich wenigſtens, da ich mich nun der Schnellpoſt bediente, in dem größten Theil der Exemplare könne die alte Beilage mit der neuen vertauſcht werden, und ich erſuchte den Commiſſionair um dieſe Gefälligkeit, die er mir auch gewährte, ja ſelbſt hier und dort in ſchon ausgelieferten Exemplaren den Umtauſch verſuchte. So erhielt das Blatt 28 des „Geſellſchafter" vom Jahr 1828 zwei Beilagen, und indem ich dies ſchreibe, habe ich einen, nicht mir gehörigen Band vor mir, in welchem ſie ſich beide befinden.

Warum ich mir ſo viele Mühe machte? — Ich hatte fortdauernde Kämpfe wegen der Cenſur-Beſchränkung, weil man mir mein Recht beſtritt, politiſche und religiöſe Gegenſtände zu beſprechen, ein Recht, welches ich durch die in den erſten Blättern des „Geſellſchafter" (vom Jahr 1817) dargelegten Angaben über den Inhalt und zugleich mit dem Umſtande beweiſen konnte, daß man meiner genannten

Digitized by Google

Zeitschrift anfangs den politischen Censor gab unter Mitbetheilung der theologischen Censur. Ich habe auch endlich — im Jahr 1845 — mein Recht im Wege des Prozesses erlangt. Bis dahin half ich mir immer möglichst damit, die oft wechselnden Censoren durch thatsächliche Beweise von meinen begründeten Ansprüchen zu überzeugen, und ich muß es allen — mit nur zwei Ausnahmen — in pflichtgemäßer Anerkennung nachsagen, daß sie sich überzeugen ließen und stets bemüht waren, die willkürliche Beschränkung zu mildern, so weit sich dies mit ihren amtlichen Vorschriften vereinen ließ. Das wurde ihnen nicht selten gerügt, aber — ich muß auch dies noch hinzufügen — sie wehrten sich zuweilen mit Entschiedenheit und nahmen mein Recht in Schutz. Besonders geschah dies vom Geheimen-Rath Jouffroy, dem bekannten Dichter Langbein (der wegen Nahrungssorgen zum Censor wurde), dem Regierungs-Rath Grano (Sohn des in dieser Mittheilung verwebten Geheimen-Rath Grano), dem Ober-Consistorial-Rath Brescius und dem Grafen Flemming, deren Theilnahme ich freundlichst gedenke und bei dieser Gelegenheit nicht versäumen mag, dies auszusprechen. Meinerseits sorgte ich, daß die Censoren nicht in Pflichtstreit gerathen sollten und war bei begründeten Bedenken selbst nachgiebig; denn ich bin gewohnt, dem Gesetz zu gehorchen, auch wenn es mir im Unrecht scheint, zugleich aber dann dagegen zu kämpfen auf gesetzlichem Wege, wenn ein solcher sich eröffnet. Obwohl ich — offen gestanden — niemals selbst

Digitized by Google

Cenſor geworden wäre, hatte man doch ſtets die Stellung Anderer, die ſich oft durch eigene, ſehr bedrückende Umſtände genöthigt ſahen, ein ſo troſtloſes Amt anzunehmen, in Anſchlag zu bringen, und ich bin überzeugt, daß beinahe jeder Cenſor dies Amt verwünſcht hat. Zu dieſer, von dem Verfahren der meiſten Cenſoren mir beſtärkten milden Anſicht bin ich auch dadurch gekommen, daß ich nie ein Verfechter unbedingter Preßfreiheit war, vielmehr ohne ein tüchtiges Preßgeſetz und Schiedsgericht ſie für ſittenzerrüttend und eben ſo wohl dem Staat und der Volks-Vernunft, wie demnächſt der Literatur als gefährlich erachtete. Die letzten Jahre ließen mir dies Erachten zur vollen Ueberzeugung werden; das Aeußerſte in den Aeußerungen der Parteien, ſo von Links wie Rechts, hat gleich verderblich in der Menge gewüthet; beide, die ſogenannte Demokratie und die ſogenannte Reaktion — Selbſtſuchten von verſchiedener Richtung — haben ſich gleicherweiſe ſehr erniedrigt in Haß und Lüge. Unbedingt iſt nichts in der Welt, die Preßfreiheit, die, redlich und edel benutzt, des Segens viel in ſich trägt, kann und darf es alſo auch nicht ſeyn. —

Nach dieſer Abſchweifung lenke ich wieder ein, um zu ſagen, daß ich mir die Mühe mit dem neuen veränderten Abdruck und Verbreitung der erwähnten Beilage deshalb machte, um dem damaligen Cenſor, für den jedenfalls ein Ungewitter zu erwarten war, einen Blitz-Ableiter zu verſchaffen. Langbein hatte ſich von der Zeitſchrift-Cenſur zurückgezogen, Pro-

Digitized by Google

feſſor Dietmar (derſelbe, der ſich durch ſeine Schriften über Witterungskunde den Spottnamen „Wetterprophet“ erwarb) war einſtweiliger Cenſor geworden: der gutmüthige bereits bejahrte Mann, der dieſer Anſtellung ſich nur fügte, um ſich einer gehofften beſſeren nicht verluſtig zu machen. Leicht vorauszuſehen war es, daß er durch ſein „Imprimatur“ für die nun confiszirten „Botſchafter in Rom“ in eine bedenkliche Lage kam, und ich wollte das Meine thun, ſeine Hoffnung ungeſchwächt zu erhalten. Es gelang mir aber nicht; er verlor (jedoch ohne bedeutenden Nachtheil) ſein Amt, was ich hier voraus erwähne, um in dieſer Angelegenheit nun gradaus meinen Erlebniſſen folgen zu können.

Ein paar Tage nach jener Confiskation erhielt ich ein Schreiben vom Miniſter von Schuckmann, des Inhalts: „er habe meiner Umſicht mehr zugetraut, als daß er hätte glauben können, ich würde ſolche Dinge, wie in dem Aufſatz: „Die Botſchafter in Rom“ enthalten, aufnehmen; er ſehe ſich deshalb genöthigt, meine Zeitſchrift einer ſtrengeren Cenſur zu unterwerfen.“ Näheres war in dem Schreiben nicht erwähnt, und ich über die Thatſache nicht klüger als vorher. Daß ein ſolches Verfahren, bei dem es mir Abſicht ſchien, den „Geſellſchafter“ einer „ſtrengeren Cenſur zu unterwerfen“, mich etwas in Harniſch brachte, wird mir Niemand verargen, der davon Spuren entdeckt in meiner Entgegnung, die ich hier anfüge:

Digitized by Google

„Ew. Excellenz
Schreiben überraſcht mich, da ich für den von Ihnen verurtheilten Aufſatz das Imprimatur des Königlich Preußiſchen Cenſors habe. Es überraſcht mich um ſo mehr, als ich — abgeſehen davon, daß dieſer Aufſatz, wie im Abdruck angegeben, aus dem „New-Monthly-Magazine“ überſetzt und von mir ſo bedächtig gemäßigt wurde, daß beinah die Hälfte wegblieb — noch jetzt mit meiner von mir gewiß nicht überſchätzten Umſicht allerdings nicht die Gründe erreichen kann, weshalb er zur Urſach diente, mir die Umſicht abzuſprechen. Da dies ſeit länger als elf Jahren des Beſtehens meiner Zeitſchrift der erſte Verweis iſt, den ich mir zugezogen haben ſoll, finde ich es durchaus nothwendig, mich zur Erkenntniß meiner Sünde zu bringen, und bitte, dies nachträglich zu veranlaſſen, zu welchem Zweck ich Ew. Excellenz Schreiben hiermit zurückſende, da mir nicht zugemuthet werden kann, einen Verweis ohne Gründe als an mich gerichtet zu betrachten. — In ehrerbietigſter Hochachtung empfiehlt ſich Ew. Excellenz

Berlin, 26. Februar 1828. ergebenſt
F. W. Gubitz.“

Eine Antwort erwartete ich vergebens, wohl aber zeigte mir bald darauf der Geheime-Rath Grano an: ihm ſey die Cenſur des „Geſellſchafter“ übertragen, und — eine Zeit der Qual begann. Es dauerte gar nicht lange, da fanden ſich die, nach der Eigenheit des benannten Cenſors mit blauer Tinte

Digitized by Google

geſtrichenen Stellen ein, auch fehlten nicht die üblichen Rand-Bemerkungen: „Für dieſe Zeitſchrift nicht zuläſſig", „politiſche Aufſätze ſind dieſer Zeitſchrift nicht geſtattet", wobei ſich das Wort „politiſche" gelegentlich in „theologiſche" verwandelte, um dann Aeußerungen in religiöſer Beziehung verſchwinden zu laſſen. Auch hier verſuchte ich durch die erſten Blätter des „Geſellſchafter", in denen „Politik" und „Religion" als Gegenſtände der Beſprechung mit bezeichnet ſind, ferner durch Vorlegen vieler in den bisherigen Jahrgängen zu findenden Aufſätze, welche den mir nun verweigerten Richtungen angehörten, mein Recht zu bewahren; aber der neue Cenſor berief ſich hartnäckig auf ſeine für mich unzugänglichen Inſtruktionen. Bei dem Beginn der Zeitſchrift hatte man mich — wie ſchon bemerkt — bald dem politiſchen Cenſor (damals Geheime-Rath Jouffroy) überwieſen, ihm für das Religiöſe den damit beauftragten Cenſor beigegeben; ſchon dies war Beweiſes genug. Als Jouffroy geſtorben war, fingen die Händel an, doch waren der politiſche und theologiſche Cenſor noch immer angewieſen, bei den in ihr Bereich gehörenden Aufſätzen zu entſcheiden. Daß dies Verhältniß aufgehoben ſey, war mir nicht angezeigt, und ſo ſandte ich, wenn dieſer Herr Grano ſtrich, das von ihm verletzte Blatt weiter, erhielt mehrmals das Imprimatur und ließ nun den Abdruck geſchehen. Der Genannte that jedoch entſchiedenen Einſpruch, und verbot mir, mich nach irgend einer andern Cenſur als der ſeinigen zu richten.

Digitized by Google

Der politiſche Cenſor wankte nun ebenfalls, nur der theologiſche, Ober-Conſiſtorial-Rath Brescius, hielt tapfer aus, und nachdem er von dem Stande der Dinge unterrichtet war, ertheilte er, da wieder eine Druck-Verweigerung mich hinderte, die Druck-Bewilligung mit dem Zuſatz: „Mir iſt die Befugniß, für den „Geſellſchafter“ religiöſe Aeußerungen zu cenſiren, nicht genommen; wenn Hr. Geheime-Rath Grano etwas dagegen hat, muß er ſich zuerſt an mich wenden und ich werde ihm antworten.“ Jetzt drohte mir Hr. Grano, wenn ich nicht ſtreng ſeinen Beſtimmungen allein gehorſamte, eine Klage gegen mich anhängig zu machen. „Immerhin!“ ſchrieb ich ihm; „ich will, da ich mich noch niemals über einen Cenſor beſchwerte und alle Angeberei im weiteſten Umfange mir zuwider iſt, dieſe Klage herausfordern, um endlich Gelegenheit zu haben, mein mir zuſtehendes Recht gegen den Machtſpruch des Herrn Miniſters zu erkämpfen. Zu dieſem Zwecke laſſe ich Alles von Ihnen Geſtrichene, wenn ich dafür von irgend einem Cenſor das Imprimatur erhalte, ohne Weiteres abdrucken.“ Dies geſchah, doch konnte ich es nicht zur Klage bringen; nur die Strenge nahm zu, und oft wußte ich bei allgemeinen oder gemiſchten Bemerkungen mir nicht Rath noch Hülfe zu erſpähen.

Zu der Zeit befand ich mich eines Abends in der „literariſchen (Mittwochs-) Geſellſchaft.“ Als ich von Hauſe wegging, fehlte noch die Cenſur des Blattes, das an dieſem Tage gedruckt werden mußte.

Digitized by Google

Ich ſah es mir vorſichtig an und nirgend entdeckte ich nach meiner Anſicht die Möglichkeit, daß hier ein Cenſurſtrich hinderlich ſeyn könnte; ich hatte aber fehl geſchloſſen. Das Blatt wurde mir nachgeſchickt, weil darin geſtrichen war in einem kurzen Aufſatz vom General von Minutoli. Derſelbe hatte ſich über den Gebrauch der Fremdwörter ausgeſprochen und unter Anderem bemerkt: Das Berliner „Intelligenzblatt" trüge ſeinen Fremdnamen gewiß mit Unrecht, denn von Intelligenz ſey nichts darin. Dies hatte Herr Grano als anſtößig erachtet und ſein Strich unterdrückte es mit der beigefügten Rand-Bemerkung: „Da das Intelligenzblatt ſeinen Namen im Jahr 1727 durch königliche Verfügung erhalten hat, iſt dieſer Ausfall unſtatthaft." Ich ordnete in jener Geſellſchaft die Vertagung des Aufſatzes an, und auf Befragen der literariſchen Freunde zeigte ich ihnen das Cenſurblatt. Dies reizte den Humor zweier jungen Dichter und es entſtand aus dem Stegreif ein Liedchen, was nach bekannter Weiſe zu ſingen war und auch geſungen wurde. Herr Grano erfuhr es und kam ſehr aufgebracht zu mir, mich zur Rede zu ſtellen und mir es zum Verbrechen anrechnend, daß ich in einer Geſellſchaft das Cenſurblatt vorgezeigt habe. Ich entgegnete lachend: „Da ich das Blatt in unſerer vertraulichen Geſellſchaft erhielt, ſehe ich nicht ein, weshalb ich den Freunden deſſen Anſicht hätte verweigern ſollen. Sie werden ja nur thun, was Sie glauben verantworten zu können, und was ich gethan habe, will ich verant-

Digitized by Google

worten, ſelbſt das Liedchen, deſſen Verfaſſer ich nicht bin, wohl aber begreife, daß, wenn die Cenſur humoriſtiſch wird, ſie ſich auch gefallen laſſen muß, daß der Humor in Dichtern zündet. Sie können nächſtdem überzeugt ſeyn, daß ich überall, wo man mich fragt, über Ihre Cenſur mich ohne Hehl erkläre, und ich werde Lärm ſchlagen, wie ich vermag, bis ſich die Sache beſſert." — Sie beſſerte ſich nicht, und da ich nun in der literariſchen Geſellſchaft von jetzt an ſtets befragt wurde, gab ich auch ſtets weiteren Bericht, ſo daß dieſe Angelegenheit immer umfaſſendere Verbreitung erhielt, ohne daß ich meiner Plagen Ende ſah.

Da traf ich in einer Geſellſchaft den Miniſter von Kamptz, den ich, wie ſchon bei früheren Erlebniſſen erwähnt iſt, ſeit langer Zeit nah genug kannte, weil er Mit-Vorſtand des „Vaterländiſchen Vereins" und ich deſſen Mitglied war. Außerdem hatte ich ihn kurz zuvor durch eine juriſtiſch-literariſche Gabe erfreut. — In jener Geſellſchaft befragte mich nun Herr von Kamptz hinſichtlich meiner Zwiſtigkeiten mit der Cenſur, und ich berichtete ihm darüber umſtändlich. Durch ihn erfuhr ich zuerſt mit Beſtimmtheit, daß allerdings die Schilderung des Baron von Reden die Veranlaſſung zu der wider mich verfügten Maaßregel ſey, und zugleich enthüllte er mir den Grund. „Wer hätte ſich das vorher denken können?" ſagte ich. „Der Aufſatz: „Die Botſchafter in Rom" iſt aus dem „New-Monthly-Magazine" überſetzt, mit Weglaſſung aller mir be-

Digitized by Google

denklichen Stellen. Nun wird dort bemerkt: er ſey bereits drei Jahr alt und der Baron von Reden faſt ein Siebziger; wer hätte ſich alſo denken können, daß der Baron von Reden nun noch als Hannoverſcher Geſandter — nach Berlin kam! Jedenfalls, will man ſeine Schilderung ſo verfänglich und ſtrafſällig finden, mußte doch der vom Staat angeſtellte Cenſor beſſer unterrichtet ſeyn als ich!" — „Das gebe ich Ihnen zu", entgegnete Herr von Kamptz; „Sie wiſſen aber auch, daß er abgeſetzt iſt. Was nun Sie betrifft, ſo gebe ich Ihnen den Rath, an den Miniſter von Schuckmann zu ſchreiben, und Sie werden dabei von einem Umſtand unterſtützt, den Sie noch nicht kennen. In Ihrer Zeitſchrift iſt die Rede von einem Vorfall in Brandenburg, der durch abſcheuliche Uebertreibung eines ſchlechten Gebrauchs ein Menſchenleben koſtete. Eine dortige Behörde führte Beſchwerde gegen Sie; ehe wir aber dieſe Ihnen mittheilten, verfügten wir eine Unterſuchung, und Sie ſollen nun Kenntniß erhalten von dieſer Beſchwerde, zugleich aber auch einen Dank, daß wir wahrheitgemäß aufmerkſam gemacht wurden auf ein ſchlechtes Treiben und es nun abzuſtellen vermochten. Der Vorfall, den auch der Miniſter von Schuckmann kennt, iſt Ihnen für den Augenblick günſtig, und es würde meines Erachtens ein Schreiben an ihn Alles nach Ihren Wünſchen löſen." — Es bedurfte zu dieſem Schritt bei mir ſehr des Zuredens, doch gab ich endlich nach, um der guten Meinung gegenüber nicht ſtarrſinnig zu erſcheinen.

„Dann habe ich aber noch eine Bitte", fügte Herr von Kamptz hinzu; „zeigen Sie mir Ihr Schreiben, ehe Sie es absenden, und zur Sicherheit will ich es selbst befördern."

Ich gab in diesem Schreiben zuerst eine Geschichte des „Gesellschafter" mit den Beweisen meines Rechtes, und überschickte nächstdem das Heft des „New-Monthly-Magazine", um augenscheinlich darzuthun, daß ich mit Umsicht verfahren sey. Dazu setzte ich auseinander, was ich in Kürze schon Herrn von Kamptz über den Baron von Reden geäußert hatte, und was von dem Journal-Heft bestätigt wurde, berief mich auch von Neuem auf das für die confiszirten Blätter erhaltene Imprimatur und fügte den veränderten Abdruck bei, in welchem die verurtheilte Stelle fehlt. Endlich belegte ich meine Klagen über die jetzige Censur mit den thatsächlichsten Ereignissen. — Dies Schreiben brachte ich, der Verabredung gemäß, Herrn von Kamptz; er wünschte, daß ich es ihm vorlese, und als dies geschehen war, sagte er: „Schön! vortrefflich! nur zu lang, das liest er nicht!" — Erstaunt rief ich aus: „Er liest es nicht?" faltete das Schreiben zusammen und war im Begriff, es in die Tasche zu stecken. „Lassen Sie, lassen Sie!" entgegnete Herr von Kamptz; „mir fällt was ein, so wird es gehen!" Er legte einen Briefbogen auf den Tisch und fuhr fort: „Setzen Sie sich und schreiben Sie!" Er diktirte nun: „Ew. Excellenz habe ich noch die Anzeige zu machen, daß ich dem Rathe des Herrn von Kamptz

Digitized by Google

folgte in Abfaſſung dieſes Schreibens; Derſelbe hat auch Kenntniß davon genommen und vereint ſeine Bitte mit der meinigen: daß es Ihnen gefallen möge, es einer näheren Erwägung zu würdigen." — Lächelnd ſagte ich: „Nun ſoll alſo der Herr Miniſter von Schuckmann noch etwas mehr leſen!" Auch Herr von Kamptz lächelte, und ich ſiegelte, da ich mein Petſchaft mitgebracht hatte, das Doppel-Schreiben ein, es dann Jenem überlaſſend.

Welche Antwort erhielt ich? Eine ſehr kurze:

„Ew. Wohlgeboren haben es nur als einen Beweis der Achtung vor Ihren Talenten anzuſehen, daß ich in dieſer Angelegenheit den mildeſten Weg einſchlug, dem Herrn Baron von Reden Genugthuung zu geben. Geſandte ſtehen unter dem Völkerrecht, ein Prozeß könnte für Sie ſehr unangenehm werden, und mein Wille war, Sie dagegen zu ſchützen. Uebrigens ſteht es Ihnen ja immer frei, mit Bezug auf die einzelnen Fälle, gegen die Cenſur Beſchwerde einzulegen."

Als ich Herrn von Kamptz dieſe Antwort, die mich nicht befriedigen konnte, mittheilte, war er darüber ſehr erfreut und verſicherte: mehr ließe ſich in Wahrheit nicht verlangen. Vergebens bewies ich, daß die Angelegenheit ſich um nichts gebeſſert, ich nichts erreicht, vielmehr trotz Geſandten und Völkerrecht über Willkür zu klagen habe; es half nichts, denn unſre Standpunkte waren zu verſchieden. Da ich indeß nun einmal auf die ſchriftliche Unterhandlung

Digitized by Google

eingegangen war, wollt' ich nicht weichen, ſondern ſchrieb dem Miniſter von Schuckmann:

„Ew. Excellenz werden es gefälligſt mir nicht verargen, wenn ich bereit bin, das Unangenehme des mir in Ausſicht geſtellten Prozeſſes ertragen zu wollen. Ich bitte um die nöthigen Verfügungen und Einleitungen, denn ich hätte durch einen Cenſur-Prozeß wenigſtens die Hoffnung, meine gerechten Klagen vor dem Richter ausſprechen zu dürfen und ſie in die Protokolle des Königlichen Kammergerichts zu bringen, zu welchem ich ein großes Vertrauen habe."

Ein ſchriftlicher Beſcheid ward mir nicht zu Theil; doch kam nach etwa acht Tagen ein Herr Rath — wenn ich nicht irre, ſo hieß er Köhler — im Auftrage zu mir mit der Erklärung: „Se. Excellenz fänden es nicht angemeſſen, über eine dem Geſandten Baron von Reden durch den in Bezug ſtehenden Aufſatz widerfahrene Beleidigung das Aufſehen noch zu vermehren, wären aber geneigt, anderweitig hinſichtlich der Cenſur meinen Wünſchen die Wege zu eröffnen und ließen mir rathen, mit meinen Beſchwerden mich an das Ober-Cenſur-Collegium und erforderlichen Falls an die Regierung in Potsdam zu wenden." Darauf entgegnete ich: Das würde zu einer ſteten Angeberei und Anklägerei des Cenſors führen, und damit wolle ich mich nicht befaſſen. Außerdem könne es ſich fügen, daß ich auf dieſen, mir nicht erſt eröffneten, ſondern bekannten, aber für mich nicht reizenden Wegen Niemand fände, der dem

Digitized by Google

Herrn Miniſter Unrecht gäbe, ſo daß dieſem wohl noch ein Triumph bereitet werde. Unter dieſen Umſtänden zöge ich es vor, der Wahrheit gemäß ſagen zu dürfen: es habe dem Herrn Miniſter beliebt, gegen mich einen Machtſpruch zu thun, und ich würde Jedem, der mich über meine Cenſur-Noth befragte, kein Geheimniß daraus machen, hoffend, daß ſich die auswärtige Oeffentlichkeit meiner annähme, da mir bekanntlich mein jetziger Cenſor eine öffentliche Klage nicht geſtatte.

Wie ich hier äußerte, ſo that ich auch, unter Anderem, als der Geheime-Rath Streckfuß in der „literariſchen Geſellſchaft" mit mir über die widerwärtigen Quälereien ſprach, die mich geſchäftigen Mann beläſtigten und die Arbeit mancher Stunde in blauer Tinte umkommen ließen. Ihm verdankte ich die glückliche Wendung eines bis dahin nie ruhenden Verdruſſes. Wenige Tage nach jenem Geſpräch beſuchte er mich, mir vertrauend: der Cenſor werde eine Verfügung erhalten, die mich wieder freier ſtelle. Ohne mir darüber Näheres zu ſagen, erwähnte er nur: „Selbſt verſchiedene Redaktoren haben öfter geklagt, Ihnen ſey mehr erlaubt, als jedem Andern, was aber begreiflich nur in Ihrer gemäßigten Behandlung der für die Cenſoren bedenklichen Gegenſtände liegt. Deshalb iſt auch bei dem jetzigen Streitpunkt Ihre Umſicht vermißt worden, obwohl ich nicht gleicher Meinung bin. Was Ihnen wegen der „Botſchafter in Rom" geſchehen, konnte ſich nicht ereignen, wenn der Baron von Reden noch in Rom

Digitized by Google

war, und ganz gewiß hatte der Censor mehr als Sie die Verpflichtung, von dem Berliner Gesandten-Personal genaue Kenntniß zu haben." Ich dankte Herrn Streckfuß, erläuterte aber zugleich: „Sehen Sie, das Unrecht gegen mich im Allgemeinen liegt eigentlich darin, daß man auf den „Gesellschafter", der mit dem Jahre 1817 begann, die Gesetze vom Jahre 1819 anwenden will und wirklich angewendet hat." — Dies war auch der Hauptgrund, weshalb ich im Jahre 1845 meinen Prozeß gegen die Censur-Beschränkungen, die den sogenannten „nicht politischen Blättern" auferlegt waren, vor dem neu errichteten Ober-Censurgericht gewann, so daß ich nun hinsichtlich des Bereichs der Besprechung kein Hinderniß mehr fand, wie denn überhaupt dem von Friedrich Wilhelm IV. im Jahr 1843 angeordneten Ober-Censurgericht ein gutes Andenken gebührt.

Den erwähnten Prozeß gründete ich auf die gleich in den ersten Blättern des „Gesellschafter" befindlichen Aeußerungen:

„Die Politik sey zuerst beachtet, obgleich ich sie immer gern zuletzt nenne; doch wem ein Geschäft Ernst ist, der schafft sich dabei das Unangenehmste zuerst aus dem Wege. Wir sehen in diesem Gebiete den Bundestag — der einige Aehnlichkeit mit dem jüngsten Tage zu bekommen schien — herangerückt, und sind begierig auf die Einwirkungen, denen wir folgen müssen. Voraus kann man sich darüber freuen, daß die Dichter unserer Zeit die Wörter „Tag" und „tagen" für „Licht" und „lichten" brau-

Digitized by Google

chen; ſo wird denn das Bundeslicht verhüten, daß nicht aus den vielen Zerriſſenheiten ſtatt des Bundes nur Buntes entſtehe. Man darf die Worte hier ohne Scheu etwas wenden, hat doch die Bundes-Verſammlung ſelbſt damit begonnen, zu erklären: daß Deutſchland nicht ein Bundesſtaat, ſondern ein Staatenbund ſeyn könne. (Hoffentlich durch eine Einheit zuſammengeſetzt!) Möge nun dieſer aus rein menſchlichen Grundſätzen entſtehen, ſeine Sicherheit in ſich tragen, und dann von Jedem geachtet werden, damit nicht der Spruch Friedrich III. (Kurfürſt von Sachſen) von Neuem wahr wird: „Bei den Bündniſſen geht's Denen am übelſten, die ihnen pünktlich treu ſind; Bündniſſe ſind gut, aber wehe Dem, der ſie hält!" Bisher ſchien dies leider Motto aller Bündniſſe, und es ſteht wohl nicht in der Macht der Menſchen, es zu verhindern; aber es ſoll mindeſtens der Wille ſich darthun und die Ueberzeugung ſich ausſprechen: daß man ſchwere Pflichten fühlt und daß dieſer Bundestag es bekunden ſoll: ob man die Wahrheit liebt, oder mit ihr die Völker nur zuweilen ein wenig benutzen will, wofür denn freilich auch die Höchſten vor dem innern Blick der Rechtlichen niedrig und vor dem Richterſtuhle der Nachwelt ſündhaft ſtehen würden. Was die Völker für die Throne thaten, wiſſen wir, was die Throne für die Völker thun wollen, wird ſich zeigen und kann ſich ohne Schwanken entwickeln, denn die Rechte und Wünſche der Menſchen ſind empfunden und laut verkündet, das Anerkennen vertrauter Grundſätze iſt

Digitized by Google

demnach zu hoffen. — Tausendmal ward es gesagt und wiederholt: „die beste Politik sey die Moral"; da man nun vergebens einen Zeitpunkt der Geschichte sucht, in welchem jene Regel klärlich zur Ausführung gekommen ist, muß es für unsere Staatsmänner eine Wonne seyn: daß die beste Politik noch erwartet und wahrscheinlich mit Worthalten beginnen wird, da die Leitenden sich hohe Achtung verdienten. — Unterdessen mag man sich vor Schmeichlern hüten, die Alles unbedingt vortrefflich finden; ihre Götter sind oft noch lange nicht Menschen, und ihr Zweck ist nur, an ihrem Oberhaupte Alles zu preisen, bis es ihm nicht mehr möglich ist, Oberhaupt zu seyn, weil er Recht von Unrecht nicht mehr unterscheiden kann.

Von der Politik werden wir uns am besten zur „Philosophie" wenden können, um zur Literatur zu kommen. Wie fast Alles, selbst das Wissenschaftliche, so ist auch die Philosophie aus dem feststehenden Antiken in das bewegliche Romantische gefallen und nicht immer in das beliebte Mittel-, sondern zuweilen gleich in's Kindes-Alter. Mich beherrscht die böse Angewohnheit, nichts vortrefflich zu finden, ehe ich es überhaupt gefunden habe; deshalb muß ich die Natur-Philosophie ungerühmt lassen, weil es mir noch Problem scheint: ob sie uns an oder um die Natur philosophiren und eine natürliche Weltweisheit oder eine weltweise Natürlichkeit seyn will. Die erstere geht von Gott und von geistigen Begriffen aus, würde also Kern-Menschen bilden;

Digitized by Google

die letztere ist eine unverwüstliche Modekraft, die aus dem Nichts ihres Wissens gleich in's Unbegreifliche phantasirt, und endlich wähnt, etwas Ueberbegriffenes aufgestellt zu haben, weil sie in gemachten neuen Worten und Sätzen sich so verwirrte, daß sie ihren Urstoff, das Nichts, durchaus nicht wieder findet. Man könnte diese Flüchtlinge aus dem Reiche der Vernunft, die oft nur Aufsehen erregen wollen, „Geheime Weltweise" nennen, für sie günstig nach dem Uebereinkommen, daß alle Prädikate durch das Beiwörtchen „geheim" höher gestellt sind, für Andere nach beliebiger Deutung.

Doch ernsthaft! Philosophie soll den Völkern Licht und Würde geben, nicht künstlichen Irrbau, in dem die Menschen nach Allem fassen und sich doch nirgend vor dem Schwindel retten können. Die Geschichte bezeugt: Philosophie habe ihre schönsten Einwirkungen immer bei dem Schwanken der Staaten und nach großen Unglücksfällen gezeigt, und da ihre edelsten Helden gehabt; so war es zu Athen, so nachahmend zu Rom. Die Zeit des Leides ist auch wohl die der Prüfung, der Prüfung auch für Philosophie; selbst bei uns könnte man fast dieselbe Bemerkung machen, und es ist eigentlich die allgemeine: daß die Menschen es noch nicht vermochten, die Weisheit voran walten zu lassen, sie folgt immer erst der Erfahrung. Diese sollte sich im letzten Viertel-Jahrhundert bedeutend geübt haben, und wenn wir, öffentliche Aussprüche ehrend, annehmen: daß für Deutschland Tage des Heils aufgegangen sind,

Digitized by Google

so ist zu wünschen, daß wir sie mit der Philosophie von „sonst" und nicht mit der von „künftig" begrüßen. Für blinden Glauben und diktirten Willen ist die Menschheit nicht mehr geeignet, vielmehr möchte ein neuer Cartesius methodisch zweifeln und besonnen unterscheiden lehren, wie seine glänzendsten Nachfolger.

Es ist unverkennbar, daß ich eben an „Religion" dachte und den Wunsch fühle: diese möchte stets mit der Philosophie im innigsten Bunde leben, und beide könnten gleiche Pflicht der Verbindlichkeit auferlegen. Dazu gehörte freilich, daß die klarste Moral zur Religion würde, dann nur vermag sie im Ewigveränderlichen die möglichste Unvergänglichkeit zu erringen, und die Spaltungen auszugleichen, welche eben wieder zu neuen Kämpfen von den Eigensuchten benutzt werden sollen. Mir fällt ein, daß einst ein Weib, das für wahnsinnig gehalten wurde, über Religion etwas recht Beherzenswerthes sagte. Der Gesandte Ludwig des Heiligen sah es in Damask Feuer und Wasser tragen, und als er fragte: wozu? empfing er die Antwort: „Mit dem Feuer will ich das Paradies verbrennen, mit dem Wasser das Höllenfeuer löschen, damit die Menschen Gott nicht wie Lohnknechte, sondern wie einen Vater und Freund verehren." — Die Tugend aus reiner Anhänglichkeit für sie ist wohl eine jenseitige Hoffnung, weil aber die sonstige Gläubigkeit ohne Bedingung auch nicht mehr zu gewinnen ist, indem die Menschheit fragen lernte, so gebe man ihr Antworten nach den geistig-

Digitized by Google

ſten Kräften, ringe nach Klarheit und verbanne das Nichtzuglaubende, was die Lehrer ſelbſt kalt und wirkungslos, und durch ſie Halbverſtändige zu Gottleugnern macht, die doch zu gar nichts nutz ſind. Der Herr der Welten wird nie ſchöner, nie inniger verehrt als von Denen, die, ſo weit irdiſches Vermögen reicht, in Allem natürlichen Zuſammenhang finden, der an ſich ſchon das größte Wunder iſt."

Danach erkannte das Ober-Cenſurgericht, manchen Widerſtand tapfer überwindend, meine Klagen für gerechtfertigt; ich aber hatte deshalb zwei Jahre hindurch zu kämpfen, nachdem ich noch mit mehreren Cenſoren mich leidlich vereinbaren konnte. — Was die Stellung zum zwangpreßlichen Grano betrifft, ſo hatte in den dreißiger Jahren mein offenes Reden nach allen Seiten hin doch dazu geholfen, daß er gelindere Machtſprüche von Oben bekam; er behauptete dann: „jetzt wiſſe er nicht, was er mir nicht könne paſſiren laſſen, und ich würde nun wahrſcheinlich mit ihm zufrieden ſeyn." Dies zu erreichen hatte er aber weder Trieb noch Fähigkeit, ſeine Luſt zum Streichen war übermächtig; ich wurde darüber oft und überall wieder laut, mit der Wirkung, daß er ſeine Entlaſſung von der Cenſur erbat. Ihm folgten mildere Streich-Herren, ich wurde aber doch veranlaßt, die mich langwierig beſchäftigende Hülfe zu ſuchen bei dem Ober-Cenſurgericht. Dort urtheilten eben Männer, wie unter Anderen die Profeſſoren Lichtenſtein und von Raumer; der Haupt-Prozeß zog ſich aber durch die Jahre 1843

bis 1845 hin, denn der Staats-Anwalt, ein Kammergerichts-Rath, vertiefte und versteifte sich innerhalb seiner sehr dunklen Weisheit. Zuletzt mußte ich meine Spottlaune rüsten, und ließ ihr in den Schranken des Anstandes die möglichste Freiheit. Eines Tages im Jahr 1845 kam nun Lichtenstein eilend und lachend in mein Arbeits-Zimmer mit Siegesjubel: Alles, was irgend einer Zeitschrift in Preußen aufzunehmen erlaubt sey, war endlich auch für den „Gesellschafter" erlaubt — nach siebzehn Jahren der Marter, noch verstärkt vermöge des Befehls, durch keine Lücke auf den Censur-Strich hinzuweisen. Auch dies wehrte ich mir ab: die Leser bekamen dann stets ein Zeichen, daß die Censur sich eingemischt hatte. — Von den Berichten über ihre Gewaltsamkeit und über Entscheidungen des Ober-Censurgerichts sollen sich aber drei hier anschließen.

I.

(„Gesellschafter" 1845. Bl. 80.)

„Wir haben ein neues Erkenntniß des Ober-Censurgerichts erhalten, welches für Recht erkennt, daß 1) der in dem Aufsatz „Deutsche Publicisten" Seite 398 des vorgelegten Censurstücks mit den Worten: „Ist es dasselbe" beginnt und mit den Worten „ihrer Freiheit reden" schließt; 2) der in demselben Aufsatze Seite 399 gestrichenen, mit den Worten „und wenn Einem" beginnenden und mit den Worten „in den Weg stellt" schließenden Stelle, und 3) dem in dem Artikel „Redefreiheit" gestrichenen Satze: „So straften u. s. w." (Seite 400 des Censurstücks)

Digitized by Google

die Druck-Erlaubniß unter Aufhebung der entgegenstehenden Verfügung des Censors vom 21. April d. J. zu ertheilen.

Gründe.

Die erste Stelle sucht den Satz zu widerlegen, daß Censur und Preßfreiheit nur verschiedene Arten derselben Beschränkung seyen, und bewegt sich hierbei innerhalb der für öffentliche Besprechung gesteckten Grenzen. Die zweite Stelle kann gleichfalls nicht für eine unzulässige Beurtheilung der Censur-Verhältnisse im Allgemeinen erachtet werden, und die dritte, welche die im vierten Jahrhundert angeordnete Behandlung der Majestätsverbrechen angreift und den damaligen Stand der betreffenden Gesetzgebung dem jetzigen vorzuziehen scheint, enthält nicht einen Angriff auf jetzt lebende Monarchen."

Die beiden ersten Stellen, welche dem Aufsatz „Deutsche Publicisten" von A. v. Großkreutz und darin der Charakteristik von Genz angehören, sind folgende:

1) „Ist es dasselbe, Alles, was wir wollen, äußern zu dürfen und Nichts von dem, was wir äußern möchten — ohne vorhergehende Erlaubniß wenigstens nicht — äußern zu können? Bei dem Zustande, welchen wir Preßfreiheit benennen, ist das Erstere, unter der Censur das Andere der Fall; die Preßfreiheit — die vollständige nämlich — erleidet durch Strafgesetze nur eine Beschränkung; unter der Censur ist die Freiheit der Gedanken-Mittheilung in der That aufgehoben. Bei der Preßfreiheit ist

Digitized by Google

Selbſtbeſtimmung, unter der Cenſur Beſtimmung durch einen Andern. So wenig der Schulknabe, der, ehe er die Schulſtube verläßt, veniam exeundi begehren muß, von ſeinem Rechte, das Schulzimmer zu verlaſſen, reden kann, ſo wenig kann der cenſirte Schriftſteller von ſeiner Freiheit, von ſeiner nur beſchränkten Freiheit reden. Er hat keine Freiheit. So wenig andrerſeits der Bürger, der ſein Haus verläßt, der es aber nicht verlaſſen darf, um etwa Mord und Todtſchlag zu begehen, ſagen wird, daß ihm die Freiheit, ſein Haus zu verlaſſen, fehle, eben ſo wenig wird der unter einer Preßgeſetzgebung ſchreibende Schriftſteller über Mangel an Preßfreiheit Klage zu führen haben: Beide werden kaum von der Beſchränkung reden."

2) „und wenn Einem Individuum verwehrt wird, zu ſchreiben, was es für gut und nützlich hält, ſo kommen dadurch vielleicht Tauſende zu kurz, denen, was jenes Individuum geſchrieben hätte, in der That heilſam und nützlich geweſen wäre. Kurzum: es iſt die Lebens-Funktion einer ganzen Nation, der man vermöge der Preßfreiheit ein ungeſtörtes Spiel geſtattet, oder deren Aeußerungen man vermöge der Cenſur Hinderniſſe in den Weg ſtellt."

Die Stelle 3) ſchloß ſich der Notiz an, daß die oſtrömiſchen Kaiſer Theodoſius, Honorius und Arkadius beſtimmt hatten: „Sollte Jemand ſo unbeſcheiden und ſchamlos ſeyn, unſre Perſon mit ruchloſen, garſtigen Schimpfnamen zu belegen, oder unbeſonnen und aufregend unſere Regierung zu verkleinern, der

Digitized by Google

ſoll mit keiner Strafe belegt, auch deshalb etwas Hartes oder Empfindliches ihm nicht zugefügt werden. Denn geſchah es aus Leichtſinn, ſo verdient es Verachtung, geſchah es aus Unverſtand, ſo verdient es Bedauern, geſchah es aus böſem Willen — Verzeihung. Wir befehlen daher, daß in ſolchen Fällen die Sache, bevor etwas darin geſchieht, an uns berichtet werde, damit wir aus den Perſönlichkeiten die Aeußerungen der Menſchen beurtheilen und entſcheiden, ob dieſelben niedergeſchlagen oder in Unterſuchung zu ziehen ſeyen." — „So ſtraften abſolute Herrſcher des vierten Jahrhunderts die Majeſtäts-Beleidigung."

II.

(„Geſellſchafter" 1845. Bl. 96.)

„Literariſche Reſtauration.

Vor Kurzem ſchrieb ich einen Aufſatz, betitelt „In Leipzig", und ließ ihn im „Geſellſchafter" abdrucken; jedoch gelangte er nicht ganz ſo in die Oeffentlichkeit, wie ich ihn geſchrieben. In meinem Aufſatz befanden ſich nämlich neben vielen anderen auch fünf Stellen, die ich theils in ernſthaft loyaler Weiſe, theils in unſchuldigem Scherze niederſchrieb, und von denen ich nichts weniger erwartete, als daß ſie irgend Jemand Anſtoß erregen würden. Wie es der Meinungen aber in jeder Beziehung ſehr verſchiedenartige giebt, ſo war dies auch hierbei der Fall. Ich wandte mich nun mit einer ehrerbietigen Beſchwerde an Ein Königliches Hohes Ober-Cenſurgericht, und die fünf, bis dahin gefeſſelten Stellen wurden durch deſſen

Digitized by Google

Erkenntniß vom 23. Mai dieſes Jahres ihrer Haft entlaſſen.

In Betreff der erſten Stelle habe ich zu bemerken, daß ſie das in der erſten Leipziger Schriftſteller-Verſammlung gegen die Lüge in der Tagespreſſe, gegen die Unehrenhaftigkeit der Correſpondenten, überhaupt gegen das ſchlechte Treiben in der Literatur und über eine Controlirung deſſelben Geſprochene angeht. Meine Meinung gab ich dahin ab, daß die Verſammlung ſich bei dieſem Thema in Deklamationen verloren habe, durch welche nichts Poſitives bewirkt ſey. In dem Bewußtſeyn, bei abweichender Anſicht eine mindeſtens andeutende Motivirung derſelben einer ſo achtbaren Verſammlung ſchuldig zu ſeyn, gab ich ihr folgende kurze Begründung, die ich jetzt nach Freigebung durch das Ober-Cenſurgericht hier mittheile:

„Die Lüge in der Tagespreſſe und das leider noch in vielen Verzweigungen die deutſche Literatur durchwuchernde Treiben ehrloſer, käuflicher, gemeiner Subjekte läßt ſich nicht anders controliren als durch ein öffentliches Leben im Staate und Freiheit der Preſſe. Mit einem öffentlichen Staatsleben treten höhere Intereſſen in die Theilnahme des Volks und verdrängen die Luſt am Skandal, eine Luſt, der ein großer Theil unſerer Journaliſten gegenwärtig nicht ohne Vortheil fröhnt. Der freie Strom der Oeffentlichkeit würde dieſe Ställe reinigen, der friſche Luftzug einer freien Preſſe auch die Winkel durchfegen. Nur in einem öffentlichen Staatsleben läßt ferner

Digitized by Google

die absichtliche Lüge vom absichtslosen Irrthum sich unterscheiden, wenn die selbstständige Anschauung an die Stelle des Lauschens auf Gerüchte und des blinden Haschens nach Neuigkeiten im Dunkel der Heimlichkeit getreten. Oeffentlichkeit im Staate, Freiheit der Presse, das sind die besten und einzigen Controlen für Wahrheit und Recht."

Die zweite Stelle gehört in eine von mir erwähnte Unterredung über den Deutsch-Katholizismus, und die dritte adoptirte ich, um die zweite zu unterstützen. In jener Unterredung haben meine freundlichen Leser folgenden Passus gelesen: „Auf dem Felde des vielfach zerspalteten religiösen Glaubens wird immer Zerwürfniß herrschen." Das ist aber nur ein Auge meines Kindes; wenn es mit beiden Augen in die Welt schaut, was ihm jetzt gestattet worden, sieht es so aus:

„Auf einem Felde, wo Begriffe fehlen, wo nur Meinungen, Vorstellungen, Bilder der Phantasie gelten, das heißt auf dem Felde des vielfach zerspalteten religiösen Glaubens, wird immer Zerwürfniß herrschen."

Ich führte dann für meine Ansicht, daß durch dies religiöse Reformiren und Sektiren, wie es die Gegenwart beliebt, der Zwiespalt der Confessionen wieder lebhafter aufgerüttelt werde, die „in Berlin mit mehr als tausend gewichtigen Unterschriften versehene Adresse an Arnoldi" an, an deren Spitze sich der Fürst Radziwill gestellt hat." Dieser Satz gelangt hier durch obercensurliches Erkenntniß

Digitized by Google

zum Druck, nachdem die Berliner Zeitungen die darin enthaltene Thatsache bereits lange ungehindert mitgetheilt hatten.

Die vierte Stelle ist ein Kind meiner Laune, ein unschuldiger Scherz. Ich hatte von einem Jungen erzählt, der Zeitungen austrug, und dessen „Dienst- und Eilfertigkeit nichts war als blinder Unterthanen-Eifer für Erfüllung des Gebots, denn von der ausgetragenen Zeitung wußte er nichts, als daß sie „Deutsche Allgemeine" heiße. Nicht einmal, wo sie gedruckt werde, wußte er zu berichten. Wir hießen ihn seinem Vater einen schönen Gruß bestellen" — Punkt. Der Satz hieß vollständig so:

„Wir hießen ihn, seinem Vater einen schönen Gruß bestellen; wenn er einen guten constitutionellen Staatsbürger aus ihm erziehen wolle, so müsse er es anders anfangen als bisher."

Die fünfte Stelle endlich ward geboren durch die Lektüre von Heinrich König's „Fahrt nach Ostende." In Bezug auf die in diesem Buche projektirte deutsche National-Kirche sagte ich: „Die Einheit liegt nicht im Reiche der bildlichen Vorstellung und dessen äußerer symbolischer Gestalt, sie ist nur da zu erreichen, wo der gedankenklare menschliche Begriff sich eine ihm ebenbürtige Wirklichkeit selbst erschaffen kann." Ich fuhr dann fort: „Nur ein freies Staatsleben schafft uns nationale Einheit. Die Wirksamkeit des Einzelnen im Staate zum Wohl der Gesammtheit ist etwas Wirkliches, Gewußtes,

Digitized by Google

nicht bloß Empfundenes: sie ist ein sicherer Zusammenhalt."

Hiermit habe ich meine fünf freigelassenen Kinder, versehen mit Geburts- und Taufschein, den anderen nachgesandt, und bitte den geneigten Leser, mir diese Vater-Schwäche zu verzeihen.

Berlin, 29. Mai 1845. Anton Gubitz."

III.

("Gesellschafter" 1846. Bl. 135.)

„Die Nothwendigkeit einer weisen Censur.

(Frei gegeben durch Erkenntniß des Ober-Censurgerichts.)

„In Italien haben nicht weniger als einundzwanzig Schriftsteller gleichzeitig eine solche Nothwendigkeit dargethan. Die Sache verhält sich folgendermaßen. Der verstorbene Herzog von Modena, der die Wissenschaften liebte, hatte zur Aufmunterung derselben einen jährlichen Preis ausgesetzt, und die Akademie von Modena verpflichtet, zur Erwerbung desselben in jedem Jahre eine Aufgabe zu stellen. Was that nun die Akademie, die Pflegerin der freien Wissenschaften, im vorigen Jahre? Wir theilten es in diesem Blatte bereits damals mit, daß die Preis-Aufgabe darin bestand, den festbegründeten Beweis zu liefern von der Nothwendigkeit einer „weisen" Censur. Und es fanden sich Schriftsteller, welche sich diesem Geschäft, dieser Rechtfertigung ihrer eigenen Unmündigkeits-Erklärung unterzogen, um einen Preis von einer Anzahl Goldstücke zu erlangen! Es fanden sich deren einundzwanzig, welche Einer immer

Digitized by Google

größere Lobeserhebungen als der Andere zollten! Eine Akademie und einundzwanzig Schriftsteller, und nun noch alle möglichen Regierungs-Blätter, die alle Gründe aus allen Apotheosen der Censur zusammenfegen, um ihrem Publikum die gründlichste Begründung zurecht zu machen — wenn jetzt das italienische Volk nicht an den Segen des censorischen Streichens glaubt, so könnte höchstens der neue Papst daran die Schuld seyn, da er durch seine bisherige Leutseligkeit zuviel übermüthige Hoffnungen hervorruft, Hoffnungen auf gelinderen Geistes-Druck, auf mildere Besteuerung, kurz auf einen kleinen Grad vermehrter Freiheit! Fünf von den glorreichen, für die italienische Literatur unschätzbar werthvollen Denkschriften über „La necessità di una savia censura“ hat die Akademie gekrönt und drucken lassen. Ihr Manen des Dante, Ariosto, Tasso, des Alfieri und Metastasio, des Enea Silvio, Galilei und Giordano Bruno, und wie ihr Heroen der Dichtkunst und Wissenschaft Alle heißen mögt, die ihr Italien groß gemacht durch Euern Geist — schüttelt Euch nicht der Zorn über ein verkommenes Geschlecht? Die Blutfülle, welche sich angesammelt aus den gewaltigen Werken zahlloser Genien, ist in's Stocken gerathen — Italien braucht einen Feldscheer!“ —

Abgefertigt sind meine Kämpfe mit der Censur, und Liebes will ich mir nun aus der Vorzeit wecken. — Nicht vergessen sey es, daß ich dem für die Tonwissenschaft edler Richtung begeisterten Friedrich Rochlitz im Jahre 1803 ein Empfehlungsschreiben

Digitized by Google

an Goethe zu verdanken hatte. Dies noch jetzt angenehm nachempfindend, will ich mein Erinnern freundlich zu jenem Sachsen-Weimar'schen Hofrath hinwenden, obwohl in seinem Gedächtniß jener Abend, für den ich derzeit als Gast bei ihm war, keine Stätte behalten hatte, was ich einundzwanzig Jahre später entdeckte durch beigeordneten Brief:

„Hrn. Prof. Gubitz.

Leipzig, d. 16ten Febr. 1824.

Ew. Wohlgeboren

bin ich persönlich, hoffentlich aber sonst nicht ganz unbekannt, wäre letzteres auch nur als Stifter der Leipziger musikalischen Zeitung und ihr Herausgeber während der ersten zwanzig Jahre ihrer Dauer. Und so verstatte ich mir denn, Ihnen mitfolgendes Buch zu übersenden. Ich will nicht leugnen: dies Buch ist mir wichtig, da es die letzten und hoffentlich besten Resultate lebenslänglicher, oft angestrengter Beschäftigung mit den Werken der Tonkunst und ihrer Literatur unter allen Nationen und aus allen Zeiten enthält (und in der Folge enthalten wird), da ich es mit der Ausarbeitung desselben ernstlich genommen habe, so daß ich's wirklich nicht besser machen kann, und da eben dies Buch meinen Namen, soll er überhaupt mich überdauern, erhalten muß, indem ich in andern Fächern der begabteren oder sonst überlegenen Mitbewerber zu viele habe: in diesem schwerlich. Unter diesen Umständen darf ich mir erlauben, Ihnen dies Buch bestens zu empfehlen. Da

Digitized by Google

Ihr Blatt von so sehr Vielen überall gelesen wird und eines treuverdienten Credits genießt: so können Sie viel für dies Buch thun. Lassen Sie mich bitten, daß Sie wenigstens beitragen, es bald unter die Leute zu bringen, dann wird es sich selbst helfen, wenn es kann, und kann es nicht, so verdient es keine Hülfe. Verbindlichkeit gegen mich haben Sie im Geringsten nicht, und mithin ich kein Recht zu dieser Bitte: aber ich kenne Ihren Antheil an der hier abgehandelten Sache, und werde, was Sie zur Erfüllung meiner Bitte thun, als ein freies Geschenk dankbar aufnehmen.

Mit größter Hochachtung mich

Ew. Wohlgeboren

empfehlend.

Rochlitz."

Den Irrthum, daß er mir persönlich unbekannt sey, hatte ich bald beseitigt, und was mir Rochlitz sandte, die zwei Bände „Für Freunde der Tonkunst", wurde im „Gesellschafter" mit verdienter Theilnahme umständlich besprochen.

Meine Erfahrung hat es mir beglaubigt, daß Vertiefen in Tonwissenschaft oft Anderes leicht dem Gedächtniß entschwinden läßt: so mag es gewesen seyn bei Rochlitz. Während vier Jahren sah ich keine Zeile von ihm, und dann — nach mehreren ihm öffentlich gegebenen Beweisen meiner Aufmerksamkeit hinsichtlich seines Wirkens — schrieb er:

Digitized by Google

„Der geehrten Redaction des Geſellſchafters.

Leipzig, d. 30. Aug. 28.

Ew. Wohlgeboren

ſchienen ehedem an meinen literariſchen Arbeiten einigen Antheil zu nehmen. Ich weiß nicht, ob das noch jetzt geſchieht: aber ich wünſche es, und ſo hoffe ich's auch. Ich ſende Ihnen darum mein Buch: „Für ruhige Stunden." Daß ich wünſche, Sie helfen es durch Ihre Zeitſchrift in's Publikum einführen, will ich nicht leugnen. Ich darf dieſen Wunſch eben hier um ſo mehr hegen, da dies Buch nicht Weniges enthält, was von Vielen leicht mißverſtanden, von Manchen gemißdeutet und entſtellt werden wird, wenn nicht Männer von Geiſt, Eingänglichkeit in Fremdes, und von Credit bei den Leſern, ſich ſeiner annehmen; da ferner es, in ſeinem Fache, wenn kein gutes, wenigſtens mein beſtes ſeyn dürfte, und da es, in dieſem Fache, zuverläſſig mein letztes bleiben wird. Auf ein Abſchiedswort aber nach ſo langem Verkehr, wie zwiſchen mir und meinen Leſern ſtattgefunden hat: wer hielte nicht darauf? und wer verübelte es dem, der hierauf hält? Sie nicht, glaube ich.

Hiermit mich Ihnen in ausgezeichneter Hochachtung und dienſtwilliger Ergebenheit empfehlend

Rochlitz."

Daß ich „Für ruhige Stunden" auch förderlich war nach der Leſewelt hin, verſteht ſich von ſelbſt, und nun vergaß mich Rochlitz, der noch funfzehn Jahre im Dieſſeits verweilte, völlig. Hier aber ſoll ſich über ihn ein Aufſatz von De la Motte-Fouqué

Digitized by Google

einreihen, an geeigneter Stelle, weil es erſtens deſſen Letztgeſchriebenes iſt, was ſich nachfolgend erklärlich machen wird, zweitens für Fouqué in ſeinen letzten Lebenstagen durchweg als bezeichnend erachtet werden könnte.

„Friedrich Rochlitz.

Abermals ein edler Geiſt geſchieden von dieſer Welt, vielfach und heilſam gewirkt habend in ihr, als Schriftſteller, als Mitbürger, als Spender und Verpfleger der Armen, als heitrer ſorglicher Wirth in ſeinen gaſtlichen Hallen, deren Wände von einer eben ſo ſinnig zuſammengebrachten, wie ſchön geordneten Bilderſammlung leuchteten, ein tief gründender Kenner der Muſik und aller dahin gerichteten Studien, ganz vornehmlich auch der Metrik, worin er ſelbſt von Meiſtern der Kunſt zu Rath gezogen ward, insbeſondere, wo es die Geſangesweiſe der antiken Zeiten galt.

Seine Poeſie zeigt ſich mehr dem Verſtande verwandt als einer kühn auflodernden Phantaſie, aber eine innige Gemüthlichkeit durchdrang und durchwebte in ſeinen Dichtungen jegliche Zeile, wie man wohl ſprechen mag. Am glücklichſten bewegte er ſich in Stoffen, der Zeit entnommen, worin er äußerlich lebte. Eine eben ſo ſcharfſinnige als menſchenfreundliche Beobachtungsgabe vergönnte ihm manch ſinnvolle Bearbeitung von Gegenſtänden, ihm dargeboten von der wirklichen Welt, obgleich auch auf dieſem Gefilde die Muſe ihm oftmals erfundene Geſtaltungen erſcheinen ließ.

Digitized by Google

Der von dem Schreiber dieſer Zeilen aufgeſtellte und mehrfach verfochtene Satz: „Es giebt, außer dem abſolut Sündhaften, nichts abſolut Unpoetiſches in der Welt“, findet ſeine ſchönſte Bewährung in Rochlitzens oft ernſt-feierlicher, oft humoriſtiſch-kecker Darſtellung des ſogenannt gewöhnlichen Lebens.

Hier iſt weder Zeit noch Raum zu näher auszuführender Betrachtung jener angedeuteten Momente auf der vielbedeutenden literariſchen Bahn des theuern Verewigten. Das aber kann ich mir nicht verſagen, einen Nachklang aus ſeinem und meinem hienieden letzten Beiſammenſeyn folgen zu laſſen.

Es war in Leipzig vor nun etwas über zwei Jahren. Wir hatten bis dahin einander nur Einmal Auge in Auge geſehen. Darüber war etwa ein Viertel-Jahrhundert verlaufen, während deſſen wir uns jedoch brieflich ſtets inniger, den Bruder-Namen zwiſchen uns eintreten laſſend, verbunden hatten, wobei es denn gelegentlich herauskam, daß wir außer dem Beiden gemeinſchaftlichen Taufnamen Friedrich auch noch die Aehnlichkeit hatten, Beide am 12. Februar geboren zu ſeyn; — nur freilich Rochlitz beinahe um ein Decennium früher als ich. Ob wir uns nach dem ſo lange äußerlich Fernſeyn und Altern auch gleich beim erſten Anblick wieder erkennen würden? — „that is the question!“ ſagte ich mit Hamlet zu mir, als ich in Leipzig nach der ſchönen Wohnung des lieben Freundes ging. Eben nur als einen alten Freund bat ich mich anzumelden, und gewann ſogleich Zutritt. Da ſtanden wir nun einander allein

Digitized by Google

gegenüber in des Hausherrn schön geordnetem Studir-Gemach. — „Wer bin ich?“ fragte ich ihn lächelnd. — Er sah mich aus den klaren, klugen Augen forschend an, und entgegnete nach kurzem Schweigen: „Noch weiß ich's nicht, wer eigentlich vor mir steht. Daß es ein alter Freund ist, sagt mir die Anmeldung, und sagt mir auch jetzt mein Herz, und fügt hinzu, ein mir besonders lieber Freund; jedoch der Name fehlt mir noch.“ — „Wenn wir einander am dritten Ort getroffen hätten, unvorbereitet, wer weiß“, erwiederte ich — „mir wär' es wohl mit Dir gegangen, wie jetzt Dir mit mir.“ — „Du grüßest mich mit dem Brudergruße“ — sprach Rochlitz — „und auch mir wird mehr und mehr brüderlich zu Sinn. Wärest Du etwa Fouqué?“ — Bejahend voll tiefster Bewegung faßte ich die Freundes-Hand, und nun quoll der selige Strom der Mittheilungen, aus Herz in Herz, aus Seele in Seele, ungehemmt seine Bahn entlang. Versteht sich, daß davon sich nur wenig eignet zur öffentlichen Mittheilung, sonst wär' es ja eben kein unbedingt voller Freundschafts-Erguß gewesen. Einiges jedoch mag auch hier laut werden. So, als wir auf unser Beider Verhältniß zu Goethe zu sprechen kamen — Rochlitz hatte ihm viel näher gestanden als ich — und er mir persönlich holde Aeußerungen Goethe's über mich berichtete, fiel mir's plötzlich wie Schuppen von den Augen, und ich mußte zu ihm sprechen: „Sieh', Rochlitz, wie Du nun unsern Poeten-Kaiser so redend einführst, wird mir's deutlich, warum Du mir

Digitized by Google

ſo verwandelt vorkamſt bei unſerm Wiederſehen vorhin. Nicht eben, daß Du ausnehmend gealtert wäreſt, aber Du haſt während dieſes Viertel-Jahrhunderts eine wunderbare Aehnlichkeit gewonnen; eine Aehnlichkeit, die ich früher nimmer an Dir bemerkt hatte — die Aehnlichkeit mit Goethe." — Und wahrlich, ſo verhielt es ſich auch, und das Gleiche ſollen ſchon Andere bemerkt haben. Eine gewiſſe vornehm freundliche Würde in beider edler Männer Benehmen herrſchte wohl zunächſt dabei vor, jedoch hatte ſich dieſe eigenthümliche Gattung von Aehnlichkeit erſt in ſpäteren Jahren ſo recht bemerklich entfaltet. Auch in den Zügen der würdigen Angeſichter war das immer deutlicher hervorgetreten. Obzwar die Augen Rochlitzens weder an Farbe noch an Umfang jene dunkelrollenden Sphären unter Goethe's Jupiter-Stirn erreichten, bewahrten ſie doch denſelben Ausdruck ſanfter Kraft und tief durchdringender Gewalt für Alles, was ſie zur Betrachtung anzog.

Auf's Anmuthigſte überraſchte mich Rochlitz in jenen paar Tagen unſres letzten zeitlichen Beiſammenſeyns, als er in einem erkornen kleinen Kreiſe von Frauen und Männern mir ankündigte: er wolle für heut einige Gedichte vorleſen. Ich faßte es in dem Sinne auf, es ſeyen Dichtungen aus ſeinem eignen erhabnen Geiſte und ſprach unverhohlen meine Erwartungs-Freude darüber aus. Er lächelte mild, und begann zu leſen mit all dem vollen Wohllaut ſeiner ſchönen Stimme, und dem noch ſchönern Wohllaut, hervorquillend aus ſeiner lieben Seele. Faſt hätte

Digitized by Google

ich mich verleiten laſſen, nach den erſten zuſammengedrängten Zeilen die Trefflichkeit des Gedichts zu preiſen. Da ging es mir jedoch auf: das Vorgeleſene war von mir ſelbſt und nur ſo wunderſamlich tief mich eben diesmal ergreifend durch des Freundes begeiſterten Vortrag. „Nicht wahr, lieber Poet", ſagte Rochlitz, „ein tüchtiger Rhapſode iſt doch auch was werth?"

Bevor wir zum Letztenmale ſchieden, war noch zwiſchen uns, wie das ja ohnehin allen beſonnenen und auf das Ewige geſtellten Greiſen heilige Pflicht gebietet, vom Ausgange aus der Zeit und vom Eingang in die Unendlichkeit ausdrücklich klar die Rede, und ich meinte, Rochlitz möge, unerachtet ſeines vorgerückteren Alters, noch länger hienieden weilen als ich. Er wies mich auf mein kleines Söhnlein an, das er mit inniger Liebe angeſchaut und aufgenommen hatte, meinend, Dem ſey doch ich für manch ein Jahr lang nöthig, ſchier unentbehrlich, während er, der kinderloſe Witwer, mehr auf das Jenſeit als auf das Dieſſeit hingeſtellt ſey, wogegen wiederum ich den Freund an einige holde Jungfrauen-Geſtalten mahnte, die ihn pflegetöchterlich umwebten und ſeiner pflegten, eben ſo ſinnig erfreut durch das, was er aus ihren lieblichen Händen empfing, als was dagegen er ihnen geiſtig und fromm gemüthlich zu bieten vermochte.

Ausdrücklich erwähnte er noch des dazumal erſt unlängſt abgeſchiedenen, auch in Leipzig tief betrauerten Königs Friedrich Wilhelm des Dritten, und des

Digitized by Google

Umſtandes, daß er ſelbſt mit dem frommen Fürſten in gleichem Alter ſtehe, wobei es ihm ſeither vorkomme, als werde er über dieſes Ziel nicht weit hinausleben. — „Wie Gott will!“ ſagten Rochlitz und ich beim Scheiden.

Nun iſt er mir vorangegangen. — Gott helfe mir zu rechter Zeit und Stunde ihm nach!

Nimm fürlieb, lieber Rochlitz, mit dieſem Dir nachgeſandten Pilger-Gruß, Du ſtets mir getreuer Pilger-Genoß! — Nahmſt Du es ja auch ſo gütig auf, als ich noch unlängſt Dir meine geſammelten Werke durch eine Zueignung weihte, und Du mich zum letzten Mal durch den Anblick Deiner bis an's Ende regelrecht und ſchön geformten Handſchrift erfreuteſt. — Nun ſchaueſt Du voll Pfalmen-Dankes in das ewige Weihnachts-Feſt.

L. M. Fouqué.“

Brachte das Empfehlungs-Schreiben an Goethe mir Friedrich Rochlitz vor den inneren Blick, kommt dies aus gleicher Urſach in Verbindung mit Auguſt Mahlmann, der meinen anſehnlichen Brief-Beſtänden manche Zeile zuwendete. In Bezug auf jene Empfehlung an Goethe hat er ſtets weiter an mich gedacht; hier aber will ich ihm für Ehemals vergelten durch ein Etwas von Dem, was ich über ihn ſchrieb und drucken ließ:

„Berlin. Königsſtädtiſches Theater.

Am 28. März (1826): „Herodes vor Bethlehem.“ Dieſe von Mahlmann gedichtete Parodie des

Kotzebue'schen Schauspiels: „Die Hussiten vor Naumburg" hat eine solche Berühmtheit erlangt, daß hoffentlich Jeder, den die Literatur der Deutschen interessirt, das Gedicht kennt. Der Werth desselben schützt das bespottete Gedicht vor der gänzlichen Vergessenheit, denn, obwohl ich weit davon entfernt bin, Kotzebue so gering zu achten, als die jetzige wortführende Welt in ihrer Affektation es thut, ja, ob ich zu behaupten mich erkühne, daß er noch unersetzt ist, dennoch darf man sagen, daß er im sogenannten Rühr-Drama, namentlich wo er sich einbildet, einen geschichtlichen Stoff zur Anschaulichkeit gebracht zu haben, einer solchen Unnatur sich hingab, daß von seinen Werken dieser Art wenig für die Nachwelt zu retten seyn wird. Die Fähigkeit, zu erfinden, und dem Stoff eine theatralische Zurichtung zu geben, kann ihm indessen auch bei solchen monströsen Bühnen-Arbeiten nicht abgesprochen werden. — „Herodes vor Bethlehem" ist eine höchst eindringliche Kritik jenes verfehlten Strebens, und zugleich ein Muster für die phantastische Posse. Das Publikum schien zum Theil nicht zu wissen, wie es den seltenen Humor derselben zu nehmen habe, und da Manche niemals zugeben, daß sie einen deutungsvollen Spaß nicht verstehen, so war anfangs die Simmung im Unklaren, endlich aber siegte die Gewalt des echten Witzes und die Aufnahme entschied sich zum Rechten." („Gesellschafter" 1826. Bl. 55.)

„Sämmtliche Schriften" erschienen gesammelt nach dem Tode Mahlmann's, und aus dem Bericht

darüber („Geſellſchafter" 1840. Bl. 22) erneure ich die Anerkennung:

„Wenn wir auf ſeine Perſönlichkeit näher eingehen, wie er ſie uns in ſeinen Werken hinterlaſſen hat, müſſen wir ihn als einen der innigſten, frömmſten und reinſten Dichter lieben lernen. Ueberall tiefgemüthliche, ungetrübte Liebe des Schönen und Göttlichen, Heiterkeit der Idealität, Sehnſucht nach dem Reinmenſchlichen, und dabei iſt er durch viele ſeiner Gedichte geradezu Volksdichter geworden." —

Möge das Gedächtniß der Deutſchen ihm dafür treu ſeyn, was zu unterſtützen iſt durch den Geſang ſeines Liedes:

„Ich denk' an euch, ihr himmliſch ſchönen Tage
Der heiligen Vergangenheit!
Komm, Götterkind, o Phantaſie, und trage
Mein ſehnend Herz zu ſeiner Blüthezeit."

Mein Gedächtniß iſt ihm noch ſo treu, wie es bei ſeinem Leben ihm treu war. Ich ſandte ihm mehrmals Abdrücke meiner Holzſchnitte, und laſſe ich ſchriftliche, zu überſchwengliche Lobeserhebungen über dieſe Abdrücke beſeitigt, ſey doch erwähnt aus dem Briefe vom 12ten September 1809 eine Andeutung über meine mit Geſchwärm vermiſchte Schriftſtellerei im zweiten Jahrzehend meines Erdenwallens:

„Cultiviren Sie doch auch Ihr ausgezeichnetes epigrammatiſches Talent. Die überſchickten Epigramme ſind allerliebſt und werden ſogleich in die Druckerei wandern. Weniger — Sie verzeihen es

Digitized by Google

mir, daß ich mit Offenheit spreche — gefallen mir die elegischen Gedichte." —

Offenheit ist stets achtungswerth, und sie werde als Andenken für August Mahlmann auch hervorleuchtend aus folgendem, vier Jahre vor seinem Tode mir zugesandten Briefe:

„Leipzig, den 23ten April 1822.

Wohlgeborner,

Hochzuverehrender Herr Professor!

Von dem literarischen Verkehr seit vielen Jahren ganz zurückgezogen, lebe ich jetzt nur den Gütern, die mir das Glück zutheilte, mit deren Verwaltung und meinen Lieblingsstudien beschäftigt. Ihr treffliches Blatt der Gesellschafter zeichnet sich durch Gediegenheit und Humanität aus, die immer seltener auf dem literarischen Markt werden, wo der gröbste Egoismus, die frechste Unverschämtheit und seichteste Wortmacherei die Hauptplätze eingenommen haben. Dessen Charakter hat Ihrem Blatte gebührendes Ansehen und Einfluß verschafft, und veranlaßt mich zu dem Wunsche, unter seine Mitarbeiter zu treten. Honorar verlange ich nicht, aber die strengste Verschwiegenheit meines Namens würde ich mir deswegen erbitten, weil ich alle Aufforderungen zu Beiträgen fast von allen jetzt erscheinenden belletristischen Zeitschriften abgelehnt habe, und weil ich in Verhältnissen lebe, die zwar richtiges Beobachten begünstigen, aber mit dem Bekanntmachen derselben sich nicht vertragen. Daß ich nur die Beförderung des Guten und Schönen beabsichtige, werden Sie mir hoffentlich

Nachdem mein Gedächtniß mir Rochlitz und Mahlmann herbeirief, ich Jenen durch Friedrich de la Motte Fouqué ſchildern ließ, vorher äußernd, daß es deſſen Letztgeſchriebenes ſey, will ich gleich auf Dieſen hinſchauen. Seinem Nachruf an Rochlitz hatte ich im Abdruck („Geſellſchafter" 1843. Bl. 18) beizufügen:

„Eben aus meiner Druckerei den erſten Abzug dieſes Blattes empfangend, erhalte ich zugleich die Nachricht, daß Fouqué am 23. Januar plötzlich geſtorben iſt. Wenige Tage vorher war er noch bei mir voll heiterer Ausſicht auf fortgeſetzte Thätigkeit."

Im Geiſt ſehe ich jetzt den mit Ritterthum, Chriſtlichkeit und Frauenſchätzung erfüllten Adelsfreund vor mir, als er im Herbſt des Jahres 1825 ſehr unwirrſch in mein Arbeitszimmer eintrat, nach dem Gruße mich fragend: „Wie habt Ihr das dulden können?" — Er mußte ſich erklären, und ich erfuhr nun, daß er in Aufregung gerieth wegen des von Julius Curtius und Karl Simrock herausgegebenen „Muſen-Almanach für 1826", deſſen Verleger ich geworden war. Er enthält unter Anderem Hunderte von „Xenien", die einen ſchriftſtelleriſchen Sturm hervorriefen, einen Sturm, der im „Bemerker" meiner Zeitſchrift ſieben Monate hindurch wüthete, auch gegen mich, weil ich den Kämpfern in jener Beilage für Streitiges Freiheit und Raum ließ, den Angriffen meinerſeits dann nur entgegnete:

Digitized by Google

„La Motte-Fouqué.
Laß ſie nur ſpotten, ſie höhnen ſich ſelbſt: wenn erſt ſie bekehrt ſind,
Beten als Paulus ſie an, was ſie als Saulus verfolgt."

Veranlaßt war nun bei den Dreien der dauernde Freundſchafts-Bund, ein liebenswürdiger Belag möge dies bezeugen. Curtius hatte im Auftrage Fouqué's auf deſſen Koſten Gelegenheits-Gedichte drucken laſſen; ſie wurden ihm zugeſandt mit beigelegter Rechnung, und der Betrag kam an mit folgendem Reimſpiel:

„Rennhauſen, am 19. Julius 1827.

Gruß und Dank Euch jungen Sängern
Simrock, und dem Doppel-Us,
Den in dieſem Mond ein Echo-
Us trifft, Julius Curtius!
Seht, ich will im Reim Euch künden —
Fort und immerfort auf Us —
Meiner Seele Ernſt und Lachen!
Manchem Reimer wär's ein Muß:
Zwar nur ſolchem, der im Reim ſelbſt
Nichts ſieht als nur herbe Nuß.
Doch mir iſt, dem alten Reimbold,
Reim hold, wie ein Frühlingsguß
Knospenreichen Blumenwieſen!
Dann erſt kommt die Blüth' in Schuß,
Dann erſt ſchau'n vom ſchlanken Zweig her
Roſen ſpiegelnd ſich im Fluß. —
Seht, Ihr wolltet mich verbrennen,
Xeniendichter, wie den Huß,
Doch die Muſe hat den Gluthzorn
Umgehaucht zum Freundeskuß,
Und das freut mich ſo herzinnig,

Digitized by Google

Soll nun doch ein Etwas von Urtheil ſich hier einmiſchen, mag es geſchehen in dem, was der „Geſellſchafter" (1843. Bl. 20.) ausſprach nach Fouqué's Tode:

„Fouqué iſt in Berlin geſtorben. Wir betrauern ſeinen Tod in menſchlich gerechter Theilnahme und in Hinſicht auf ſeine Familie, nicht in Bezug auf die jetzige ſtrebende Literatur. Wir wollen aber auch den Spott und Hohn, dem er im Leben oft ausgeſetzt war, von ſeinem Grabe abweiſen; nun er todt iſt, gilt allein noch ſein wahres Dichten und Weſen. Und Fouqué war durch und durch Dichter, und im Ganzen und Großen, wie bis in's Einzelnſte und Kleinſte, ehrlich und folgerichtig in ſeiner Geſinnung. Wir verlangen jetzt Freiheit der Individualität, Selbſtbeſtimmung in allen ideellen Dingen; wir müſſen ihn deshalb in ſeiner Perſönlichkeit gelten laſſen. Sein dichteriſches Schaffen iſt hiſtoriſch geworden, das heißt: es bezeichnet eine beſtimmte, in der Entwickelung der Literatur nothwendige Phaſe der Poeſie. Das iſt der Ruhm ſeiner Schöpfungen. Die, welche ihn verhöhnten, mögen zuſehen, ob ihre Schöpfungen hiſtoriſch werden! Vieles von den ſeinigen iſt freilich ſchon ſpurlos verſchwunden, aber Vieles wird ihn überdauern, Anderes mindeſtens genannt werden müſſen in der Geſchichte unſerer Literatur, und ſein Andenken, in welchem wir billig ſein Eigenſtes und Beſtes bewahren, iſt eines Lebens und der vollſten Achtung werth!"

Erwähnt ſey noch, daß Fouqué mich und meine

erſten Schauſpiel-Verſuche die Bühne erreichten. — Am 10. September 1813 kam mein, Schwank zu nennendes Luſtſpielchen: „Die ſelige Frau" zur Darſtellung, und ich wurde nun überraſcht durch Catel's Beurtheilung, die hier zugleich ſein mit franzöſiſchem Behagen gemiſchtes Weſen etwas andeutlich macht:

„Die ſelige Frau. Luſtſpiel in einem Akt von F. W. Gubitz. (Den 10. September zum erſten Mal, den 13. wiederholt.) — Es ließe ſich eine Vergleichung zwiſchen Schauſpielen und Gewäſſern anſtellen. Die Tragödie wäre bekanntlich der Waſſerfall, der Waldſtrom; das Drama der ernſte Fluß; das leichte Schauſpiel der lachende Bach; das Luſtſpiel der tanzende Springbrunnen, die künſtliche Kaskade; das komiſche Luſtſpiel ließe ſich wohl mit dem Prellſtein auf dem Waſſer, das eigentliche Witzſtück mit dem heißen Sprudel vergleichen: die ſelige Frau mit beiden, und der Verfaſſer mit einem Badegaſt, der an der Quelle ſteht und ſich die goldene Freiheits-Muße mit Ricochet-Werfen vertreibt; nur daß im Spiel des Verfaſſers mehr als das Spiel, mehr als die glatte, leichte Außenſeite liegt. Was er da ſo leicht vor uns über die Waſſerfläche hinhüpfen läßt, ſind Steine, keine Waſſerblaſen, Steine, das heißt bald ſtarke, bald zarte, bald feine Empfindungen, treffende Reflexionen, treffende Satyre, epigrammatiſche Laune, lebendige Schilderungen und vor Allem das Bild der Weiblichkeit. Dies Alles in den beſchränkten Rahmen eines Akts zu bringen, in die alten Formen eines Vormunds,

Digitized by Google

Zufolge des zwiſchen uns Vorhergegangenen meinte ich verpflichtet zu ſeyn, dem mich an Jahren mehr als doppelt überragenden und die „ſelige Frau“ in mir günſtig guter Laune überſchätzenden Catel für ſeinen, mir wohlwollend geſtimmten Urtheilsbericht Dankesworte zu ſchreiben, doch perſönlich nahten wir uns nicht, und das hier Mitgetheilte ſoll nur Eingang zum Künftigen ſeyn. —

Durch nach den Kriegsjahren 1813 bis 1815 wieder bewegteren künſtleriſchen und freieren ſchriftſtelleriſchen Betrieb wurde ich angeregt, der „Spener'ſchen Zeitung“ einen andern Berichtgeber für die Schauſpiele der Berliner Bühne zu vermitteln: ein Beweggrund dazu war auch mein Uebereinkommen mit Cotta in Bezug auf ſein „Morgenblatt“. Mein „Geſellſchafter“ kam (1817) ebenfalls heran, und ich blieb getrennt von der Mitarbeit bei irgend einer anderen preußiſchen Tagesſchrift. Da hatte nun im Anfang der zwanziger Jahre die „Voſſiſche Zeitung“ für die Berliner Bühne, der ſich Catel nach Iffland's Tode abwandte, einen ſehr ausfälligen Beurtheiler, der durch Einwirken der Schauſpieler und Schauſpielerinnen von Oben herab als unbefugt bezeichnet und ſeine Entfernung befohlen wurde. Jetzt wandte ſich der Eigenthümer der „Voſſiſchen Zeitung“, Juſtiz-Commiſſarius Leſſing, im Mai 1822 an mich, ich hatte aber verweigernden Beſcheid zu geben, und empfing nun von Catel ein Schreiben, das damit endet:

„Meinerſeits ſey es ſchließlich unverhehlt: ich war

der Gesellschaft und mir seinen Dank aus, setzte aber hinzu: „Ein Sprüchwort behauptet: Versprechen bei'm Weine binden nicht; Dergleichen ist bei dieser Verheißung nicht zu erwarten. Der Herr Professor wird das Referat übernehmen, aber vielleicht nur für kurze Zeit; bitten Sie ihn mit mir, daß er es auch dauernd übernehme." — Die wirrige Toserei war sogleich erneuert bis zum Lästigsten, und mir enteilte der Ausruf: „Gut, gut, bis Sie mit mir unzufrieden sind!" wonach der juristisch Eingreifende erwiederte: „Diese Zusage nehme ich an für mich und meine Erben, die Hand darauf!" — und ich schlug ein. — Ich habe mein Wort bewährt bis auf die jetzigen Tage, und dies schrieb ich im Jahre 1869. — Die erste Folge war nun, daß ich für meine Zeitschrift in Bezug auf das Schauspiel der Berliner Bühne — die Oper war in der „Vossischen Zeitung" stets Anderen überlassen — mir einen Berichtgeber beschaffen mußte: denn zwei Stimmen mir anzumaßen widerstrebte meinem Denken und Empfinden. — Nachdem im Jahr 1824 das „Königsstädtische Theater" gegründet war, hatte ich es auch durch erwählte Beihülfe mit diesem zu thun, konnte aber im Jahre 1844 dieser damals tief gesunkenen Bühne mich entziehen, glaubte auch Anlaß zu haben, meines Mannesworts mich für entledigt zu halten, was mir aber nicht zugestanden wurde. — Hier sey nur noch des einundachtzigjährig gewordenen Samuel Heinrich Catel gedacht, wozu nach seinem Tode (am 27. Juni 1838) meine Zeitschrift (Bl. 116) behülflich wird durch die Aeußerung:

Digitized by Google

Aus der Vergangenheit rufe ich jetzt in meine Erinnerungen zwei gesellige Verbindungen, den „Künstler-Verein“ (gestiftet im Jahr 1815) und die „Literarische (Mittwochs-) Gesellschaft“ (gestiftet im Jahr 1824). — Was ich bei dem, vom Bildhauer und Akademie-Director Johann Gottfried Schadow geleiteten Betrieb der Künstler zu thun hatte, bestand in Mittheilung dessen, was ich über Kunst aus Zeitschriften, später auch aus dem Brieflichen für den „Gesellschafter“ zusammentrug, wobei ich nach dem Maß meiner Kräfte mich bestrebte, Kunst und Wissenschaft zu verbinden. Daneben wurde ich für allerlei Festlichkeit — zumeist für die, dem Tage der „heiligen drei Könige“ angehörende Stiftungs-Feier — sehr beschäftigt in der Reimerei. Ehe ich Theilchen davon einschiebe, gehe voran das Weihe-Gedicht unseres verewigten Meisterdichters:

Dem edlen Künstler-Verein in Berlin.

Von Goethe.

(Epiphanias 1817.)

Zu erfinden, zu beschließen,
Bleibe, Künstler, oft allein,
Deines Wirkens zu genießen,
Eile freudig zum Verein.
Hier, im Ganzen, schau', erfahre
Deinen eignen Lebenslauf,
Und die Thaten mancher Jahre
Geh'n dir in dem Nachbar auf.

Digitized by Google

Stiftungs-Feſt, dann der Erinnerungs-Feier für Albrecht Dürer am 18. April 1828 — nach drei Jahrhunderten ſeines Hinſcheidens — mitgab. Er iſt mein Ahnherr in der Holzſchnitt-Kunſt, und es ſey mir vergönnt, meine Verehrung, die für den Meiſter Albrecht Dürer — der Zeitgenoſſe Raphael's war — ſtets in mir lebte, mitſprechen zu laſſen.

Dürer und Raphael.

Der Dürer und der Raphael
Erſehnten in den gleichen Zeiten
Sich Macht, das Reich der Kunſt zu breiten,
Und zu erſpäh'n des Schönen Quell. —
Nun ſtets zum höchſten Ziel gewandt
Im kühnen Ringen, mächt'gen Ahnen,
Hat Beider Geiſt auf zweien Bahnen
Mit frommer Luſt ſich oft erkannt.

Als einſt ihr Sinnen aufwärts ſchwebt,
Verſchwinden plötzlich alle Räume,
Sie nahen ſich, — es ſind nicht Träume,
Daß Geiſt vereint in Liebe lebt! —
Sie grüßten ſich und ſah'n ſich nicht,
Gleich ſchwunghaft war ihr gleich Ermuthen,
So mußten ſich die gleichen Gluthen
Begegnen auch am Himmelslicht.

Doch konnten bis zur Erde ſchwer
Das Allempfund'ne ſie bewahren,
Da wünſchten aus der Engel Schaaren
Von Gott ſie einen Führer her.
Wie Beider Herz einſt flammt und ſchafft,
Erklang es, da erneut ſie flehten:
„Euch ſendet Gott, den ihr erbeten,
Er ſendet Strahl der gläub'gen Kraft!"

Digitized by Google

Dann folgt, wohin die Gluth euch reißt!
Ihr sollt, was da ist, nicht verkennen,
Doch euch vom inn'ren Zwiespalt trennen,
Sollt walten lassen eig'nen Geist.
Wer ihm entsagt, der wird zum Knecht! —
Es kann der Nord zum Süd nicht schwinden,
Das Jetzt sich nicht Vergang'nes finden:
Denn Alles will sein eigen Recht!" —

Der Engel schwand; — ein heil'ger Schwur
Hat beide Künstler tief durchdrungen:
Was Beiden Herrliches gelungen
Entstand im Bunde mit Natur,
Und jede Kraft such' ihre Spur! —
Wie hoch Gedanken oft uns lenken,
Wie weit sich oft die Künste denken:
Heil ist auf ihrem Wege nur!

Bei diesem Gedicht ist darauf hinzuweisen, daß mehrere Maler in Frommscheinerei, die damals nach den Krieges- und Siegeskämpfen absichtlich sehr verbreitet war, das Altdeutsche in der Malerei mit Steifheit sich anbildeten, und schon früher hatte ich in meiner Dichterei für den „Künstler-Verein" versucht, dorthin zu leiten, wo stets ein richtiger Weg sich finden läßt. — Schließlich sey noch angedeutet, wie ich auch zur Heiterkeit behülflich seyn wollte, und in dieser Beziehung beschränke ich hier mich ebenfalls auf den, Dürer gewidmeten Festabend.

Künstlerlied bei'm Wein.

Freunde, wir sind hier versammelt,
Dürer's eingedenk zu seyn,
Und das Hirn wär' uns verrammelt,
Thäten wir es nicht bei'm Wein;

Digitized by Google

Und erregt bei'm Lob der Frauen
Agnes Dürer heimlich Grauen,
Spricht man doch nicht gern davon!

Leben wie im Paradies,
Das iſt freilich ſelten,
Denn Ihr wißt, daraus verwies
Uns der Herr der Welten;
Läßt ſich nun an böſen Frauen
Eva noch als Urſach ſchauen,
Spricht man doch nicht gern davon!

Voll Vertrauen nehmt das Joch
Einer holden Eva:
Giebt es unter Juden doch
Manchen edlen Schewa —
Und will Spottgezücht den Frauen
Wen'ger gar als Jenen trauen,
Spricht man doch nicht gern davon!

Auf des Daſeyns Sonnenhöh'n
Wandeln wir nicht Alle,
Und das Leben wird erſt ſchön
Durch ein Bischen Galle;
Sollten nun dabei die Frauen
Ueber's rechte Schnürchen hauen,
Spricht man doch nicht gern davon! —

Doch die Fehler unſ'rer Schaar
Sieht wohl ſelbſt ein Blinder:
Künſtler bleiben immerdar
Grenzenloſe Sünder;
Iſt demnach, ihr edlen Frauen,
Nie auf Künſtlervolk zu bauen,
Spricht man doch nicht gern davon!

Digitized by Google

Womit ſtrafen wir die Laſter
Aller feilen Kritikaſter?
Mit der Feder! —
Ja, will Albernheit ſich brüſten,
Darf die Kunſt ſich kräftig rüſten
Mit der Feder!

Die Mäcene.

Mäcene gab's vor Zeiten
Zum Schutz der edlen Kunſt:
Die Reichen ſah man ſtreiten
Um eines Künſtlers Gunſt;
Jetzt heißt's im Sinn der Köche,
Nicht Kunſt ſey, was nicht röche
Nach Wein- und Bratendunſt.

Man hat Papier-Magnaten,
Die Börſ' iſt ihr Altar;
Mäcene und Ducaten
Sind dort gewaltig rar;
Und hat man ſie erſtritten,
Sind Beide ſtark beſchnitten:
Ihr Werth iſt nicht mehr wahr!

Ob da ein Tücht'ger werbe
Um Ruhm in Lebenslaſt,
Er hört nur ein „Silberbe!"
Und höchſtens noch mit Haſt:
„Die Kunſt iſt meine Puppe;
Ich bitt', auf eine Suppe
Seyn Sie für Heut mein Gaſt!"

Es iſt nur modiſch Plappern
Was Ehr' und Gold noch bringt:
Das Echte gilt für Klappern,
Und alles Neue klingt! —

Digitized by Google

Wer in's Blaue ſich verlieret,
Der geht leer aus
Bei dem Kehraus!

Bildner, die ſubtil verfeinern,
Kühlen Sinn's den Stein verſteinern,
Marſch in's Lehrhaus!
Wer nur feilet glatt und zierlich,
Transparent und wie papierlich,
Der geht leer aus
Bei dem Kehraus!

Nichts verſchnörkelt, nichts verſchniegelt,
Architekten, dies beſiegelt
Uns zum Kehraus!
Baut antik und bauet gothiſch,
Doch baut Einer nur chaotiſch,
Der geht leer aus
Bei dem Kehraus!

Kupferſtecher, Formenſchneider
Bilden jetzt das Nuſſeln leider
Immer mehr aus!
Wenn im pimpligen Punktiren
Sie den edlen Strich verlieren,
Geh'n ſie leer aus
Bei dem Kehraus!

Schauſpielkunſt mag mit uns ſchöpfen,
Doch ihr Köpfen und ihr Schröpfen
Hält man ſchwer aus!
Fröhnt die Schauſpielkunſt der Mehrheit,
Daß man ſchau viel Dunſt der Leerheit,
Geht ſie leer aus
Bei dem Kehraus!

Digitized by Google

bringt — wie ich meine und glaube — Anſprechendes mit.

Im October 1824 wurde durch den Kammergerichts-Director Julius Eduard Hitzig — auch in der Leſewelt bekannt — ein Aufruf verbreitet, der unter Anderem äußerte:

„Während von Tage zu Tage das Unkraut im Garten der Poeſie üppiger wuchert, blühen doch auch hier und dort darin die ſchönſten Blumen. Aber wer hat, oder wer nimmt ſich die Zeit, den weitläuftigen Raum auf das Gerathewohl zu durchwandern, um nach ſeltenen Gewächſen zu ſpüren, und ſo, ehe die Kunde davon ſich verbreitet, iſt ein neues Jahr erſchienen, das mit breitem Strome das Neue aus den Buchläden wegſpült, um dem Neueſten Platz zu machen und jenes unabwendbar dem Lethe zuzuführen. Sollte nicht dieſer betrübenden Erfahrung für die Dichter, und ſollte nicht einer noch traurigeren für die Freunde der Poeſie in unſrer weitläuftigen Stadt, daß nämlich Keiner den Andern kennen lernt, wenn ſie nicht der Zufall zuſammenführt, durch einen Verein abgeholfen werden können, der beſchlöſſe, ſich wöchentlich einmal, vorläufig in den Winterabenden, zu verſammeln, ſich gegenſeitig das Neueſte aus der poetiſchen Literatur durch Vorleſung einzelner Gedichte aus den Sammlungen, dramatiſcher Werke von nicht zu großem Umfange u. ſ. w. zur Kenntniß zu bringen und nach den Leſeſtunden zu beſprechen? Wohl verſtanden aber, das Neueſte von *Anderen*, *nicht von Mitgliedern des Vereins*; vielmehr

Digitized by Google

tungen in der Literatur machte sich immer bestimmter zum Zweck. Bei umfänglichen Werken gaben die Vorleser oft erst eine, zuweilen sehr mühsame Uebersicht des Ganzen und bekräftigten ihre Meinung mit dem Vortrag des Wesentlichsten. Wie gemeinsam die Neigung zum Gemeinsamen im Bereich des Wahren und Schönen sich äußerte, bezeugt sinnig das von Chamisso der Gesellschaft geweihte Festlied: „Herein!" (Gedichte, zweite Auflage, S. 218), worin der Tragiker, Komiker, Mimiker, Lyriker, Musiker, Maler, Uebersetzer und — Leser Einladungen empfangen. Man wollte eben auf den verschiedenen Wegen des Kunstgeistigen vertrauter werden, dabei unbefangen alle Parteien vernehmen, wie dies hervorgehoben ist in einem, für das Stiftungsfest des Vereins bestimmten Liede Eichendorff's, das mit dem Verse schließt:

„Frische Fahrt dann, nah und fern,
Allen muth'gen Seglern,
Die getreu dem rechten Stern,
Schleglern oder Heglern."

Wie man sich dabei die erheiternde Geselligkeit dachte und wünschte, das möge bezeichnend werden aus wenigen Zeilen eines, „Leben und Lebenlassen" überschriebenen Liedes für den Verein von Karl Schall:

„Wir wissen ja nicht nur zu wissen,
Nein auch zu leben wissen wir;
Wie wir uns wissensernst befliſſen,
Nur lebenslustig sind wir hier:
Das Utile treibt man daheim,
Hier ist das Dulce Bundesleim." —

Digitized by Google

Einsendern gewann Houwald den Preis.*) Auch in den folgenden Jahren feierte die Gesellschaft Goethe's Geburtstag, und dies war es, was ihr alle Anfälle jener Parteien zuzog; vergebens sucht man einen andern Anlaß, wenn sich nicht etwa die durch Stimmenmehrheit erfolgte Nichtaufnahme Eines oder des Andern sich um Mitgliedschaft Bewerbenden einmischte, was nicht zu beweisen ist. In Rede kam fast durchgängig nur der erwähnte Anlaß, der zu den sinnlosesten Beschuldigungen ausgebeutet war, um so gereizter, als Goethe selbst sich der Gesellschaft wohlwollend und rathend zuwandte, was natürlich ist. Er war damals erfüllt von dem gläubigen Gedanken einer das Menschenthum überall fördernden „Weltliteratur" und suchte dazu Mitwirkung. „National-Literatur will jetzt nicht viel sagen, die Epoche der Weltliteratur ist an der Zeit und Jeder muß dazu wirken, diese Epoche zu beschleunigen", so äußerte er sich (1827) in einem Gespräch mit Eckermann, weiter darauf eingehend. Diese Ansicht erläuterte er auch, wenn Mitglieder der Gesellschaft ihn besuchten, und so verstärkte er den Antrieb, daß diese ihre Lesungen und Besprechungen auf die auswärtige Literatur umfassender ausdehnte, wozu Goethe Leitung gab in folgendem, als

*) In dem 1854 und 1855 (Berlin, Vereins-Buchhandlung) erschienenen Werke: „Berühmte Schriftsteller der Deutschen" sind die Verhandlungen, sämmtliche Gedichte und der durch Gründe unterstützte Ausspruch Zelter's zu finden.

Digitized by Google

Couſin: Cours de la philosophie kennen lernen. Das Verhältniß, das ſie unter ſich und zu uns haben, geht hieraus am deutlichſten hervor. Noch lebhafter vielleicht wirken die ſchneller erſcheinenden Blätter und Hefte: Le Globe, La Revue française und das zuletzt erſcheinende Tagesblatt: Le Temps. Keins von allen dieſen iſt zu entbehren, wenn wir das Hin und Wider jener in Frankreich ſich balancirenden Bewegungen, aller daraus entſpringenden Wogungen vor unſerm Geiſte lebendig erhalten wollen. — Die deutſche Poeſie bringt, man darf nur die tagtäglichen Produktionen und die beiden neueſten Muſenalmanache anſehen, eigentlich nur Ausdrücke, Seufzer und Interjectionen wohldenkender Individuen. Jeder Einzelne tritt auf nach ſeinem Naturell und ſeiner Bildung; kaum irgend etwas geht ins Allgemeine, Höhere, am wenigſten merkt man einen häuslichen, ſtädtiſchen, kaum einen ländlichen Zuſtand; von dem, was Staat und Kirche betrifft, iſt gar nichts zu merken. Dies wollen wir nicht tadeln, ſondern gelten laſſen für das, was es iſt. Ich ſpreche es nur deshalb aus, um zu ſagen: daß die franzöſiſche Poeſie, ſo wie die franzöſiſche Literatur ſich nicht einen Augenblick von Leben und Leidenſchaft der ganzen Nationalität abtrennt, in der neueſten Zeit natürlich immer als Oppoſition erſcheint und alles Talent aufbietet, ſich geltend zu machen, um den Gegentheil niederzudrücken, welcher dann freilich, da ihm die Gewalt verliehen iſt, nicht nöthig hat, geiſtreich zu ſeyn. — Folgen wir aber dieſen leb-

Digitized by Google

kens und für jenes Schreiben, gezeichnet mit so vielen werthen Namen. Geben Sie mir manchmal Nachricht von dem Fortwalten Ihrer Bemühungen. Empfehlen Sie mich Hrn. Geh. Rath Streckfuß und der übrigen Gesellschaft zum angelegentlichsten.

Weimar, den 11. November 1829.

Treu angehörig

J. W. Goethe."

Zu dem erweiterten Willen, von den neuesten geistigen Erzeugnissen der Fremde möglichst schnelle und genaue Kenntniß zu nehmen, den steten Entwickelungsgang der bildenden Künste auch bei andern Völkern sich klar zu machen, hatte die Gesellschaft für die wichtigsten europäischen Sprachen besondere Berichterstatter, welche in lebhaftem Verkehr mit dem Auslande ihnen rasch zugesandte Werke desselben im Ganzen lasen, Vortrag darüber hielten und zum Schluß das Bemerkenswertheste vortrugen. Dies geschah bei den bekannteren Sprachen aus dem Original, bei anderen, z. B. dem Spanischen und Russischen, in der Uebersetzung, die meist der Vortragende selbst übernahm. Neben dem Deutschen, was immer Vorzugsrichtung blieb, ist Spanisches und Portugiesisches, Englisches, Französisches und Italienisches, Russisches und Serbisches in bunter Abwechselung vorgekommen. Dem Allen bezeugte Goethe eifrige Aufmerksamkeit, widmete (1830) „in öffentlichem Ausdruck dankbaren Antheils" der Gesellschaft die seinerseits noch mit einer Einleitung begleitete Uebertragung von „Thomas Carlyle

Digitized by Google

ſchaft noch den 28. Auguſt 1832 als Erinnerungsweihe, nachdem der Unvergeßliche am 22. März deſſelben Jahres in dem Ausruf: „Mehr Licht!“ ſeinen letzten Athemzug ausgehaucht hatte. Stehe hier ein Vers des Liedes, das Wilhelm Neumann für jenen Erinnerungstag dichtete:

„Ein ſchmerzlich Feſt! Doch haben ja die Alten,
Die Großen, Schönen, die Ihm nah nun ſind,
Bei ihrer Helden Tod es ſo gehalten,
Weil einen Halbgott der Olymp gewinnt,
Wenn hier ein Held erliegt des Tod's Gewalten.
So laßt denn immer, weil die Thräne rinnt,
In Wehmuth lächelnd Euern Ton erheben;
Ihr wißt's und Schiller ſprach's: Die Todten leben!“

Mag nun noch im Jahr 1858 das Geſchwätz von „Goethemanie“ in der Oeffentlichkeit durch einen Vergeſſenen wieder aufgetaucht ſeyn, mir hat es ein beſeligt Empfinden bewahrt, daß Goethe in ſeinen letzten ſechs Lebensjahren erfreut wurde durch Zeichen liebevoller Zuneigung, und er empfing ſie um ſo tröſtender und dankbarer, weil ſie aus einem Kreiſe kamen, in welchem ſich Männer befanden, die, ohne ſich mit ihm meſſen zu wollen, nicht ohne Geltung waren und ſeyn werden. —

Daß die Geſellſchaft ihr eigenes, ſelbſt geſchaffenes und nicht werthloſes „Liederbüchlein“ hatte, iſt aus dieſer Darlegung erſichtlich; — bedeutſam iſt aber auch das mir verbliebene „Buch der Gäſte“, die ihre Namen mit eigener Hand einzuſchreiben hatten. Da fehlt faſt kein in der Literatur des neun-

Digitized by Google

Einer ſagte: „Wer den heutigen Lärm mit angehört hat, der wird wenigſtens nicht der Verleumdung Saphir's beiſtimmen, daß wir uns gegenſeitig lobhudeln, denn es kam ſogar mitunter eine kleine Grobheit vor!“ und dies wurde beſtritten mit dem Ausruf: „Ei, nach Saphir'ſchem Maßſtabe iſt eine kleine Grobheit ſchon Lobhudelei!“ — Dieſer Hinweis auf das Beurtheilen jenes Schmähwitzlers wird einleiten, was weiterhin über meinen Verwickelungszwiſt mit ihm berührt werden muß. —

Der durch jenen Vereinsgenoſſen veranlaßte Streit wirkte verſchieden. Ein geringer Theil der Mitglieder, fürchtend, daß ſich Aehnliches veröftern könnte, zog ſich zurück; dem Querkopf folgte ein anderer Theil, der behauptete: er ſey die eigentliche „Literariſche Mittwochs-Geſellſchaft“, und nun übermüthig deren Eigenthum an Bibliothek, Briefwechſel und Baarem beanſpruchte, im Fall des Verweigerns auch mit Proceß drohte; eine Mehrheit, zu der die bedeutendſten Männer gehörten, hielt ſich aber in Eintracht. Auf beiden Seiten ſtanden tüchtige Rechts- und Unrechtskundige, es wurde jedoch durch den Sieg des Beruhigens von den Altvereinten beſchloſſen, in Allem nachgiebig zu ſeyn, und für ſich den Verein mit denſelben Geſetzen beſtehen zu laſſen. Dieſer Beſchluß nebſt ſeiner vollſtändigen Opferwilligkeit griff aber ſo thätig ein, daß die Abtrünnigen ſich bekehrten, dann im Anfange des Jahres 1829 die Geſellſchaft mit ihrem Eigenthum wieder beiſammen war.

Niemals ſtörte ſich dieſe Einigung in den folgen-

Digitized by Google

ſich entgegenſtehen, was nirgends zu vermeiden iſt — zweiunddreißig Jahre hindurch Eintracht erhalten bis zum Hinſcheiden faſt Aller, die von der Gründung an zuletzt noch treu beiſammen blieben.

Im Beſitz des vollſtändigen ſchriftlichen Nachlaſſes der Geſellſchaft könnte ich aus den Verhandlungen noch mancherlei geſammtanwendliche Aeußerungen ausgezeichneter Männer einweben; dies würde aber zu weitläufig eindringen für mein Selbſterlebtes, weshalb ich gelegentlich nur der Begegniſſe mit Denen gedenke, die ſich mir näher noch befreundeten.

Bei meiner Uebernahme des Vorſteher-Amts wurde feſtgeſtellt, das Erſparte der Geſellſchaft — Dreihundert Thaler in Staatsſchuldſcheinen — für ſtets freies Mahl zu verbrauchen, und mit noch Hundert Thalern für die, ſpäter durch Meiſtgebot von mir gekaufte Bibliothek hat ſich dies in heiterer Weiſe vom Jahre 1847 bis 1856 durchführen laſſen. Am 31. März 1856 vermittelte ſich die Entſcheidung, den Verein, von deſſen Mitgliedern nur noch Sechs lebten, in der Art zu beenden, daß man ſich am Stiftungstage geiſtig und geſellig begrüßen wolle, was nur drei Mal mit Schmerzen geſchah, denn die geringe Zahl war ſchon wieder gemindert. — Als ich dies ſchrieb, lebte neben mir nur noch Einer, der gern mit mir zurückſchaute in eine Geſellſchaft, die Niemand befeindete, und doch ſo oft befeindet wurde von Leuten, die, ohne jemals auch nur gaſtlich ſelbſt beobachtet zu haben, ihre Wahngerüchte in die

Digitized by Google

„Einſt, o Wunder! wird auf Deinem Grabe
Eine Blume treu und blau erblüh'n; —
Mag den Jüngling, wie den Greis am Stabe,
Gleiche düſt're Grabesnacht umzieh'n,
Dir bleibt doch, als ſtetes Selbſtvermächtniß,
Wo man nur die deutſche Sprache ſpricht,
Deiner Lieder ewiges Gedächtniß,
Und die Blume heißt: Vergißmeinnicht."

Wo wäre im Volke dies Vergißmeinnicht für Matthiſſon noch unverwelkt? Ein Geſammtgefühl iſt jetzt nach keiner Seite hin erkenntlich, am wenigſten für das Gemüthsleben. Mir aber ſoll dadurch die Herzensfreude an dem Schönen in Matthiſſon's Gedichten — ohne deren Ueberſchätzung — unverkümmert ſeyn.

Entfernter von Zuneigung blieb mir Auguſt Wilhelm Schlegel, der bereits bis zum ſechzigſten Lebensjahr zählte, als er am 14. Mai 1827 zuerſt Gaſt der „Mittwochs-Geſellſchaft" war. Mit ſeinem ganzen Außenweſen nahm er aber Jugend in Anſpruch, den er ſich ſo feſt eingewurzelt hatte, daß er manche Spötterei über dieſe mißglückte Altersverhüllung für Bewunderung hielt. — Durch Putzerei mit vielen Orden, mit Ringen an beiden Händen, in Allem geſchniegelt und gebügelt, in ſtolzer Vornehmheit gebrüſtet wie eine eitle Schöne, ſah er gleichſam aus, als betrachte er es für einen Fehlgriff der Schöpfung, daß er nicht ein reizendes Weib geworden ſey.

Gelehrſamkeit und nachhaltige Einwirkung auf Mannichfaches in Wiſſenſchaft und Kunſt ſichern ihm

Digitized by Google

Mal den vorzugsweise von seiner Schätzung redselig erfüllten Schlegel, und neben ihm war nur ich Gast. Sichtlich hinfälliger geworden, wollte er der schönen Künstlerin gegenüber sogar bemühsamer noch als früher das Jugendliche sich anverleiben, was natürlich nur auffallender mißglückte. Er unterhielt uns vorherrschend mit seinen Stachelreimen, die ihm treu im Gedächtniß waren; echten Witz nachzuliefern vergaß er freilich, steigerte aber sein Entzücken über die zuweilen doppeldeutigen Schmeicheleien der schalkhaften Wirthin.

Wie meisterhaft August Wilhelm Schlegel fremde Sprachen in Deutsches zu übertragen wußte, das hat er unvergeßlich erwiesen; wenn er aber sich selber aus dem Alter in die Jugend übertragen wollte, dann verlor er alle Grenze und zeigte sich kindisch. Am mit Geistesberuf ausgestatteten Manne wird ein solches Buhlen um Trugschein verletzender als bei Jedem, der im Gesammten Geck ist; solch Thöriges bemänteln zu wollen an August Wilhelm Schlegel, dies würde zum Unrecht in Betracht seiner argen Mißhandlung Anderer, und gerechter Weise soll ihm übrigens die Verehrung, wo sie hingehört, nirgends gemindert seyn.

Von den mir durch die „Mittwochs-Gesellschaft" Befreundeten hat sich, nächst Raupach, dem ich eine umständliche Schilderung zu widmen habe, vorzüglich der in Wissenschaft und Dichtung heimische, durch schwerbelastende Schicksale aus ehrenwerthem Franzosen zum ehrenwerthen Deutschen gewordene Adalbert

Digitized by Google

mit meinem Champagner bekräftigt, ſo daß ich dem „Acceſſit“ noch ein paar Flaſchen anzureihen hatte. — Chamiſſo's Gedicht iſt in ſeiner Sammlung, in meiner das von mir zu finden, hier ſind ſie wegzulaſſen, da nur zu berichten war, welche Gelegenheit uns verbrüderte.

Von jenem Abend an waren wir oft beiſammen, zumeiſt wenn ich ihn, wie er es wünſchte, des Morgens, ehe mich mein Tagewerk feſthielt, begleitete. Er mußte nach dem eine halbe Meile entfernten Dorfe Schöneberg, dort in der „Königlichen Heu-Manufactur“, wie er das Gebäude zur Bewahrung der Pflanzen-Sammlungen für die Akademie der Wiſſenſchaften nannte, die lehrſame Ordnungs-Eintheilung zu begründen. Wir vermieden die Fahrſtraße, wählten die ſchmalen Feldpfade, die ſich damals bis dicht an jenes Dorf dehnten; da habe ich ſein kindliches Weſen, vereint mit mannhafter Geſinnung, eindringlich empfunden und erkannt, nebenher auch meine geringe Kräuterkunde in Etwas erweitert.

Mit den Strömungen des Zeitſinnes war Chamiſſo nicht einverſtanden, meinte, man begünſtige allſeitig irrig Aufregendes; in die Zukunft ſchaute er mit inniger Betrübniß, und bei ſeinem Betracht und Entwickeln der Lebensverhältniſſe kam ſeine Glaubenskraft oft erſchütternd zu Wort. Noch ſehe ich ihn deutlich vor mir, wenn ſolche Augenblicke Alles in ihm anſtrafften, ſehe beſonders ausdrucksvoll ſeine hohe Geſtalt, als er mir eines Morgens am Dorfeingange die Hand zum Abſchied bot, und dabei tief-

Digitized by Google

nicht fehlen; Dein Ausbleiben am Montag wird immer betrauert", und als Nachſchrift hat er gereimt:

„Nicht nur für den Geſellſchafter ſchreiben,
Uns treulich auch Geſellſchafter bleiben:
Kerb' dies in Dein
Buxbaum ein!"

Der Endreim bezieht ſich auf den Holzſchnitt; neben dieſem nahm aber damals nicht nur der „Geſellſchafter" meine Zeit in Anſpruch, auch mein „Volks-Kalender", der ſeit 1835 entſtanden war. Dies Mannichfache verwehrte mir oft die Theilnahme an der montaglich gewordenen „Mittwochs-Geſellſchaft."

Hatten wir zu unſerm Frühgange einen himmelslichten Tag, dann miſchten ſich bei Chamiſſo in der Daſeynsluſt Jugend und Alter, er glich getreu ſeiner Selbſtſchilderung:

„Die Sonne beſcheinet die blumige Au',
Der Wind beweget das Laub;
Wie ſind mir geworden die Locken ſo grau?
Das iſt doch ein garſtiger Staub.

Es bauen die Neſter und ſingen ſich ein
Die zierlichen Vögel ſo gut,
Und iſt es nicht Staub, ei, was könnt' es denn ſeyn?
Mir iſt wie den Vögeln zu Muth!"

Düſtre Stimmung war dann völlig überwunden von ſeiner Dankbarkeit für den allſchöpferiſchen Allvater, eine Dankbarkeit, die auch in der Betrübniß über Mißhandlung des Menſchenthums durch mancherlei Zuſtände ſtets obenauf mächtig vorwaltete, und meine

Digitized by Google

eine pretiöse Hohlheit daher tönte. Möge der scheel Angesehene ruhig fort arbeiten, und sich dabei freuen, wenn er den gemeinten Berichterstattern zugleich einigen Erwerb verschafft durch Schmähungen, die der Preßbengel in alle Welt spediren muß." („Gesellschafter" 1820. Bl. 87.)

Im Jahre 1821, am 29. Dezember, kam „Die Erdennacht" auf die Berliner Bühne in einer Art, die keines Lobes werth war. Dies „dramatische Gemälde" ist nicht „bühnenrecht", nach dem geläufigen Ausdruck, der sich bei den Schauspielern verwandelt in „es hat keine Rollen". Der Dichter bevorzugte den Seeleninhalt, die Idee seiner Aufgabe — den Kampf der Pflichten für die Familie mit Pflichten für den Staat — und Ideen sind vielen Schauspielern bei weitem weniger als die augenblickliche Wirkung, auch wenn diese verhöhnend wäre für den Begriff vom Wahren. Mir scheint die Darstellung der „Erdennacht" allerdings eine schwierige Aufgabe; wollte man jedoch dies Gedicht auf die Bühne bringen, mußte man es mit den vorzüglichsten Kräften in wohlwollendem Sinne thun. Dies war nicht geschehen, und ich fühlte mich hingerissen, dem mir befreundeten Regisseur Pius Alexander Wolff unverzögert meine Ansicht etwas heftig auszusprechen, was mich für den öffentlichen Bericht mäßigte; dennoch ist ihm in Bezug auf den Dichter die Hinweisung angefügt:

„Hätte man in Deutschland eine solche Hinsicht, als sie bei dem Mangel an dramatischen Dichtungen

Digitized by Google

die Todten ruhen!" in eigener Handschrift, selbst nach dem Theater-Büreau. Die Person, zu der man ihn wieß, schlug das Heft auf und sagte: „Das ist schlecht geschrieben, ist nicht zu lesen!" — „Klein ist es geschrieben, aber nicht schlecht; daß man hier klein geschriebene Stücke nicht lesen will, war mir unbekannt, ich empfehle mich Ihnen, meine Herren!" Dies entgegnend, nahm Raupach sein Werk unter den Arm, und schritt so gemächlich von dannen, wie er gekommen war. — Seine Handschrift war unzweifelhaft eine deutliche, ja schöne, klein und gedrängt war sie unleugbar auch. Jener Empfang wäre nun nach seinem schroffen Eigenwesen wahrscheinlich die Ursache geworden, ihn niemals wieder in jenem Büreau zu sehen, wenn nicht dem Theater-Secretair Hofrath Esperstedt einfiel: das könnte Raupach gewesen seyn! Esperstedt erkundigte sich eifrigst, ermittelte: der Geahnte sey in Berlin, eilte zu ihm, entschuldigte das unangenehme Begebniß, bat um das Manuscript und empfing es. Dies war die Art, wie Raupach den Weg fand zu der Berliner Bühne, für die er von da an wirkte in seltenster Fruchtbarkeit, deshalb auch bald und fortwährend feindlich angegriffen wurde. —

Die Nothwendigkeit öffentlicher Beurtheilung wird kein Denkender bestreiten, es nistete sich aber hinsichtlich Raupach's allerlei Leidenschaftliches so um sich greifend ein, daß es ihm nicht zu verargen war, wenn er über Kritik keine anmuthige Meinung hegte. Er konnte Tadel ertragen, er hörte darauf

Digitized by Google

Dienſtlaſten, wie es ihm bei dem Mangel an unterthänigſter Fügſamkeit erforderlich war. Wenn ſich auch ſein Talent mitunter überbot, ſeine Anſprüche ſchritten doch nie darüber hinaus, und man möge ſich erinnern, daß ſogar Ludwig Tieck, der ſich in Bezug auf das neuere Drama viel ausſchließende Neigung feſthielt, geäußert hat: Raupach verdiene ſchon deshalb Dank, „weil er der ausländiſchen Sündfluth, welche die deutſche Bühne ganz zu überſchwemmen drohte, Einhalt gethan hat“. Dies ſchaffte ihm Raums genug, und daß er dabei Heimiſchgutes, wenn es nicht von ihm kam, zurückgedrängt habe; iſt eine thatſächlich zu widerlegende Beſchuldigung. Man darf nur die „Repertoire“ der Jahre, in denen Raupach ſeine günſtigſten und meiſten Erfolge gewann, den neueren genüber prüfen, dann ſtellt ſich heraus, daß neben ſeinen Dramen mehr Werke deutſcher Dichter zur Darſtellung kamen als ſpäter, ohne dem Klaſſiſchen und angeblich Klaſſiſchen die Thätigkeit der Bühne entzogen zu ſehen.

Daß aber Raupach bereit war, was ihm mehr oder minder werth dünkte, der Bretterwelt anzueignen, dazu habe ich nächſt mehr Beweis auch einen etwas abenteuerlichen. — Zu dem Inhalt des „Jahrbuch deutſcher Bühnenſpiele für 1827“ (ausgegeben im September 1826) gehört ein kleines Stück: „Die Ehrenſchuld“; in demſelben Jahrgange iſt Raupach's Luſtſpiel: „Der geraubte Kuß“ eingeordnet, in Folge deſſen ihm ein Frei-Exemplar ge-

Digitized by Google

liche Beiträge vorhanden, so daß ich mich genöthigt sah, mein Stoffbuch zu durchblättern und in neun Tagen neben den unabwehrlichen Geschäften das Drama: „Die Ehrenschuld" und das Lustspiel: „Allen ist geholfen" zu schreiben. Ich mußte mir natürlich sagen: sind sie hoffentlich nicht ganz zu verwerfen, wirst du doch selber bald Mängel genug daran entdecken, deshalb ließ ich sie ohne meinen und ohne irgend einen Namen drucken." — Wir haben uns später dieses augenblicklichen Haders mit Lachen erinnert.

Möchte man meinen: Raupach habe eben Unbedeutendes gern vorgeschoben, um seinen Glanz zu erhöhen, so wäre zu wiederholen, was ich über die damaligen Repertoire sagte: wer jedoch verdächtigen will, findet leicht Behelfe. — Eingeschaltet sey übrigens noch, daß mein „Allen ist geholfen" auf drei Berliner und noch manchen andern Theatern dargestellt wurde; die „Ehrenschuld" hat man auswärts ebenfalls an ein paar Orten sichtbar werden lassen. In Zürich, als dort Charlotte Birch-Pfeiffer Theater-Vorsteherin war, wurde dies kleine Drama sogar die unschuldige Ursache wilden Lärms. Dort sollte für den in die Handlung verwebten Jesuiten der Schauspieler seine äußere Gestaltung einer Züricher Persönlichkeit nachgebildet haben; darüber wüthete eine Sippschaft so arg, daß der Unglückliche, nur mit Schutzmacht vor Mißhandlung bewahrt, in der Nacht heimlich aus der Stadt gebracht werden mußte.

Digitized by Google

der sie ein Stück, nach herzlichem Lachen im Theater, hinterdrein verurtheile in Herzlosigkeit gegen den Verfasser: „Das stehe nur den heutigen Recensenten zu". Die Aufnahme des Possenspiels war keine beifällige, Raupach zog es zurück, mit Verzicht auf Honorar, und mir äußerte er unter Anderem: „Ich wollte wissen, ob ich mich auf das Publikum verlassen kann, da meine Neider und Widersacher jetzt schon meinen Charakter verleumden; sie werden dies weiter treiben, und das Publikum ist wandelbar, wird es um so eher seyn, wenn ich nicht dessen Gelüst zur Richtschnur nehme". — Immer aber hatte Raupach mit den „Hohenstaufen" und andern Schauspielen, neben zuweiligem Mißergebniß, stets wieder die ausgezeichnetsten Erfolge bis zum Jahre 1836. Von da an traute er aber der Stimmung immer weniger; er verhüllte sich bei dem fünfaktigen Schauspiel: „Die Geschwister", nannte den Verfasser „Leutner", und das Einreichen hatte sein Freund, der Ober-Regierungsrath Skalley übernommen. Dies Werk gefiel sehr und Raupach konnte sich freuen über einen solchen Sieg, der aber zugleich ihn bestärkte in dem Glauben, die Angriffe gegen ihn seyen vorzugsweise persönliche. Obwohl er auch wieder durch Neues mit seinem Namen sich Anerkennung erwarb, ist doch zu berichten, daß er mehr und mehr mißgestimmt wurde über solch ein Bühnenwesen, welches sich durch Oper, Ballet und Prunksucht vom geistigen Einfluß, demnach vom Grundzweck der Schauspiele entfernte.

Digitized by Google

dem Gange der Begebenheiten einmiſcht, iſt unvermeidlich, und wenn nun Boris Godunow eben dadurch zu paſſiv wird und beinahe nur Worte und Anordnungen zum Kampf aufſtellt, ſich ſelber von der äußeren That ausſchließt, ſo ſchadet dies ebenſowohl jener Idee wie der Wirkung auf der Bühne. Gewiß hat Raupach auch hier das Wahre treu geſucht und geſichtet, aber er fand zu lückenhafte Ueberlieferungen, als daß er nicht nothgedrungen der Phantaſie und Erfindung ein Feld zu eröffnen hatte, und es mehr noch eröffnen, auch dieſem Theil der Trilogie einen feſteren Schluß geben konnte, unbeſchadet der Fäden, die weiter zu ſpinnen ſind. — Der zum Helden des Stückes beſtimmte Boris Godunow iſt eine umfangreiche, um ſo ſchwierigere Rolle, als er ſcheinbar mehr Theil nimmt für ſeine Idee als für die ſich ſchaffenden und umſchaffenden Ereigniſſe; er erbaut ſich ſelber daran, wie das große Problem ſich löſen werde, und wie wir ihm nun keine wahre, ihm abſichtslos kommende Empfindung zutrauen, können wir auch nicht für ihn empfinden; ſeine Schwäche iſt ſein Schickſal."

Dieſe Aeußerung wurde von Raupach befehdet („Voſſiſche Zeitung" 1840. Nr. 82) in der

„Bemerkung.

Wiewohl ich ſonſt nicht auf Recenſionen zu antworten pflege, will ich mir doch einmal eine Gegenbemerkung erlauben. Es iſt ſeltſam, daß von allen Kritiken, die ich bis jetzt über mein Trauerſpiel „Boris Godunow" geleſen habe, auch nicht eine ein-

Digitized by Google

über ſein Trauerſpiel Boris Godunow" ſich erhob, auch mein Referat nicht überſehen, erlaube ich mir folgende Hinweiſung. Raupach ſagt: Der Standpunkt ſey nicht aufgefunden und ſetzt hinzu: „Mein Stück iſt keine ſogenannte „hiſtoriſche Tragödie" (ich habe ſie auch nicht ſo genannt), ſondern ein Charakter-Gemälde in einem hiſtoriſchen Rahmen und mit einigem hiſtoriſchen Beiwerk." In meinem Referat heißt es: „Gewiß hat Raupach auch hier das Wahre treu geſucht und geſichtet, aber er fand zu lückenhafte Ueberlieferungen, als daß er nicht nothgedrungen der Phantaſie und Erfindung ein Feld zu eröffnen hatte, und es mehr noch eröffnen konnte." Iſt damit etwas Anderes geſagt, als: das Hiſtoriſche konnte hier nur ein Rahmen, ein Beiwerk ſeyn? — Raupach fährt fort: „Meine Aufgabe war: einen Mann darzuſtellen, der zu dem Grade geiſtigen Hochmuths gelangt iſt, daß er ſich ſelbſt vergötternd den Glauben an eine Welt-Regierung aufgiebt, dann aber durch den räthſelhaften Lauf der Dinge gezwungen wird, wenigſtens zur Idee derſelben zurückzukehren und in dieſer Zerwürfniß untergeht." Ich ſagte: „Durch das Ganze zieht ſich ein höherer, nicht ohne Begründung für jene Zeit mit Aberglauben und Myſtik verſchwiſterter Kampf in der Idee: ob des Menſchen Geiſt ſein Gott, oder dieſer Gott außer ihm vorhanden iſt, und den Geiſt des Menſchen ſeiner Macht und ſeinem Willen unterwirft." Da iſt dem Sinne nach daſſelbe,

Digitized by Google

Verhältniſſe und eingreifende Schickſale, als eine Art von Schutz erkor, was dann ſcheinbar zur zweiten Natur wurde. — Wenn man ihn aber unter mancherlei öffentlichen Verdächtigungen ſogar der Geldgier und des Geldgeizes beſchuldigte, ſo war und iſt dies freche Sündlichkeit. Daß er ſein Erworbenes zuſammenhielt, bedingte ſich für ſeine geliebte freie Stellung; von Unterwürfigkeit ſeiner Einſicht, ſeines Strebens und Thuns um des Geldes willen darf aber bei ihm nicht geſchwatzt werden. Er gab reichlich an Verwandte, half, wo er helfen konnte, und ich ſelbſt habe erlebt, daß er zu mir kam und ſagte: „Lieber Freund, ich weiß, Sie leiden noch an den Nachwehen eines ſchweren Unglücksfalls. Nun iſt eben das Geſetz wegen der Cautionen für Zeitſchriften erſchienen und Sie werden für den „Volks-Geſellſchafter" eine Caution zu erlegen haben. Ich kann mir denken, das iſt Ihnen für den Augenblick beſchwerlich, und bringe Ihnen funfzehnhundert Thaler in Papieren, ſoviel wird die Caution betragen." Daß von mir eine ſolche Gewährleiſtung für unterthänige Fügſamkeit nicht zu verlangen war, weil bei meinen vielen Geſchäften der „Volks-Geſellſchafter" zu einer ſogenannt zwangloſen Zeitſchrift werden mußte, ändert nichts an dieſem Zuge freundſchaftlichen Zuvorkommens, das Raupach dauernd bekräftigte, wenn er fühlte, ich ſey in ſchwieriger Lage. Wer aus eigenem Antriebe ſo handelt, wie ich es hier von Raupach erzählte, der unterwirft ſich in keiner Hinſicht nur um des Geldes willen. Nicht ſelten

Digitized by Google

Sopha ſitzend, und nach kurzer Unterredung ſagte ich: „Lieber Raupach, es iſt ſehr ſchönes Wetter, das Beſte wäre, wir gingen in's Freie.“ — Seine Widerrede half ihm nichts, eine halbe Stunde ſpäter waren wir vor dem Thore. Ich hatte die unangenehme Pflicht, ihm zu ſagen, daß die „Eroberung von Grüneberg“ allerdings zu den Stücken gehöre, die er zu raſch, ja übereilt geſchaffen, Verſchiedenes auch anders aufgefaßt habe, als es die damals (1840) ſchon ſehr verſchiedentlich erregte Parteiſucht aufgefaßt haben wollte. Dann zeigte ich ihm, was ich darüber für den „Geſellſchafter“ geſchrieben hatte und wies auf den Schluß hin:

„Raupach wird's hoffentlich machen, wie der Held von 1740, der nach einer Niederlage ſich raſch in neuer Kraft erhob und immer wieder ungeahnte Hülfsmittel entwickelte; der geſchätzte Dichter hat ſo viele dramatiſche Siege zu nennen, daß dagegen ein paar nachtheilige Scharmützel wenig oder gar nicht zählen.“ —

„Mein Freund“, erwiederte er, „Sie wiſſen recht gut, daß ich mehrmals Stücke, mit denen ich den Eindruck verfehlte, beſeitigt habe, und es kommt mir auch jetzt nicht darauf an. Hundert und abermals hundert Mal wiederholten jedoch meine Gegner, daß ich ein Verderben für die Bühne ſey, ſie ſcheuten ſich auch nicht, meiner Thätigkeit die niedrigſten Beweggründe zuzuſchreiben, und was man dem Volke ſo oft ſagt, das Gute und Schlimme, wird Sache des Glaubens. Er kann Dichter tragen und ſie zu

Digitized by Google

Falle bringen, kann Schwaches verherrlichen und Beſſeres verſchwärzen. Ich will mein letztes Stück nicht in Schutz nehmen, es hat gewiß Mängel, aber einem Manne, der das Publikum, ich darf es ſagen, viele Abende nicht ohne zu beherzigende Gedanken unterhielt und erheiterte, in ſeiner Gegenwart ſo zu begegnen, wie mir geſchah, verleugnet alle Pietät, alles Wohlwollen; es wurde eben Glaubensſache, gegen mich zu ſeyn, und fanatiſcher Stimmung iſt endlich nicht zu widerſtehen." —

Unleugbar liegt Wahrheit in dieſer Aeußerung, die er mit mehreren Belegen, ſo auch mit Hinweiſung auf Iffland und Kotzebue — ich erwähne nur dieſe, die unſerer Gegenwart noch nicht zu fern ſtehen — unterſtützte. Es vermittelte nichts, daß ich ihm vorſtellte, welchen glücklichen Erfolg mit den „Lebensmüden" er noch im vorigen Jahre gehabt; er bemerkte: „ein eben neues Wohlwollen, das für ein paar junge Schauſpielerinnen, ſey die Gegenmacht geweſen." Das Geſpräch nahm keine andere Wendung, und ich erinnere mich beſonders noch ſeines Ausſpruchs: „Die Handwerks-Kritiker verzeihen es nie, wenn man nicht ihre Protektion ſucht, und bei den Neidern muß ein Mann von Talent nicht mehr da ſeyn, oder ſie müſſen ihn heruntergebracht ſehen, wenn ſie aus großmüthigem Erbarmen ihm ihren gnädigen Schutz angedeihen laſſen." — Meine Schlußworte aber waren: „Für die Bühne und von ihr aus zu wirken iſt Ihr Beruf und Ihre Freude; Sie ſollten ſich darin nicht ſtören, jedoch bedenken: ob Sie

Digitized by Google

nicht allmälig bei dem Schaffen in das Haſtige und Uebereilende geriethen, was Sie, mit nur ſeltener Ausnahme ein Meiſter auch in der Bedächtigkeit, leicht erkennen und überwinden würden. Wäre jedoch Ihr Entſchluß, nicht mehr für das Theater zu ſchreiben, ein felſenfeſter, was mir nicht in den Kopf will, dann zeigen Ihre ſo ausgebreiteten und gründlichen Kenntniſſe in der Geſchichte Ihnen den Weg zum Ruhme auch auf dieſem geiſtigen Felde. Namentlich wäre es verdienſtlich, wenn Sie eine Geſchichte des Czarenreichs ſchrieben oder deſſen jetzige Zuſtände ſchilderten, wozu Sie, durch ihren achtzehnjährigen Aufenthalt in den verſchiedenſten Landſtrichen Rußlands, während einer eben ſo verhängnißvollen als ereignißreichen Zeit, vollkommen ausgerüſtet ſind, und Sie könnten vielleicht Ihre denkwürdigen Erlebniſſe damit verbinden."

Sein Entſchluß wankte damals nicht, und die Beharrlichkeit wurde ihm durch eine Veränderung in der Theater-Verwaltung gefördert. Nachdem im Januar 1841 nur noch die früher ſchon auf den Wunſch des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Raupach überſetzte „Athalja" des Racine zur Darſtellung kam, findet man kein neues Werk von ihm auf der Bühne bis zum Jahre 1850. Da er nun ſeit jenem Geſpräch eine lange Zwiſchenzeit faſt gar nicht über das Theater ſprach, außer wenn wir im Schauſpielhauſe bei neuen Stücken oder Gaſtſpielen beiſammen waren — ich hatte meinen Sitz neben dem ſeinigen — ſo meinte ich, er arbeite im Ge-

Digitized by Google

ſchichtlichen, oder für zukünftige Herausgabe an ſeinen Denkwürdigkeiten, worin ich aber völlig irrte: in ſeinem Nachlaß war nichts davon zu finden. Eher darf man vermuthen, er habe doch Pläne zu Schauſpielen entworfen und ſie dann in Unmuth nicht vollendet, oder Vollendetes zurückgelegt, was ſich einigermaßen dadurch beſtätigt, daß man in der Vorrede zu „Mirabeau" (gedruckt 1850) lieſt: dies Werk ſey bereits „im Herbſt 1846" entſtanden.

Der Unmuth Raupach's mußte ſich in ihm verhärten vom Jahre 1842, von der Zeit an, als Theodor Küſtner General-Intendant des Königlichen Hoftheaters wurde. Während deſſen Vorgänger, die Grafen Brühl und Redern, wohlwollende Theilnahme hegten für den fleißigen Dichter, miſchte ſich in Folge eines Nebengrundes das Gegentheil ein durch Küſtner, was bei meinen Erlebniſſen mit Dieſem am geeignetſten einzuordnen iſt. Deshalb lenken ſich hier die Erinnerungen hauptſächlich hin auf mein an Traulichkeit ſich ſteigerndes Freundſchafts-Verhältniß mit Raupach. — Ich wende mich ſogleich zu dem Unheilvollſten, zu dem Haderweſen, das den Pariſer Februar-Aufruhr des Jahres 1848 auch in Berlin nachahmte und wie gewöhnlich ſeine Zwecke als Stimme des Volks verkündigte. Man konnte ſich darüber in der erſten Aufwallung täuſchen, die Einſicht drängte ſich aber den Beſonnenen ſehr bald auf. Raupach, der allerdings der unbeſchränkten Machtherrſchaft geneigter war, als ich es bin — täuſchte ſich darüber keinen Augenblick;

Digitized by Google

mit dem gerechtfertigten widrigſten Eindruck von Dem, was er am 18. März 1848 geſehen, verließ er ſchon Tages danach Berlin, eilte nach ſeinem Geburtslande, nach Schleſien, und kehrte nur zurück, um ſich im Mai 1848 zu verheirathen mit ſeiner ihn innig verehrenden Freundin, Anna Pauline Werner, die während ihrer Thätigkeit als Schauſpielerin unter der Namens-Verhüllung „A. P." der Bühne mehrere geſchätzte Dramen lieferte. Jetzt hatte Raupach ſeine glücklichſten Tage, nie zuvor ſah man ihn ſo lebensluſtig und heiter. Er zog mit ſeiner Frau nach Potsdam, wo ich ihn auf ſeine Einladung ein paar Mal beſuchte und namentlich noch den gefeierten Jahrestag ſeiner Verheirathung friſch im Gedächtniß habe. Bei ſolchen Gelegenheiten vernahm ich auch Manches über den wiſſens- und geiſtvollen König Friedrich Wilhelm IV. Deſſen Gaſt war Raupach oft in Sansſouci, ſtets dort Alexander von Humboldt treffend.

Ein paar Jahre vor ſeinem Hinſcheiden wohnte er wieder in Berlin, in der angenehmſten Häuslichkeit, wie ich ſchon andeutete. Wenn ſeine alten Freunde — Geheimrath Skalley, Profeſſor von Raumer, Hofrath Esperſtedt und ich — an ſeinem Geburtsfeſte Mittags bei ihm waren, leuchtete der Frohſinn, das ihn durchdringende Behagen aus jedem ſeiner Blicke; ebenſo, wenn ich an Abenden allein neben ihm und ſeiner Frau ſaß, wir zuweilen bis nach Mitternacht plauderten, uns auch wohl ſtritten: Stoff genug hatten wir gewiß, denn wegen

Digitized by Google

meines Mangels an Zeit waren inzwiſchen ſtets Wochen verſchwunden. Kehrte Raupach dabei mitunter ſein redlich barſches Weſen heraus, ertrug er dagegen rechtſchaffen jeden Widerſpruch, und obwohl ich oft, wenn er von der Frau beſchuldigt wurde, er ſey ein wenig über die Maaßgebühr hinweg, die Weiſung empfing: „Gubitz ſoll mir's ganz ſo wiedergeben, deshalb ſind wir Freunde!" ergötzte ich mich meiſt lieber an ſeinem aufrichtig derben Weſen: es war immer etwas dabei zu denken und zu lernen. Ich kannte ihn genau, hatte niemals Urſache, ihm etwas übel zu nehmen, denn ich wußte, er war ein treuer Freund, warum ſollte ich ihn hindern in dem Vergnügen, mich manchmal ein Bischen zu hofmeiſtern! — und war ich einmal nicht ſo gefällig, lenkte er ſchon ſelber ein. Aehnliches begab ſich ſogar mitunter gegen Dieſen oder Jenen in der „Mittwochs-Geſellſchaft", die er regelmäßig beſuchte, und es nicht unterließ, als er in Potsdam wohnte. Er kam herüber am Verſammlungs-Tage und blieb dann die Nacht im Gaſthofe. Die Mehrheit im Verein hatte ihn lieb, rechteten nicht mit ihm über eine zuweilen hervorbrechende kurze Abfertigung, wenn er entwickelte, was ihm Wahrheit und Ueberzeugung war, oder auch wohl nur ſcheinbar eine Sonderlings-Behauptung zu Vernunftgemäßem machen wollte, um ein geiſtig Spiel in die Unterhaltung zu werfen, wobei er dem „Till" in ſeinen Luſtſpielen glich. Hatte er ſich ausgeſprochen, dann war er in vollſter Aufmerkſamkeit für Gegenreden mit beneidenswerther

Digitized by Google

Fähigkeit, raſch ganz und gar ſich auf den Standpunkt Anderer zu ſtellen.

Als ehemaliger Theolog war er geneigt zu Geſprächen über Religion, zeigte hierin jeder Richtung Duldſamkeit, keineswegs aber dem weltklüglichen Schein der Frömmelei. Unzweifelhaft Vernunftgläubiger mit der Einſicht vom Begrenzten unſerer Einſicht, erachtete er bei der Volksmenge ein Feſtſtehendes in der Glaubenslehre für unerläßlich. Keck daran zu rütteln, mit den bibliſchen Ueberlieferungen dichteriſche oder weisheitseitle Kunſtverſuche zu machen, war ihm ein unerträgliches Bemühen. Dies beſtätigte er — zum Beiſpiel — als ich eines Abends in der „Mittwoch-Geſellſchaft" aus dem Gedicht von Eliſe Schmidt: „Judas Iſcharioth", nachdem ich eine gedrängte Stoffangabe vorausgeſchickt hatte, die bezeichnendſten Bruchſtücke vortrug. Mitteninne erhob ſich Raupach ſehr erregt, ſchritt ein paar Sekunden im Zimmer hin und her, dabei ausrufend: „Ich muß es unrecht nennen, Dergleichen hier mitzutheilen!" Ich hielt im Leſen an und die Blutwärme ſtieg mir in der Erwiederung: „Lieber Raupach, unſer Zweck iſt, auch mit der neueren Literatur bekannt zu ſeyn, mit ihr bekannt zu bleiben. Das Geiſtloſe haben wir abzuweiſen, aber den Geiſt des Tages dürfen wir nicht ausſchließen, ſelbſt wenn er Irrpfade einſchlägt, ſonſt werden wir fremd in unſerer Zeit. Geiſt hat das Gedicht, und wenn es uns mehr verletzt als befriedigt, darf dies kein Hinderniß ſeyn, Kenntniß davon zu geben und zu nehmen." — Sich

Digitized by Google

dann ſetzend, entgegnete Raupach: „Das iſt wahr, gewiß wahr, wollen nachher miteinander reden.“ — Ich las nun die angezeichneten Stellen zu Ende, und dann erläuterte er ſo eifrig, wie er werden konnte, ſein Widerſtreben gegen dichteriſche Erzeugniſſe der Art, und Niemand verſagte ihm die Beiſtimmung, ſie war ihm auch — von ſeinem Standpunkt aus — unzweifelhaft nicht zu verſagen.

In der Politik urtheilte Raupach wie in Allem nach reiflich durchdachten und feſt abgeſchloſſenen Begriffen. Die Zuſtände Rußlands waren ihm — bei etwas Ausnahmen — nicht die paſſendſten für ſeine Geſinnung, für das genannte Reich aber fand er ſie zweckgemäß; mit dem Eingewachſenen und Nothwendigen unterſtützte er ſeine Anſicht, und im Kreislauf jener Zuſtände enthüllte er eine Ausgleichung, wie nach den Verhältniſſen ſie eben nirgends viel beſſer ſey. Er ähnelte dann auch wieder ſeinem „Till“, wenn er eine ſolche Ausgleichung ſogar bei der gegenſeitigen Vortheilſucht und dem Begehrlichen der Beamteten vermittelte. „Denken Sie ſich“ — ſagte er einmal — „fünf Perſonen; deren erſte nimmt von der zweiten, die zweite von der dritten, und ſo fort, bis die fünfte wieder von der erſten nimmt, wodurch dieſes anſcheinend Schlimmſte ebenfalls in Ordnung iſt, und dort als herkömmlich zum Natürlichen wurde. Die geſchickteren und verlarvten Manieren, womit man in Ländern der geprieſenen Bildung oft eben ſo verfährt, ſind den Ruſſen und ſämmtlichen Orientalen zu umſtändlich, und es ließe

Digitized by Google

ſich eine Preisfrage ſtellen: ob in dergleichen Dingen die Offenheit oder die Heimlichkeit vorzuziehen ſey?" — Nie anders, als in größter Hochachtung ſprach er vom Kaiſer Nicolaus, von ſeiner Umſicht und ſeinem überall guten Willen; die von Wortführern damals auch in Deutſchland angefachte überreizte Stimmung gegen Rußland hatte bei Raupach keinen Anklang. —

Die Zukunft Deutſchlands erfüllte ihn mit Bangigkeit, und wenn er bemerkte, daß ich in Lebhaftigkeit friſche Hoffnung vertheidigte, mußte ich, wie verändert der Wortlaut war, ſtets dem Sinne nach hören: „Die Völker haben in ihrer Entwickelung gleiche Zeitabſchnitte des Steigens und Sinkens. Erſt ſehen wir die Prieſter-, dann die Soldaten-Herrſchaft, die beide zumeiſt die wiederkehrendſten ſind. Nach und nach verfeinert, überfeinert und verüppigt ſich die Bildung, und was man ſo nennt, im Flittern und Schimmern; es folgt die Handels- und Krämer-Uebermacht, und mit ihr nimmt die ſchlaueſte Selbſt- und Vortheilſucht ſo überhand, daß ſich alles Edlere entwerthet und begräbt, wodurch eben ein Volk in ſich zerfällt. Daß wir bei der Alles in ihre Wirbel hineinreißenden Handels-, Krämer- und Wuchergewalt angekommen ſind, Intellectuelles, was nicht in die Calcüle paßt, vom Materiellen unterjocht wird, wiſſen wir, und Sie können ſich auch meine Erfahrung ſelber aus der Weltgeſchichte holen, was Sie ſich verbergen wollen mit Ihren Hoffnungen, die mich aber nicht widerlegen, wenn ich behaupte,

Digitized by Google

wir ſind ſchon tief in den Verfall hinein.“ — Wir wurden darüber nicht einig; zu beſtreiten war das Geſagte doch immer inſofern, als wir in Erb-Monarchieen ähnliche Zeit-Abſchnitte ſich wiederholen ſehen, was zwar kein Fortſchritt, doch auch kein Untergang, allerdings aber auch niemals ein anmuthiger Zuſtand iſt. Jedenfalls wollte ich der Gedanken- und Schlußfolge Raupach's meine Hoffnungen überhaupt nicht und mit deshalb nicht preisgeben, weil ich meinte, des Freundes düſtere Anſchauung wenigſtens für Abendſtunden in eine mildere, ihm wohlthuende zu verwandeln; denn ſein Befürchten für unſer gemeinſames deutſches Vaterland, ein Befürchten, was ſich mitunter auf das jetzige Menſchengeſchlecht aller ſogenannten civiliſirten Staaten bezog, war ihm ſehr ſchmerzlich.

Auch über meine ſchriftſtelleriſchen Beſtrebungen ſprach er mehrmals, bedauerte mich nebenher, weil ich der Theater-Kritik nicht entkommen könne: denn ihm war bekannt, daß ich in Betreff der „Voſſiſchen Zeitung“ gebunden ſey durch ein Manneswort, deſſen Löſung nicht in meiner alleinigen Macht ſtand. Mit meinen Theater-Berichten ſtimmte er zuweilen völlig, meiſt theils überein: theils ward er mir ganz und gar Gegner. Selten that ich ihm genug in der Strenge, wenn er mir auch beipflichtete, daß man beſonders vorſichtig Grenze zu halten habe in einer Zeitung, die bis zu den gedankenloſeſten Volksſchichten hin geleſen wird. — Als im Jahr 1851 die Verwaltung des Berliner Hoftheaters einen neuen Gebieter

Digitized by Google

empfing, hoffte er mehr von dieſer Veränderung als ſich den verwickelten Umſtänden nach hoffen ließ: er ſprach mir Geduld ein, bis er endlich ſelber zweifelnd wurde. Eben damals durfte ich jenes Manneswort an den Juſtiz-Commiſſarius Leſſing für lösbar erachten, kam zu Raupach mit dem Ausruf: „Jetzt iſt Ihr Wunſch zu erfüllen, ich kann mich von der zeitunglichen Theaterkritik trennen!“ — Der Eindruck dieſer Anzeige war jedoch ein auffälliger. Raupach ſah mich erſt ſchweigend an, nahm als ſehr fleißiger Tabacks-Verbraucher bedächtig eine Priſe, und ſagte mit Schärfe: „Es iſt eine Zeit der Gefahr für die deutſche Bühne, und da verläßt der treue Kämpfer ſeinen Poſten nicht!“ — Das Weitere in dieſem Bezug hat er nicht erlebt!

Ueberraſcht war Raupach, als ich (1849) das einaktige Luſtſpiel: „Der Kaiſer und die Müllerin“ geſchrieben hatte, nachdem ich, ein Gelegenheits-Vorſpiel für die erſte Königsſtädtiſche Bühne ausgenommen (1834), in zwanzig Jahren nicht Muße erübrigen konnte für Dramatiſches. Ich erzählte ihm den Anlaß des Entſtehens: die Seitens des General-Intendanten Küſtner von mir erbetene Schlichtung eines obwaltenden Haders zwiſchen ihm und der Schauſpielerin von Lavallade, der ich zum Friedensvertrage eine neue Rolle verſprechen mußte. Raupach, der ſich des Theaterbeſuches faſt entwöhnt hatte, ſah das kleine Stück aufführen, und ich hatte die Freude, daß er es als ein Etwas gelten ließ. So gut ward es mir nicht, da ich, von ſolchem

Digitized by Google

Wiederbeginn angeregt, das fünfaktige Schauspiel: „Herz und Weltehre" erzeugt hatte und es ihm vorlas. Er lobte zwar die Charakteristik, aber den eingreifendsten Grundgedanken: ein sehr schlau durch Benutzen edler Aufwallungen verführtes Mädchen noch der gesellschaftlichen Achtung und ehelicher Verhältnisse werth zu finden, verbannte er in seinem Urtheil unbedingt von der Bühne. Er gab mir im Streit über echte und unechte Sittlichkeit, über Wahrheit und Schein, nicht unrecht, beschuldigte mich nicht der Unsittlichkeit hinsichtlich der Art, wie ich meinen Gedanken in der Handlung durchgeführt habe, blieb aber dabei: die Entwickelung dieser Aufgabe gehöre nicht auf die Bühne, änderte auch nichts an seinem Widerspruch, als ich ihm ein paar Monate nachher Briefe von Frauen zeigte, deren Meinung von der seinigen völlig abwich. Ueber dies Schauspiel und dessen Abenteuer ist später weiter zu berichten; hier erwähnte ich die Entscheidung Raupach's als Belag, daß er auch seinen Freunden, wie es geziemend, der freimüthige Mann war. Das später von mir geschriebene fünfaktige Lustspiel: „Verschiedene Wege" hatte seine Beistimmung, und ein neues gleichen Umfangs konnte ich ihm leider nicht vorlesen, er war im Grabe, eh' ich es beendete.

Am Abend des dreizehnten Märztages 1852 — ein Sonnabend, und, wie ich erst bei dem Entwurf dieses Lebensumrisses entdeckte, Ernst Raupach's Namenstag — kam ich zu ihm in Folge eines Briefes, worin schließlich bemerkt ist: ich hätte mich lange

Digitized by Google

nicht ſehen laſſen. Ich fand ihn allein, die Hausfrau war im Theater, wo ſein Luſtſpiel „Die Schleichhändler" aufgeführt wurde, das ſie ſeit Jahren nicht aufführen ſah. Wir ſprachen vom Zeitweſen, über Literatur und Bühnenzuſtände. In Hinſicht auf dieſe war ich ihm in der Oeffentlichkeit wieder nicht eingänglich, nicht ſtreng genug, empfing demnach kein geringes Theil Rüge, und wehrte mich mit Thatſächlichem, zum Beweiſe, wie wenig ſich da Nutzen zeige. Gewöhnlich blieb ich zu dem einfachen Abendeſſen, da jedoch die Hausfrau fern war, erhob ich gegen Neun mich vom Sitz und wollte nach Hauſe. Raupach that Einſpruch, zuletzt mit der Aeußerung: „Wenn meine Frau kommt und hört, Sie ſind da geweſen, wird es heißen: Du haſt den Gubitz gewiß ſchlecht unterhalten, und wir haben uns doch recht gut unterhalten!" Ihn ſanft auf die Schulter ſchlagend, antwortete ich lachend: „Gewiß! Sie haben mich wieder heruntergemacht, dabei unterhalten Sie ſich immer ganz vortrefflich!" — und er lachte ſchelmiſch in ſich hinein. Ich mußte den Stuhl nochmals in Beſitz nehmen, und die Zwieſprache begann von Neuem. Er gedachte in aufgeweckter Scherzlaune ſeines Jugendtreibens in Halle, erzählte unter Anderem, daß er ſich ſogar einließ in eine alberne Studenten-Verbindung, wobei ſich ihm erſt hinterdrein das Bedenkliche offenbarte, und wurde burſchikos in der erheiternden Rückerinnerung, als Senior oder Secretair — was Raupach eigentlich dabei geweſen, iſt mir entfallen — drohender Gefahr

Digitized by Google

durch glückliche Beseitigung der Papiere vorgebeugt und die Untersuchung wirkungslos gemacht zu haben. Dann war abermals vom Theater die Rede, von dem er oft nicht sprechen wollte und zuweilen doch davon sprach. Um Zehn etwa trat die Hausfrau ein und wir blieben in vollster Heiterkeit beisammen bis über die Mitternacht hinaus. — Am Dienstage darauf sagte man mir im Theater: „Wissen Sie schon, Raupach ist sehr krank!" Ich eilte nach seiner Wohnung, konnte nicht zu ihm, vernahm aber, daß er am Montag ausgegangen sey, sich wahrscheinlich erkältete, jetzt sich jedoch besser befinde. Am nächsten Tage sah ich ihn schon im Sterben, und am 18. März 1852 hatte er das Irdische überwunden.

Unser letztes Gespräch bewahrte ich mir im Hauptsächlichen aus frischer Erinnerung schriftlich, und kann — ohne durchweg beizustimmen — ein paar Einzelnheiten, fast Inbegriff seiner Ansichten zweier Zeitrichtungen, als Gesinnungszeichen einfügen:

„Die Demokratie unsres Jahrhunderts ist die Partei der Zerstörung und des Umsturzes, ihr Endzweck die Verneinung, das heißt Auflösung aller bestehenden, ja aller natur- und vernunftgemäßen Staatsform. Die Forderungen, welche die Demokratie macht, sind dieselben, durch welche Frankreich einen Umsturz nach dem andern über sich brachte und nichts erzielte als Blutschuld und Despotismus, weil die meisten dieser Forderungen mit dem gesunden Menschenverstande im Widerspruch stehen. Die Principien einer Philosophie, welche Alles dermaßen ver-

Digitized by Google

kehrt sieht und treibt, daß sie in Luft und Wind zu wurzeln gedenkt, sind aber den dümmsten Volksmassen eingeblasen worden, haben sich dort mit der Unzufriedenheit und ihren unfruchtbaren Neigungen so verschwistert, daß mit dem Geschlecht der Gegenwart nichts Gescheidtes anzufangen ist, und sollte es mit dem kommenden besser seyn, müßten wir die Lehrer umschaffen und uns einer eben so ernsten als weisen Oberleitung versichern können." —

„Der Bühnendichter mag über Ideal und Schönheit sich so klar geworden seyn, wie sich darüber klar werden läßt, heut soll er vor Allem begreifen, daß die intellectuelle Bildung in den Lebensverhältnissen die moralische Bildung unterdrückt hat und immer mehr zerrüttet; dieser in einer das Volk anziehenden Weise ihre Mitherrschaft und ihren Einfluß wieder erobern zu helfen, muß das ehrliche Princip des von der Bühne her wirkenden Geistes und Talents seyn. Neue Stücke, die nicht einen solchen Gedanken in sich fassen, sind an sich schon deshalb untergeordnet und tadelnswerth, wie überhaupt die heutige Bühne hauptsächlich wegen ihrer Principlosigkeit anzugreifen ist." —

Nachschriftlich habe ich, um völlig den Bericht über die „Literarische Gesellschaft" geendet zu haben, noch zu erwähnen, daß Xavier Marmier, im Jahre 1833 Gast der Gesellschaft, für diese mir folgenden Abschieds-Gruß einhändigte:

Digitized by Google

„Merci! car vous m'avez accueilli comme un frère:
Je venois pres de vous pour savoir vos travaux,
Pour m'instruire à parler votre langue étrangère,
Pour marcher après vous par des chemins nouveaux.
Et vous m'avez rendu facile cette tâche,
Ce que je desirois, je le retrouve ici,
Les livres et l'etude et ce que nous attache,
Les entretiens de coeur et de savant: merci!

C'est que les lettres sont la franc-maçonnerie,
Qui dans le monde étend au large ses liens,
C'est que triste, isolé, dehors de sa patrie,
Pour trouver des amis et des concitoyens,
L'étranger doit pourvoir s'adresser aux poëtes
Car, tous soumis de même aux orages du coeur,
Ils sont tous reunis par des chaines secrètes,
Par des rêves de gloire, hélas! par le malheur!

Poëtes d'Allemagnes et Poëtes de France,
Oh! rapprochez vous donc, échangez à la fois
Vos travaux, vos projets, vos voeux, votre esperance;
Puis laissons fuir au loin nos guerres d'autrefois
Et nos rivalités, nos haines politiques.
De ces chaines, l'esprit demande à s'affranchir,
Et déployant alors ses ailes poëtiques,
De monde en monde, il va toujours pour s'aggrandir.

Pour moi, je n'oublierai jamais, je puis le croire,
Les jours, que j'ai passés dans votre interieur,
Vos noms seront souvent présents à ma mémoire,
Et je les entendrai redire avec bonheur.
Dieu veuille seulement qu'un jour dans ma patrie,
Je puisse en frère, aussi, vous presenter la main,
Vous faire les honneurs de ma ville chérie,
Mêler le vin de France à votre vin du Rhin.

Berlin, 14. Mai 1833. Xavier Marmier."

Digitized by Google

Nach langem Verweilen hinsichtlich Derer, die mit der „Literarischen Gesellschaft" in Verbindung kamen, lasse ich zwei kurze Einschaltungen folgen.

Mein Ruf als dienstwilliger „Max Helfenstein" mußte im Jahr 1832 sich bis zwölf Meilen von Berlin, bis nach Königsberg in der Neumark, verbreitet haben. Der damalige Bürgermeister dieser Stadt, Namens Reimann, schrieb mir:

„Ew. Wohlgeboren

verzeihen, daß ich wegen eines mir wichtigen Wunsches mich an Sie wende, in der Ueberzeugung, Ihre vielseitige Thätigkeit könne mir behülflich werden. Als hiesiger Bürgermeister bin ich für Königsberg bemüht, die Betriebsamkeit zu erhöhen, und gewiß ist es auffällig, daß in einer Stadt, die über 4000 Einwohner hat, auch ein Gymnasium, weder eine Buchdruckerei noch eine Buchhandlung etablirt worden ist. Sie, verehrter Herr, haben Schriftgießerei, Buchdruckerei, auch eine Buchhandlung, und können mit Ihrer Umsicht beurtheilen, ob und wie es thunlich wäre, hierorts nach zuträglichem Maaßstabe solchem Geschäftlichen und Berührigen Umfang zu verschaffen. Ich erlaube mir daher, Sie um Ihren Rath zu bitten. Das Beste wäre freilich, wnne Sie selbst eine Filialanstalt hierher beschaffen wollten, auf die städtische Unterstützung, so weit sie zu erlangen, könnten Sie rechnen.

Ihre Humanität wird Nachsicht haben für meine Dreistigkeit, die sogar auf einen gefälligen Bescheid hofft.

Digitized by Google

Unter allen Umständen habe ich die Ehre, in Anerkennung zu seyn - Ew. Wohlgeboren

Königsberg N/M. ergebenster

25ten März 1832. Reimann."

Die Namens-Unterschrift, erinnernd an den mir hülfreichen, in diesen Mittheilungen mehrmals erwähnten Freund, Geheimrath Julius Reimann, wirkte bei mir sogleich anregend, meine Vorsicht wollte jedoch erst mit der Neumark etwas bekannter seyn. Noch vor dem Ende des Frühlings war ich, begleitet von meiner herzigen Frau und zwei Kindern, in diesem Königsberg, der alten, von den Markgrafen Johann I. und Otto III. begründeten Stadt, deren Bürger sich in der Vorzeit tapfer wehrten gegen hochadlige und fürstliche Faustritter, namentlich auch gegen den Herzog Kasimir von Pommern, der im Jahr 1372 erfolgloser Belagerer war, und durch den Pfeilschuß eines Schuhmachers getödtet wurde. Mit der Familie Reimann waren wir rasch befreundet, ebenso mit dem Post-Direktor, Rittmeister von der Heyden, als Schriftsteller benannt „Emerentius Scävola", in Bezug darauf, daß er eine Hand im Kriege verlor. Nachdem ich in den Verhältnissen mich umgeschaut hatte, man mir von allen Seiten, auch von der Kreis-Regierung, zuthulich entgegen kam, errichtete ich in jener Stadt eine „Buchdruckerei, verbunden mit Buch-, Musikalien- und Kunsthandlung." Damit war ich im Frühjahr 1833 in Ordnung, und „Emerentius Scävola" freute sich, daß zuerst sein zweibändiger Roman: „Die Erb-

ſünde", in Königsberg gedruckt wurde, als Verlags-werk der Vereins-Buchhandlung. — Die Anſtalt mehr zu beleben, ließ ich auch ſogleich die Zeitſchrift:

„Der Märkiſche Stadt- und Land-Freund"

erſcheinen, ſorgte dafür von Berlin aus, hatte aber vorweg erklärt, daß ich nur ein paar Jahre das Ganze leiten, und es dann einem Käufer überlaſſen würde. Nachdem mein dortiger Geſchäftsführer, J. G. Strieſe, ſich ſehr wacker und glücklich in Alles hineinfand, überließ ich ihm das Sämmtliche, habe ihm zu bezeugen, daß er die Kauf-Bedingungen redlich erfüllt, und ein Eigenthum erworben hat für ſeine Familie, der ich eine geſegnete Zukunft wünſche.

Die zweite Einſchaltung iſt ein Verbeſſern der Vergeßlichkeit in Bezug auf Mitbeſchäftigung bei einem fabelhaft wunderlichen Abenteuer, an das ich wieder erinnert wurde, als im Jahre 1835 in Paris der berühmte Sprachkundige Julius Klaproth geſtorben war. Er trat im Jahr 1805 in mein Arbeitszimmer, legte mir Papierſtreifen mit perſiſchen Schriftzügen vor, um ſie im Holzſchnitt nachzuahmen, und zugleich empfing ich die Einladung zu einem Mittags-Gaſtmahl bei dem Rittmeiſter von Kamecke, der mir mehr ſagen würde über dieſe Angelegenheit. Zur beſtimmten Stunde fand ich mich ein, und kam in ein Zimmer, das einen ſeltſamen Anblick bot. Die inneren Räume, bis zu den Fenſtern hin, hatten an den Mauern entlang Polſterſitze, und über ihnen ringsum hingen allerlei Waffen: man konnte ſich einbilden, in der Wohnung eines morgenländiſchen

Digitized by Google

Kriegsmannes zu ſeyn. Auf dem Tritte am Fenſter ſaß eine Frau, die aus einem Stück Zeug Goldfäden zupfte; ſie rief mir einen Gruß zu, und mehr durch Winke mit der Hand als durch Worte begriff ich, daß auch ich dort mich ſetzen ſolle. Sie war eine der ſchönſten Frauen, die ich geſehen habe, ehemals, wie ich bald wußte, „ſpaniſche Reiterin" geweſen, und ihr Gatte gerieth nach ſolchem Ehebündniß mit ſeiner ganzen Familie in Feindſchaft. Jetzt wollte der preußiſche Rittmeiſter zeigen, was er vermöchte; in ſeinem überſpannten Gehirn entſtand und befeſtigte ſich die Abſicht, das ſchwärmeriſch geliebte Weib zur — Königin von Perſien zu erheben. Dort wüthete damals, wie früher und ſpäter oft, Hader um den Thronſitz, und ganz erfüllt war Herr von Kamecke von der Ueberzeugung, ſein Unternehmen werde gelingen. Die ſchöne Frau äußerte ebenfalls in verſchiedenen Sprachen Begeiſterung für dieſen Plan, zweifelte auch nicht an ſicherem Erfolg. Vertraut hatte ſich der kühne Rittmeiſter dem Dr. Julius Klaproth, dieſer ſchrieb an das Perſervolk Verkündigungen, die ich durch Holzſchnitt-Platten im Abdruck auf Seidenpapier zehntauſendmal vervielfältigte. Der abenteuerliche Entſchluß des Herrn von Kamecke begründete ſich bei ihm zur Ausführung in folgender Art: in Nähe der Thronſtadt Perſiens wollte er ſich erheben vermittelſt eines Luftballons, Verkündigungen eines neuen Propheten aus der Luft herabflattern laſſen, um dann als dieſer neue Prophet vom Himmel her unter das Volk zu treten. Für

Digitized by Google

die Druckſachen und den Luftballon wurde ein geheimer Boden überdeckt im Reiſewagen, und was ereignete ſich dann? — Das hoffnungstrunkene Ehepaar kam wirklich bis in die Nähe Perſiens, wurde aber dort, der Angabe nach — denn hier hört mein begründetes Wiſſen auf — angefallen von Räubern. In deren Beſitz kamen nun auch mit dem Wagen die Verkündigungen ſammt dem Luftballon, ohne daß vielleicht irgend Jemand entdeckte, was in dem Wagen verborgen wurde. — Mit dem Bezahlen deſſen, was ich für meine Platten, Druckſachen und Seidenpapier zu fordern hatte, war ich an den Dr. Julius Klaproth gewieſen. Als er aber — noch im Jahr 1805 — Berlin verließ, war ich genöthigt, ſeinen Vater, den berühmten Chemiker Klaproth, um Vermittelung zu erſuchen, erhielt nun auch Befriedigung meiner Anſprüche. Von dem preußiſchen Rittmeiſter von Kamecke und ſeiner ſchönen „ſpaniſchen Reiterin" konnte ich dann niemals ein Lebenszeichen erkunden, wahrſcheinlich hat ein ſchlimmes Schickſal ſie ereilt; aus dieſer luftigen Ritterlichkeit im neunzehnten Jahrhundert ließe ſich aber unzweifelhaft ein Roman-Stoff bilden. —

Jetzt holt ſich mein Erinnern an die Vorzeit aus ihr drei verſchiedene ſchriftſtelleriſch Witzlaunige, zuerſt ein durch Geiſt und Luſtleben zweiſeitig und zweideutig ſich zeigendes Miſchgebild: Karl Schall. An ihm rühmt mit hinlänglicher Berechtigung Ernſt Willkomm im „Theater-Lexicon" ſchließlich: „Im Leben war er einer der liebenswürdigſten Menſchen,

Digitized by Google

ſtets heiter, unterhaltend; er beſaß das nicht gewöhnliche Talent eines vollendet guten Geſellſchafters." — Dies Talent ſo weit zu erwerben, hatte er aber ein bedeutendes Erbvermögen im Strudel von mancherlei Genüſſen verbraucht, vorwaltend im Umgange mit dem ſchönen Geſchlecht, und anwendbar auf ihn — der ſchon nach dreiundfunfzig Jahren ſein Leben abgenutzt hatte — iſt unzweifelhaft ſeine ſelbſtſüchtig dichteriſche Behülflichkeit:

„Du liebſt es, ſtets zu lieben,
Was dir als liebenswerth erſcheint,
Wirſt ſehr umhergetrieben:
Wer meint denn ſicher, was er meint?
Wir Alle tragen Ketten,
Sieh', daß dir jede lieblich klirrt,
Es iſt nicht mehr zu retten,
Wer nicht mehr liebt und nicht mehr irrt."

Emſig hat er das Seine gethan in ſolchem Irrthum, ihm viel des Seinigen geopfert, und in Bezüglichkeit auf das ſchöne Geſchlecht, mit dem er am vollzähligſten im Theaterleben verkehrte, mußte er das Schwinden ſeiner Baarſchaften um ſo mehr begreiflich finden, weil er ſein angelebt Aeußeres, in der Rundung eine Falſtaff-Geſtalt, durch Freigebigkeit auszugleichen hatte.

Dies ruhe mit ihm! — verdient hat es aber Schall jedenfalls durch vielfache Thätigkeit, daß er beachtet mitlebe in der Geſchichte des deutſchen Schriftſteller-Weſens, und wie ich mit ihm in Verbindung kam, dies bekundet ſein erſter Brief an mich:

Digitized by Google

„Wohlgeborner,
Hochgeschätzter Herr Professor!

Das mir so eben durch die Post zugekommene 12. Blatt Ihres Gesellschafters enthält eine hiesige Correspondenz-Nachricht, welche mit einer eben nicht empfehlenden Erwähnung der neuen von mir und meinem Freunde Dr. Löbell redigirten Breslauer Zeitung schließt. Da ich nun die gegründetsten Ursachen habe vorauszusetzen, der Schreiber jener Nachricht sey Herr Dr. Herrmann, so kann ich nicht unterlassen, Ew. Wohlgeboren auf etwas aufmerksam zu machen, was Ihnen ohne Zweifel unbekannt ist, nämlich, daß Herr Herrmann seit dem ersten Januar die Redaktion der älteren (Korn'schen) Breslauer Zeitung übernommen hat, mit welcher die meinige natürlich in ein rivales Verhältniß getreten ist. Zu eigener Beurtheilung übersende ich Ihnen mit der morgenden Post die bisher herausgekommenen Blätter der neuen Zeitung. Belieben Sie selbst diese mit denen der Korn'schen Zeitung, die Sie sich wohl leicht werden verschaffen können, besonders in Hinsicht auf Eigenthümlichkeit zu vergleichen. Ich will dabei nicht einmal in Anschlag bringen, wie unbillig es ist, ein neues Zeitungsunternehmen, wie das meinige, nach wenigen Blättern beurtheilen zu wollen, besonders zu einer Zeit, wo man durch den argen Censurzwang von allen Seiten so beengt ist, daß man sich kaum zu rühren vermag. Noch muß ich hinzufügen, daß Herr Dr. Herrmann das Unglück gehabt hat, eine Masse von dramatischen Arbeiten von der

Digitized by Google

hiesigen Direktion zurückgewiesen zu sehen und daß er in der ganz irrigen Meinung ist, ich sey Schuld daran, daß seine Stücke nicht gegeben werden. Es wäre hier noch manches zu melden, aber es ist gar zu unangenehm, sich mit solchem Geklatsche zu befassen. Vielleicht haben Sie einmal Gelegenheit, meinen lieben Freund, den Regierungsrath und Professor von Raumer zu sprechen. Befragen Sie diesen, der die hiesigen Verhältnisse genau kennt, einmal über die Herren Herrmann, Kapf und Zimmermann, welche — man kann wirklich sagen zum Skandal für Breslau — die anonymen Correspondenten unserer besten Zeitblätter sind!!!

Ew. Wohlgeboren haben sich immer als einen so entschiedenen Freund und Ausüber schriftstellerischer Rechtlichkeit, als einen so eifrigen Gegner anonymer Skribler-Umtriebe gezeigt, daß ich um so eher der mir gegebenen Veranlassung, mich an Sie selbst zu wenden, gefolgt bin.

Wären Sie geneigt, von Zeit zu Zeit ausführlichere, als Ihre bisherigen Breslauer Correspondenznachrichten, mit meines Namens Unterschrift, auch andere Beiträge für Ihr Blatt von mir gegen das Honorar, welches Sie zu geben pflegen, anzunehmen, so würde ich gern mit Ihnen in diese Verbindung treten.

Hochachtungsvoll

Ew. Wohlgeboren ergebenster

Karl Schall."

Breslau, d. 25. Januar 1820.

Digitized by Google

Nach Empfang und Leſung dieſes Schreibens las ich dann im erwähnten Bericht des „Geſellſchafter" (1820. Bl. 12) weiter nichts als: „Die neue Zeitung iſt auch erſchienen, muß aber beſſer werden, wenn ſie den Erwartungen genügen will, welche die eigene Verkündigung erregte." — Ob Dr. Herrmann dieſe Zeilen ſchrieb, ob er mir überhaupt Mitarbeiter war, weiß ich nicht, möcht' es bezweifeln; wohl aber weiß ich, daß er auch in Hinſicht auf ſein Streben zur Bühne achtenswerth zu nennen, aber frühzeitig unter bedauerlichen Zuſtänden geſtorben iſt, und dieſe wenigen Worte mögen ſein Andenken in Schutz nehmen. —

Ein paar Monate ſpäter wurde Karl Schall mir Breslauer Berichterſtatter und blieb es bis er dauernd Berlin zu ſeinem Wohnort wählte, ich nun mit ihm in mancherlei nähere Berührungen kam. Um dieſen Lebemann, mit dem nirgends in Ordnung zu bleiben war, durchſchaulicher Betrachtung näher zu ſtellen, gebe ich aus anderen Briefen von ihm nur Auszügliches, was ihn ohne viel Zuthun meinerſeits hinlänglich ſchildert.

(Breslau, 23. Juni 1824.) „Ich bin recht krank und durch meine Krankheit ſehr unmuthig, unfähig zum Arbeiten, lebensſatt und noch viel Schlimmes geweſen. Kreuzbrunn, den ich aus großen Kruken trinke, erleichtert mir nun das ſchwere Bruſtkreuz, das ich nicht auf, ſondern in der Bruſt zu tragen prädeſtinirt bin. So wie ich mich jetzt befinde, ſoll Ihre Mahnung gewiß nicht umſonſt an mich ergangen

Digitized by Google

seyn, es ist nach Ihrem Schreiben eine wahre Ehrensache für mich geworden, das Be- und Versprochene zu liefern."

(Breslau, 16. Februar 1825.) „Daß ich Ihnen Beiträge für den „Gesellschafter" noch nicht gesendet habe und auch heute noch nicht sende, entschuldigt Folgendes. Nächst der Zeit, die meine Zeitung in Anspruch nimmt, hab' ich mir täglich mindestens zwei Stunden zur Förderung meiner dramatischen operum unverbrüchlich festgesetzt. Nun bin ich aber bisher nicht nur sehr viel — aufrichtig gesagt — zu viel in gastlichen Anspruch genommen worden, sondern habe auch noch einen Band „1001 Nacht" für Buchhändler Max übernommen und mich aus Geldbedarf verpflichtet, ihn bis heut über acht Tage fertig zu übersetzen, was mir eine habgierige Zeitbenutzung zur Pflicht macht, und nichts anders als Zeitung, Drama und Uebersetzung arbeiten läßt. Der heutige Aschermittwoch aber mahnt mich guten katholischen Christen, in mich und wieder in Gesellschaft zu gehen; nach vollbrachter Bandübersetzung gewinn' ich eine starke Zeitportion täglich, und diese soll dann so lange durch Arbeiten für Dero beliebtes Blatt ausgefüllt werden, bis Sie mir über Grünberg zurufen: „Halt' er an!" Dieses schwöre ich Ihnen bei meinen drei Hauptgottheiten, dem Merkur, der Thalia und der Madame L**!"

(Breslau, 16. August 1826.) „Zürnen Sie nicht und seyn Sie ein christlicher Vergeber, daß ich Ihnen, mein verehrter Freund, den versprochenen Beitrag

Digitized by Google

zum „Jahrbuch deutſcher Bühnenſpiele“ noch nicht geſchickt habe, trotz des geſtern abgelaufenen Termins noch nicht geſchickt habe und auch heute noch nicht ſchicke. Zwei Dinge, oder vielmehr zwei Perſonen ſind die Veranlaſſer dieſer mir deshalb zu verzeihenden Zögerung, nämlich mein Zeitungsgehülfe und Vikarius, der unerwartet eine Reiſe machen mußte, wodurch ich genöthigt war, alle Redaktionsarbeit allein zu machen, und Freundin Stich, die ſich Ihnen ſchönſtens empfiehlt (auch Dero Gattin, der ich gleichfalls von mir den beſten Gruß zu beſtellen bitte) und die mich nun wieder in's hieſige Theater lockt, in welchem ich über ein Jahr lang nicht geweſen bin, und bei der ich alle Abende nach dem Theater noch ein oder ein paar Stündchen verplaudere. Sie müſſen mir nun ſchon den Ablieferungstermin bis zum Schluſſe dieſes Monats prolongiren, ich werde gewiß Wort halten und ich denke zu Ihrer Zufriedenheit. — — Ich muß ſchließen, da ich die Stich, die heute nicht, von morgen an aber täglich ſpielt, ſpaziren fahren will.“

Schall hielt nicht Wort; ich mußte nun dem „Jahrbuch deutſcher Bühnenſpiele für 1827“ eiligſt ſelbſthelfend werden. — Wie er verſprechen konnte ohne Erfüllung, wie gewandt er ſich dabei — erfinderiſch — zu helfen wußte, dies mag nun aus Folgendem einleuchten:

(„Breslau, Sonntag den 2. September 1826.“)
„Mein ſehr lieber Freund! Schon zu Anfang dieſes Jahres wollte ich einen Beitrag für das Jahrbuch

Digitized by Google

deutſcher Bühnenſpiele für 1827 ausarbeiten. Ich ſchwankte zwiſchen zwei Entwürfen, beide zu zwei Akten. Der Titel des einen Stückes ſollte heißen: „Was wird man ſagen?“ Eine reiche, verwittwete, junge, aber ſelbſtſtändig unabhängige Gräfin — das iſt die Haupt-Idee — iſt mit einem vornehmen Manne, den ſie nicht liebt, ſelbſt nicht beſonders achtet, auf Zureden einer ſehr ultra-ariſtokratiſchen und die opinion der Welt übertrieben hochachtenden und berückſichtigenden Tante, halb und halb verſprochen, hat aber inzwiſchen die Bekanntſchaft eines jungen, genialen und liebenswürdigen Künſtlers (eines Tonkünſtlers) von bürgerlichem Stande gemacht und ſich leidenſchaftlich in ihn verliebt. Der Künſtler empfindet gleiche Liebe für ſie, die er aber aus Stolz gewaltſam zu bekämpfen ſucht, wohl fühlend, daß die liebende Geliebte, um ihn zu heirathen, ihren geſelligen und Verwandtſchaftsverhältniſſen Trotz bieten würde, ohne ſich um das qu'en dira-t'on zu bekümmern, aber dieſen Trotz und dieſe Unbekümmerniß nicht wollend. Da macht ſie abſichtlich einen tollen Streich, ſie ſpielt nämlich, mit dem Direktor des Theaters an dem Ort, wo ſie lebt, bekannt, da ſie erfährt, daß eine Hauptſchauſpielerin krank geworden iſt und eine ſehr gewünſchte, ſchon durch die Zettel angekündigte Vorſtellung nicht ſtattfinden ſoll, deren von ihr ſchon auf einem Liebhabertheater geſpielte Rolle, ſich vor der Vorſtellung als eine fremde Künſtlerin anzeigen laſſend. Das macht Skandal bei Hofe und in der Stadt (es geſchieht zwiſchen dem

Digitized by Google

ersten und zweiten Akt); am andern Morgen (an dem der zweite Akt spielt) ist die Tante außer sich, der vornehme quasi-Bräutigam tritt zurück, der Künstler wird zu einer Erklärung gedrungen, und die Heirath mit ihm, ohne Berücksichtigung des „Was wird man sagen?" beschlossen. — Das andere ebenfalls zweiaktige Stück ist mehr Rühr- als Lustspiel. Es führt den Titel: „Der Ersatz oder der gute Geizhals." Hier ist die Haupt-Idee die Charakterdarstellung eines edlen Harpax, der, um einen in seiner Jugend verschuldeten bedeutenden Geldverlust eines Freundes zu ersetzen, in dessen Handlung er, nach achtzehn Jahren, unerkannt zurückgekehrt, als Buchhalter, Fabrik-Aufseher und halber Compagnon unter fremdem Namen lebt, die Sparsamkeit bis zum kleinsten und lächerlichsten Geiz treibt, um die alte Schuld bei Heller und Pfennig und mit Zinsen auf Zinsen ersetzen zu können, was im Laufe des Stückes unter, wie ich glaube, sehr dramatisch erfundenen Verhältnissen und Situationen geschieht.

Ich hatte beide Drämchen ziemlich ausführlich skizzirt, als ich nach Berlin kam; dort wollte ich nun eins ausarbeiten, am liebsten das rührende. Ich habe einigemale darauf angesetzt, aber der Abhaltungen und Zerstreuungen waren zu viele und in dem Wirthshauszimmer wollte mir gar nicht arbeitsamheimisch zu Muthe werden. Was mich, nach Breslau heimgekehrt, behinderte, für das Jahrbuch, so wie ich es wünschte und versprochen hatte, thätig zu seyn, hab' ich Ihnen bereits geschrieben. Und nun ist bei

Digitized by Google

dem feſteſten Vorſatz und recht angeſtrengter Bemühung, eins von den beiden Stücken questionis zu Ende zu bringen, zwar jedes bedeutend vorwärts geſchritten, aber keines beendet, und ich muß mich ſchämen, Sie noch um Verlängerung des Termins zu bitten, da ich gern möglichſt feilen und nachhelfen und aus den beiden Ideen das mir möglichſt Beſte machen möchte. Soll ich noch den Vortheil in Erwägung bringen, den ich davon habe, wenn ich die Sachen, ehe ich ſie dem Leſepublikum übergebe, an mehrere Bühnen verkaufe? Die „Eigne Wahl“ hat mir doch, obwohl die Verkaufszeit ziemlich kurz war, außer dem von Ihnen erhaltenen Honorar, gegen vierhundert Thaler eingetragen! Doch das wäre kein Grund, wär' ich nur mit einem fertig geworden.

Wenn ich nicht durch Holtei wüßte, daß Sie mit Beiträgen für das Jahrbuch reichlich verſehen ſind, etwas von mir grade nicht bedürfen, wenn ich auch eitel genug bin zu glauben, daß Sie es gern hätten und manchem Anderen vorzögen, ſo würde ich mir noch härtere Vorwürfe darüber machen, daß ich Ihnen mein Wort nicht halte. Verzeihen Sie mir als guter Menſch und Chriſt. — — Späteſtens im Dezember komm' ich nach Berlin, ich denke auf drei Monate, dann bringe ich die beiden obenerwähnten Stücke mit und Sie erhalten, wenn Sie ſie dann noch haben wollen, beide für die Jahrbücher von 1828 und 1829. Aber Sie müſſen auch, die fünfte Bitte des Vaterunſers bedenkend, mir von Herzen vergeben.

Digitized by Google

Aber Sie Böſewicht! Mich im „Geſellſchafter“ ſo als hageſtolzen Damoiseau, auf mein angenehmes Embonpoint und meine Frauendienerei, und mein auf dem Anſtand Stehengelaſſenwerden boshaftigerweiſe ſtichelnd, einem verehrungswürdigen publico preis zu geben! Und da ſoll ich Ihnen noch Beiträge für das Jahrbuch ſchicken? Ja, gehorſamer Diener! Kuchen kann er kriegen, aber nicht Komödien! Nächſtens aber mach' ich eine, wo ich mich, in der Darſtellung eines malitiöſen Journaliſten und Poeten, an einem ſolchen fürchterlich rächen will. Mein Witz ſoll nicht ruhen, bis er Sie aus Ihrer warmen Ruhe zur Wuth gewitzelt hat.*)

Nun zum Ernſt und Schluß: Seyd nicht tückiſch auf mich, alter Freund und bleibt mir gut! Grüßt nur, wer mich gern hat; ich denke Eure aimable Ehegeſponſin, die verwilderte L** und lupus cum lupa, das liebe Hiſtrionengezücht**) ſind darunter.“

Weder „Was wird man ſagen?“ noch „Der Erſatz oder der gute Geizhals“ iſt mir geſendet worden, es hat ſich auch nichts davon vorgefunden, und ich will von ſeinen Briefen nur noch den letzten mittheilen, nachdem Schall in Berlin ſich eingewohnt hatte, und ſeine Kräfte ſehr burſchenhaft verſchleuderte, wobei ſtets für Geldmangel geſorgt war.

---

*) Dies bezieht ſich auf eine, nicht von mir ausgeübte Vergeltung einer literariſchen Neckerei, von der übrigens Schall mehr geſchmeichelt als verletzt war, da er Späße der Art liebte.

**) Das Bühnen-Künſtlerpaar Wolff.

Digitized by Google

„Verehrter Freund!

Dadurch, daß ich gestern aus Breslau statt eines sicher erwarteten Wechsels die Nachricht erhalten habe, er könne erst in nächster Woche an mich abgehen, bin ich, ganz schwach bei Kasse, in eine große Verlegenheit gerathen, die durch den Monatwechsel noch größer wird. Seit ich hier bin, ist es mir noch nicht so ergangen, und ich bin nun so frei, mich in dieser Noth an Sie um eine Abhülfe zu wenden, die Sie mir, da sie keine bedeutende ist, wohl werden gewähren können; denn ich komme mit 25 oder 20 Thalern — ja, wenn Sie nicht mehr entbehren könnten — wohl auch 15 aus, bis der Wechsel mir eingeht. Was Sie mir von besagten Sümmchen — freilich wäre mir die größte die liebste — etwa, und zwar, wenn es irgend möglich ist, durch den Ueberbringer dieser Zeilen, meinen Bedienten, senden, zahl' ich Ihnen in der nächsten Woche mit dem schönsten Danke zurück.

Asthmatische Neckereien und andere Hindernisse haben mich in den letzten Wochen noch immer abgehalten, Sie vorgesetztermaßen zu besuchen; doch komme ich gewiß bald zu Ihnen angekutscht. Ich habe Ihnen nämlich für den Gesellschafter Bruch- und Probe-Kapitel aus einem opusculo von mir, betitelt: „Humoristisch-Sentimentale Reisen durch meine Taschen in das Leben und den Tod" anzubieten, die ich in den ersten Blättern des neuen Jahres aufgenommen wünschte. Auch für das Jahrbuch können Sie in etwa 14 Tagen ein Lustspiel in 2 Akten

Digitized by Google

erhalten, das Ihnen hoffentlich zusagen wird. — Doch über dieses und anderes mündlich mehr von

Ihrem getreuesten

Charlottenstraße N. 27. K. Schall.

Am letzten Nov. 1831.

N. S. Ich habe mir eben berechnet, was ich bedarf, bis der Wechsel kommt, und da wird es mir denn freilich schwer seyn, mit 15 Thalern auszukommen, also bitt' ich Sie nochmals, mir, wo möglich, 20 oder 25 zu senden."

Seinen Wunsch habe ich gewährt, zweifle auch nicht, daß Schall sein Wort eingelöst hat; von den verheißenen Beiträgen zum „Gesellschafter" und dem „Jahrbuch" habe ich aber nichts gesehen, und Alles, was ich über dies Muster unerschöpflichen Leichtsinns einfügte — es ist nicht Alles! — soll hauptsächlich andeuten, daß er für den zeitgeschichtlichen Roman eine Erscheinung seyn kann, sehr dazu geeignet, eine ursprünglich kraftvolle Persönlichkeit zu schildern, die bei bedeutsamem Geistreichthum durch Zerfahrenheit und Genußsucht hinfällig wurde, wonach sehr vorzügliche Eigenschaften sich verschleuderten im wüsten Leben, das — nach langer Krankheit — mit dem dreiundfunfzigsten Jahre (am 18. August 1833) endete. Darüber sagte ich derzeit schließlich nur: „Wahr ist es, er hätte vermöge seiner Fähigkeiten mehr leisten können, wenn die Geselligkeit ihn minder zerstreute, ja die Genüsse des lauten Lebens haben vielleicht seine Tage verkürzt. — — Er wollte die Welt ganz nach eigenem

Digitized by Google

Belieben auskosten, eine Freiheit, die man Keinem beschränken noch befehden darf."

Für Schall verführlich waren besonders, neben seinen Trinkgenossen, die Frauen, und ich muß es bescheinigen, daß deren Zuneigung, trotz seiner breiten, überhaupt mißbehaglich gewordenen Gestalt, ihm treu blieb. Sein Benehmen war auch stets, und am steteſten den Schönen gegenüber, liebenswürdig, mit Anstrich altfranzösischer Artigkeit, der niemals, auch wenn Schall seine Spitzigkeit nicht verleugnete, die Schmeichelei fehlte. Ihn nach dieser Seite hin mithülflich zu zeichnen, diene und ende hier ein von ihm zum Gläserklang in der „Literarischen Gesellschaft" bei Mitanwesenheit von Frauen denen gewidmeter Spruch:

„Eine Dame ist die Literatur,
Der unsre Gesellschaft macht die Cour;
Auch hat Deutschland viel literarische Damen,
Herr von Schindler *) nennt mehrere hundert Namen,
Darum es so billig als schön erscheint,
Daß heute hier Damen sind und seynd.
Sie haben nicht bloß zur Tapisserie,
Nein, auch zum Autorthum oft Genie,
Nicht für Waschzettel bloß und Speise-Recepte,
Und sind auch poetische Adepte.
So leben denn Alle, die dichten und schreiben,
Nicht minder Die, die es lassen bleiben,
Die aber, als hochcultivirte Wesen,
Gern, was wir dichten und schreiben, lesen,
Die gegenwärtigen vor Allen,
Doch außerdem Alle, die — uns gefallen."

*) In seinem „Lexikon deutscher Schriftstellerinnen."

Digitized by Google

Hatte ich an dem unzuverläſſig geiſtigen Karl Schall immer doch anmuthigen Leichtſinn zu erkennen, im ſich nun meinem Gedächtniß zeigenden M. G. Saphir herrſchte ſchmähſüchtige Witztreiberei bei oberflächlichem Wiſſen, und mit ihm war Friedlichkeit nicht zu erreichen. — Noch während der Theater-Verwaltung durch Graf Brühl ereignete ſich der Streit, den der mit Wortwitz ſpielende und boshaft plänkernde M. G. Saphir gegen Bühnendichter begann. Er kam im Jahr 1824 nach Berlin, war vorher dem „Geſellſchafter" Berichterſtatter geweſen aus Wien und Peſth, ward auch jetzt verſuchsweiſe mitthätig bei meiner Zeitſchrift. Wiſſend, er wende ſich beſonders zur Bühne, machte ich, meinerſeits damals ſchon Theater-Beurtheiler für die „Voſſiſche Zeitung", den Verſuch, ihn nach ſolchem Beruf hin zu beſchäftigen. Bald aber erkannte ich, daß ſein Lob und Tadel beſtechlich war; ich trennte mich alſo von ihm, was er giftig grollend mich entgelten ließ in ſeiner dann erſcheinenden „Schnellpoſt" und ſeinem „Berliner Courier". Mit ihm, der in Berlin auch fauſtkämpfliche Abenteuer hatte und von dannen mußte, kann ſich mein Urtheil, ohne Unnöthiges vom ſchriftſtelleriſchen Aergerniß zu erneuern, abfinden durch eine Aeußerung, als er im Jahr 1843 nochmals Preußens Hauptſtadt beſuchte und „humoriſtiſche Vorleſungen" auf der Schauſpiel-Bühne hielt. Ich berichtete ſelbſt darüber und ſchloß mit der anſichtlichen Betrachtung:

„Der echte Humor erfordert ein Weſen, das alle

Digitized by Google

Selbstsucht überwand, um das Allgemeine zu fördern; er kämpft gegen die Täuschungen der Wirklichkeit und will von ihr nichts eigen für sich, wohl aber Alles für den Fortschritt menschheitlicher Ansprüche. Er erhebt und giebt freudigen Muth, rührt und erschüttert zu rüstigem Streben nach Veredlung, versteht sich also: immer im Gesetz des Edlen; und wie, als Folge falscher Erkenntniß, das Schwert des Cherubim den Menschen von dem irdischen Baum des Lebens abwehrt, so schwingt dann auch wohl der Humor, das Gegenwärtige allseitig beleuchtend und alles Schlechte in Kraft und heiteren Gleichmuth bekämpfend, sein Schwert, die Menschheit in ein neues Paradies zu führen, ihr den Baum wahrer Erkenntniß zu höherem Leben gewinnend. Was der Gedanke an Heil und Segen erfaßt, das Gemüth vermittelte und erwärmte, wird zum Wunsche, zur Sehnsucht, und nun, von der Phantasie mit allen ihren Gaben ausgestattet, zum Humor. Wie reich an Mitteln, sind ihm diese doch eben nur Mittel, nicht Zweck; denn dieser liegt darin, dem Innersten, Erhabensten und Heiligsten Geltung zu schaffen ringsum, so tief, weit und aufwärts unser Leben zu bringen vermag, und wie verzweigt und springend er sich ergeht, selbst das Barocke nutzend, nimmer soll er seiner Abstammung aus dem Gefühl des Edlen und Schönen untreu werden; er ist das Gleichmaß, das reine Maß, was der Geist in Selbstüberwindungen gewonnen, ist Blüthe und Frucht des himmlischen Theils im Menschen, das Höchste, was er

Digitized by Google

erreichen und geben kann. Wäre dieser rechte Humor epidemisch, würden wir aus vielen Wirren der Zeit gesund und froh hervorgehen. — Daß von dem Erd' und Himmel umfangenden Humor bei einer Vorlesung auf der Bühne wenig die Rede seyn kann, leuchtet ein; Annäherungen kamen indeß vor, wenn auch nur abgerissen, während Anderes wieder nur mit dem Schein spielte. Wir wissen längst, und ich sprech' es auch hier mit Vergnügen aus, daß Saphir Humor hat; wünschen wir ihm vor Allem, das Glück möge ihm so lächeln, daß er mit der Wahrheit und seinem Talent nicht auch dem Schein zu huldigen, nicht die Schwingen, auf denen er sich weiter erheben könnte, in einzelne Federn zu zerrupfen braucht, und eine Säule, auf der ein herrlicher Bau gegründet seyn könnte, sich nicht in lauter Splitter zerschlägt." —

Jetzt habe ich es zu thun mit erwähntem Streit, durch den sich Saphir — in jener Zeit Gunstdiener des Königlichen Theaters — rächen wollte an Ludwig Robert, der den freibeuterischen Witzplänkeler gereizt hatte. Robert ließ im Dezember 1827 auf dem Königsstädter Theater eine Weihnachtsposse aufführen: „Wachsfiguren in Krähwinkel". Die Spotthechelei betraf Berlin, und eine der Wachsfiguren war „ein doppelter kritischer Post-Pegasus, der durch steten kleinen Hader großen Eindruck macht auf die große Masse der kleinen Leute". Der Darsteller erlaubte sich, ohne Robert's Genehmigung, in einer getreuen Verlarvung als Doppelgänger

Digitized by Google

Saphir's zu erscheinen, und die Posse wurde ein Zugstück für die schadenfrohe Menge. Obwohl von dem Verspotteten bereits vielmals belästert, erklärte ich diese Verlarvung für mißfälliges Ueberschreiten des auf der Bühne Erlaubten. — Saphir verschwendete in Wuth Tinte und Druckerschwärze vollauf, und sehr gelegen kam es ihm, daß Berliner Bühnendichter sich eben vereinigt hatten, um bei der Bundes-Versammlung eine bessere Stellung hinsichtlich der Theater-Vorstände für sämmtliche deutsche Bühnendichter zu erzielen. Saphir schilderte diesen beabsichtigten Versuch als Verschwörung gegen das Königliche Theater, und seine lange dauernde Anfechterei niedrigsten Ausdrucks veranlaßte endlich den Verein zu der

„Erklärung.

Hr. Saphir hat drucken lassen, daß sich die unterzeichneten Bühnendichter zu dem Zweck vereinigt hätten, der Königlichen Bühne auf möglichste Weise entgegen zu seyn. Diese Behauptung ist eine Verleumdung, welche um so augenscheinlicher wird, als die Unterzeichneten wohl über den Verdacht hinaus sind, Herrn Saphir irgend eine Mittheilung gemacht zu haben. Nur der Sache glauben sie daher diese Widerlegung schuldig zu seyn.

Louis Angely. Alex. Cosmar. C. Dielitz. F. Förster. Friedrich Baron von L. M. Fouqué. F. W. Gubitz. W. Häring. Baron von Lichtenstein. Ludwig Rellstab. Ludwig Robert. Fr. Tietz. Adalbert vom Thale. von Uechtritz."

Digitized by Google

Nun lärmte und raſſelte die „Schnellpoſt“ noch ärger, benutzte beſonders die Zahl „Dreizehn“ der Unterzeichneten; ich ſah mich genöthigt, den Kampf aufzunehmen, ihn auch durchzuführen, und bemerkte bei den Vorworten:

„In jener Verſammlung, aus der die, unbeſtritten ſehr flüchtig abgefaßte „Erklärung“ hervorging, war ich nicht zugegen. Sie wurde mir geſchickt, ich fand ſchon zehen Namen unterſchrieben und ehrte demnach, wie es bei jedem Vereine geſetzlich iſt, die Mehrheit der Stimmen.“

Der Grimmige ſchickte neben der „Schnellpoſt“ noch zwei Schmähſchriften in die Leſewelt, ich beharrte im Kampf und endete ihn dann, indem ich das, ohne mein Dabeiſeyn erfolgte Einſchreiten der Zwölf, als eigentliche „Dreizehn“, völlig auf mich allein übertrug, und meiner letzten Entgegnung („Geſellſchafter“ 1828. Bl. 81) den Inbegriff anfügte:

„In dem feſten Bewußtſeyn, gegen die eingedrungene ſchriftſtelleriſche Verderblichkeit nur gethan zu haben, was Pflicht und Verhältniſſe mir auferlegten, kümmern mich rachſüchtige Anfälle nicht, und ſo ſchließe ich hier — da der Punkt, von welchem die neueſten hämiſchen Angriffe des Herrn M. G. Saphir ausgingen, doch einmal zur Sprache gekommen, und obwohl ich, ohne die Dazwiſchenkunft Anderer, auf gar keine Entgegnung mich eingelaſſen hätte — mit der wiederholten

Erklärung.

Hr. M. G. Saphir hat in Nr. 46 der „Schnellpoſt“

drucken lassen: die Kritiken im „Gesellschafter" verrathen einen „absichtlichen Cliquengeist" gegen die Königl. Hofbühne, es sey eine „kritische Verschwörung" vorhanden, zu deren „Stimmführern" auch ich gehöre. Ich erkläre alle diese Behauptungen, sammt den angegebenen Motiven, für Verleumdung, welche um so augenscheinlicher wird, da der Unterzeichnete wohl über den Verdacht hinaus ist, Hrn. M. G. Saphir irgend eine Mittheilung gemacht zu haben, die ihm zu seiner verleumderischen Erfindung Anlaß geben konnte. Nur der Sache glaube ich diese Widerlegung schuldig zu seyn.

Berlin, den 15. Mai 1828.

F. W. Gubitz."

Dies war die Vollendung der widrigen Kampfarbeit, die Bogen füllen würde; ich begnüge mich aber mit dem Wenigen, befriedigt durch die Nachwirkung, daß damals Saphir sich nur noch kurze Zeit in Berlin halten konnte, und als er im Jahr 1843 in Bedürftigkeit wiederkam, bat er mich um gefällige Unterstützung, die ich ihm innerhalb der Wahrheitstreue nicht versagte.

Was der hier in Erinnerung gekommene, von Ludwig Robert in Anregung gebrachte Verein in geistiger und geschäftlicher Hinsicht bezielte, das ist erkennbar aus einem Schreiben an mich in Bezug auf den von mir damals betriebenen Versuch, durch Geldpreise dem „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele" im geistigen Sinne den Werth zu erhöhen. Kurz

Digitized by Google

vor seiner Zurückkunft nach Berlin schrieb mir Robert neben Anderem:

„Baden bei Rastadt, den 6. September 1827.

Sie waren so gütig, mir das Rundschreiben einzusenden, betreffend eine Preisbewerbung für Theater-Dichtungen. Ob ich Ihrer gütigen Einladung folgen werde, davon später; zuerst ein Wort im Allgemeinen über diesen Gegenstand, der meine Aufmerksamkeit oft schon in Anspruch nahm, und auf den ich noch jüngst wieder geführt wurde bei Gelegenheit, daß sich der französische Dramatiker Duval diesen Sommer hier aufhielt, wo es dann nicht fehlen konnte, daß bei mannichfachen Gesprächen auch die Rede war von den Rechtsverhältnissen der dramatischen Dichter zu den Bühnen. Wie diese Verhältnisse in Frankreich streng geordnet sind, brauche ich Ihnen nicht zu sagen; allgemein bekannt ist es, daß der Autor für ein Stück von fünf Akten sieben Procent von der Brutto-Einnahme, von jeder nämlich, von kleineren Stücken aber und von den Provinzial-Theatern verhältnißmäßig weniger erhält; dabei, außer seinem freien Eintritt, eine bedeutende Anzahl Billets, die zu verkaufen hergebrachte Sitte ist. Weniger bekannt dürfte es seyn, daß die im Comité angenommenen Stücke, je nach dem Datum ihrer Einreichung, zur Aufführung kommen, jedoch so, daß, nachdem drei Stücke in ihrer Altersreihe dargestellt sind, ein viertes der freien Wahl des Comité's überlassen bleibt. Daß ein fruchtbarer Dichter, wie Hr. Duval, bei einer solchen Einrichtung,

Digitized by Google

ſeiner eigenen Ausſage gemäß, 500,000 Francs von den franzöſiſchen Bühnen bezogen hat, iſt nicht zu verwundern. Er aber konnte nicht aufhören, ſich zu verwundern, als ich ihm von der totalen Rechtloſigkeit erzählte, in welcher ſich deutſche Dramatiker ihren Bühnen gegenüber befinden. Ein Gefühl ſtaunenden Mitleids bemächtigte ſich ſeiner, als er hörte, daß der unſterbliche Componiſt des „Freiſchütz" (wie er ihn ſelbſt nannte) ein für alle Mal von den zwei größten Theatern hundert Dukaten, und ſo herab bis zu zwölf, der Dichter dieſer Oper aber weniger als gar Nichts erhalten habe: denn wahrlich, gar Nichts wäre bei weitem mehr, als was er für die Auffindung eines ſo glücklichen Stoffes erhielt, worüber ich von *Weber* ſelbſt unterrichtet bin. Kaum glauben wollte es der Franzoſe, als ich ihm ſagte, daß es nur zwei Theater in Deutſchland gebe, die für ein Stück, das den Abend füllt, ein für allemal vierhundert Francs zahlten, die übrigen aber ſechs bis acht Dukaten, ja, daß der Verfaſſer eines der beliebteſten Vaudevilles von einer der reichſten Städte Deutſchlands vierzig Francs für dieſes *zahllos* wiederholte beliebte Stückchen ein für alle Mal als Ehrenſold erhalten habe. Als ich ihm nun aber ſagte, daß ein *gedrucktes* Stück für jede Bühne gute Priſe ſey, und daß nebenher mit den *Manuſcripten* ein kleiner Piraten-Handel getrieben würde, hörte er mir mit einer Miene zu, als ob ich ein Weltumſegler wäre, der ihm von einem unbekannten Inſel-Volke etwas aufbürden wollte. — Daß dies Alles

noch eine geraume Zeit in Deutschland, wo man sich zu Allem unendlich viel Zeit nimmt, so bleiben wird, wissen nicht nur Sie und ich, sondern auch Die, die es ändern könnten. Vergebens habe ich öffentlich gesagt und es bewiesen, daß bei dieser Einrichtung wohl alle hundert Jahre ein dramatisches Dichter-*Genie* erscheinen könne, weil ein solches allen Hemmungen und Hindernissen Trotz bietet, daß aber dadurch die *Talente* von den Bühnen vertrieben und diese den Uebersetzungs-Fabriken preis gegeben werden. Man hat es eingesehen und war, unserm National-Charakter gemäß, mit der theoretischen Einsicht zufrieden. Vergebens habe ich vorgeschlagen, wenigstens so viel Honorar für ein Stück zu zahlen, als in einer Pracht-Oper der gestickte Mantel der Prima-Donna kostet. Man hat darüber gelacht, und es ist von Neuem bei'm Alten geblieben, wie solches der allerneueste Zeitgeist mit sich bringt. — Um so verdienstlicher, um so erfreulicher ist die Ausschreibung Ihrer *Preisbewerbung für dramatische Dichtungen*. Wohl schließen Sie richtig, wenn Sie sagen: „daß diesem Wagnisse weder Spott noch Tadel fehlen werden; denn da man Lustspiel-Dichter so schlecht bezahlt, so flüchten sich eine Menge Schriftsteller, talentvolle wie talentlose, in die Journal-Literatur, und bringen da ihre guten und schlechten Späße, ihre nicht üblen Witze und ihre wohlfeilen Wortspiele an den Markt.“ Lachen Sie also *mit* über einen witzigen Scherz, und denken Sie bei einem platten Possenreißer, daß so ein armer Mensch doch

Digitized by Google

auch leben will. Sie werden aber gewiß auch ernste und würdige Männer finden, die Ihr Unternehmen als ein echt-deutsches betrachten werden: denn das ist ja ein Vorzug — obgleich er unsre literarische Gesetzlosigkeit nicht entschuldigen kann — ein selbst erworbener Vorzug unseres Volks, daß unsere Kunst auf sich selbst beruht, nur immer von Privatpersonen befördert und erhalten wurde, und uns also eine beschränkte Pariser Poesie eben so fern blieb, als eine tanzmeisterliche Hof-Dichtkunst. — Freilich ist, wie Sie selbst sagen, Ihr Unternehmen kein umfassendes, aber aller Anfang vermag dies nicht alsogleich zu seyn. Vielleicht geben Sie den würdigeren Bühnen in Deutschland — und es giebt ja noch einige, die weder den Schneider für ihr Factotum, noch den Dichter für Null halten — vielleicht geben Sie diesen Bühnen ein Beispiel zur Nacheiferung. Ja, diese Bühnen könnten Ihren Plan noch ergänzen, könnten zwei erste Preise aussetzen: den einen für das beste Stück, nach Entscheidung von Kunstkennern, die so, wie Ihre erwählten Kampfrichter, dem realen Theater nah und fern (erschöpfende Bezeichnung!!) genug stehen, um unbefangen über das kleinliche und nicht selten interessirte und bösartige Treiben der Coulissen-Welt hinaus zu sehen; den andern Preis für dasjenige Stück, das der Kasse den meisten Vortheil bringt. Und dieser letztere scheint mir nothwendig, nicht etwa um die Kunst und die Kasse, diese ewig feindlichen Schwestern, zu versöhnen, welches ein wahrhaftes Danaiden-Geschäft

Digitized by Google

wäre, ſondern um uns von der in Deutſchland weit gediehenen Kunſt der unaufführbaren Dramen zu ſolchen zurück zu führen, die für die mögliche Darſtellung und für die von Hyperkritik verpönte Wirkung erfunden und ausgeführt ſind. Dergleichen Stücke, glauben Sie mir, würden uns am ſicherſten vor der Ueberſetzungswuth ſchützen, und durch ſolche Preisvertheilungen würden unſere Bühnen zeigen, daß es ihnen auch um ein anſtändiges geiſtiges Coſtüm, um poetiſches Feuer, und um Künſtler ehrende Dekorationen zu thun iſt. Nehmen wir an, daß die vier größten deutſchen Theater jedes 2000 Thlr. jährlich an Preiſen ausſetzte, ſo würde die Geſammtſumme ungefähr ſo viel betragen, als eine der kleinſten Pracht-Opern in Scene zu ſetzen koſtet, oder was die Verzierungen und Triller einer ſchönen Stimme oder zwei ſchöner Füße unter Brüdern werth ſind — und dafür hätte man acht gekrönte Dramen, von denen vier Zugſtücke wären, d. h. welche die Koſten mehr als deckten, ſo daß man eigentlich dieſe acht Dramen nur für eine halbe Singſtimme oder für Eines von zwei drehenden Beinen hätte: ein gewiß ſehr annehmlicher Preis!! — Es giebt Dinge, die wirklich ſo traurig ſind, daß man ſie nur von ihrer komiſch-abſurden Seite betrachten ſollte. — Die traurige Seite aber der Alles verſchlingenden Oper und des monotonen gedankenloſen Ballets zeigt den dramatiſchen Tanz und das muſikaliſche Drama auf ſo abſchüſſige Abwege, daß ſie ſich immer weiter und mit geſteigerter Schnelligkeit von der Kunſt ent-

Digitized by Google

fernen, während sie, wie anspruchsvolle und müßige Consumenten, nur verzehren, nur hindernd in den Weg treten, nur schaden. Soll dieser Unkunst gesteuert werden, so müssen die größeren Bühnen auch für diese Gattungen Preise aussetzen, für ein deutsches Operngedicht, das sich mit den bessern französischen, mit einer „Armide", „Vestalin", mit einem „Tarar" und einem „Wasserträger" messen könnte: für ein Ballet, das von keinem Seiltänzer oder Springer, sondern von einem Künstler erfunden wäre, der im Stande ist, ein pantomimisches Drama zu dichten, woran aber die heutigen Ballet-Meister, welche ihren Noverre kaum dem Namen nach kennen, ganz und gar nicht denken; sage: denken. Doch das geschieht nicht und wird nicht geschehen, denn nur das willkürliche Ungefähr beherrscht die Bühne und zeigt uns in Allem, was es thut, das sich selbst Widersprechende. Ballet und Oper werden vor allen andern Gattungen beschützt und geschmeichelt, unterhalten und ausgestattet, und doch wird nur für den äußern Flitterstaat und Tand dieser angebeteten Schönen gesorgt, ihr Inneres aber, ihr Geist und Gemüth, ihre eigentliche Erziehung in Grund und Boden verdorben. — Je nun! Was auch geschehen oder unterbleiben mag, so dürfen Sie sich der guten Absicht bewußt bleiben, die Sie bei Ihrem uneigennützigen Unternehmen für die Kunst der dramatischen Dichtung geleitet hat. Ja, Sie dürfen, wie ungünstig die Zeit auch seyn mag, dennoch der Hoffnung

Digitized by Google

leben, daß hie und da ein Körnlein Ihrer ausgestreuten Saat auf ein fruchtbares Feld fallen werde."

Ueber die Preisbewerbung spreche ich bei der mitzutheilenden richterlichen Entscheidung, zugleich des kunstliebenden Grafen von Redern gedenkend, und von der Werkthätigkeit durch den „Berliner Dichter-Verein" ist nur zu sagen, daß er zwar nicht Viel, aber doch Etwas bei der Bundes-Versammlung erreichte: ein Etwas, wodurch für Schauspiel-Dichter die „Tantième" angebahnt wurde. — Leider starb Ludwig Robert schon am 6. Juli 1832 im dreiundfunfzigsten Altersjahre; daß er den Deutschen werth seyn könnte, beweisen seine „Kämpfe der Zeit", sein Trauerspiel „Die Macht der Verhältnisse", seine Lustspiele „Die Ueberbildeten" und „Die Nichtigen", dann auch im spöttischen Humor die erzromantische Komödie „Kassius und Phantasus". — Eine Reihe von Briefen Robert's an mich habe ich im „Gesellschafter" (1840. Bl. 2 bis 6) mitgetheilt, und die Andenkensweihe nach seinem Hinscheiden schloß ich mit den Worten: „seinen würdigen Bestrebungen wird in der Zukunft Dank nicht fehlen!" — eine Meinung, die ich hier erneure.

Durch das Andenken an Ludwig Robert ist mir auch das an seine Schwester Rahel, in Verbindung mit ihrem Gatten, Varnhagen von Ense, erweckt; ich will dabei hauptsächlich nur an Schriftstellerisches mich halten, indem ich das Jahr 1835 mir zurückrufe. In dieser Zeit erregten die zwei Frauen „Rahel" und „Bettina" Meinungs-

Digitized by Google

und Urtheilskämpfe. Jene war gestorben, ihr Gemahl schickte „Briefe der Frau von Varnhagen" in die Lesewelt, womit er sich Unangenehmes bereitete, und ihm nähert sich meine Erinnerung vorweg. — Er hatte ein Gesandtschafts-Amt verloren, ich weiß nicht, weshalb, wurde nicht wieder angestellt, war darüber lebenslang im Mißbehagen, benahm sich aber auch lebenslang in seiner sich allmälig angeeigneten Vornehmthuerei und hoffähigen Haltung staatsmännisch. — Vom Jahr 1821 an Mitarbeiter für den „Gesellschafter", bemühte er sich besonders, die „romantische Schule", deren Oberhaupt ihm Goethe war, geltend zu machen. Dies betrieb er ebenfalls etwas staatslenksam, wollte von Denen, die er rühmte, gerühmt werden, was ihm nicht ausblieb, indem sogar Goethe mit reichlichster Vergeltung in seiner bruchstücklichen Fortsetzung von „Wahrheit und Dichtung" geäußert hat:

„1821. Ein tief sinnender und fühlender Mann, Varnhagen von Ense, der meinen Lebensgang schon längst aufmerksam betrachtete, mich über mich selbst seit Jahren belehrte, hat im „Gesellschafter" die Form gewählt, mehrere Meinungen im Briefwechsel gegen einander arbeiten zu lassen, in solchem Falle sehr glücklich, weil man den Bezug eines Werks zu verschiedenen Menschen und Sinnesweisen hierdurch am besten zur Sprache bringen, und sein eigenes Empfinden mannichfach und anmuthig an den Tag geben kann."

Unzweifelhaft war Varnhagen ein kenntniß-

Digitized by Google

und gedankenvoller, aber nächstdem zugleich ein bisweilen zur Fügsamkeit verführter Schriftsteller, ohne jemals sich selber zu vergessen. Durch Verbreitung jener Briefe, von der Schreiberin nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt, schmeichelte Varnhagen seiner Eitelkeit; es ist, als fühle man heraus, er wolle die Rahel so schildern, daß der Leser sich sagen könne: die geistreichste Frau hatte auch den geistreichsten Mann. Ueber diese, scheinbar verwandtschaftlich mit aus seinem Kopf entsprungene Rahel schüttelten Viele, die genau mit ihr bekannt und für das an ihr Vorzügliche hellen Blicks waren, den Kopf, was Varnhagen, nachdem zeitschriftliche Entgegnungen sich einmischten, kraft seiner An- und Absicht sehr übel deutete. Er mochte es nicht dulden, wenn man sagte: daß bei einer in weltschlifflicher, umgangsklüglich verfeinerten Gesellschaft mit Witzsucherei beschäftigten Frau kindlichreine Natürlichkeit nicht ganz glaubhaft, demzufolge eben nicht unbedingt begreiflich sey, was sich nicht begreifen läßt. —

Daß der körperlich nicht schönen Rahel die Alles ausgleichende weibliche Anmuth fehlte, braucht man nicht durch ihr Persönliches eingesehen zu haben; ihre Briefe bekunden es nebenher, sind aber jedenfalls im Einklange mit dem mir bekannten geläufig Eigenthümlichen ihrer Persönlichkeit. Sie schreibt und urtheilt über Alles blendend, doch zuweilen in sich geblendet durch rasch wirksame Einbildung, und bei ihrer Witzjagd verletzt sie mitunter mehr ihren Werth als den Anderer. — Geistiges Auffassen darf man der

Digitized by Google

Rahel, wie absprechend sie selbst seyn mag, gewiß nicht absprechen; es hatte aber ein Erbtheil von ihrem, seinen Handelsbetrieb mit lustanstachelnden Wortzugaben fördernden Vater Levin Markus. Das ganze Wesen der Rahel wurde im Zeitlauf ungesunder durch Ueberschätzung; mit Allem war sie unzufrieden, auch mit ihrem Glück: sie hatte von ihrer Familie aus Sämmtliches zum Wohlseyn, ermüdete sich aber in der immer krankhafter werdenden Beeiferung, den Welt- und Lebensüberdruß sich vorzuspiegeln. Hinsichtlich ihrer Ehe hielt man ihr irdisches Gut für miteinwirkend, denn Varnhagen war nicht nur vornehm im Bethun, in den Ansprüchen für seine Häuslichkeit war er es durch Stand und Gewohnheit auch.

Ueber jene Briefe sprach der offenherzig redliche und wissenstüchtige Dr. Karl Rosenberg im „Gesellschafter" (1835. Bl. 56 bis 60) umfassend mit anständigstem, gründlich bewaffnetem Freimuth; klar heraus stellte sich jedoch die Ansicht: Varnhagen hätte für die Verstorbene und sich besser gesorgt, wenn er diese Briefe vor der Oeffentlichkeit bewahrte. Dadurch wurde Varnhagen so erbittert, daß er sich von mir, der ich als Herausgeber einer Zeitschrift für das besonnene, musterhaft entwickelte Urtheil nur meine Pflicht gethan hatte, schweigend trennte, was meinerseits auch nur zum Schweigen führte. — Diese hinweisend begrenzte Darlegung dürfte aber mit anwendbar seyn auf die tagesgeschichtlichen Werke, die als Nachlaß Varnhagen's gedruckt sind, und allerlei Hader anfachten. — „Er will Carriere

Digitized by Google

machen, und warum nicht?" sagt uns der lebenslang kindliche Chamisso in seinem gedruckten Briefwechsel über Varnhagen, und diese Frage soll mich nur noch hinleiten zu dessen Bemerkung, die er selbst schließlich seinen Aufzeichnungen mitgab:

„Ich habe in den früheren Jahrgängen dieser Blätter Vieles nachgelesen, und finde manche halbwahre, unvollständige Nachrichten, doch will ich sie nicht vernichten, weil doch hinwieder auch die schätzbarsten, charakteristischen, für mich und Andere nicht anders aufzubewahrende Geschichtszüge sich darin finden, Sachen, die unmittelbar aus dem Leben geschöpft sind, und einst belehrend für den Forscher dieser Verhältnisse werden müssen. Und eine Wahrheit ist in allem hier Niedergelegten, nämlich die, daß es einen Tag, in einem Kreise für wahr gegolten hat und hat gelten können." —

Die andere, im Jahr 1835 viel Fehde veranlassende Frau, Bettina von Arnim, hatte — nicht ganz unschuldig — viel zu leiden wegen ihres überspannt gemüths- und üppig-eitlen Werks: „Briefwechsel Goethe's mit einem Kinde". Auch darüber hat der „Gesellschafter" (1836. Bl. 132 bis 138) eine umständliche, mitunter kräftig zurechtweisende Beurtheilung vom Dr. Julius; Bettina war aber so klug, sich und mich nicht einzumischen. Muthmaßlich fand sie sich befriedigt durch eine Nachbemerkung, worin ich sie vertheidigte gegen den ihr gewidmeten Vorwurf, das Ganze erfunden zu haben. Der Bettina war auf schwärmerischen Höhen der

Digitized by Google

Glaube an ſich zur Natur geworden; ſie gewöhnte ſich dort manche Unwahrheit als Wahrheit an bis zur Ueberzeugung hinein. Daß aber jenes Buch nebenher auch Wahrheit mit den Selbſttäuſchungen verwebte, bezeichnet der im Empfinden abgekühlte Goethe durch ſeine Eröffnung aus dem Jahre 1811:

„Das Ehepaar von Arnim hielt ſich eine Zeit lang bei uns auf; ein altes Vertrauen hatte ſich ſogleich eingefunden; aber eben durch ſolche freie, unbedingte Mittheilungen erſchien erſt die Differenz, in die ſich ehemalige Uebereinſtimmung aufgelöſ't hatte. Wir ſchieden in Hoffnung einer künftigen glücklicheren Annäherung."

Die „ehemalige Uebereinſtimmung" hat Goethe in keinem Verhältniß enthüllt, was gewiß zu billigen iſt; Bettina konnte nun aber jedenfalls bei ihrem Federſchwunge noch über „Wahrheit und Dichtung" hinaus, und dies kühnen Beliebens mit Einbildungsmacht vollbringen. —

Wie ſchon früher voraus ſich andeutete, iſt nun von der Theater-Verwaltung in jener Gedenkzeit zu berichten, und hierin bietet ſich manches angenehme Erinnern. — Nach dem ſtets Alles gern ausgleichenden Brühl wurde Graf von Redern General-Intendant der Königlichen Schauſpiele, und auch mit ihm kam ich niemals in unfriedliche Gegenrede, habe in aller Hinſicht Anerkennendes auszuſprechen. Als der junge Graf noch einen ſogenannten Hofmeiſter hatte, wurde ich Dieſem, Namens Spranger — in ſpäteren Jahren Lehrer an der Univerſität — ver-

Digitized by Google

traut; mit seinem Zögling holte er mich mehrmals aus meinem Arbeitszimmer zu einem Spazirgange, bei dem es nie an irgend einer wissenschaftlichen Unterhaltung fehlte, was immer einen gern bewahrten Eindruck zurückläßt. —

Von dort an, als der Graf von Redern die Verwaltung der Königlichen Theater übernahm, bis zur Zeit, als er ihrer in anderer Richtung enthoben war, weiß ich über ihn, den feinsinnig Gebildeten und Wohlwollenden, in Wahrheit zu sagen: er bezweckte stets das Beste bei allem Ernst für die Sache in freundlich vermittelnder Weise.

Eben damals, im Jahr 1827, hatte ich, um durch das „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele" — das von je an alle Uebersetzungen ausschloß — Deutsch-Eigenthümliches zu fördern, versuchsweise jene „Preiserwerbung" veranlaßt. Nach der entwickelnden Einleitung bestimmte der von der Redaction — von mir — und der „Vereins-Buchhandlung" unterzeichnete Aufruf:

„Es sind drei Preise ausgesetzt worden, welche unmittelbar nach geschehener Entscheidung an die Sieger ausgezahlt werden, wobei jedoch das Honorar für die Aufnahme in's „Jahrbuch", nach dem gewöhnlichen Maaßstabe unsres Ehrensoldes, noch besonders berechnet wird, so daß die festgesetzte Summe einzig und allein als Preisgewinn anzusehen ist. Auch wird der Abdruck der gekrönten Stücke auf ein Jahr hinaus geschoben, damit die Dichter außerdem noch den Vortheil genießen können, ihre Arbeiten an diejenigen Bühnen zu verkaufen, welche noch nicht

Digitized by Google

ganz von der veralteten Gewohnheit, Manuscripte zu bezahlen, abgekommen sind. — Der erste Preis von funfzig Stück Friedrichsd'or ist auf das beste Original-Lustspiel in drei oder zwei Akten; der zweite Preis von fünfundzwanzig Stück Friedrichsd'or auf das beste Original-Lustspiel in einem Akt, der dritte Preis von fünfundzwanzig Stück Friedrichsd'or auf das beste Original-Liederspiel, oder die beste Liederposse in einem Akt, festgestellt worden. — Theils weil wir wünschen, daß kein fähiger Bewerber von der Concurrenz ausgeschlossen werde, theils weil wir auf jede Weise den Schein parteiischer Einflüsse vermeiden wollen, sind wir bemüht gewesen, die Kampfrichterschaft Männern zu übertragen, die, durch Namen, Stellung und Persönlichkeit über jeden Zweifel erhaben, mit der tieferen Einsicht des Geistes Heiterkeit der Lebens-Ansichten verbinden, und die dem realen Theater nah und fern genug stehen, um unbefangen über das kleinliche Treiben der Coulissen-Welt hinweg zu sehen. Diese Männer, welche unserer Bitte zu Folge und zur Förderung deutscher, eigenthümlicher Theater-Literatur das große Opfer bringen wollen, sind

Herr Criminal-Direktor Hitzig;
Herr Intendantur-Rath Neumann;
Herr Geheime-Rath Skalley;
Herr Geheime-Staatsrath von Stägemann;
Herr Geheime-Legationsrath Varnhagen von Ense.

Sie entscheiden in dieser Angelegenheit, und Ihr Ausspruch soll unwiderruflich befolgt werden."

Digitized by Google

Jene genannten Preisrichter erachteten keine von den vielen eingesandten Schauspiel-Dichtungen für preiswürdig, ich bestand aber darauf: ein Preis müsse ertheilt werden. Nun wurde den einaktigen Lustspielen: „Was doch die Vorstellung thut!" von Stephan Schütze, und „Das eingebrachte Stündchen, oder: Gellert im Schlafrock", von E. Karoli (Karoline Bernstein), der erste Preis je zur Hälfte zugesprochen. Ich bezahlte zwei Mal fünfundzwanzig Friedrichsd'or und den Ehrensold; beide Lustspiele erschienen im „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele für 1831." Das erstere Preisstück brachte der Graf von Redern am 27. August 1831 auf die Bühne, es wurde günstig aufgenommen, und ich erhielt nun von dem Hoftheater-Rath Esperstedt die hier eingefügte Zuschrift:

„Ew. Wohlgeboren soll ich im Auftrage des Herrn General-Intendanten Grafen von Redern um gefällige Auskunft bitten: ob Sie als Veranstalter und Herausgeber des „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele" ein Honorar für das auf dem Königl. Theater aufgeführte Lustspiel: „Was doch die Vorstellung thut!" zu empfangen wünschen oder ob der Verfasser, Hr. St. Schütze, dasselbe empfangen dürfte.

Mit ausgezeichneter Hochachtung und Ergebenheit

Berlin, 8. September 1831. Esperstedt."

Es versteht sich von selbst, daß ich erklärte, nur Stephan Schütze sey zum Honorar berechtigt; diese Angelegenheit näherte mich aber dem General-Intendanten, und ich hatte zuweilen mit ihm zu

Digitized by Google

unterhandeln hinsichtlich Anderer, nichts, was voran mich betraf, denn ich fand in fast zwanzig Jahren nicht Zeit, wieder einmal ein nichts oder wenig erwerbender Schauspiel-Dichter zu werden. —

Im Jahr 1838 am 8. Februar starb nach kümmerlichem Leben der unter dem Namen Albini verborgene Schriftsteller Johann Baptiste von Meddlhammer und hinterließ seine Familie im hülflosesten Elend. Das „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele" enthält zehn Lustspiele von ihm, die beinah sämmtlich auf vielen Theatern aufgeführt wurden und gefielen; noch mehrere sind gedruckt, die ebenfalls günstig wirkten. Ohne sie über ihr Maß zu stellen, haben sie doch mehr Werth als Manches, was aus dem Französischen übersetzt und überschätzt wurde. In dem Nachruf für ihn mußte ich aber äußern:

„Wäre er französischer Bühnendichter gewesen, so hätte ihm die Tantième ein solches Einkommen gesichert, das ihn jeder Sorge enthob; in Deutschland erwarb er so wenig damit, daß man sagen kann, er habe seiner Neigung zur Bühne schwere Opfer gebracht". („Gesellschafter" 1838. Bl. 28.)

Die Wittwe Meddlhammer's ersuchte in ihrer Noth den Grafen von Redern, zu ihrer Unterstützung eines von den Lustspielen des Verstorbenen darstellen zu lassen. Erweitert wurde Aehnliches beantragt von der Schauspielerin Charlotte von Hagn, und den Sängerinnen Sophie Löwe und Auguste von Faßmann in der Art, daß irgendwie der Wittwe durch eine Theater-Einnahme Mithülfe

Digitized by Google

werden möge. Frau von Meddhammer erhielt zur Antwort:

„Ihro Hochwohlgeboren erwiedere ich auf Ihr Schreiben vom 22ten vorigen Monats Folgendes: Es liegt außer den Verhältniſſen, für den Zweck Ihrer Unterſtützung ein auf der Königsſtädtiſchen Bühne bereits dargeſtelltes Stück einſtudiren zu laſſen und überhaupt eine Theater-Vorſtellung zu veranſtalten, wie dies die Mitglieder des Königl. Theaters Frl. von Hagn, von Faßmann und Dlle. Löwe unterm 11ten Februar d. J. beantragt haben. — Sollten gedachte Künſtlerinnen jedoch gegenwärtig noch geſonnen ſeyn, ihre Talente zu Ihrem Beſten zu verwenden, und des Königs Majeſtät auf ein von Ihnen einzureichendes Immediat-Geſuch den Gebrauch des Concertſaals im Schauſpielhauſe zu einer an einem Sonntag-Mittage zu veranſtaltenden dramatiſch-muſikaliſchen Unterhaltung allergnädigſt zu bewilligen geruhen, ſo werde ich meinerſeits für die weitere Ausführung in Ihrem Intereſſe ebenfalls gern beſorgt ſeyn.

Berlin, den 1ten November 1838.

General-Intendant der Königlichen Schauſpiele.

von Redern."

Die drei genannten Bühnenkünſtlerinnen wandten ſich nun an den König wegen Bewilligung einer im Concertſaal auszuführenden Unterhaltung, und bald danach kam die Wittwe zu mir, bei Thränen und Wehklagen mir anzeigend: das Geſuch ſey abgewieſen. Dies ſchien mir unglaublich, ich mußte mich überzeu-

Digitized by Google

gen, und da ich von den Bittſtellerinnen außer dem Theater nur Charlotte von Hagn kannte durch ihren Beſuch vor dem Gaſtſpiel und als ſie dann bald dauernd in Berlin war, ging ich zu ihr. Zu Gegenbeſuchen hatte ich faſt niemals Zeit, deshalb war das ſchöne Fräulein überraſcht und dermaßen freundlich bei ſprudelndem Geiſt, daß auch ich überraſcht wurde, was hier nur eingeſtreut ſey, weil aus Nachwirkung deſſen ſpäter mehr zu bezeichnen iſt.

In Folge des Erkundigens blieb dann nur der Rathſchluß, ſelber einzugreifen; wie früher für den „Vaterländiſchen Verein zur Verpflegung hülfsbedürftiger Krieger" mußte ich jetzt wieder für eine Morgen-Unterhaltung ſorgen, ſchrieb nun Neunerlei theils Ernſtes, theils Heiteres zum Sprech- und Geſangs-Vortrag. Was davon dem Aufbewahren als leidlich anzuvertrauen ſchien, iſt in meinen Gedichten eingereiht, der „Prolog" in Bezug auf Albini-Meddlhammer gehört nicht dazu. Nachdem ich ihn jetzt las, glaube ich mir erlauben zu dürfen, zu des früh Heimgegangenen Andenken die vier Verſe hier folgen zu laſſen:

„Wenn Einer ſcheidet von den Erdentagen,
Der regen Geiſtes gern uns All' erfreut,
Geziemt's, daß wir ihn im Gedächtniß tragen;
Und ſo gedenken wir des Mannes heut,
Der auf der Bühne lebt in heit'rem Streben,
Der, ſelber von den Sorgen ſchwer bedrückt,
Mit ſeinen Spielen, die ihm Troſt gegeben,
Gar oft die Sorgen Andern hat entrückt.

Digitized by Google

Doch wollen wir kein Todtenfeſt begehen,
Wir möchten Denen, die mit banger Bruſt
An ſeinem Grab' auf ihre Zukunft ſehen,
Durch Mitgefühl erhöh'n die Lebensluſt.
Die Lieben, die voll Kummers er verlaſſen,
Sie ſollen nicht dem Dank entfremdet ſeyn;
Da wir um Seinetwillen ihn umfaſſen,
Umfaßt ihr Segen ſeinen Leichenſtein.

Und iſt er nicht mit Lorbeer zu umwinden,
Gebührt ihm doch der Dichtung Roſenzweig;
Wir werden lange noch ihn blühend finden
In unſres Bühnenlebens buntem Reich.
Nicht Jeder kann das Höchſte ſich erlangen,
Nur Wen'gen wird des Ruhm's Unſterblichkeit,
Drum ſoll den Kranz der Gegenwart empfangen,
Wer ihrem Dienſt vor Allem ſich geweiht. —

Wir danken's Euch, daß ihr in ſolchem Sinne
Des Saales Räume willig habt gefüllt,
Und freudigem Bewußtſeyn zum Gewinne,
Zugleich die Noth der Klagenden geſtillt.
Wir hoffen, daß der Dank uns wird gelingen
Mit Dem, was Kunſt und Milde hier vereint,
Und ſind belohnt, wenn Ein'ges, was wir bringen,
Auch Eures Dankes Euch nicht unwerth ſcheint."

Bei dem Grafen von Redern, auch wo ich anfragte, überall fand ich die bereitwilligſte Theilnahme, und am 10. März 1839 gedieh endlich die Ausführung mit allſeitig beſtem Ergebniß. Man wünſchte eine Wiederholung, ſie kam bald zu Stande, nachdem ich Beluſtigendes, was raſch vergänglichem Tagesgelärm angehörte, durch Anderes erſetzte, und der abermals günſtige Ertrag floß jenem „Vaterländiſchen

Digitized by Google

Verein" zu. In Bezug auf dieſe Wiederholung hatte ich Gelegenheit, meine Kenntniß vom Eiferſüchteln der Schauſpielerinnen zu erweitern. Bei der erſten „Morgen-Unterhaltung" war mein Gedicht: „Jeanne d'Arc's Viſion" ausgeblieben, weil durch verzögernde Umſtände Zeit entſchwand, und die beſtimmte Sprecherin, Charlotte von Hagn, nun außerhalb Gaſtin war. Dies war noch ſo; ich dachte bei dem wohlthätigen Zweck an Auguſte Crelinger, und offenbarte meinen Gedanken in dem hier angereihten Briefe:

„Verehrte Frau!

Eine Bitte ſpreche ich mit Beklommenheit aus, fühle aber, daß ich es thun muß, und um ſo offener, weil ich zu fürchten habe, daß Wirren in die Angelegenheit kommen, an denen ich ganz unſchuldig bin. In dem zu der erſten Ausführung gegebenen Textbuch des Declamatoriſchen in der bezweckten Morgen-Unterhaltung befindet ſich das Gedicht: „Jeanne d'Arc's Viſion", welches nicht zum Vortrag kam. Für Frl. Charlotte von Hagn und auf deren Wunſch geſchrieben, ſollte es zu einer Pianoforte-Begleitung geſprochen werden. Indeß geſchah es durch eine Verzögerung im Kabinet, daß die anfänglich auf den 24. Februar beſtimmte Ausführung ſich vertagte und Frl. von Hagn ihre Urlaubsreiſe antrat. Sie, geehrte Frau, und Sie allein, hätt' ich nun bitten können, den Vortrag zu übernehmen, aber — daß ich's frei geſtehe — ich hatte nicht den Muth dazu, der mir überhaupt fehlt, wenn ich irgendwie

Digitized by Google

mit meinem persönlichen Interesse betheiligt bin. Jetzt, da das Gedicht mit ausgegeben wurde, haben sich im Publikum Wünsche erhoben, daß es gesprochen werden möchte, und, wie ich höre, hat die Oberhofmeisterin von l'Estocq mehreren Personen den Wunsch ausgesprochen, sich deshalb bei Ihnen zu verwenden. Da halt' ich's für Pflicht, es gradezu selbst zu thun, weil ich sonst dem Talent einer berühmten Künstlerin gegenüber in den Verdacht eines sehr kleinlichen Stolzes gerathen könnte, was ich nicht mag über mich ergehen lassen, da ich im Gegentheil von mir weiß, daß ich mit Vergnügen Sie recht herzlich bitte.

Es kann mich unter den obwaltenden Umständen auf keine Weise beleidigen, wenn Sie Nein sagen, obgleich Ihr Ja in aller Hinsicht von großem Einfluß, und natürlich mir eine große Freude seyn würde. — Wie aber Ihre Entscheidung ausfallen möge, immer hoffe ich, Sie werden diese meine Erklärung gütig aufnehmen, mich frei sprechen von jedem üblen Anschein, der etwa auf diese Angelegenheit fallen könnte, und der ausgezeichneten Hochachtung versichert seyn, mit der sich empfiehlt

Ihr

ganz ergebenster
F. W. Gubitz."

Berlin, 27ten März 1839.

Abgewiesen wurde ich durch die Antwort:

„Geehrter Herr Professor!

So großes Vergnügen mir es auch macht, gefällig seyn zu können, und so sehr ich es hasse, einen

Digitized by Google

Schein von Anmaßung zu geben, ſo beſitze ich immer noch einen Theil von Künſtler-Eitelkeit, den ich zu ſchwach bin, gänzlich zu verleugnen, und deshalb kann ich Ihren gegen mich ausgeſprochenen Wunſch nicht erfüllen.

Wenn ich mir wirklich ſagen könnte, daß mein Mitwirken der Sache erſprießlich ſey, ſo würde der Zweck gewiß mich beſtimmen, jedes Selbſtgefühl zu überwinden; aber die von Ihnen veranſtaltete Morgen-Unterhaltung hat auf die ſtatt gehabte Weiſe Ihnen Ihre Mühe durch den Ertrag ſo ſchön belohnt, daß nichts mehr zu wünſchen bleibt.

Hochachtungsvoll

Ihre

ergebene

Auguſte Crelinger."

Die „Viſion" kam nun damals im Vortrag gar nicht zur Erſcheinung, ſpäter iſt es, wie in der Folge deutlich wird, doch geſchehen, und eingeordnet iſt ſie mit der Ueberſchrift: „Jeanne d'Arc in der letzten Nacht" dem erſten Band meiner Gedichte. Der Verehrten künſtleriſche Gereiztheit ſey nur eben angedeutet, in anderem Verhältniß habe ich aber dieſer, vorwiegend durch ihre Wirkung im Trauerſpiel berühmten Schauſpielerin zu gedenken.

Ihren Familien-Namen Düring hatte ſie im Jahr 1817 beſeitigt durch Verheirathung mit dem Schauſpieler Wilhelm Stich, der mir Vertraulichkeit und in Bezug ſeiner Ehe eine ſich ſteigernde Eiferſucht offenbarte. Mehr und mehr wurde er beunru-

Digitized by Google

higt durch Briefe ohne Unterschrift, und ich erlebte manchen Ausbruch seiner Leidenschaftlichkeit. An einem Sonntagsmahle des Jahres 1823 in zweiter Sommerhälfte waren wir in der Wohnung des Banquier Leonhard Lipke beisammen, nach Tische auf einem Spazirgange, jedoch verpflichtet, uns der Gesellschaft wieder anzuschließen. Abermals öffnete mir Stich sein Herz, ich suchte ihn zu beruhigen; darüber entging es uns, als wir mitten im sogenannten Thiergarten herumliefen, daß ein Gewitter heraneile; wir wurden vom Regenstrom überstürzt, mußten uns daheim umkleiden. Stich wollte, daß ich dies zuerst thue, dann ihn begleiten möge, und er sprach es aus, er ahne und fürchte, es sey wieder einer der verwünschten Briefe angekommen. Es war so, und obwohl ich dann mit ihm zum Zweck seiner Beruhigung noch Straßenumwege benutzte, es ereignete sich nachher in der Gesellschaft ein sehr aufbrausend störendes Begegniß. — Das Mißverhältniß steigerte sich, und im Anfange des Jahres 1824, als Stich eines Abends, nachdem er in Shakspeare's „Heinrich IV." als „Poins" eine Abkürzung seiner Rolle vermittelt hatte, sich von der Bühne nach Hause jagte, sah er dort einen jungen Mann entweichen, hielt ihn fest, und wurde nun durch Dolchstich verwundet. Aeußerlich geheilt, schickte man ihn nach einem Badeort; er kam aber krank zurück und blieb in Aufregung, wodurch sein körperlicher Zustand sich verschlimmerte bis zur Hinfälligkeit. Drei Tage kämpfte er mit dem Tode und starb am 3. October 1824. In den letzten

Digitized by Google

Stunden, die ich mit ein paar Anderen bei seinem Lager überstand, verlor er die Sprache, doch nicht das Gehör, und in Bezug auf den Ausdruck der Geberde wurde es nöthig, die Frau fern zu halten; sie verweilte im Nebenzimmer, und dort meldete ich ihr das Lebensende Stich's. — Durchweg verwahrt seyn will ich gegen die Ansicht, als hätte ich mir in Betreff dieser Verhältnisse ein Urtheil erlaubt: Eifersucht ist in Gedanken und That unzurechnungsfähig. Weil jedoch über dies Ungelöste Zwistiges gedruckt worden ist, gebe ich Bericht von meiner erlebten Einmischung, und erwähne, der späteren Zeit wegen, nur noch, daß Stich von mir Mitsorge für seine Töchter Bertha und Clara — die meine Pathe war — gewünscht und ich sie ihm versprochen hatte.

Von jenen Tagen an blieb Frau Stich, nachmals Crelinger, Jahre hindurch gegen mich etwas in Verstimmung, obwohl ich ihrer wachsenden Kunsthöhe die möglichste Anerkennung erwies, und nach dem Jahre 1839 machte sich diese Mißlichkeit bemerkbarer, weil sie in Zwiespalt lebte mit Charlotte von H.agn, die mich zu Hülfe rief und durch das Rechtsgefühl des Grafen von Redern und seines Nachfolgers Theodor von Küstner geschützt wurde. Auch jene Abweisung habe ich der feurig Lebhaften nicht mit Gleichem vergolten, als sie mir nach Jahren schrieb:

„Verehrter Herr Professor!

Mit Genehmigung Sr. Majestät des Königs werde ich im Verein mit der Frau Köster am 25ten d. M. eine deklamatorisch-musikalische Morgenunter-

haltung im Saale des Opernhauſes veranſtalten, wozu ich mir Ihren gütigen Rath erbitten will, da Sie aus Erfahrung derlei Sachen kennen. — Ich frage hierdurch an, ob ich nach Beendigung meiner Proben, die bis nach 1 Uhr dauern können, Sie heute oder morgen beſuchen darf? Oder ob Sie mir das Vergnügen machen wollen, eine Taſſe Kaffee bei mir zu trinken, deſſen Darſtellung mir beſſer gelingt als manche Rolle.

In Erwartung einer gütigen Antwort verbleibe ich achtungsvoll Ihre ergebene

Mittwoch. Auguſte Crelinger."

Ohne Weigerung that ich das Meinige mit beſtem Willen und Beſtreben. Nun ließ die Kunſteifrige, da ich ihr in der Oeffentlichkeit noch verſchiedene Wünſche ohne Verletzen der Wahrheit erfüllen konnte, von ihrer Reizbarkeit mich allmälig weniger empfinden, und ich empfing dann nach Mehrerem das jetzt angereihte Briefliche:

„Geehrter Herr Profeſſor!

Ich erlaube mir, Sie zu dem Beſuch meiner Benefiz-Vorſtellung hierdurch ganz ergebenſt einzuladen, und wird es mich freuen, einen der älteſten Berliner Theaterfreunde in der für die älteſte Schauſpielerin Berlin's feſtlichen Vorſtellung gegenwärtig zu wiſſen. Ihre ganz ergebene

Auguſte Crelinger."

Berlin, 18. April 1853.

Dem Benefiz folgte nach neun Tagen — am 27. April — ein von den Theater-Mitgliedern geordnetes

Digitized by Google

Festmahl; ich war als Gast eingeladen, weihte der Gefeierten ein und noch ein „Lebehoch!" und diese, nicht ganz nur dem Augenblick verbündet, mögen sich hier anfügen:

„Entschwunden ist so manche Wunderzeit,
Als Wunderzahl wird stets die Neun bestehen:
Nun ist mit drei mal Neun der Tag geweiht,
An Dem wir dieses Ehrenfest begehen.
Von heute dann der neunte Tag, er reiht
Dem Festtag an der Jahre Neun zum Halbjahrhundert,
Das unsre Künstlerin in Thätigkeit bewundert!
Ein neunfach Hoch mag Siegel Dem ertheilen,
Was wahrhaft ich verkündet in neun Zeilen!

* * *

Wollten wir im Lebehoch bei allen Frauen,
Die wir konnten in der Einen schauen,
Mit gefülltem Glase charakteristisch seyn,
Gäb's viel Getränk, ob auch nicht immer Wein!
Wir hätten bei Lady Macbeth und Ophelia
Vielleicht historisch zu fragen: ist Meth noch da?
Bei der Milfort, Marlborough und Kön'gin Catharine,
Wäre zu fragen: ob uns Porter diene?
Und bei des Paria's Maja nun
Hätt' es am Ende selbst Wasser zu thun.
Doch bei Antigone, Phädra und Iphigenie müßten
Uns Caperwein und Malvasier gelüsten;
Der Beatrice und Isabella von Messina zu Ehren
Könnten wir Syracuser begehren;
Für Shakspeare's Julia, Porzia, Orsina und Leonore von Este,
Da wäre Falerner und Muscateller das Beste;
Donna Diana, Eboli und Preciosa weckt
Uns ein Verlangen nach spanischem Sekt;

Bei der Jungfrau und Maria Stuart wär's kein Wunder,
Würde gefordert Champagner nach Burgunder;
Der Ahnfrau Bertha und der Terzky zur Feier
Hätten wir ziemlich nah den Tokayer;
Bei Goethe's Adelheid, Stuttgart's Franziska, den Hohenstaufen,
Da brauchten wir nicht nach dem Fremden zu laufen,
Wir würden uns jubelnd zu vielen Weinen
Vom Rhein, Neckar und der Mosel vereinen. —
Sie sind das Heimische und dabei walle
Das Blut uns freudig auf bei deutscher Kunst,
Und für die deutsche Künstlerin bleib' auch in Gunst
Uns deutscher Wein; — voraus gelt' er für alle,
Wie oft Ihr noch das Lebehoch erschalle!"

Weiterhin blieb die Gefeierte mir friedlich bis zu ihrem Scheiden von der Bühne und darüber hinaus.

Mit Schwierigkeiten hatte es der General-Intendant Graf von Redern, wie vor ihm Graf Brühl, noch besonders zu thun in Bezug auf Spontini, der auch mir Mißstimmung beibrachte. Als General-Musik-Direktor kam er im Jahr 1820 nach Berlin; am 14. Mai 1821 war die mit Tonmassen und nun auch vermehrt reichlichster Pracht ausgestattete Oper „Olympia" zum Erstenmal unter seiner Leitung auf der Bühne. Die bei Werthschätzung doch zugleich urtheilende Offenherzigkeit meines Berichts wurde von einem furchtsamen Censor auffallend arg behandelt, wovon der „Gesellschafter" (1821. Bl. 85 und 90) durch viele mit Gedankenstrichen bezeichnete Lücken Zeugniß giebt. Die zweite Hälfte des Berichts mußte vertagt werden, um mit dem Censor zu unterhandeln; er gestand, daß er eingeschüchtert

Digitized by Google

worden sey, zeigte sich jedoch nachgiebig, da er selbst diese einseitige Beschränkung als Gewaltthat betrachtete.

Deutlicher wurde es auch mit der Zeit, daß bei jeder ihm nicht behagenden Aufrichtigkeit Spontini am Hofe klage, für ihn stets mit günstigem Erfolge. Dies dehnte sich weit aus, so daß ich — zum Beispiel — in absichtlichem Verdruß dem Verfasser einer anpreisenden Einsendung in Bezug auf des Anmaßlichen alljähriges Concert die Aufnahme verweigerte, weil Spontini, wie dies schon geschehen, klagen könne über den Abdruck der angeblich persönlichen Aeußerung: Herr Ritter Spontini habe erklärt: „Die Concerte, welche ich gebe, sind dem Andenken großer Meister geweiht, denen ich durch die möglichst vollendete und glänzende Ausführung ihrer Werke meine Ehrfurcht zu beweisen und deren Gedächtniß ich bei dem Publikum lebendig zu erhalten wünsche." — Ich erhielt den Aufsatz zurück mit der Hinzufügung: „Je consens volontier à la publication de la note ci-dessus. Spontini." Gedruckt wurde nun das Eingesandte mit diesem Anhang und meiner Anmerkung: „Da obiger Aufsatz eine Privat-Aeußerung des Herrn General-Directors und Ritters Spontini enthält, so hatte ich Gründe, des Genannten Einwilligung zum Abdruck von dem Einsender zu begehren, welche dann, als Zusatz zum Manuscript, in obigen Worten erfolgte."

Im Jahr 1826 tummelte sich in den Zeitschriften ein Streit, weil der Redacteur der „Berliner musi-

Digitized by Google

kaliſchen Zeitung", A. B. Marx, ein Gegner Spontini's ohne Maß, ausgerufen haben ſollte: „Ich muß General-Muſik-Direktor werden, Spontini muß fallen, damit ich einmal an die Spitze komme!" Dieſe Angeberei kam von dem abenteuerlichen Regiments-Auditeur Guſtav Nicolai, einem lenkbaren Werkzeug Spontini's. — Der Muſik-Gelehrte Gottfried Weber und der Dichter Heinrich Stieglitz miſchten ſich ein als Verfechter des Marx, der „Bemerker" des „Geſellſchafter" mußte im Dafür und Dagegen auch einer der Kampfplätze werden: die Cenſoren hemmten aber auf Befehl mitteninne die ſich eben etwas klärende Dunkelheit.

Ein Jahr nachher rief Spontini die Berliner Polizei zu Hülfe; es wurde den Buchhandlungs-Beſitzern die Weiſung ertheilt: „eine gewiſſe Flugſchrift nicht zu debitiren, von welcher man wiſſen muß, daß ſie nächſtens in Leipzig erſcheinen und Diatriben gegen einen hieſigen Tonkünſtler von europäiſchem Ruf enthalten wird." Dieſe, den erwähnten Streit betreffende, von Spontini angeregte ſehr unweiſe Weiſung hinſichtlich einer noch gar nicht erſchienenen Flugſchrift wirkte erbitternd, und die üble Stimmung ſchärfte ſich, als noch in demſelben Jahre (1827) durch Spontini's Einflüſterungen verfügt wurde: die Cenſoren ſollten erſt nach der dritten Aufführung eines neuen Bühnenwerks das öffentliche Urtheil geſtatten. Bei ſolchen Begebniſſen iſt es leicht begreiflich, daß der Wahrheit und Recht liebende Graf Brühl mit dem Bühnenweſen auch viel Qual hatte

Digitized by Google

durch Spontini, der die urſächlichſte Veranlaſſung war, weshalb Brühl im Jahr 1828 ſich befreite, und auf ſeinen Nachfolger, Graf von Redern, die weitere Zwietracht mit Spontini vererbte.

Ehe ich von dem ſtets mit Sorge für Unruhe beſchäftigten Tondichter ſcheide, iſt nochmals einzuſchieben Guſtav Nicolai, der durch unbedingte Lobdienerei dem wenig Deutſch verſtehenden Spontini ſehr ſchadete. Im Jahr 1834 ſchickte Jener in die Leſewelt ſeine Schilderung: „Italien wie es iſt. Bericht über eine merkwürdige Reiſe in den heſperiſchen Gefilden, als Warnung für Alle, welche ſich dahin ſehnen.“ Es iſt ein Machwerk voller Uebertreibung, in den Zeitſchriften dem Auszulachenden angereiht; eine ernſte Widerlegung erſchien im „Geſellſchafter“, dann ein nirgends zureichender Widerſpruch vom Verfaſſer. Ueberhaupt wurde er befehdet ringsum, mit Recht, aber auch mit überſchwenglicher Spottluſt, beſonders durch Wolfgang Menzel in ſeinem „Literatur-Blatt“. Nach meiner, durch Mancherlei unterſtützten Ueberzeugung war dieſer Nicolai hirnskrank; dies verſchlimmerte ſich nun bei dem ihn völlig beherrſchenden, von ihm wiederholt ausgeſprochenen Gedanken: „Alles iſt perſönliche Feindſchaft!“ — Mir war er unzurechnungsfähig, was ich einſchalte, um Weiteres leicht einſichtlich werden zu laſſen.

Spontini, als er es ſich nicht länger verhehlen konnte, daß die Berliner ihm aufſtändiſch werden möchten, ihm auch durch öffentliche Aeußerungen

Digitized by Google

deutlich werden mußte, daß ich bei Aufrechthaltung der Wahrheit im Urtheil für seinen Werth doch nicht geistesblind war, näherte sich mir mehr und mehr in Beiwirkung des uns Beiden befreundeten, sehr kenntnißreichen Geheimrath von Grunenthal, der mir Mitarbeiter war. Das konnte ein ruhiges Urtheil nicht hindern, und noch im Jahr 1840 gab ich in meiner Zeitschrift (Bl. 39) zu lesen:

„Spontini's Oper: „Agnes von Hohenstaufen" ist wieder neu einstudirt worden, und macht demnach einen abermaligen Versuch, im Bunde der „Vestalin" und des „Cortez" von den Werken Spontini's, die ihn im Andenken erhalten auf den Repertoiren, das dritte zu werden. Wir gönnten damit wohl dem Meister ein besseres Resultat als bisher, zweifeln aber, daß es zu erreichen seyn werde. Die Oper hat unbestreitbar noch immer Beweise von dem Talent des Componisten, er überbot aber die Mittel zu sehr, wollte mehr mit dem Material als dem Geiste wirken, und so ist's nur natürliche Folge, daß dieser von jenem unterdrückt ward."

Die anklagende Behauptung, Spontini wolle zu Gunsten seiner Werke deutschen Tondichtern den Weg zur Bühne versperren, stellte sich immer breiter und fester gegen ihn, und da eben im Jahr 1840 jener Regiments-Auditeur Nicolai mit seiner Oberbehörde haderte, seines Amtes entledigt und mit zahlreicher Familie im Elend war, wollte Spontini seinem steten Verfechter helfen durch eine künstlerisch erworbene Einnahme, getraute sich aber bei der Miß-

Digitized by Google

ſtimmung für ihn nicht, es allein zu unternehmen. Von ihm und Nicolai wurde ich nun überraſcht durch das Erſuchen, mich dem Zweck zu verbünden, was ich nicht ohne Bedenken that, zumal ich darauf einzugehen hatte, daß der Hülfsbedürftige ungenannt bleiben ſolle: eine unnütze Vorſicht, der Name war ſogleich aufgeſpürt. Nach einer vorläufigen Ankündigung meldete ſich Charlotte von Hagn mit dem Wunſche, mir bei dieſem Anlaß wegen „Jeanne d'Arc's Viſion" Genugthuung zu geben. Das Gedicht kam nun endlich doch zum Vortrag, Spontini hatte es ſogar mit Muſikbegleitung ausgeſtattet, und ich brachte vierfach Neues, was nachher gedruckt wurde „mit Beſtimmung des Ertrags für die Abgebrannten in Cremmen", wo derzeit das Feuer gewüthet hatte. — Die „muſikaliſch-deklamatoriſche Abend-Unterhaltung", im überfüllten Saale des Schauſpielhauſes am 7. Mai 1840 „zum Beſten einer zahlreichen unglücklichen Familie" ausgeführt, wurde mit dem lebendigſten Beifall aufgenommen. Welchen Eindruck aber mein Bündniß mit Spontini und der Zweck des Unternehmens erregte, das bezeugt unter Anderem erſtens in meinem Bericht die Vorausbemerkung: „Den Antrieb dazu gab Hr. General-Muſik-Direktor Spontini, der dann mich aufforderte, für den deklamatoriſchen Theil zu ſorgen, was ich, obwohl in Mitte der dringendſten Geſchäfte, that, aus zureichenden individuellen Gründen"; zweitens eine flüchtige Aeußerung in Gutzkow's „Telegraph": „Das Spontini-Gubitz'ſche Concert für G. N. hatte ich nicht Zeit

Digitized by Google

zu besuchen. Man erzählt sich dabei folgende charakteristische Anekdote von Gubitz. Als diesen Jemand fragte: „Wie kommen Sie darauf, für diesen Menschen, der viel Champagner verbraucht, ein Concert zu geben?“ antwortete der Ehrenmann: „Aber seine armen sieben Kinder trinken keinen!“ — Dies schrieb mir Gustav Nicolai, in langem Briefe mir umständlich darlegend: er habe in den fünfundvierzig Jahren seines Daseins „vielleicht nur funfzehn Flaschen Champagner getrunken“. Nicht weiß ich, ob jene unbedeutende Anekdote wahr oder erfunden ist, aber Nicolai's brieflich lange Abhandlung darüber könnte das Bezweifeln seiner Zurechnungsfähigkeit sehr verstärken. —

Die Leidenschaftlichkeit gegen Spontini kam schon im Jahr 1840 zu maßloser Steigerung, da man wußte, aus dem jetzigen Hofkreise sey er nicht begünstigt. Nun nahm sich zudringlich der hitzig unbesonnene Spontini seines Nicolai noch so weit an, daß er dessen Oberbehörde bis zum Thron hin verklagte; ich besitze diese angeberische Beschwerde in Abschrift, ohne mich erinnern zu können, von wem ich sie erhielt. — In schlimmster Schilderung wurde das seltsame Einschreiten Spontini's bei einer ihn nicht betreffenden Rechtsuntersuchung verbreitet, der Groll befeuerte sich, brach zornsprühend hervor im Jahr 1841, und es mag zeitgeschichtlich sachgemäß seyn, meinen Bericht aus dem „Gesellschafter“ (1841. Bl. 62) hier einzuschalten:

„Berlin. Am 2. April, bei der Aufführung des

„Don Juan" im Königlichen Opernhause, erregte ein Theil der Versammelten stürmischen Lärm, der, sey er von Parteisucht verabredet, oder aus freier Bewegung hervorgegangen, in keinem günstigen Licht erscheint. Als nämlich Hr. Spontini ins Orchester trat, um, seinem Amt und seiner Pflicht gemäß, zu dirigiren, empfing ihn Pfeifen, Pochen und Schreien, was sich, als Jener die Ouvertüre beginnen ließ, noch verdoppelte. Hr. Spontini brachte die Ouvertüre zu Ende und trat erst ab, als man ihm bemerklich machte, daß die Aufgeregten vielleicht selbst die Schranken des Orchesters nicht mehr beachten würden. — Es kann hier allerdings von einer Masse die Rede seyn, aber nicht von dem Berliner Publikum, das in seiner Gesinnung das Verfahren Jener entschieden von sich abweist. Nun ist es zwar nichts Neues, daß eine Masse ohne Ueberlegung handelt, aber es ist etwas Neues, daß sie im Königlichen Opernhause ihre Verfolgungen so weit trieb. Was gehen diese Masse Streitigkeiten an, welche Spontini führt, wenn er eben seiner Schuldigkeit gemäß und in seinem Amt als Opern-Dirigent auftritt? Was geht es ferner die Zuhörer des „Don Juan" an, was der Dirigent literarisch über seine amtliche Stellung unternahm? Was hier etwa zu rügen ist, kann nicht von einer Masse gerügt werden, welche entweder gar keine oder nur einseitige Kenntniß von den hiebei zu untersuchenden Bestimmungen und Verhältnissen hat. Daß ein Ausländer die höchste Stellung in der Musik hier einnimmt, ist empfindlich für

Digitized by Google

uns, wir leugnen es nicht. Wer das aber nicht öffentlich geäußert hat in Jahren, wo der Mann in Gunst war, soll es auch unterlassen, wenn ihn veränderte Umstände in Ungunst stellen. Das Volksgefühl, will etwa jene Masse ein solches vorschieben, erwacht da gar zu spät! — Gewiß auch darf man fragen: ob wohl unter allen Denen, welche Hrn. Spontini an jenem Abend verdammten, auch nur Einer wäre, der einen ehrenvollen Ruf vom Auslande ausschlüge, oder wenn ein solcher an ihn erginge, sich nicht so günstig als möglich stellen würde? Wir zweifeln stark! Nicht dem Künstler erwächst daraus ein Vorwurf! Daß derselbe seinen Contract nicht erfüllt habe, mag man ihm beweisen und nach den Beweisen dann verfahren, wie das Recht es verlangt; es wird aber gewiß von beiden Seiten zu klagen seyn, und eine aufgeregte Masse darf da nicht ohne Weiteres entscheiden, wo selbst Rechtsgelehrte sich noch nicht klar herausfinden können. Wir enthalten uns durchaus, auf Einzelnheiten einzugehen, aber selbst wenn jene Masse annehmen dürfte, sie habe einen Schuldigen vor sich, immer bleibt es eine unziemliche That, einen Künstler solchen Ranges auf eine solche Weise zu behandeln. Wer von unsern heimischen, lebenden Componisten hat Werke aufzuweisen wie „Vestalin", „Cortez", „Nurmahal?" Daß später manches minder Gute, ja man sage selbst Flaches, von ihm componirt worden, liegt in der Natur der Abnahme des schaffenden Talents. Aber auch nun bleibt Hrn. Spontini immer noch der

Digitized by Google

Werth eines tüchtigen, des beſten Dirigenten der Königlichen Oper, der am meiſten auf die Feinheiten und Eigenthümlichkeiten der verſchiedenen Meiſter einzugehen weiß, wenn auch ſeine Auffaſſung mitunter von der anderer, ebenfalls tüchtiger Muſiker abweichen mag. Dieſen Mann nun weiſt eine kecke Maſſe in ſo abſcheulicher Weiſe von ſich und empfängt mit Beifall gleich darauf den nach ihm erſcheinenden Dirigenten, der auch in dieſer Hinſicht keinen Vergleich mit ihm aushalten kann und ſich ſo etwas gewiß nicht anmaßt. Wenn ſich Dergleichen gegen einen Mann wie Spontini, der in ſeinen Schöpfungen die Dauer ſeines Werths hat, ergeben konnte, dann iſt es die Pflicht der Oeffentlichkeit, gegen ein ſolches Unweſen den Beleidigten in Schutz zu nehmen: um ſo mehr, als man wohl bedenken ſoll, daß ein ſolcher Fall in der Regel nicht einzeln ſtehen bleibt. — Wir wollen übrigens nicht die Hoffnung verlieren, daß jene Ruheſtörer zur Ordnung wieder zurückkehren, und gebührende Achtung zeigen vor einem Künſtler, der ſich begründeten Ruhm erworben, mag er ſonſt ſeyn wie er will. Zu der Zeit, als man in der Begünſtigung Spontini's faſt von allen Seiten die Unparteilichkeit bei Seite ſchob, haben wir uns nicht geſcheut, in dieſen Blättern manches kräftige Wort auszuſprechen gegen das, was er verhinderte und that, wie über das, was er hätte thun können; obwohl wir jedoch dabei allezeit und geziemend ſeine Verdienſte zugleich anerkannten, ſchwammen wir dennoch gegen den Strom

Digitized by Google

und haben dafür Beweise. Jetzt aber, wo man in der Ungunst gegen Spontini ebenfalls allzu blind verfährt, scheuen wir uns nicht, eine Unwürdigkeit für das zu halten, was sie ist; es galt uns damals und gilt uns jetzt nicht Liebe und nicht Haß, sondern billige Gerechtigkeit, und in dieser freuen wir uns, wiederholen zu können, daß unser urtheilsfähiges Publikum, wohin wir hörten, den von jener Masse unternommenen Angriff auf Spontini, bei den verschiedensten Ansichten über diesen, als einen durchaus verdammenswerthen betrachten und die vorgefallene Unbill in keiner Weise theilen mag."

Begreiflich ereiferte sich nach solcher öffentlichen Gewaltsamkeit Spontini ungestümer, hiezu kam noch, daß er sein kontraktliches, allerdings die General-Intendanten Brühl und Redern höchst belästigendes, dann durch staatliches Uebereinkommen mit Theodor von Küstner beschränktes Recht noch abermals verkürzt meinte. Im Widerstande veranlaßte er mit Aeußerungen Erzürnen dort, wo das Gesetz nicht immer hinzureichen vermag; Spontini wurde seines Amtes enthoben, angeklagt, verurtheilt, begnadigt, und verließ tiefinnerst verletzt und empört Berlin im Jahre 1842, bald nach derselben Zeit, als der Graf von Redern die General-Intendanz der Königlichen Schauspiele seinem Nachfolger Küstner zu überlassen hatte. —

Aus anderem Bereich, auch Jahre umfassend, will ich jetzt Erinnerungen herbeirufen. Im Jahr 1828 war ich wieder einmal gedrängt zu einem Kampf

Digitized by Google

im Kunſtbereich, wodurch mir ein im Buchdruckerei-Betrieb gewandt Befähigter, Eduard Haenel, zum unverſöhnlichen Feinde wurde. Er hatte mich veranlaßt zu der öffentlichen, ſeinen Namen nicht berührenden Erklärung („Geſellſchafter" 1828. Bl. 136.):

„Den Freunden deutſcher Kunſt.

Einige Zeitungen haben die Nachricht verbreitet, Sir William Congreve's Verfahren, Abdrücke in mehreren Farben zugleich zu verfertigen, ſichere gänzlich vor Nachahmung, und ſolche Abdrücke könnten nur durch die Maſchinen des Congreve hervorgebracht werden. Um das Gegentheil zu beweiſen, werde ich erſtens: dem Publikum die Nachahmung eines auf Congreve'ſche Art behandelten Abdrucks in vielen Exemplaren vorlegen und zweitens: Abdrücke einer Platte nach eigener Erfindung in gleicher Manier liefern, wobei es Jedem überlaſſen bleiben ſoll, eine vervielfältigte Copie auf genannter Maſchine oder auf andere Weiſe zu machen, indem ich für dieſen Fall meines Rechtes als Mitglied der Akademie mich begebe. — Die Congreve'ſche Maſchine beſitze ich aber nicht, was ich zu bemerken bitte: ich werde nur diejenige benutzen, deren ich mich ſeit zwanzig Jahren bei meinen Arbeiten bediene. Die Abdrücke beider oben beſprochenen Platten will ich meiner Zeitſchrift („Geſellſchafter") beilegen, und denke dies ſpäteſtens nach ſechs Monaten zu thun, da Geſchäfts-Verbindlichkeiten mir nicht erlauben, dieſe Arbeit ſogleich vorzunehmen.

Mich leitet übrigens nicht die Abſicht, irgend

Digitized by Google

Jemand seinen Ruhm zu rauben oder seinen Erwerb zu schmälern; ich möchte nur auch hier das Meinige dazu beitragen, daß man, statt so oft gleich nach dem Auslande zu schauen, doch erst bei heimischen Künstlern anfrage: ob sie Dieses und Jenes nicht auch ausführen können? Wir haben in Deutschland wackere Künstler genug, die auf solche Frage warten, und ich, in meinem Kunstbetriebe fortwährend hinlänglich beschäftigt, bin nicht von kleinlicher Rücksicht bestimmt, wenn ich es beklage, daß Viele unter uns noch immer eine nicht überall begründete Vorliebe für alles Fremde hegen; eine Vorliebe, die es eben bewirkt, daß bei uns Manches, was den Deutschen zur Ehre gereichen würde, nicht zu rechtem Leben und Bekanntseyn kommen kann, obwohl namentlich im preußischen Staat ein verdienstvoller Eifer herrscht, um den vaterländischen Kunst- und Gewerbfleiß zu ermuntern und den Sinn dafür immer mehr zu erkräftigen.

Berlin, den 12. August 1828.

F. W. Gubitz."

Die angekündigte Nachahmung wurde dem „Gesellschafter" (1829. Bl. 37) eingefügt mit der Erläuterung:

„Zur Beilage.

Meinem Versprechen zufolge gebe ich hiermit die Copie einer auf Congreve'sche Weise behandelten Verzierung. Ich habe eben diese gewählt, weil das Original Vielen bekannt und vom Verfertiger zur Empfehlung versandt wurde. Bemerken muß ich

Digitized by Google

aber, daß mehrere Platten vom Original vorhanden, deren Abdrücke sehr verschieden sind; ich hatte zur Copie das Exemplar vor mir, was ich empfing mit dem Briefe, worin der Absender diese Druckart für unnachahmlich erklärte. Die Copie ist genau in Allem, was die Guillochir-Maschine an der Original-Platte that, das auf gewöhnliche Weise Gravirte aber etwas besser ausgeführt, ohne über die gegebenen Contoure hinauszugehen. Die hier zu lösenden Fragen waren: ob das auf der Guillochir-Maschine Angefertigte nachgeahmt und die auf den Holzschnitt angewendete Congreve'sche Manier in meinem Druck mit Genauigkeit ausgeführt werden könnte? Ich ließ das Original von meinem ehemaligen Schüler, F. L. Unzelmann, im Holzschnitt copiren, formte die Platte und bewirkte dann mit dem Abguß, nach einer von mir veranstalteten Vorrichtung, auf meiner Maschine den Druck. Sonach würde nun, weil eine Form (Matrize) da ist und so viele Abgüsse gemacht werden können, als man deren irgend bedarf, eine Gleichmäßigkeit aller Abdrücke entstehen, da niemals eine zweite Original-Platte (Patrize) nöthig wird. Obwohl dies der erste Versuch, und mir Manches daran noch nicht nach Wunsch ist, darf ich doch überzeugt seyn, daß die in Rede stehenden Fragen befriedigend gelöst sind. In Kurzem gebe ich nun als Beilage dieselbe Verzierung, nur mit Einlegung einer andern Zeichnung der rothen Stellen, und glaube, daß dann in der gewöhnlichen Congreve'schen Weise schon dieselbe

Digitized by Google

Platte, die ich nachahmte, selbst von den Verfertigern und Besitzern der Original-Platte nicht nachgeahmt werden kann.

Berlin, den 27. Februar 1829.

F. W. Gubitz."

Das Nachgeahmte war ein geschmückter Tabaks-Umschlag für Friedrich Justus in Hamburg, hinsichtlich der Platte und des Abdrucks aus den Werkstätten Hänel's, dessen zu heißer Eifer sich noch nicht beruhigte. Durch Verbreiten der Meinung: das von mir in Bezug auf Platte und Abdruck Dargelegte sey keinesweges dazu geeignet, um der Gewerbsamkeit dienlich zu werden, trieb er mich wider meinen Willen zum Gegenbeweise. Ich übernahm zu diesem Zweck die Lieferung von Tabaks-Umschlägen für Jochim Christian Justus in Hamburg mit bestem Erfolge, und nun hatte ich mir die Feindschaft Hänel's dauernd zugezogen. Vorherrschend bezeugte er dies im Jahr 1840, als das Vierjahrhunderts-Alter der Buchdruckerei gefeiert werden sollte, ich für diese Angelegenheit zum Mitglied der Comiteen, später zu deren Vorstand erwählt war, und nun ein Getümmel von Hänel- und Händelei mich umringte.

Jene Jubelfeier, geweiht dem Johann Guttenberg und seiner Erfindung, ging in Berlin von den Gehülfen aus, und ihr Comité wählte am 15ten September 1839 Rudolph Decker, E. S. Mittler und mich zum Vorstande, von dem nun auch die Berliner Buchhändler zur Theilnahme an den Be-

Digitized by Google

rathungen und Beſchlüſſen angeregt wurden. Im November 1839 wurde dann ich zum Vorſtande der Comitéen gewählt.

In den Verſammlungen herrſchten nicht ſelten die aus der franzöſiſchen Juli-Revolution hervorgegangenen Meinungszwiſte über Freiheit und Ordnung, nächſtdem bemühte ſich Eduard Hänel mir gegenüber mit Anreiz zu Hader und Zwieſpalt. Unterſtützt von nur vier Anderen, war es ihm gelungen, daß die Buchdruckerei-Beſitzer und Buchhändler anfangs ſich von den Gehülfen trennten, ſich wieder zuſammenfanden, und dies wiederholte ſich mehrmals. Am 3. April 1840 war man endlich bis zur Einigkeit über ein „Programm", dem ein zweites, dann ein drittes folgte, und die ſämmtlichen Schickſale der Feier ſind angedeutet in einem, von der Kampfesnoth mir abgedrungenen, ſich hier anſchließenden Schreiben an den König Friedrich Wilhelm IV., der ſeit dem 7ten Juni 1840 Thronherr war.

„Allerdurchlauchtigſter, großmächtigſter König,
allergnädigſter König und Herr!

Ew. Majeſtät, meinen Gebieter und Herrn, auf dem Throne Preußens in Ehrfurcht begrüßend, nahe ich mich Namens des „Comité zur vierten Säcularfeier der Buchdruckerkunſt", und als Vorſtand, mit der unterthänigen Bitte, die angefügten beiden Exemplare der zu der Feier veranlaßten Medaille von uns huldreich anzunehmen. Sie wurden geprägt, die eine dem nun dahingeſchiedenen Könige, die andere

Digitized by Google

AllerhöchstIhnen zu überreichen; möchten Ew. Majestät uns würdigen, diese ursprüngliche Absicht gelten zu lassen, und auch noch für den Hochseligen unsre geringe Gabe, die wir Ihm nicht mehr darbringen konnten, als ein Zeichen der Liebe und des Vertrauens zu unsrem väterlichen Herrn empfangen, da es unserm Gefühl widerstrebt, ihr irgend eine andere Bestimmung zu geben.

Zugleich wage ich, Namens der hier in Bezug kommenden Gesammtheit, die Bitte, einen gnädigen Blick zu gönnen der Feier, zu welcher die Vorbereitungen und Vorarbeiten gemacht sind, und mit der es nun steht wie im Jahre 1740. Ew. Majestät Ahnherr, Friedrich der Zweite, der Große, vertagte gleich nach dem Antritt Seiner glorreichen Regierung die damalige Säcularfeier auf den 25ten Juli und die beiden folgenden Tage; ihr war, wie die vor uns liegenden gedruckten Fest-Beschreibungen darthun, Alles gestattet, was Würde und Glanz verleihen konnte einem Moment, den unsre Vorfahren nicht als einen, auf das Gewerbliche allein abgeschränkten betrachteten, sondern in vollem Bewußtseyn und Recht anerkannten, daß es ein Fest des aus Gott in den Menschen waltenden Geistes sey.

Indem wir jetzt auf Ew. Majestät Gnade und Entscheidung hoffen, erkühne ich mich, in möglichster Kürze AllerhöchstIhnen Bericht zu geben aus den bisherigen Akten. Die Buchdruckerei- und Schriftgießerei-Gehülfen hatten schon vor beinahe drei Jahren sich vereint, um zu dem Säcular-Fest unter sich

Digitized by Google

einen Fond zu bilden, ſie allein haben bis jetzt die Summe von 2300 Thlr. zuſammengebracht; der Lohn für ihre Entbehrungen war ihnen der Glaube: ſie würden das Feſt in gleicher Weiſe begehen können wie ihre Vorfahren. Die Buchdruckerei- und Schriftgießerei-Principale und die Buchhändler vermehrten und werden noch vermehren die dem Feſte beſtimmte Summe, ſo daß Alles aus den Mitteln der Betheiligten entſteht, wie denn auch zu der bezweckten typographiſchen Ausſtellung das Viele — unter demſelben manches Bedeutende, in der Erfindung Neue — mit aller Uneigennützigkeit bewerkſtelligt wird.

Im November 1839 wählte man mich zum Vorſtande des Comitée, und obwohl ich mich anfangs aus Gründen weigerte, mußte ich endlich dem allgemeinen Verlangen nachgeben. Ich fand nun in Bezug auf die Ausführung der Feier nichts vor als die polizeiliche Erlaubniß zu den berathenden Zuſammenkünften, und erſte Pflicht war es, die Königliche Genehmigung zu erbitten. Mein unterthäniger Antrag ſtand, was die öffentliche Feier betrifft, in allen Einzelnheiten auf dem hiſtoriſchen Grunde; nichts war darin enthalten, was nicht im Jahr 1740 ausgeführt worden iſt. Es erfolgte jedoch ein völlig abſchläglicher Beſcheid, uns durch das Miniſterium zugefertigt; dieſes aber nahm ſich der Angelegenheit mit Eifer an, und nachdem wir, mit großem Schmerze, die „kirchliche Feier" aufgaben, genehmigte Se. Majeſtät alle Vorſchläge, nur nicht „den beabſichtigten Feſtzug durch die Straßen".

Digitized by Google

Mit dem Comité berathend, und wohl erkennend, daß die Gesammtheit, nachdem die Kirche ihr verschlossen, den nicht genehmigten Zug als den Haupttheil der öffentlichen Feier betrachtete, fiel mir eine abermalige Unterhandlung mit dem Ministerium zu, und ich fand von Neuem die geneigte Willigkeit bestätigt, so daß ich eine Vereinigung in der ersten Linden-Barrière, vor dem Königlichen Akademie-Gebäude, in der Weise, wie das beiliegende Programm angiebt, der Gesammtheit vorschlagen zu dürfen mich für berechtigt hielt, da ich Punkt für Punkt besprochen hatte. So berief ich nun eine General-Versammlung des Comité's, so wie sämmtlicher Buchdrucker- und Schriftgießerei-Prinzipale und der Buchhändler. Ich ward entschieden überstimmt bei dem Vorschlage, die Feier nach diesem Programm auszuführen, und da ich meinerseits mich außer Stande befand, mehr für die Wünsche der damals zahlreich überwiegenden Gegenpartei zu thun, die zugleich, wenn der Zug nicht zu ermöglichen wäre, einen Anschluß an das Fest zu Leipzig begehrte — ein Vorschlag, den ich entschieden bekämpfte — legte ich ihr gegenüber mein Amt in dieser Angelegenheit nieder, ward aber auf der Stelle durch Acclamation selbst von den mir Widerstrebenden zu ihrem Vorstand erwählt, indem sie erklärten, daß auch sie mit meinen bisherigen Schritten zufrieden seyen, und mir in Dem, was noch zu thun, vollkommen vertrauten. Durch Circulare und spätere Versammlungen war ich so glücklich, beinah völlige Einigkeit herzustellen,

Digitized by Google

und reichte nun das Programm ein, um die Erlaubniß zur öffentlichen Bekanntmachung zu erhalten. Da trat der tiefgefühlte hohe Trauerfall dazwiſchen, geziemend fragte ich für jetzt nicht weiter an, erhielt auch bald den Miniſterial-Erlaß: daß die Feier bis nach Beendigung der Landestrauer aufzuſchieben ſey. Hiernach wurde unſrerſeits der Wunſch ausgeſprochen, dieſelben Tage wählen zu dürfen, die im Jahre 1740 dazu beſtimmt wurden, was auch Gewährung erhielt. Hinſichtlich des ganzen Programms wurde uns aber, nach mehrmaligen Anfragen, die beiliegende Verfügung vom 20ten Juni, wodurch es noch Beſchränkungen zu erleiden hätte, was um ſo mehr überraſchend, als das Programm früher ſchon unbefugter Weiſe in einer hier herausgekommenen Schrift abgedruckt war mit Dem, was nun nicht genehmigt ſeyn ſollte.

Vergebens würde ich mich bemüht haben, unter dieſen Beſchränkungen das Feſt zu Stande zu bringen, und meine Lage ſchien in dieſem Augenblick rathlos, um ſo mehr, da eben die Feſte des Auslandes im Anzuge und in der Nähe waren; eben ſo unrathſam war es aber, ſogleich meine Stellung in dieſer Angelegenheit aufzugeben, weil ich zu genau die ſtürmiſchen Folgen kannte. Doch mit der Wahrheit und Offenheit braucht man ja nicht zu zagen, ich mußte den Stand der Sache darlegen, nahm aber das gewonnene Vertrauen in Anſpruch, ſo wie die bisherige ſo erfreuliche Haltung der Geſammtheit, beſchwichtigte einzelne Vorſchläge, die von Neuem

auftauchten, und Alle hoffen nun mit voller Zuversicht auf Allerhöchſt Ihren Ausſpruch.

Indem ich nun in tiefſter Unterwürfigkeit um Ew. Majeſtät gnädige Entſcheidung in Betreff der Feier überhaupt bitte, erkühne ich mich, zu bemerken, daß die Vereinigung in der Linden-Barrière durch jene Beſchränkungen eine durchaus nichtige werden würde. Stumm müßten wir da erſcheinen, ſtumm von da uns wegbegeben, und mehr in Trauer als in Feſtlichkeit an der Stätte vorübergehen, wo dereinſt unter Ew. Majeſtät Regierung — die Gott ſegnen wird! — das Standbild des großen Königs ſich erheben ſoll, der im Jahr 1740 über das dritte Säcular-Feſt der Buchdruckerkunſt ſeine Gnade in Vollem walten ließ. Der dahingeſchiedene Hochſelige gewährte uns noch unter dem 21ſten Mai d. J., durch huldvolle Vermittelung Allerhöchſt Ihres Bruders, des Prinzen Wilhelm, Königliche Hoheit, das Königliche Exercirhaus zu dem Feſtmahl — der Hochſelige war in der Gewährung, und wir hoffen! — Wir hoffen — und flehen Ew. Majeſtät um eine weitere Gunſt an für das Feſt, deſſen Wichtigkeit einleuchtet, auf deſſen Feier in Berlin jetzt mehr als je die Blicke Deutſchlands gerichtet ſind, zu dem ſo Viele freudig ihre Erſparniſſe hergaben, zu dem ſo viele Arbeiten bereit liegen, ſo viele Anſtrengungen gemacht worden ſind! —

Mein Intereſſe an dieſer Angelegenheit iſt das allgemein geiſtige und vaterländiſche, kein perſönliches. In der Ueberzeugung, das geiſtige Princip, welches

Digitized by Google

in Preußen ſich erhob und ſich durch Jahrhunderte immer beſtimmter entwickelte, wolle dieſe Feier als eine der ſchönſten Beſiegelungen, habe ich, durch die Geſammtheit berufen, meine geringen Kräfte mit Unermüdlichkeit dazu angewendet, auf der einen Seite, den mannichfachen Beſchränkungen gegenüber, die Würdigkeit des Feſtes, auf der andern die Einigkeit zu gewinnen, und bin in dem Bewußtſeyn, eben ſo wohl dem Staat, wie Den von mir repräſentirten, bei dem Feſte Betheiligten meine Pflicht erfüllt zu haben. Ein Mann, der nun fünfunddreißig Jahre dem Staate in ſeiner Stellung diente, ſo weit er es vermochte, der, ein Künſtler, in der Zeit des Leidens mitten unter den Franzoſen zum Schriftſteller wurde, um dem Staat in ſeinem Unglück gegen die damaligen öffentlichen Anfechtungen zu dienen, und dies that ſelbſt unter lebensgefährlichen Bedrohungen; der ſpäter bei der ſegensvollen Erhebung mitzuwirken trachtete, wie er konnte, fortwährend ſeine Bemühungen einſetzte, wenn man ihn irgendwo rief; — Einer, der ſo handelte, aber doch in fünfunddreißig Jahren in eigenen Angelegenheiten nie eine Zeile an Se. Majeſtät oder an ſeine Chefs ſchrieb, nie einen Wunſch für ſich hatte, mit ſeinem Bewußtſeyn zufrieden war, der darf hoffen, daß Allerhöchſt Sie ihm glauben, wenn er ſagt: ich habe auch hier kein perſönliches Intereſſe, es iſt die Sache, und dieſe allein, die mich beſtimmt. Zum erſten Male äußere ich mich über jene Vergangenheit am Thron, und es geſchieht nur, um einiges Vertrauen für

meine Worte zu erwecken, und darauf hinzudeuten, daß ich nicht unerfahren bin über die Verhältnisse des Lebens, über die allgemeinen Gesinnungen. Demnach mögen AllerhöchstSie mir gestatten, aus treuem, redlichem Herzen, und mit der flehentlichen Bitte, mir nicht zu zürnen, es auszusprechen: daß man allseitig Ew. Majestät gnädigste Entscheidung in dieser Angelegenheit für eine wichtige, in vieler Hinsicht höchst einflußreiche und segensvolle hält.

Die allgemeine Zuversicht auf Ew. Majestät Geist und Wohlwollen erleichtern mir die Pflicht, mit Offenheit die jetzige betrübende Sachlage dieser bezweckten Feier zu entwickeln; in der innigsten Demuth erwarte ich nun meines Königs und Herrn Befehle und ersterbe in tiefster Ehrfurcht

Ew. Majestät

unterthänigster

F. W. Gubitz.

Professor der Königlichen Akademie der Künste, als Vorstand der Comitéen zur vierten Säcular-Feier der Buchdruckerkunst.

Berlin, den 27ten Juni 1840."

Auf dieses, bei der Schwüle jener Zeit aus den Empfindungen etwas überströmende Schreiben empfing ich keine Antwort auf grabem Wege, in der Sachlage aber Gewährung durch die hier mitgetheilte Anzeige:

„Auf die von Ew. Wohlgeboren Sr. Majestät dem Könige unterm 27. v. M. eingereichte Vorstellung, wegen der Säcular-Feier der Erfindung der

Buchdruckerkunſt, werden Sie benachrichtigt, daß in einer, am geſtrigen Abend dem Miniſterium des Innern zugegangenen Allerhöchſten Ordre vom 20. d. M. Se. Majeſtät die Feier des Feſtes in der Weiſe genehmigt haben, wie ſolche in dem überreichten, von dem Comité entworfenen gedruckten Programm vorgeſchlagen worden iſt.

Ew. Wohlgeboren bleibt demnach überlaſſen, das Weitere mit dem Königlichen Polizei-Präſidium zu verhandeln.

Berlin, den 23. Juli 1840.

Miniſterium des Innern, Polizei-Abtheilung.

v. Puttkammer."

Sey es nicht verhehlt, daß ich gehofft hatte, die Feier würde bewilligt werden bis zu der Freiheit, die ihr anfangs bewilligt war, wozu die kirchliche Mitwirkung und offene Bahn zur Bewegung des Feſtzuges gehörte. Auch wider das Geſtattete regten ſich in ſtreitiger Verſchiedenheit die Gegner, die Gehülfen blieben aber mit mir einmüthig darüber: die Feier könne und müſſe nach dem bewilligten Programm vollbracht werden. — In dieſem letzten Zeitraum hatten die Aufrühreriſchen mich möglichſt in Zornſtimmung jagen wollen, ich hielt mich jedoch meiſt zuſammen bis zur Sicherſtellung des Ganzen. Vorausſehend, auch bei dem Feſtmahl werde Wortſturm ausbrechen, zeigte ich an, daß ich davon fern, in allem Anderen aber mich ausdauernd treu halten würde, und meiner Erklärung ſchloſſen ſich Mehrere an. Es erfolgte, was ich vermuthet hatte; mit

Digitized by Google

Wort und Klang wurde während des Festmahls oft Meiner gedacht, und in diesen Theil der Feier drang so viel Leidenschaftliches ein, daß die Freude entwich.

Weil ich gern mich abwende von den Wirren über jene Säcular-, aber nicht Jubel-Feier, sey nur noch, so weit es die Oeffentlichkeit betrifft, eingeschaltet, was im Jahr 1840 für den Juni erlaubt und für den September verboten war. — Es fiel aus die kirchliche nnd die Feier in den Anstalten für Wissenschaften und Kunst, der freie Zug durch die Stadt und deren festliche Abend-Erleuchtung. Das Ganze blieb im Beginn eingeengt auf ein Versammeln im Vorhofe des Universitäts-Gebäudes, in dessen Innerem nur betheiligte Kunstgenossen Reden hielten bei der Ausstellung von allerlei Bezüglichem. Den Zug durch die Straßen hatte man beschränkt auf den Weg zur Mittags-Tafel im Exercirhause, bei dem Abend-Fest in Tivoli waren die Bühnen- und Larvenspiele zu beseitigen; — es mußte Vieles vermieden werden, so daß bei diesem Druckerei-Fest, das ein Volks-Fest hätte seyn sollen, offenbar vom Druck anderer und schwärzerer Art zu reden wäre.

Beizufügen ist noch, daß die mit wechselnder Gegnerei mir Hinderlichen im Jahre 1841 über dies Säcular-Fest ein Druck-Heftchen erscheinen ließen, worin sich willkürlicher und unwillkürlicher Irrthum ausbreitet. Dies ist leicht begreiflich, da die ungenannten Verfasser selbst auf den Seiten 8 und 12 bekennen mußten:

„Uns fehlen fast sämmtliche offizielle Data; die betreffenden Verhandlungen und Beschlüsse sind in des Hrn. Professor Gubitz Händen befindlich, und ihre Auslieferung und Benutzung war nicht zu erlangen." — „So ist es auch nicht unsere Schuld, wenn die fernere Darstellung einseitig nur die Ansichten und Bestrebungen der Principale vertritt bis zu dem Augenblick der Coalition mit den Gehülfen."

In dem Bericht über das von mir vermiedene Festmahl ist dann in jenem Heftchen zu lesen:

„Längst schon herrschte die frühere Ruhe nicht mehr, und eine begierig gehaschte, schnell vergriffene Spende von Gubitz vermehrte das Gewirre. Es waren die gedruckten Relief-Portraits des verstorbenen Königs, des regierenden Herrscherpaars und Goethe's in einem Umschlag, und eine sinnvoll ausgeführte Erinnerungskarte, die Jubelfeier der Typographie in den vier Jahrhunderten 1540, 1640, 1740 und 1840 durch vier Fahnenträger, jeder in der Tracht seiner Zeit, über ihnen Guttenberg schwebend, allegorisch dargestellt."

Nun aber bin ich froh, daß die nochmalige Beschäftigung mit diesem Feste, sammt der übel einwirkenden Hänel- und Händelei — die in der Schilderung nach den mir vorliegenden Akten einen ganzen Band füllen könnte — überwunden ist: denn jedes Beschränken des die geistige Thätigkeit Erweiternden berührt meine Erinnerungen peinlich. —

Nach diesem Bericht über die damaligen, mir viel Zeit raubenden Verwickelungen, nähere ich mir

Digitized by Google

aus der Vergangenheit ein etwas wunderlich Ereigniß, das mich erfreute, und bedarf dazu nur die Erneuerung der damals veröffentlichten Kundgebung:

„Gott hilft — wenn's kein Göttinger thut.

Soll ich sagen, wie es geschehen, daß mein Blick bei Durchsicht von Zeitschriften auf eine „Subhastations-Anzeige" fiel, muß ich bekennen: ich selber begreif' es nicht. Ich habe weder Zeit noch Lust, Dergleichen zu lesen; daß ich's aber doch einmal gethan, ist mir jetzt sehr lieb und kommt mir vor wie des Himmels Wille! Ich entsinne mich nur, daß ich etwas warm geworden, rasch die Feder ergriff und Folgendes für den „Gesellschafter" (1841. Bl. 169) schrieb:

„Druckfehler oder Wahrheit?

Das Stadtgericht der Stadt Göttingen macht „signatum Göttingen, den 7. September 1841" öffentlich bekannt (Siehe „Allgemeiner Anzeiger" Nr. 259): daß auf Klage des Kaufmann Heintze, wegen Forderung von „8 Thlr. 17 Ggr." gegen den Beklagten, Gärtner Krebs, erkannt sey, daß dessen Garten, nebst darin befindlichem Gartenhause, am 11. Dezember d. J. gerichtlich verkauft werden soll. — Wegen 8 Thlr. 17 Ggr. — ? — und das könnte der Kläger zugeben? — und kein Göttinger fände sich, diese kleine Summe zu zahlen? Es scheint unmöglich! — da muß ein Irrthum obwalten. Wär' aber Alles richtig — der Bezug auf die Göttinger auch — so sey's hiemit verbürgt, daß, ist dadurch

Digitized by Google

dem Manne sein Garten und Haus zu erhalten, die 8 Thlr. 17 Sgr. — und wär's auch etwas mehr — von einem oder dem andern Berliner gezahlt werden, und sie sind, gegen beglaubigte Quittung des Kaufmanns Heintze, ohne Weiteres von der Redaktion des „Gesellschafter" einzuziehen."

Als ich dies später in der Korrektur las, so ruhig, wie man bei Korrekturen seyn muß, wollt' ich es schon wieder wegstreichen; — die 8 Thlr. 17 Sgr. sind gewiß ein Druckfehler! dacht' ich. — Nun, dann mag man ihn berichtigen! fuhr's mir durch den Kopf, und die Zeilen blieben stehen. Ich war also auf eine Druckfehler-Anzeige gefaßt, nicht auf die Freude, die mir werden sollte.

Am 25. November erhielt ich, mit dem Bemerken, der Bote warte auf Antwort, nachstehenden Brief:

„An löbliche Redaktion des Gesellschafter zu Berlin.

Göttingen, den 19. November 1841.

Bezug nehmend auf den in der 169sten Nr. des Gesellschafter sich findenden Artikel, welcher mein Subhastations-Verfahren gegen den Gärtner Krebs allhier, wegen einer Forderung von 8 Thlr. 17 Sgr. Courant bespricht, habe ich bis jetzt vergeblich gewartet, daß ein hiesiger Einwohner meine Forderung tilgen und dadurch den Verkauf der Krebse'schen Grundstücke unnöthig machen würde. Es ist indeß nichts der Art geschehen, und da ich nicht selbst in der Lage bin, meine Forderung erlassen zu können, Sie aber sich großmüthig erboten haben, selbige zu zahlen, so zweifle ich nicht, daß Sie meine, Ihnen

gleichzeitig mit diesem Schreiben präsentirt werdende Anweisung von 19 Thlr. 2 Ggr. 2 Pf. sofort einlösen werden. Wenn Sie es dann demnächst wünschen, so werde ich gern bereit seyn, in irgend einem mir zu nennenden Blatt den Empfang zu bescheinigen.

Ergebenst empfohlen

A. Heintze."

Dabei lagen folgende Aktenstücke und Beglaubigungen:

„I.

Liquidation

der in Sachen des Herrn Kaufmann A. Heintze, Kläger, wider den Gärtner Krebs, Beklagten, pcto. deb. ad 8 Thlr. 17 Ggr. Courant dem Kläger erwachsenen Proceßkosten.

				Rthlr.	Ggr.	Pf.
1841.	Jan.	30.	Gerichtsgebühren für den Zahlbefehl	—	11	—
	März	27.	Desgleichen für das Purifications-Mandat und den Executionsbefehl .	—	14	—
			Deservit des Anwaldes	—	12	—
			Vollmacht des Anwaldes incl. Copialien	—	10	—
	Sept.	7.	Gerichtsgebühren für den Bescheid und das Subhastations-Patent . . .	2	—	—
			Insertions-Gebühren für die Insertion des Subhastations-Patents in Nr. 37 des Göttinger			

Digitized by Google

				Rthlr.	Ggr.	Pf.
1841.			Wochenblatts, Nr. 259 des allgem. Anzeigers der Deutschen, Nr. 76 der Hannoverschen Anzeigen und Nr. 265 der Casselschen allgemeinen Zeitung, incl. Porto laut Nota . . .	5	13	2
			Durch eine Intervention der Krebse'schen Ehefrau sind noch an Kosten erwachsen:			
	Sept.	7.	Für ein Decret	—	9	—
			Deservit des Anwaldes	—	12	—
				10	9	2

Daß vorstehende Kosten-Liquidation den verhandelten Akten und, so weit sie sich auf Gerichtsgebühren und Deserviten beziehen, auch den in hiesigen Landen gesetzlich vorgeschriebenen Taxen gemäß aufgestellt sind, bezeuge ich hierdurch.

Göttingen, am 16ten November 1841.

G. Köhler, Stadtsecretair und Advocat."

II.

„Die löbl. Redaktion des „Gesellschafter" ersuche ich, die, laut dem 169sten Blatt dieser Zeitschrift übernommene Schuld des hiesigen Gärtner Krebs an mich, im Betrage von 8 Thlr. 17 Ggr., nebst den, durch meine Klage gegen denselben erwachsenen, in angebogener Liquidation verzeichneten Kosten, im

Digitized by Google

Betrage von 10 Thlr. 9 Ggr. 2 Pf. Courant, an die Herren G. A. Schlosser & Comp. in Berlin auszuzahlen, und bevollmächtige ich hierdurch die genannten Herren, nach Empfang dieser Summe in meinem Namen darüber zu quittiren, so wie ich erkläre, daß nach erfolgter Zahlung dieser Summe meine sämmtlichen Ansprüche an den ꝛc. Krebs befriedigt sind, und ich das gegen ihn eingeleitete Subhastations-Verfahren aufheben werde.

Göttingen, am 17. November 1841.

A. Heintze.

In fidem subscriptionis:

W. Danckwert, Assessor."

Das dabei befindliche Siegel hat einen Löwen und die Umschrift: „Stadt-Gericht der Stadt Göttingen."

Den Herren G. A. Schlosser & Comp. danke ich für die Zuversicht, in welcher sie mir die Quittung auf dem Blatte des Aktenstücks Nr. I. gleich mit demselben einhändigen ließen; im lautesten Herzensjubel habe ich den Betrag bezahlt.

Wohl wissend, daß man über dieses Ereigniß, welches den Spruch: „Es giebt nichts Neues unter der Sonne!" vielleicht auch in Etwas widerlegt, gar viel schreiben könnte, bescheide ich mich, vollkommen entschädigt zu seyn mit dem Capital-Vergnügen, das mir die Göttinger (unter denen übrigens gewiß Manche sind, die gern helfen und von dieser Angelegenheit nur keine Kenntniß nahmen) für die immer noch geringfügige Summe von 19 Thlr. 2 Ggr. 2 Pf. ganz allein gönnten, und bitte nächstdem das

Digitized by Google

löbliche Stadtgericht Göttingen's, für das Recht und die Entlastung meines mir unbekannten Schützlings bestens zu sorgen. Diesem aber wünsche ich ein fröhliches Weihnachtsfest in seinem, ihm erhaltenen Eigenthum, und bei rüstiger Arbeit ein gestärktes Vertrauen auf Gottes Fügung. Gtz."

(„Gesellschafter" 1841. Bl. 195.)

Richtig ist mir dann angezeigt worden, daß die bezeichnete Subhastation aufgehoben sey, und mich befriedigt dies Abenteuerchen noch in der Erinnerung. —

Meine Rückblicke finden sich jetzt eine andere mir liebe Wendung! — Vom Jahr 1840 an hatte ich Kunde hinsichtlich eines mir längst im Stillen Befreundeten, den ich offenbarter kennen lernte in altgemüthlicher Weise, indem seine Theilnahme mich überraschte durch die hier angeschlossene Herzensergießung:

„Mein lieber Papa!

So nenne ich Sie, weil ich so lange, als ich mit Bewußtseyn auf der Welt bin, Sie kenne, und weil Ihre Worte, wo ich sie immer vernehme, mir immer lieblich im Herzen klingen. Sie sind ein deutscher Mann voll Gemüthlichkeit, der regen Antheil nimmt am Volkes Wohl und Wehe, der frei heraus von der Leber spricht, und deshalb auch von allen guten Menschen verstanden und werth gehalten wird.

Was mich zunächst veranlaßt, Ihnen zu schreiben, ist die vernommene Ankündigung Ihres Volkskalenders pro 1841. Sie stiften unendlich viel

Digitized by Google

Gutes mit dieser Arbeit. Nächst der Bibel findet der Kalender allenthalben Eingang, und der Ihrige ist ganz und gar auf das Bedürfniß des deutschen Mittelstandes berechnet, er ist unterhaltend und lehrreich zu gleicher Zeit.

Ich freue mich unedlich über ihr Wirken und Streben, freue mich herzlich, so oft ich etwas von Ihnen lese. Mein Ziel ist ein anderes, aber ähnliches. Ich möchte dem deutschen Bauer helfen, darum schrieb ich früher beifolgende Pieçe für die Schulzen, und jetzt über Erziehung des Landvolks. — Haben Sie Zeit, so durchlaufen Sie die Schriftchen, und haben Sie Lust, so gönnen Sie meinen Bauern, sey es in Ihrem guten Gesellschafter, ein Plätzchen, und reden Sie, wenn's aus Ueberzeugung geschehen kann, meinen Vorschlägen und Ansichten irgendwo das Wort. Es ist eine ganz eigne Sache mit der Lektüre für den Bauer. Viele wollen's damit zwingen, daß sie zu ihm wie zu kleinen Kindern reden. Das will er aber nicht leiden, er verlangt derbe Hausmannskost, und nach meiner Erfahrung überschlägt er gern Manches, und sucht sich mühsam aus dem Buche heraus, was er versteht. Es ist durchaus nothwendig, daß, wer für den Bauer schreiben will, ihn auch kenne. — Es steckt aber in dieser Gattung Bücherfabrikation zu viel Spekulation, zu viel Geldschneiderei, darum diese Dutzende von Wanzen-Vertilgungsmitteln und Recepte gegen den Brand im Waizen, von Leuten, die weder Wanzen gerochen noch Waizen gebaut haben. Doch entschuldigen Sie,

Digitized by Google

daß ich Sie mit meinem Lieblings-Thema beläſtige; der neueſte literariſche Anzeiger der Vereins-Buchhandlung iſt allein daran ſchuld. Da las ich Ihren Namen, das Herz wurde warm, und diktirte der Feder dieſen Brief. Ich habe Sie lieb, Gott erhalte Sie geſund.

Anderbeck bei Halberſtadt,
d. 20. September 1840.

L. B. König, Paſtor."

Was ich neben dieſem Schreiben — womit ich erhoben wurde zum „Papa" eines Sohnes nahezu in meinen Altersjahren — an Büchlein empfing, war und iſt anſprechend durch mannhafte Offenheit bei erkenntnißreicher Umſicht und redlichem Willen für die geiſtigen und leiblichen Bedürfniſſe des Landvolks und ſo weiter. Pflichtgemäß half ich durch den „Volks-Kalender" und „Geſellſchafter" (beſonders in den Jahrgängen 1843 bis 1845) möglichſt dafür ſorgen, dieſe Schriften der Leſewelt zu empfehlen, was jetzt ebenfalls geſchieht bei den Hinblicken auf meine Vergangenheit. — Anſchließen mögen ſich nun noch zwei Briefe Deſſen, der mich ſtets als „Papa" betrachtete, demzufolge mit kindlicher Dankbarkeit zu mir ſprach, dabei ſich und ſein Bemühen ſelbſt einigermaßen ſchildernd.

I.

„Mein herzlieber Papa Gubitz!

Wenn ich Ihnen ſogleich von vorn herein ſagen ſoll, was mir ſo ſehr an Ihnen gefällt, ſo iſt es

Digitized by Google

der Umstand, daß Sie semper idem sind, daß ich, wenn ich Ihre Sachen heute lese, den Geist wieder finde, der das Preußenvolk anno 13, 14 und 15 beseelte, und daß Sie eben so gut als ich das laut mißbilligen, was sich heute als Schönrednerei geltend macht, und früh Morgens russisch und Abends griechisch ist. Etwas muß der Mensch doch wohl seyn, Maske bleibt Maske, ich lobe mir das ehrliche deutsch. Sie haben eigentlich mit den Bauern wenig zu thun. Und dennoch zweifle ich nicht daran, daß Sie meine Vertretung des Bauernstandes billigen werden, und vielleicht enthält im vierten Abschnitt der „Schade Josephs" etwas, was Sie brauchen können. Für Ihre Berührung meiner früheren Schrift in Ihrem Volks-Kalender bin ich Ihnen dankbar verbunden. Vor Kurzem traten meine Kinder in mein Studirzimmer und sprachen: Lieber Vater, sey doch so gut und laß diese Kalender binden! Daß ich's gethan habe, bedarf keiner Frage. Ja, ich bin noch weiter gegangen. Ihr Herr Kollege bat mich dringend um Beiträge für *seinen* Kalender, und ich hab's nicht gethan, weil ich dachte: Vater Gubitz könnte das übel nehmen, und den nächsten populären Aufsatz soll Er haben. Ergo ich habe Sie freßlieb, wünsche Ihnen langes Leben, Freude an Ihren Kindern und mir — Ihr väterliches Wohlgefallen.

Anderbeck bei Halberstadt.
September 1843.

B. König."

Digitized by Google

II.

„'s ist mir, als ob wir alte Bekannte wären, und doch haben wir uns nie gesehen, und 's kommt mir so vor, als ob in Ihnen der gute Geist noch ganz rein, frisch und stark sich erhalten hätte, und darin irre ich mich bestimmt nicht. — O über den Unsinn, in sogenannten christlichen Bekenntnissen das Heil zu suchen, und nicht im christlichen Handeln! O über die Verblendung, auch nur an die kleinste Concession Rom's und an die Möglichkeit der Verschmelzung des Traditions- und des Vernunftglaubens zu denken! O über die empörende Heuchelei und jesuitische Arglist, die sich an gewissen Orten kund giebt!

Ich habe ein Volksbuch geschrieben und bringe es Ihnen. Es mag schlecht seyn, immer ist's nicht so schlecht als das beste Traktätlein, mit dem Lamme, den Wunden, den Seufzern, statt der That.

Der Angriff von Gersdorf in Altenburg auf die Zwickauer Volksschriften scheint mir gerecht zu seyn. Sie sind kein klares, stärkendes Lagerbier mit gesunder Bitterkeit, sondern wahre Buttermilch, wovon der kräftige Mann laxirt.

Finden Sie mein Büchlein tauglich, so sagen Sie gütigst den Berlinern, daß es in Leipzig erschienen und zu Berlin in jeder Buchhandlung für $2^1/_2$ Sgr. zu haben ist, und setzen hinzu, was Sie sonst für gut finden. Viele, viele Exemplare müssen verkauft werden, bevor ich zu meinem Gelde komme! Doch wer mir gut ist, wird mir helfen, und daß die

Digitized by Google

Guten immer mehr zusammenhalten, das scheint mir immer nothwendiger zu werden.

Wir in Sachsen hier kommen, ohne wen zu fragen, zu 200, 300 zusammen, Geistliche und Weltliche, reden frei von der Leber — und so schreibe ich auch. Etwas helfen thut's doch, das melden Briefe von allen Seiten. Vergebens suche ich Grundsätze und folgerichtiges Handeln, finde nur ein Balanciren, ein Redressiren und Projektiren, car tel est notre bon plaisir. Wir schicken Strümpfe nach Indien, und lassen unsre Jugend barfuß laufen, glauben längst nicht mehr an die heilige Dreifaltigkeit, und bauen ihr prächtige Kirchen auf, nennen uns Protestanten schon längst nicht mehr, sondern sitzen und warten, was wir eigentlich werden, ob Englisch, Syrisch oder Hengstenberger. Gott stehe uns in Gnaden bei, ehe das Bischen Geld all wird. Meine Ansicht aber ist die: So lange Wenige nur die Ideen der Gerechtigkeit, Wahrheit und Freiheit in sich tragen, so lange gelten diese Einzelnen dem Staate als Demagogen, der lieben Kirche aber als Ketzer. Werden jene Ideen aber auf's Volk übertragen, so wird das Volk unüberwindlich. Darum habe ich meinen „Gustav Adolph"*) geschrieben, darum werde ich ferner Volksbücher schreiben, und will mich herzlich freuen, wenn ich irgend was zu lesen kriege,

*) „Gustav Adolph, König von Schweden." (Leipzig, A. F. Böhme.)

Digitized by Google

daß Sie meine Speise als gesunde Kost empfohlen haben.

1844. B. König."

Daß ich den, mir gleichsam zum Findlingssohn gewordenen Pastor Bernhard König gern in Erinnerung bewahre, will ich nicht bezweifeln lassen, und ich meine, dies wird sich schon rechtfertigen durch die wenigen Bruchstücke, die ich aus seinen Schriften nun anfüge:

„Kanarienvögel sollen dann am besten singen, wenn sie ihren frischen Trunk und gehöriges Futter haben. Auch von den Pferden sagt man, daß sie besser ziehen und schwerere Lasten tragen können, wenn man ihnen statt Häcksel Hafer gebe. So ist's bei den Thieren! Was die Menschen betrifft, so scheint man in manchen Fällen eine andere Meinung zu hegen, zum Beispiel hinsichtlich der Volksschullehrer. Von ihnen scheint man anzunehmen: je knapper das Brod, desto größer der Eifer; doch dürfte die Zeit herbeigekommen seyn, wo diese letztere Ansicht sich nicht ferner halten läßt, wenigstens ist eine gewaltige Bewegung in der Lehrerwelt ganz unverkennbar. Sie wollen nicht mehr Eselsarbeit und Zeisigfutter, und fordern von Tage zu Tage mit stärkerem Nachdruck, wenigstens mit Gensd'armen und Grenzaufsehern gleichgestellt zu werden. Hierin thun die Lehrer augenscheinlich Unrecht, denn haben sie nicht seit dem Pariser Frieden, also seit vollen achtundzwanzig Jahren, wiederholt die Zusicherung

Digitized by Google

empfangen, daß ihre traurige Lage in Erwägung gezogen werden ſolle? Was wollen ſie mehr? Sie wollen Geld! Wer hat denn Geld für die Volksſchullehrer? Erſt in dieſen Tagen bekannte ein Lehrer: „Ich habe jährlich Fünfundzwanzig Thaler Alles in Allem.“ Er leinewebert dabei und verrichtet Feldarbeit. Jemand, der den armen Lehrern gern geholfen hätte, fragte Dieſen: „Aber haben Sie denn keinen Superintendenten, keinen Prediger, die für Sie einkommen? Haben Sie noch nicht ſelbſt Ihre traurige Lage vorgeſtellt und gebeten?“ — „Allerdings, aber es hat halt nichts geholfen!“ — Wir aber ſollten meinen, daß, wenn ein würdiger Schulrath im hohen Collegio ſpräche: „Ich habe auf jener Domaine einen Lehrer gefunden, der nicht ſo viel hat wie ein Nachtwächter; dieſem Manne muß geholfen werden, und trage ich darauf an, daß ihm jährlich aus unſerer Kaſſe eine Mandel Thaler zufließe“, ſo müſſe das doch mindeſtens eben ſo viel helfen, als wenn der Departementsrath Geld fordert, um auf jener Domaine einen Schafſtall zu bauen. Gelten denn die Schafe auf den Domainen mehr als die Kinder, der Hirt mehr als der Lehrer? Wie kann man vom blühenden Zuſtande des Landes reden, wenn immer und ewig kein Geld da iſt, dem gedrückten Lehrerſtande aufzuhelfen? Der Glanz des Staats darf uns nicht täuſchen, ſo lange die dringendſte Nothdurft unbefriedigt bleibt. Ein armer Lehrer kann aber nie ſeine Pflicht vollſtändig erfüllen,

Digitized by Google

wenn Nahrungssorgen die Freudigkeit seines Geistes darnieder drücken". —

„Die Volks-Literatur hat in Masse einen bedeutenden Aufschwung genommen, deren Beschaffenheit entspricht aber unter funfzig Fällen höchstens einmal dem hohen sittlichen Begriffe der Volksschrift. Die Volksschrift will und soll zunächst Langeweile tödten und schlechte Beschäftigung verdrängen; sie will unterhalten, belehren, bessern, erbauen; die meisten Volksbücher haben aber gar nicht diese Absicht, oder sie wählen die verkehrtesten Mittel dazu. Christliche Volksbücher verlangen Einige, nämlich Solche, die vom geistlichen Staate reden und überhaupt Alles recht christlich begehren, weil zufällig das Wort christlich eben Mode ist. Das Wort christlich ist aber nicht gehoben worden durch die Bemühung der Phantasten, die Worte von Dem festzuhalten, was geistig sich längst überlebte. Das Echtchristliche ist allenthalben das Rechte, Wahre, Pflichtgemäße; wo Das vorwaltet und verwaltet, weht christlicher Geist. Viel christliche Frömmelei ist von Thronen, Kathedern, Kanzeln, Conventikeln und Büchern bisher begünstigt worden, etwas Gescheidtes aber nicht herausgekommen. Es hat Schwierigkeiten für's Volk zu schreiben; man muß das Volk lieben und kennen, was unter den Schaaren von Maschinentheilen, die über das Volk walten, nicht Zehn thun, es auch nicht vermögen. — Alles muß seine Farbe haben! Unsre Gegner tragen die Farbe faustdick hinter den Ohren

Digitized by Google

und auf der Stirn, und wir sollten farblos bleiben? Wer heute noch nicht merkt, wo Alles hinauslaufen soll, der wird's wohl nie erfahren! Mischlinge sollen wir werden, Leute, die den sogenannten heiligen Vater mit gleicher Liebe umfassen, wie Luther, Calvin, Zwingli. Wir haben aber schon eine Farbe, die man uns aufgestrichen hat, als wir auf die Welt kamen, und ich schlage vor, daß wir sie behalten. Wir haben eine Fahne, zerfetzt und zerschossen im Kugelregen, und ich schlage vor, daß wir sie nimmer gegen eine neue vertauschen, und wenn diese von den Nonnen des Pater Henricus selbst verfertigt wäre. Also Gesinnung, bestimmte Gesinnung zur muthigen Bethätigung, ohne das jetzt modische, feige Rücksichtnehmen, wodurch sich die meisten Männer von Einfluß zu weibischen Knechten herabwürdigen!"

Im Jahr 1844 hatte Bernhard König viel auszustehen durch mannichfache Anfechtungen, veranlaßt von der sogenannten „Evangelischen Kirchenzeitung" und ihrem mächtig einflußreichen Anhang. In seiner Schrift: „Der rechte Standpunkt" ist er kräftiger Gegner seiner Widersacher, und sagt unter Anderem:

„Es giebt gegenwärtig in Deutschland, in vielen Ländern zerstreut, aber in Preußens Hauptstadt besonders gedeihend, eine kirchliche Partei, deren Anhänger ihren Glauben für den alleinseligmachenden ausgeben, Andersdenkende verächtlich machen und verfolgen, und weil sie auf ihre vermeintliche Fröm-

Digitized by Google

migkeit, die sie auch äußerlich zur Schau tragen, pochen, vom Volke kurzweg die Frommen (Frömmler) genannt werden. Sie geben sich für die wahre Kirche aus; fragt man sie aber, was sie unter Kirche verstehen, so kommen sie, da deutliche Begriffs-Bestimmung niemals ihre Sache war, entweder in Verlegenheit, oder sie geben auf diese Frage die bekannte Antwort: die Kirche ist die Gemeinschaft der Gläubigen. Sagen wir nun: Wir gehören auch zu dieser Gemeinschaft, wir halten sie auch fest, diese Grundwahrheiten des Christenthms, so erwiedern sie uns: „Nein, euch können wir nicht als die Unsrigen anerkennen, denn ihr glaubt nicht an die heilige Dreieinigkeit, nicht an das natürliche Verderben der Menschen oder die Erbsünde, nicht an den stellvertretenden Opfertod Jesu Christi, und so weiter. Statt der einfachen evangelischen Klarheit bieten uns diese Leute ihre Lieblingssätze aus der alten Dogmatik, und verschließen Jedem, der sie verwirft, die Himmelsthür. Bei der offenbaren Verkehrtheit, dem Volke statt des erfreulichen Lichts des Evangeliums die Zankäpfel der Theologie zu bieten, kann es nicht fehlen, daß die bei Weitem größte Zahl der Christen sich gleichgültig oder verächtlich von dieser eben so hochmüthigen als herrschsüchtigen Partei wegwendet, um so mehr, als sie hin und wieder so recht deutliche Gelegenheit hat, wahrzunehmen, daß unsre sogenannten frommen Leute sich nicht bloß auf das Himmlische, sondern auch recht gut auf das Irdische verstehen.“ —

Digitized by Google

„Wer zuerſt die heilige Schrift als Gegenſatz der Vernunft aufſtellte, hat der Menſchheit einen ſchlechten Dienſt erwieſen; „der Buchſtabe tödtet, nur der Geiſt giebt Leben", ſagt die Schrift ſelbſt. Das Geiſtige kann aber nur begriffen werden durch unſern Geiſt. Nicht mit unſern Ellenbogen erfaſſen wir die bibliſche Wahrheit, ſondern mit unſerer Vernunft. Den Menſchen nöthigen wollen, Alles buchſtäblich zu glauben, was in der Bibel ſteht, heißt ihn zwingen wollen, die Geſetze des Denkens mit Füßen zu treten und aufzuhören, ein vernünftiger Menſch zu ſeyn, und die Bibel befiehlt ja auch: „Prüfet Alles und Gutes und Beſtes behaltet." — Schwerlich dürfte es ſich verantworten laſſen, daß eine Partei im Staate ſich herausnehmen will, ſchonungslos über angeſtellte Geiſtliche herzufallen, weil dieſe als echte Proteſtanten auch von einem papiernen Papſte nichts wiſſen wollen, und die heilige Schrift als eine Gabe Gottes ehren, welche ſich nur durch wahrhaft vernünftigen Gebrauch als wahrhaft göttlich erweiſt." —

Weiteres will ich über den Verewigten und ſeine Schriftgaben hier nicht ausbreiten, meinerſeits aber auch ſeinen, von Finſterlingen arg befehdeten Sinnſpruch in Schutz nehmen: „Das Heil kommt von Unten, und freimüthige Aufdeckung der Mängel führt dieſes Heil am ſicherſten herbei." — Entwickelung des Volks, des höheren Lebens, des Landeswohls, der wahren Volkskraft und echten Vaterlandsliebe muß von den Familien-Zuſtänden aus-

Digitized by Google

und hinaufgehen, in festgestellten Grundlagen anfangen, sonst steht es durchweg übel mit dem Blühen und Fruchten der Bildung. —

Der Erfolg des freundlich genäherten Bekanntwerdens mit Bernhard König durch briefliche Einleitung hat sich mir auch durch Briefe von Mädchen bewährt, zugleich mit der Erfahrung, daß zuweilen mir völlig Unbekannte mit Vertrauen mir entgegenkamen. Zu solchen Erscheinungen zähle ich die mir persönlich unbekannt gebliebene Agnes Franz, ein Mädchen, dem ich gern ein Andenken erwecke; es ist zugleich ein Andenken an jenen schwärmerischen Gefühlsdrang, der noch im Beginn des neunzehnten Jahrhunderts leicht entzündlich war.

Im Frühling des Jahres 1815 erhielt ich handschriftlich Lieder-Dichtungen, und voran hatte ich zu lesen:

„An Herrn Professor Gubitz.

Du kennst mich nicht, wohl aber kenn' ich Dich!
Dein Name scholl auch in mein stilles Leben;
Oft freute ich des fernen Sängers mich,
In holden Liedern, die Du uns gegeben.

Du bist mir nicht mehr fremd! — drum nah' ich mich
Wie einem Freund, in kindlichem Vertrauen;
Die kleinen Lieder hier — sie bitten Dich
Mit einem Blick sie freundlich anzuschauen.

Die Stille schuf sie und ein frommer Sinn; —
Ob wohl in ihnen echte Funken glimmen,
Darf nicht die ungelehrte Dichterin,
Sollst Du — ich bitte Dich darum! — bestimmen.

Digitized by Google

Ich fürchte mich vor Deinem Urtheil nicht,
Wahr wirst Du seyn — und reine Wahrheit höret
Wohl Jeder gern, ist nur sein Busen nicht
Von Eitelkeit und stolzem Wahn bethöret.

Doch sey nicht streng, wenn gegen Regelzwang
Ich unbekannt und unbewußt gesündigt;
Nur die Natur erzog mich zum Gesang,
Ich sprach ihr nach, was sie mir leis verkündigt.

Hier leg' ich, was ich hab', in Deine Hand,
Du sollst allein die kleinen Lieder richten;
Was Deine Muse nicht für wahr erkannt,
Mag Deine Hand auf immerdar vernichten!

Agnes Franz."

Was ich erwiederte, habe ich nicht in Abschrift; daß ich aber mich bemühte, der Zutraulichen und Geistbegabten nach dem Maße meiner Kräfte zu helfen, geht hervor aus ihrer Antwort:

„War der Glaube an Sie auch noch unerschüttert, so fing ich doch schon an, an mir und meinem poetischen Talent zu zweifeln, und wer weiß, hätte ich nicht die Leyer für immer niedergelegt, hätte Ihr freundliches Schreiben mich nicht noch zu rechter Zeit ermuntert. Könnte ich dafür — wie für Ihr gütiges Bemühen, bei Ihrer so zu sparenden Zeit meine Lieder selber zu durchsehen — meinen Dank so innig aussprechen, wie ich ihn fühle, würden Sie gewiß daraus ersehen, daß Sie sich für keine Unerkenntliche bemühten. Oft habe ich mich recht dreist und unbescheiden gescholten, wenn ich an meine gewagte Bitte dachte, jetzt aber will ich es nicht mehr thun, da

Digitized by Google

Sie mein Zutrauen ſo freundlich aufgenommen haben. Mit Aufmerkſamkeit hab' ich Alles aufgefaßt, was Sie mir in Ihrem Briefe ſagten. Die beiden kleinen Lieder, deren Sie mit Beifall gedenken, ſind von mir, da ſie mir die wenigſte Mühe machten, nur flüchtig meinen Lieblings-Melodien angepaßt wurden, nie vorzüglich beachtet worden; — doch iſt es wohl nicht das Erſtemal, daß juſt, was Erzeugniß einer augenblicklichen Rührung war, das Gelungenſte wurde, ſo wie, was mir Mühe koſtete, gewöhnlich ein gezwungenes Anſehen erhielt, folglich nichts taugte. Hierzu zähl' ich alle Arten von Kriegsliedern, daher ich ſie gänzlich verwieſen habe.

Sie machen mich auf ein zu öfteres Verweilen bei dunklen, ſchwermüthigen Bildern aufmerkſam! — und ich muß Ihnen wohl Recht geben. Ich entſchuldige mich nur dadurch, daß ich zur Zeit, als ich jene Bilder ſchrieb, noch keine Ahnung hatte, daß ſie je öffentlich erſcheinen würden; ich dichtete bloß für mich, und ſo wie ich jede frohe Regung gern Jedem mittheile, indem ich gern heiter erſcheine und gern heitre Geſichter um mich ſehe, ſo geheim hielt ich jedes ſchmerzliche Gefühl, erlaubte mir nur, es durch die Feder auszuſprechen: ich kleidete es in fremde Rahmen und Formen, in denen es nicht von Andern, nur von mir erkannt werden konnte. Dieſe Gedichte habe ich jetzt zurückgenommen, da mir ſelber gar nichts daran gelegen iſt, in einer ſo melancholiſchen Geſtalt aufzutreten.

Und nun meine Antwort auf Ihre Fragen! —

Digitized by Google

Der laute Wunsch meiner Freunde bestimmte mich schon früher, meine kleine Sammlung in Druck zu geben; nur schwankte ich noch, meinen eigenen Ansichten nicht trauend, unentschlossen, welchem Urtheil ich sie unterwerfen sollte. Könnte mich etwas sicher stellen, so wäre es das Ihre; Sie bieten mir die Hand zu diesem Unternehmen, darf mir dies Bürge seyn, daß ich nicht zu viel wage, mich dem allgemeinen Urtheil Preis zu geben? — Große Freude, ich will es immer gestehen, würde mir das Gelingen dieses Vorhabens machen! — der guten Mutter, die ich so liebe, könnte ich wohl kein willkommeneres Angebinde zum Weihnachtsabend machen, als das kleine Werk. Mein Entschluß ist gefaßt; Sie rathen es mir, versprechen mir Ihre Hülfe, was hätte ich noch zu fürchten? Manches hab' ich geändert, mir Mühe gegeben, zu ändern, was Sie mir durch einzelne Beispiele als mangelhaft anführten.

Ich schließe mit dem festen Vertrauen auf Ihre Nachsicht einen Brief, der nur zu laut bezeugen wird, wie bald ich von Ihrem gütigen Anerbieten Gebrauch zu machen wußte. Sollten Sie noch etwas zu erinnern haben, so bitte ich Sie, es mir durch einige Worte anzuzeigen. Glauben Sie ja nicht, eine unumwundene Meinung könne mich verletzen! Ich werde in jedem zurechtweisenden Worte nur den gütigen lehrenden Freund erblicken, den ich wie jetzt stets dankbar verehren werde.

Schweidnitz, den 11. Juli 1815.

Agnes Franz."

Digitized by Google

In mehrfacher Bereitwilligkeit half ich dazu, die kindlich Gemüthvolle annehmlich in die Schriftwelt zu geleiten, und freue mich, daß sie bei den Lesern Theilnehmende gewann, wie dies jetzt auch bezeugt ist im „Conversations-Lexicon", wo neben weiterem Lebensgeschichtlichen und dem Verzeichniß der Schriften von Agnes Franz über sie bemerkt ist:

„Ihr schon früh reges poetisches Talent, das sich vorzugsweise in zarten und sehnsüchtigen Liedern meist religiöser Färbung, aber auch in dramatischen Scenen aussprach, fand in engern Kreisen großen Beifall, so daß sie sich zum öffentlichen Auftreten entschloß."

Dies — wozu ich nähere Erklärung gab — las ich in neuester Zeit, und erfuhr nun erst, daß Agnes Franz, geboren am 8. März 1794, in jener Zeit, als sie sich zu mir wandte, ihr einundzwanzigstes Jahr erreicht hatte. — Gestorben ist sie am 13. Mai 1843, und ihr letzter Brief an mich — aus Breslau vom 7. Dezember 1842 — betrifft ihr dreiaktiges Schauspiel: „Die Verlobte." Agnes Franz war schon krank, als ich mit ihr brieflich sprach über die von ihr gewünschte Einordnung jenes Werks in das „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele". Ich beantragte kürzende Aenderungen, als jedoch ihr Tod dazwischen kam, ließ ich den Abdruck geschehen genau nach ihrer Handschrift. — Später wurde mir noch ihr Liederspiel: „Das gestörte Winzerfest" mitgetheilt; es ist dem „Jahrbuch für 1862" beigeordnet, und wer diese Bühnenspiele liest, wird bezeugen

Digitized by Google

können, daß die Verfasserin einer edlen Schwärmerei treu geblieben ist. —

Zweite Mädchen-Erscheinung bei der jetzigen Zurückschau ist die mir schon in meinem vierundzwanzigsten Lebensjahre Vertrauen erweisende Schauspielerin und mich dann als Dichterin überraschende Louise Beck, der sogar ein „Allgemeines Theater-Lexicon" keine Zeile gönnte. Sie war die Tochter des berühmten Schauspielers Heinrich Beck, dem auch als Lustspiel-Dichter Anerkennung gebührt, der aber frühzeitig starb. Iffland, dessen Pathin sie war, nahm sich der Tochter an, und ich wurde in Berlin mit ihr, die reicher an Geist als an Schönheit zu bezeichnen ist, freundschaftlich bekannt. Nach Iffland's Tode (1814) veränderte sich ihre Stellung in Berlin ungünstig, wonach sie Mitglied des Theaters in ihrer Geburtsstadt Mannheim wurde. Dort schien ich aus ihrem Gedächtniß entwichen, bis ich folgendes Schreiben empfing:

„Mannheim, den 12ten Dezember 1825.

Nach langer, langer Zeit wende ich mich wieder einmal an Sie, mein gütiger, theurer Freund, und zwar mit dem alten herzlichen Vertrauen, was Sie ja immer so schön gerechtfertigt haben. Es sind Jahre hingegangen, die ich sehr traurig verlebte, indem meine Mutter beständig krank ist und schon einige Male dem Tode nahe war; — in dieser letzten Zeit habe ich nun auch einen Schritt gewagt, den ich mich jahrelang zu thun weigerte, und Gott Lob! er ist vor der Hand wenigstens glücklich ausge-

Digitized by Google

fallen. — Paſſen Sie auf, mein gütiger Freund — jetzt kommt's! — Von Jugend auf habe ich mich mit der dramatiſchen Dichtkunſt beſchäftigt, allein wohl fühlend, wie ſchwierig ſie ſey und wie viel dazu gehört, hierin irgend etwas zu leiſten, wagte ich es nie, mit einem meiner Werke an's Licht zu treten, bis ich endlich dem Zureden Anderer und dem Willen meiner Mutter nachgab. — Am 5ten Juli dieſes Jahres wurde hier zum erſtenmal mein romantiſches Schauſpiel: „Das Opfer", am 27ten September mein kleines romantiſches Idyll: „Morgen gewiß!" aufgeführt, welches am 11ten October auf Begehren ſchon wiederholt werden mußte, und die Aufnahme beider Stücke übertraf meine kühnſten Erwartungen.

Wie glücklich dieſer Erfolg mich machte, brauche ich Ihnen wohl nicht zu beſchreiben; auch iſt das wohl recht gut, aber — Mannheim iſt nicht die Welt. Auch auswärts wünſche ich bekannt zu werden, aber wie? Einer angehenden Schriftſtellerin ſchenken die Direktionen nicht leicht ihr Vertrauen, wie ſoll man es aber machen, wenn man bekannt werden will, für unſägliche Mühe und Arbeit doch auch einen kleinen Lohn hofft? — Sehen Sie, mein guter, lieber Freund, da hätte ich Ihnen mein Anliegen offenbart; geben Sie mir Ihren Rath, reichen Sie mir freundlich Ihre Hand und ſagen Sie mir, was ich zu thun habe. Ich ſtehe allein in der Welt, fühle grade jetzt am tiefſten, wie ſehr ich allein! —

Soll ich etwas drucken laſſen, um bekannt zu

Digitized by Google

werden? Darf ich Ihnen einiges senden? Werden mich die Recensenten nicht gleich todt machen — wird sich, im Fall Sie mir zum Druck rathen, ein Verleger finden? Das Alles habe ich noch nicht versucht — denn ich wünsche zuvor Freundes-Rath und Freundes-Schutz, wenn ich in die Welt trete.

Lieber, gütiger Freund, nehmen Sie sich meiner an! sagen Sie mir, was und wie ich es thun muß! ich habe mehrere außer den genannten Werken fertig — die Leute sagen hier: sie müssen Beifall finden, aber ich traue der Vorliebe nicht. Wollen Sie richten, darf ich Ihnen etwas senden? Ich hatte nicht den Muth, Sie gradezu mit etwas zu belästigen, aber Ihre Antwort wird mir sagen, was ich zu thun habe.

Was macht Jettchen, Ihre liebe gute Frau? Sie soll ein wenig für mich bitten, wenn mein Freund bei seinen vielen Geschäften vielleicht böse wird, daß ich ihn noch belästige. — Grüßen Sie sie herzlich — meine glücklichste Zeit war in Berlin — das Andenken an diese Zeit ist mein Heiligthum!

Leben Sie wohl, mein theurer Freund, lassen Sie mich bald, recht bald etwas von sich hören, und seyn Sie des innigsten, herzlichsten Dankes im voraus überzeugt, mit dem ich ewig bleiben werde Ihre Sie aufrichtig verehrende Louise Beck."

Was antwortet ein dienstwilliger Mann einem Mädchen auf solchen Brief? Weil ich muthmaßlich meinem Gedächtniß das Versprochene für alle Zeit

Digitized by Google

feſthalten wollte, iſt auf eine leere Seite jenes Briefes von mir flüchtigſt geſchrieben:

„Gruß zuvor!

— und nun zuerſt Schelte! Wie können Sie, liebe Freundin, irgend glauben, daß ich nicht zu Allem bereit wäre, wenn ich Ihnen in etwas dienen kann? Ihr Wunſch findet mich bereitwillig, als wär' es mein eigener, ja williger noch, denn ich ſchlage zuweilen der Welt ein Schnippchen, weil ich mir, und dies verſchuldeten meine Erfahrungen, wenig aus ihr mache und ſie noch weniger brauche, welchen Zuſtand mir der Himmel bewahren möge! Nun glaube ich wohl, zu Ihrem Vorhaben Ihr Rath und im vorkommenden Falle auch Ihr Ritter werden zu können, will aber für Letztes meiner Eitelkeit nicht die Uebermacht laſſen, vielmehr es verhüten, daß ich Proben literariſcher Tapferkeit nöthig habe.

Fürerſt ſchicken Sie mir nun Ihre Dichtungen, aber gütigſt unfrankirt: die Sachen gehen ſicherer, hat die Poſt ihren Lohn noch zu fordern. Sobald ich dann geleſen, ſchreibe ich Ihnen wieder. Wenn ich meine, daß die Bühnen-Direktionen mit Vortheil in Anſpruch genommen werden können, darf ich vorläufig den Druck für das leſende Publikum nicht zulaſſen, will Ihnen aber Alles von hier aus beſorgen, ſo daß Sie von den Unterhandlungen nicht eher etwas erfahren, bis ich Ihnen den Erfolg mittheile.

Meine Frau läßt herzlich grüßen; ſie hätte beinah ein wenig geſchmollt, daß die Bitte, die Sie ihr auftrugen, nicht nöthig war; da es aber über-

Digitized by Google

haupt mit dem Schmollen bei uns nicht gehen will, so wurde auch diesmal nichts daraus. — Und nun, recht vergnügliche Tage für Sie und Gesundheit für Ihre Frau Mutter! Entschuldigung für mich, daß meine Feder flüchtig dahin eilt; in der Weihnachts- und Endzeit des Jahres muß ich sogar um allerlei Wirthschaftlichkeiten mich bekümmern, was zwar nur widerwillig, mithin pfuscherhaft geschieht, aber doch geschehen muß.

Mit immer jugendlicher Freundschaft Ihr

F. W. Gubitz.

Berlin, 18ten Dezember 1825."

Sie sandte mir nun vier ihrer schriftstellerischen Versuche für die Bühne; davon sind zwei, „Morgen gewiß! Romantisches Idyll in einem Akt", und „Opfertreue. Drama in drei Akten", zu finden im „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele", jenes bezeichnet mit dem Namen Ludwig Becker, dieses mit L. Beck. Noch eines: „Das Schloß in den Pyrenäen. Schauspiel in vier Akten", ist gedruckt in „Neues deutsches Original-Theater" (herausgegeben von S. W. Schießler), wieder mit dem Verhüllungs-Namen L. Becker.

Vor Verbreitung in der Lesewelt sandte ich diese Schauspiele abschriftlich an Bühnen-Vorsteher, und eines erreichte hier, ein anderes dort wirklich die Darstellung, auch mit etwas klingendem Erfolg. Auszüglich sey jetzt nur mitgetheilt, was mir Louise Beck hinsichtlich meiner eingeschobenen Antwort brieflich („Mannheim, 29. Dezember 1825") geäußert hat:

Digitized by Google

„Ihr Brief, mein lieber gütiger Freund, hat mir die herzlichste Freude gemacht! ja, so denken und handeln Freunde. — Entsetzen Sie sich nicht über das große Paquet, was ich Ihnen sende; es überfalle Sie kein Schauer bei dem Gedanken, das Alles lesen zu sollen, und verwünschen Sie meine Schreibseligkeit nicht. Nun zum Geschäft! —

„Das Schloß in den Pyrenäen" und „Der Pfeil" sind hier noch nicht gegeben, theils weil ich vom hiesigen Theater ab bin — aber wieder in Unterhandlungen stehe — theils weil ich keinen Beruf fühle, die Kasse zu füllen, ohne, wie „Staberle" sagt, etwas dafür zu haben. Ueberlegen Sie, was mit diesen Stücken zu machen sey, Alles überlasse ich Ihrer Einsicht, Ihrer Güte, präparire mich bloß, immer nur zu sagen: Danke schön!

Sie finden auch die kleine Idylle: „Morgen gewiß!" Es ist nicht Eitelkeit, wenn ich Ihnen wiederhole, daß dies Werkchen sich hier den höchsten Beifall erwarb: ich sende es Ihnen zur Beurtheilung; bitte, es in einer müßigen Abendstunde meinem Jettchen vorzulesen, und hoffe, sie soll ihm auch ihren Beifall schenken. — Ich habe Alles selber abschreiben müssen — da werden Sie viele orthographische Fehler finden, die zu verbessern wären — nichts für ungut, lieber Freund — ich bin ein Frauenzimmer. — —*)

Professorchen, nehmen Sie es nicht übel, wenn

*) Die feste Handschrift ist fast völlig fehlerfrei.

Digitized by Google

ich herzlich lachen muß bei dem Gedanken, daß Sie, Sie sich um Wirthschaftlichkeiten bekümmern?!! — Was müssen denn das für welche seyn — da bin ich wie der „Seneschall" — „Par exemple, das möchten wir einmal sehen, das möchten wir einmal erleben!" — ? —.

Jettchen hat auf mich nie lange bös seyn können — o, ich weiß auch, wer mir noch gut war — Ihre Schwiegermutter — Frau Schröck. — Professorchen, wenn Sie artig sind, so bitten Sie sie in meinem Namen, sich meiner gütig zu erinnern — geben sie acht, sie lächelt freundlich und sagt: „Ach, die Beck!" — —

Ich denke an Ihre kostbare Zeit! — viel Glück, Freude und Gesundheit zum neuen Jahr für Sie, mein Jettchen und alle die Ihrigen. — Mir haben Sie durch Ihren Brief wieder Freude, Hoffnung und Muth gegeben — ich bin ja nun versorgt und beschützt. Der Himmel mache es mir möglich, Ihnen auch einmal thätig beweisen zu können, wie sehr ich mit der dankbarsten herzlichsten Freundschaft bin

Ihre

Louise Beck.

Und wenn Sie mich über die Nachschrift auslachen, so sage ich Ihnen doch, daß Ihr Brief meiner armen Mutter sehr frohe Stunden macht, und daß sie sich dankbar und dringend empfehlen läßt."

Mit dem Lesen und Herbeischaffen der Abschriften, mit dem Versenden und Unterhandeln in Betreff der Bühnen-Beherrscher eilte ich möglichst, doch zeigten

Digitized by Google

ſich Erfolge erſt nach etwa acht Monaten, dann hatte ich die Genugthuung, Baarſchaft nach Mannheim ſchicken zu können. Unterdeß verſchlimmerten ſich aber die Verhältniſſe in Mannheim; am 22ten Mai 1826 ſchrieb Louiſe Beck:

„Ich lebe ein ſehr trübes ſchmerzliches Leben! — meine arme Mutter leidet immer mehr; ſeit dem Dezember habe ich die hieſige Bühne verlaſſen, ohne ein anderes Engagement eingehen zu dürfen, da der Arzt mir ſagte: „Ihre Mutter bedarf ihrer Pflege; ſobald ſie einen Kontrakt mit einem andern Theater unterzeichnen, unterſchreiben ſie zugleich das Todesurtheil ihrre Mutter." — Da frage ich nun: konnte — durfte ich fort? Ich weiß, was ich opfere! ich weiß, daß meine künftige Exiſtenz auf dem Spiele ſteht! — ich weiß, daß ich außer Uebung komme — aber darf das Alles mich abhalten, meine Pflicht zu thun? — O wollte Gott, ich brauchte nie wieder ein Theater zu betreten! wollte Gott, ich könnte mir als Schriftſtellerin erwerben, was ich bedarf! Niemand wäre dann glücklicher als ich! — ſo aber iſt es hart, von einem langen Krankenlager der Mutter, Gott weiß wann und wo, wieder auf die verhaßten Bretter treten zu müſſen. — Verzeihung — aber nicht wahr, dieſe Klagen und Wünſche gehörten doch wohl vor das Auge des Freundes? —"

Der mir vorliegende letzte Brief aus „Mannheim den 24ten November 1826" beſpricht Geldſendung hinſichtlich verſchiedener „Honorare", und ſchließt:

Digitized by Google

„Leben Sie wohl — grüßen Sie mein Jettchen von mir und meiner armen kranken Mutter; Gott gebe euch, ihr Guten, beſſere Tage als Eurer

Louiſe Beck."

Seltſam! — ich habe dann nie wieder ein Lebenszeichen von der mir werthen Freundin empfangen; ich meine, ihre Mutter iſt bald nach jenem November geſtorben, und erfahren habe ich nur durch Gerüchte, Louiſe Beck ſey in Oeſterreich geſehen worden, ſey dann verſchollen, alſo muthmaßlich dem Erdenleben dort bald entwichen. — Etwas ausführlich behandelte ich die Begegniſſe mit Louiſe Beck, weil ſie nach meiner Anſicht als Schauſpielerin im ſogenannten Fach der Heldinnen, und auch als Schriftſtellerin es nicht werwirkt hat, in den zuſammengetragenen lebensgeſchichtlichen Handbüchern völlig unerwähnt zu ſeyn. --

Bei Aufzeichnungen meiner Erlebniſſe hat mir das Gedächtniß zuweilen ſchon Pius Alexander Wolff genaht; jetzt ſey er mir näher gekommen, um mit einem Hinblick auf ihn dieſen Band zu ſchließen.

Von Denen, die im neunzehnten Jahrhundert als Schauſpieler auch dichteriſchen Beruf erwieſen haben, iſt er unzweifelhaft mit voran zu nennen; nächſtdem war er im Umgange liebenswürdig bethulich. Als er von Weimar nach Berlin kam (1816) ward ich mit ihm und ſeiner zehn Jahre älteren, deshalb leicht eiferſüchtigen, aber auch geiſtreichen, als Schauſpielerin höchſt ausgezeichneten Frau raſch nah und näher bekannt. Leider war er vom Jahr 1824 ab

Digitized by Google

durch eine Halskrankheit zunehmend gehindert in seinem Beruf, und zuletzt verlor er die laute Sprache fast ganz. — Dies ward Veranlassung zu Raupach's Lustspiel: „Das Ritterwort", mit dem alten, mehrmals verschieden benutzten Stoff: daß ein Ritter seiner Herzerwählten für eine leichte Gunst sein Ehrenwort verpfändet, dafür Alles zu thun, was sie begehren würde, sie ihm auferlegt, drei Jahre hindurch stumm zu seyn, was er, sein Ehrenwort einzulösen, vollbringt, dann aber von der grausig Uebermüthigen scheidet. — Dies Bühnenspiel sollte Wolff's Antrieb, noch in seinem Beruf thätig zu seyn, befriedigen; er starb aber am 28. August 1828 und ein andrer stummer Ritter trat für ihn ein im November desselben Jahres. — Für Wolff's Heilung von seinem Halsübel waren besonders in den letzten drei Jahren alle Hülfsmittel besorgt und versucht worden, auch eine Reise nach Italien und nach der Provence. — Was er mir darüber schrieb, sey, da es etwas von umfänglicher Theilnahme beanspruchen darf, hier mitgetheilt:

„Meinen herzlichen Dank, verehrter lieber Freund, für Ihre freundlichen Zeilen vom 12ten d. Monats. Wie freue ich mich darauf, Ihnen von meiner Reise erzählen zu können, und Alles mündlich zu berichtigen, was Ihnen in Hübner's „Staats- und Zeitungs-Lexicon" zweifelhaft vorkommt; aber diese Freude ist noch sehr in die Ferne gerückt, denn so bald sehen wir uns nicht wieder. Die Verordnung meines Arztes ist Entfernung von Berlin und der

Digitized by Google

Bühne, und erst nach dem nochmaligen Gebrauch des Emser Brunnens, den ich aber, so bald es nur angeht, im Frühling besuchen will, darf ich aus meiner Verbannung wiederkehren. Die vier Monate in Italien und Frankreich haben, wie Sie wohl von unsern beiderseitigen Freunden werden gehört haben, nicht die wohlthätige Wirkung für mich gehabt, welche ich erwartete. Auf deutschem Boden geht es mir etwas besser. Ist es die Folge der Reise, ist es die reine stärkende Luft, die ich hier einathme, ich fühle mich viel wohler als unter dem südlichen Himmel. Man thut jenen Himmelsstrichen in der Ferne viel zu viel Ehre an, man glaubt Wunder, wie weit man in den Mittag hineingereist sey, wenn man sich in Nizza oder der Provence befindet, und das Ganze ist am Ende doch nur lauwarmes Wasser. In gewissen Jahren lobt man sich das Entschiedene, was so zwischen drinn liegt ist matt; so ging es mir mit jener Luft: sie hat mich noch mehr abgespannt, ich wäre elend geworden, wenn ich mich nicht rasch entschlossen hätte, in unsern deutschen charakteristischen Winter zurückzukehren. — In Berlin drängen sich theatralische Begebenheiten, von denen die Briefe, die ich in letzter Zeit erhalten, angefüllt sind; ich ärgere mich manchmal über mich selbst, daß sie mir nicht mehr Theilnahme abgewinnen, und ich bewundere Bethmann*), daß er sich auf's Neue an die

*) Bethmann übernahm damals die Leitung des Magdeburger Theaters.

Digitized by Google

Spitze eines Geschäfts stellt, welches mir wie ein saurer Apfel vorkommt: er wird sich die Zähne auch stumpf beißen. —

Von der hiesigen Bühne kann ich Ihnen nichts melden, denn ich gehe des Abends selten aus, und vermeide den Zug in dem Karlsruher Theater; aber der Sänger Haizinger, der mir manchmal im Zimmer vorsingt, und ein ganz ausgezeichneter Gesangskünstler ist, hat mir schon viele genußreiche Stunden verschafft. Er wird wahrscheinlich im April nach Berlin kommen, und ich empfehle Ihnen diesen Sänger auf's Angelegentlichste; versäumen Sie es nicht, ihn zu hören: es ist etwas Außerordentliches. Schade, daß er als Darsteller noch nicht mehr Fortschritte gemacht hat; indessen hält man ihm gern etwas zu gut, wenn man seine rührende Stimme, seinen seelenvollen Vortrag, seine vortreffliche Methode vernimmt.

Meine Beschäftigung (die geistige nämlich) besteht im Lesen; wenn man so viele Jahre hintereinander einseitig thätig gewesen ist, sieht man bei eintretender Muße mit Schrecken, wie viel man Rechts und Links hat liegen lassen.

Meine Frau empfiehlt sich Ihnen tausendmal, und wir Beide bitten Sie, Ihrer Frau Gemahlin die schönsten Grüße darzubringen. Behalten Sie mich in gutem Andenken und fortdauernder Freundschaft, und genehmigen Sie die Versicherungen meiner wahren Hochachtung und Anhänglichkeit.

Karlsruhe, d. 31. Januar 1826. P. A. Wolff."

Digitized by Google

Eine seiner letzten Rollen war der „Lumpensammler" in jener französischen Wirkungs-Blenderei, die im Februar 1827 auf die Bühne der „Königlichen Schauspiele" kam, nachdem sie etliche Monate vorher im Königstädtischen Theater ausgepocht worden war. Nun erwarb der „Lumpensammler" den reichlichsten Beifall durch die Darstellung Wolff's, und ich gedenke gern seiner Freude, als ich ihm an jenem Abend auf einem Papierstreifen die mit Bleistift geschriebenen Zeilen gab:

„Für Freund P. A. Wolff.

Als Lumpensammler thust Du an der Kunst ein Wunder,
Du machst ein Festkleid ihr aus dem Pariser Plunder."

Im Jahr 1828 besuchte Wolff noch den Badeort Ems, auf der Rückreise sein geliebtes Weimar, und von dort schrieb man mir: „Seine Vorhersagung erfüllend, starb er am 28. August, an demselben Tage, an welchem Goethe, sein großer Meister, einst das Licht der Welt erblickte." — Mir ist dieses Zusammentreffen eine natürliche Folge! — glaubte Wolff an seine Voraussage, dann hat unzweifelhaft auch dieser Glaube seinen einwirkenden Antheil hinsichtlich der Erfüllung. — Geendet sey hier mein Hinblick auf Pius Alexander Wolff mit dem Gedicht, das ihm die Berliner Studenten der philosophischen Fakultät im Jahr 1820 weihten bei Ueberreichung eines mit Lorbeer umkränzten Ehrenbechers; es sey meinerseits zugleich Nachweihe in Erinnerung an den mir Befreundeten:

Digitized by Google

„Wenn in der Dichtung hohem Zauberkreiſe
Der Sänger nie Geſchautes uns enthüllt,
Wenn ſeines Liedes ewig friſche Weiſe
Mit nie gefühlten Wonnen uns erfüllt:
Dann eilt der Dank, die Herzen zu erſchließen,
Den trauten Sänger freundlich zu begrüßen.

Doch wenn des Mimen Kunſt dem todten Worte,
Dem unbewegten, neues Leben ſchenkt,
Dann erſt eröffnet ſich die heit're Pforte,
Die glanzumſtrahlt das Heiligthum umfängt,
Und was der Sänger will auf ſeinen Schwingen,
Des Mimen mächt'ger Kunſt kann's mehr gelingen.

Drum Heil dem Manne, der in heit'rem Glanze,
Wie Du, das ſchöne hehre Ziel errang,
Der ſieggekrönet mit dem Doppelkranze
Des Mimen Kunſt vereinet mit Geſang!
Ihm iſt des Lebens Frühling aufgegangen,
Ihm huldigt, wen ſein Zauber mild umfangen.

So nimm mit Liebe nun, Du hoher Meiſter,
Den Ehrenkranz, in Liebe Dir geſandt;
Iſt's nicht die Huldigung verwandter Geiſter,
Macht unſer Streben doch uns Dir verwandt:
Die Huld der Muſen ſoll ja Den beglücken,
Der ihren Prieſter würdig ſtrebt zu ſchmücken!“

Digitized by Google

Anzeigen
der
Vereins-Buchhandlung
in
Berlin.

Gubitz' „Volks-Kalender für 1869",

einer der bedeutsamsten Jahrgänge, hat folgenden Inhalt:

Das Jahr spricht. — Die heilige Drei in 1869. — Zum Bedenken. — Der Politikus. — Aehnliches. — Unterschied. — Frage und Antwort. — Zweifelhafte Möglichkeit. — Fehlt Dir das Geld? — Zeitsinns-Forschrittler. — Wahrscheinlich! — Glaubens-Maaß. — Ruhm- und Eitelsucht. — Blumen-Sinnbildliches. — Echte Liebe. — „Ohne Dornen keine Rose." — Güte und Muth. — Musik und Posse. — Stetes Ziel. — Ungleiches. — Eigentlicher Sinn. — Mann und Weib. — Gegensatz. — Staatskluge. — An- und Aussicht. — Wie man's deutet. — Leit-Leid. — Der und das Böse. — Sorgt daheim. — Kurze und vollständige Weisheitslehre. — Erkenntniß. — Gottesgericht. — Nur Vorwärts. — Kein leeres Blatt. — Einzuprägen. — Vier F. — Schlichter Vater nnd schlichter Lehrer. — Was die Welt regiert. — Für den Lebensmarkt. (Sämmtlich aus dem Erfahrungs-Buch von **F. W. Gubitz**.) — Mannes-Gelöbniß. — Im Gedränge. — Wehgefühl. — Sündenglück. — Nicht zu trennen. (**F. W. Gubitz**.) — Vor vierzig Jahren. (**H. Kino**.) — Empfehlenswerthe Unbegreiflichkeit. — Die Grenze des Begreiflichen. (**F. W. Gubitz**.) — Die Noth ist Prüfung. (**A. v. Michalowska**.) — Speculation und Landwirthschaft. (**A. Martens**.) — Einheit Deutschlands? (**H. Kino**.) — Weckerei und Neckerei. (**F. W. Gubitz**.) — Die Tröster. (**C. Kienitz**.) — Pflichtgefühl und Schmerzgewühl. (**R. Dobin**.) — Der bürgerliche Muth. (**F. W. Gubitz**.) — Wirkung der Electricität auf Blumen und Früchte. (**K. Fauth**.) — Uneinig und Einig. (**Joseph Reifdahl**.) — Zeitbildlich. (**F. W. Gubitz**.) — Versteigerung von Gegenständen aus dem Tages-Besitz. Unter den Hammer gebracht vom Hofnarren des Zeitschwindels. (**F. W. Gubitz**.) — Vom Lesen. (**F. W. Gubitz**.) — Ungläubig und unglaublich. (**K. Tenner**.) —

Digitized by Google

Schicksalsgewebe aus der Wirklichkeit. (**A. Marby.**) — Nachlaß von **Daniel Leßmann.** — Vom Tabak. (**F. L. Körner.**) — Dem Eitelwesen naht Schmach. (**A. v. Michalowska.**) — Ueber das Jenseits. (Hauptmann und Pfarrer.) — Viel Durcheinander. (Mehrere.) — Der „Volks-Kalender" an die Leser. (**F. W. Gubitz.**)

Daß unser „Volks-Kalender" überall Empfehlung hoffen darf, dafür zeugt in neuester Auflage das in Umsicht bewährte „Conversations-Lexicon" (Leipzig F. A. Brockhaus) durch die im siebenten Bande Seite 491 befindliche Anerkennung:

Der **„Deutsche Volks-Kalender"** erwarb Gubitz den Ruf eines der besten deutschen Volksschriftstellers und wurde Veranlassung und Vorbild zu einer Menge ähnlicher Unternehmungen.

Schauspiele von F. W. Gubitz.

(Die Zahl neben den Titeln bezeichnet den Jahrgang des „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele", worin das Stück zu finden ist.)

Die Ehrenschuld. Drama. (6.)
Allen ist geholfen. Lustspiel. (6.)
Hans Sachs oder Dürer's Festabend. Drama. (8.)
Das Urtheil. Drama. (10.)
Schicksalskämpfe. Trauerspiel. (24.)
Die Talentprobe. Lustspiel. (26.)
Czaar Peter und der Glaser. Drama. (31.)
Die selige Frau. Lustspiel. (32.)
Die neue Schauspieler-Truppe. Fastnachts-Posse. (32.)
Herz und Weltehre. Schauspiel. (32.)
Der Kaiser und die Müllerin. Lustspiel. (33.)
Verschiedene Wege. Lustspiel. (34.)
Der lustige Rath. Historisches Lustspiel. (35.)
Gewagt und verzagt. Lustspiel. (36.)
Keck und verwegen. Lustspiel. (36.)
Winkelränke. Lustspiel. (37.)
Karl der Große daheim. Vorzeit-Bild. (37.)
Kräftige Mittel. Lustspiel. (38.)
Gustav Adolph an der Oder. Schauspiel. (38.)
Sophie Oetzloff. Geschichtliches Lustspiel. (40.)
Bei Leipzig. Schauspiel. (40.)
Sappho. Melodrama. (41.)
Die Abgeordneten auf der Bühne. Vorspiel. (41.)
Der Brautkranz. Dramatische Romanze. (43.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

1355134

DUE MAR '68 H

CANCELLED